

Mexico, Land und Leute

Ernst von Hesse-Wartegg

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817
Digitized by Google

134/200

55

Digitized by Google


Mexico
Land
und
Leute.
Von
Ernst v. Hesse-Wartegg.
WIEN. OLMÜTZ.
VERLAG VON ED. HÖLZEL

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von Ed. Hölzel in Wien und Olmütz.

Vom Newastrand nach Samarkand.

Durch Russland,
auf neuen Geleisen nach Inner-Asien

von

Dr. Max v. Proskowetz.

Mit einer Einleitung von H. Vambéry, einem Anhang, 53 Original-Illustrationen von R. Hauslelthner u. A., zum Theil nach Skizzen des Verfassers, einer Notenbeilage und 4 Originalkarten, ein stattlicher Band in 8⁰ von XXVI u. 534 Seiten.

Preis brosch. fl. 7.— = M. 12.—.

In angenehmer, feuilletonistischer Art schildert der Autor, ein vielgereister Mann, die Eindrücke, die sich ihm auf seiner Reise durch das europäische und centralasiatische Russland boten. Mit den gewichtigsten Empfehlungsbriefen und officiellen Beglaubigungsschreiben ausgerüstet, konnte Dr. v. Proskowetz Einblicke in gesellschaftliche, landwirthschaftliche, militärische und andere Verhältnisse nehmen, wie sie dem Reisenden nur in den seltensten Fällen vergönnt sind, und diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, dass das viel des Anregenden und Belehrenden enthaltende Werk viel des Neuen über Russland bietet.

Noch vor zwei Decennien gelang es dem bedeutenden Gelehrten Prof. Vambéry nur mit unsäglicher Mühe, als Derwisch verkleidet, nach Samarkand vorzudringen. Wie es heutzutage möglich ist, diese ausgedehnte Reise in angenehmer Gesellschaft mit möglichstem Comfort im Eisenbahncoupé auszuführen und auf diese verhältnissmässig leichte Weise die Reste der früheren Pracht und Cultur in Central-Asien in Augenschein zu nehmen, das schildert der zweite Theil des obigen Werkes in einer jeden Gebildeten und Freund der Erdkunde fesselnden Weise. Professor Vambéry sagt in einer dem Buche beigegebenen Einleitung: „Der Verfasser besitzt die glückliche Gabe eines brillanten und fesselnden Styles, seine Schilderungen sind treu und meisterhaft".

Mexico

Land und Leute.

Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Generalkarte Mexicos.

Wien und Olmütz.
Verlag von Ed. Hölzel.
1890.

Digitized by Google

F
1215
.H59

Alle Rechte vorbehalten.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Digitized by Google

8º 1244-190

Vorwort.

In dem vorliegenden Werke veröffentliche ich das Ergebniß meiner wiederholten mehrmonatlichen Reisen in Mexico, Reisen auf neuen Verkehrswegen in einem alten Lande. Wenn für das Werk irgend welcher Vorzug beansprucht werden kann, so ist es der, daß ich getrachtet habe, zum Unterschied von den meisten bisher erschienenen Mexicowerken, das ganze große Aztekenreich vom Rio Grande bis nach Yucatan auf Grundlage meiner Beobachtungen zu schildern. Daß diese Reisen in so verhältnißmäßig kurzer Zeit überhaupt möglich waren, ist ein Verdienst der Amerikaner. Reisende hatten in früheren Jahren mit unendlichen Schwierigkeiten, zunächst mit den äußerst mangelhaften Verkehrsmitteln zu kämpfen, welche eine vollständige Bereisung Mexicos für den Einzelnen nahezu unmöglich machten.

In den letzten Jahren wurde nun von Nordamerikanern mit erstaunlicher Schnelligkeit ein großes Eisenbahnnetz über ganz Mexico gezogen, welches die bisher entlegensten Theile Mexicos in den Bereich des Dampfrosses brachten. Gebiete, welche noch vor einigen Jahren vielwöchentliche Reisen zu Pferd oder per Diligence auf elenden, gefahrvollen Pfaden erforderten, sind heute binnen ein bis zwei Tagen zu erreichen, und so war es mir vergönnt, als einer der Ersten Städte und Länderstrecken zu sehen, welche bis auf die jüngste Zeit im Auslande nahezu unbekannt waren. Als Beispiele seien hier nur die großen Sandwüsten und Oasen der Staaten Chihuahua und Coahuila, die Gegenden

Digitized by Google

jenseits der Sierras am westlichen Abhang des Hochplateaus, und endlich Yucatan hervorgehoben. Während die neugeschaffenen Schienenwege mir die Gelegenheit boten, mitunter sogar als der erste Passagier, große Strecken in kürzester Frist zu durcheilen, waren die Eisenbahnen im Lande doch nicht hinreichend eingebürgert, um schon jene namhafte Umwälzung der Verkehrs- und Lebensbedingungen hervorzurufen, welche die Einführung von Eisenbahnen leider in allen Ländern der Halbcultur stets zur Folge hat. Ueber Mexico war damals eben erst die Dämmerung der neuen Dampfroß-Epoche hereingebrochen, alles war noch in seiner ganzen Urwüchsigkeit, in seiner interessanten localen Färbung vorhanden, derselben, welche die spanische Eroberung der vergangenen Jahrhunderte auf die angestammte Aztekencultur aufgedrückt hatte, ohne diese ganz zu verwischen. Ich beglückwünschte mich dazu, Mexico noch kennen gelernt zu haben, bevor der glänzende Yankeefirniß dasselbe überzogen hatte. Die ehemals mexicanischen Territorien nördlich des Rio Grande: Texas, Arizona, Neu-Mexico und Californien, haben ihren mexicanischen Charakter vollständig eingebüßt und sind heute ebenso gut anglo-amerikanische Staaten, wie jene des Mississippibeckens. Bald wird die Eisenbahn-Invasion auch im nördlichen Mexico eine ähnliche Umwandlung vollzogen haben, und mit der Romantik ist es dann vorbei.

So sehr die Eisenbahnen auch den Verkehr über die eine Million Quadratkilometer umfassenden Hochebenen Mexicos erleichtert haben, die Diligencereisen und Expeditionen zu Pferde blieben mir nicht erspart, wo es galt, die Sierras zu übersteigen, die Tropenländer an den atlantischen, wie an den pacifischen Seeküsten kennen zu lernen, um so in dem vorliegenden Werke so gut als möglich ein Gesammtbild des heutigen Mexico geben zu können. Strapazen und Gefahren sind indessen längst wieder vergessen. Nur die Erinnerung an eine der interessantesten und genußreichsten Reisen, die ich je in verschiedenen Welttheilen unternommen, ist höchst lebendig in mir gegenwärtig, und jetzt, wo ich die Feder wieder aus der Hand lege, hege ich nur den Wunsch, die nachstehenden Schilderungen mögen dem Leser wenigstens einen Theil jener Befriedigung gewähren, welche ich während des Niederschreibens derselben, in den Reiseerinnerungen schwelgend, empfand.

Dank der Entstehung der Schienenwege, sowie neuer Dampferverbindungen tritt Mexico immer mehr in den Weltverkehr. Sein großer, natürlicher Reichthum, seine ungemein malerischen, großartigen Gebirgs- und Tropenscenerien,

Digitized by Google

seine höchst merkwürdigen Ruinenstädte ziehen alle Arten von Reisenden immer mehr an. Der Verkehr mit Europa ist im steten Wachsen begriffen, und mit Rücksicht darauf zog ich auch die bekannteren, leicht zugänglichen Gebiete Mexicos in den Bereich dieser Schilderungen, den betreffenden Capiteln Bemerkungen über die Culturverhältnisse, Bodenproduction, Statistik u. s. w. beifügend. Die Verlagshandlung sorgte mit ihrer bekannten Liberalität für die schöne Ausstattung des Werkes und scheute auch nicht die beträchtlichen Herstellungskosten der beigegebenen Generalkarte Mexicos, welche ich bis auf die neuesten Daten vervollständigt habe. Die Eisenbahnen- und Dampferrouten erscheinen auf dieser Karte zum erstenmal ergänzt und in übersichtlicher Weise dargestellt.

So möge denn das vorliegende Werk nicht nur ein nach Thunlichkeit vervollständigtes Bild des heutigen Mexico, sondern auch ein Handbuch für den Reisenden nach dem schönsten und interessantesten Lande der Neuen Welt bilden.

German-Athenaeum-Club, London, im August 1889.

Ernst von Hesse-Wartegg.

Digitized by Google

Capitelübersicht.

Erster Theil.

Vom Rio Grande zum Popocatepetl.

Zweiter Theil.

Oestlich und westlich der Sierras.

Digitized by Google



Erster Theil.

Digitized by Google

Vom Rio Grande zum Popocatepetl.

I.

Durch Texas zum Rio Grande del Norte.

Mexico ist in neuerer Zeit dank der interoceanischen Canalbauten im Süden und der Invasion des Yankee von Norden her wieder ein wenig in den Vordergrund getreten. Nicht wenige Reisende wandten ihr Augenmerk dahin, aber fast unabänderlich wählten sie die einzige bequeme Reiseroute von Vera Cruz nach Mexico. Die Fahrt aus der Heimat des gelben Fiebers durch die tropischen Savannen, die steilen Abstürze der Sierras hinauf zum Hochplateau der Aztekenstadt ist unstreitig eine der interessantesten und großartigsten, die man unternehmen kann, denn mit den Naturschönheiten eines Brenner, Semmering und Gotthard vereinigen diese Gebirgsketten den Reiz der tropischen Vegetation und die Romantik altspanischen Wesens. Indessen, mir schien ein anderer Weg nach Mexico doch noch interessanter: jener von Nord nach Süd, von Texas und Neu-Mexico der Länge nach durch das ganze große Territorium des einstigen Aztekenreiches. Dieser Weg ist allerdings zehnmal so lang, hundertmal so schwierig und gefährlich als der andere, aber darum nur desto reizvoller für den, der nicht als Handelsreisender oder Tourist nach Mexico will. Dazu ist er origineller — und gewiß bis auf die allerneueste Zeit nur wenig betreten. Die Anderen wanderten in den Pfaden von Hernando Cortez — ich in jenen von Montezuma.

Mexico ist allerdings heute nicht mehr so groß wie zu den Zeiten des Aztekenkaisers oder selbst zu jenen des zweiten Kaiserreiches unter Iturbide's Scepter, wo es an Ausdehnung nur von China und Rußland übertroffen wurde,

Digitized by Google

aber die Entfernung von El Paso del Norte, meinem Ausgangspunkte, bis nach El Progreso in Yucatan, wo ich das Aztekenreich wieder verließ, ist doch ganz respectabel geblieben. Ob die Yankees wieder einmal ihre große Schere irgendwo ansetzen werden?

Die kolossalen Reiche, die sie bisher von Mexico abgeschnitzelt haben: Californien, Utah, Colorado, Neu-Mexico, Arizona, Texas, zusammengenommen an Ausdehnung dem halben Europa gleich, haben ihren ursprünglichen hispano-amerikanischen Charakter fast vollständig verloren. Neues Blut, neues Leben pulsirt in jenen Ländern, und nur ein paar zerfallene Ruinen und ein paar alte Städtenamen erinnern an die Spanier. In San Antonio, Laredo, Tucson, San Xaver de Bac herrscht der Amerikaner an Stelle des Ranchero. Als ich das erstemal 1876 nach Texas kam, gab es noch recht viel spanisch Blut und spanisch Leben hier. Heute (1888) erheben sich an der Stelle der spanischen Missionen vielleicht deutsche Bierbrauereien. Man befleißt sich nicht mehr spanisch zu lernen, und wer es gekonnt, hat es halb vergessen. Leider sind es nicht immer die besten Elemente, die in jene Grenzländer kommen. In San Antonio fielen während der paar Tage meiner Anwesenheit sechs Schießereien und drei Morde vor. Auf der Fahrt nach Austin, der Staatshauptstadt, machte ich die Bekanntschaft eines der berüchtigtsten texanischen Banditen, Ben Thompson, der mich auf das liebenswürdigste in Beschlag nahm und in Austin selbst mit aller Gewalt dem Staatsgouverneur vorstellen wollte. Das Blut von 26 Menschenleben klebte an seinen Fingern und doch lief dieser Mensch unter den Augen der Staatsgewalten frei herum, im herzlichsten Einvernehmen mit der Polizei, auf vertraulichstem Fuße mit einer Anzahl schöner Damen. Einmal in den Klauen seiner Gastfreundschaft, warnten mich meine Freunde davor, ihn zurückzuweisen oder ihm auszuweichen. So mußte ich drei Tage in der Gesellschaft seiner Spießgesellen zubringen, durchwegs mehrfache Mörder, dabei aber joviale, lebenslustige, martialische Kerle, bei denen leider nur die schlechte Gewohnheit auszusetzen war, daß sie jedes zehnte Wort mit einem derben Fluch und jeden zehnten Fluch mit einem Revolverschuß begleiteten. Ben Thompson schoß aus seiner Waffe mit jener sagenhaften Sicherheit, welche Cooper seinen Mohikanern und allenfalls auch Dumas seinem Monte Christo aufdisputirt. Vierzehn Tage, nachdem ich unfreiwillig die Gastfreundschaft dieses texanischen Rinaldini genossen, war er, wie der Texaner sagt, in seinen Stiefeln gestorben. In einer der häufigen Schießaffairen, die diesmal noch dazu in einem Theater vorfiel, war Ben Thompson mit ein paar anderen Spießgesellen erschossen worden. „Friede seiner Asche!“ Er wurde feierlich beerdigt und Viele trauerten um ihn.

Digitized by Google

Eine fast zweitägige Eisenbahnfahrt durch die Plains des westlichen Texas brachte mich nach den Ufern des Rio Grande, nach El Paso,*) das ich vor ein paar Jahren schon von Neu-Mexico aus besucht hatte. El Paso ist nicht mehr das tolle Grenznest, „die Hölle auf Rädern" von damals. An Stelle der elenden Bretterbuden, der Spelunken, Spielhöllen, Indianerzelte und mexicanischen Adobehütten, welche damals El Paso bildeten, waren stattliche Steingebäude, Hotels, Geschäftshäuser getreten, und mit dem „Scheibenschießen auf bewegliche Ziele", zu welchen man einstens die Spaziergänger benutzte, war es auch halb vorüber. Aber nur halb, denn man liebt hier das Schießen. Mein Freund Studebacker, der Sheriff, war nicht mehr unter den Lebenden. Man zeigte mir den Fleck vor dem Hotel, wo er ins Gras gebissen. Er war ein braver Geselle, aber sein Schicksal war vorauszusehen. Ein Nachtheil seiner Existenz war, daß er niemals ohne gespannten Revolver auf die Straße treten durfte und für seinen Rücken stets an den Häusern oder Bäumen Deckung suchen mußte. Studebacker hatte unter den Vagabunden von Neu-Mexico auf brillante Weise aufgeräumt und seiner Stellung als Sheriff alle Ehre gemacht. Er konnte sich rühmen, in der Barbierstube, gegenüber dem damals ersten und einzigen Hotel von El Paso, vier dieser texanischen Gentlemen fast gleichzeitig niedergeschossen zu haben. Man kann sich vorstellen, wie unangenehm die Gegenwart Studebacker's den übrigen Gaunern von El Paso sein mußte. Der Guerillakrieg entbrannte heftiger denn je und endete schließlich mit dem Tode des Sheriffs. Bessere Elemente waren, dank der zahlreichen Eisenbahnverbindungen und der geschäftlichen Aussichten, der Grenzstadt zugewandert, und El Paso sieht jetzt ziemlich friedfertig aus, ja es ist beinahe die wichtigste und größte Stadt in dem weiten Prairie- und Steppengebiete geworden, welches die westliche Hälfte von Texas und die Südhälften von Neu-Mexico und Arizona umfaßt. Dieses moderne, geschäftige, rührige Yankeethum nimmt sich in der sonst streng mexicanischen Umgebung eigenthümlich genug aus. Das amerikanische Reis erscheint hier nicht auf mexicanischem Stamm aufgepfropft, es hat auf der Stelle des entwurzelten Stammes selbst Wurzeln gefaßt und blüht und sproßt ganz wie am Michigansee oder in Neu-England. El Paso ist der Knotenpunkt eines kolossalen, mehrere Tausend englische Meilen umfassenden Eisenbahnnetzes. Die in Europa ja auch nicht unbekannte Texas-Pacificbahn verbindet es mit Galveston und New-Orleans, die nach Norden laufende Atchison-Topeka- und Santa Fé-Eisenbahn

*) Die Entfernung zwischen San Antonio und El Paso beträgt 633 englische Meilen.

stellt die Verbindung mit Saint Louis und Chicago, die Southern-Pacificbahn jene mit San Francisco und die Mexican-Centralbahn jene mit Mexico, Guatemala und Vera Cruz her. Gar viele Züge dieses ausgedehnten Schienenkreuzes vereinigen sich hier an einer Stelle, wo vor kaum zehn Jahren eines der berüchtigtsten Räuber- und Schmugglernester des zügellosen wilden „Westens" war. Man liest heute in dem seither neugebauten, schönen Grand Central-Hotel von El Paso ein paar tägliche Zeitungen mit europäischen Kabeldepeschen, fährt in Pullmann-Salonwagen in Arizona und den texanischen Steppen umher und bekommt in den glänzenden Apothekerläden der Stadt alle nur erdenklichen Pillen, Salben und Pulver zum Magenverderben, geradeso wie in New-York oder Chicago. Allein man braucht nur irgend eine der breiten, mit modernen, typischen Yankeepalästen besetzten Straßen bis ans Ende zu wandern, um sofort wieder in texanischem und mexicanischem Urlande zu sein. Der herrliche blaue Himmel, die wunderbare klare Luft, die scharf vom Horizont sich abhebenden, das Rio-Grandethal begrenzenden kahlen Felsenketten und die stellenweise von den Mexicanern cultivirten Ufer des gelben Stromes erinnerten mich lebhaft an die Nillandschaft in Ober-Aegypten oder an den oberen Euphrat, wie denn überhaupt das nördliche Mexico nicht nur in seiner Natur, sondern auch mit seinen menschlichen Ansiedelungen, seiner Agricultur u. s. w. lebhaft an den Orient erinnert. Das ist es, was mir das Reisen in diesen Gegenden so ungemein interessant und anziehend machte. Ueberall, wohin man sich auch wenden mag, stößt man auf die heterogensten Elemente, auf die verschiedensten Culturen und Menschenrassen im schroffsten Gegensatz zu einander. Hier El Paso, dieses uramerikanische, angelsächsische Emporium mit spanischem Namen, inmitten einer lebhaften, an den Orient erinnernden, großartigen Flußlandschaft; vor den Thoren dieser Yankeestadt, auf dem Wege nach Isleta, die letzten Ueberreste der sterbenden Indianerrasse, und gerade gegenüber, am Südufer des Rio Grande, das alte mexicanische El Paso del Norte, nicht etwa mexicanisch oder spanisch in seinem Charakter — nein, auch morgenländisch, daß man sich in manchen Straßen ebenso gut in Damaskus, Tunis, Tlemcen wähnen könnte.

Das ist leicht zu erklären. Mexico wurde zuerst von Andalusiern durchzogen und besiedelt, und in jener fernen Zeit steckte diesen maurische Cultur und maurisches Wesen noch lebhaft im Blute. Im südlichen Mexico haben die Jahrhunderte dies wohl ebenso verwischt, wie in Andalusien selbst; allein die in dem jahrhundertelang vollständig abgeschlossenen Stromgebiete des Rio Grande befindlichen Ansiedelungen bewahrten den maurisch-andalusischen Charakter bis auf den heutigen Tag. Die Häuser sind so gebaut, wie es die Andalusier

Digitized by Google

von den Mauren gelernt. Die Werkzeuge sind dieselben, wie die Saracenen sie aus Kleinasien und Arabien mit nach Spanien gebracht hatten. Der biblische Pflug, der biblische Wagen ist heute in Mexico noch in Verwendung, wie in Palästina, ja selbst in den Trachten äußert sich manche Aehnlichkeit.

So kommt man hier bei dem Besuche des nördlichen Mexico aus den Träumereien, aus Erinnerungen an Orientfahrten und dem Auffinden der größten Culturcontraste gar nicht heraus; man findet selbst in diesem öden, halb wüsten Lande die interessantesten Details.

Das Thal des Rio Grande, in welchem El Paso liegt, ist auf einer Länge von etwa 50 Kilometer zwischen 2 und 4 Kilometer breit und dank der vortrefflichen Irrigation ungemein fruchtbar. Weizenfelder wechseln mit Weingärten und Obstpflanzungen, vorzüglich Pfirsichen, Birnen und Aprikosen, welche von den Mexicanern getrocknet und in großen Massen exportirt werden. Die getrockneten Birnen von El Paso erfreuen sich in Mexico eines großen Rufes. Der Cactus wurde hier überall ausgerottet und jedes Stückchen Boden dem Ackerbau dienstbar gemacht. Schmale Irrigationscanäle, durch große Alamos (Silberpappeln) beschattet, durchziehen die Felder, und ihnen entlang führen angenehme Pfade, die zu Spaziergängen einladen. Von südlicher Vegetation ist hier noch wenig vorhanden. Ich sah in der ganzen Gegend nur einen einzigen Feigenbaum. Glücklicherweise sind die Ufer des Rio Grande hier niedrig und die Irrigation deshalb verhältnißmäßig mühelos. Wohin diese Wasser leitet, ist alles üppig grün und fruchtbar — der Rest eine braune, sonnverbrannte Wüste, deren Sand von schrecklichen Stürmen häufig über die ganze Gegend und in die Stadt selbst getrieben wird, wo er manchmal fußhoch lagert. Die fernen Bergzüge, welche das Thal des Rio Grande umschließen, die Organosberge im Norden und die Sierra del Ferro im Süden, nehmen sich mit ihren wunderlichen kühnen Umrissen und scharfen Spitzen besonders bei abendlicher Beleuchtung ungemein malerisch aus. Es sind zumeist Porphyr- und Granitfelsen, zwischen welchen sich der Strom beim Eintritt in das Thal von El Paso wie auch beim Austritt ein enges schluchtartiges Bett gegraben hat. Dort draußen in den Bergen fand ich erst jene eigenthümliche nordmexicanische Vegetation, die mich schon auf früheren Reisen durch Neu-Mexico und Arizona in Verwunderung gesetzt. Opuntien kriechen über den steinigen Boden, kleine Agaven, von den Mexicanern Lechuguilla (kleiner Salat) genannt, bedecken mit ihren gedrungenen stachlichen Blattbündeln weite Strecken; dazwischen ragen wohl hohe baumartige Yuccas mit dicken schwarzen Stämmen, und das dichte Gestrüpp der Artemisia und einer graublätterigen Chenopodiacea empor.

Das merkwürdigste Gewächs ist jedoch der gewaltige plumpe, in seiner Form großen Fässern ähnelnde Echinocactus Wislizeni, mit seinen verticalen grünen Rippen, aus denen mehrere centimeterlange spitzige Stachel hervorstehen. Auch der Mesquitebusch, den ich weiter südlich als zu großen Bäumen entwickelt fand, zeigt sich hier schon. All diese Pflanzen gedeihen auf dem Wüstenboden, der sich nach allen Richtungen auf viele Meilen hinaus erstreckt und in



Yuccas.

welchem das Thal des Rio Grande sozusagen eine grüne Oase bildet. Dort, wo dieser Strom an seinem südlichen Laufe gegen Südost abbiegt, fängt er an, die Grenze zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten zu bilden, die ihm bis zu seiner Mündung in den Golf von Mexico folgt. Leider ist sein Gefälle ein so starkes, daß er nur auf etwa 40 Kilometer von der Mündung aufwärts schiffbar bleibt. Die einzigen Brücken über den Rio Grande sind die Eisenbahnbrücken; der gewöhnliche Verkehr zwischen den beiderseitigen Ufern wird durch primitive Fähren bewerkstelligt. Westlich der Stadt El Paso, die

Digitized by Google

heute wohl an 10.000 Einwohner, darunter auch viele Chinesen, zählt, befindet sich etwa eine halbe Stunde davon entfernt ein amerikanisches Grenzfort, Fort Bliß, dessen aus mehreren Compagnien Cavallerie (die Amerikaner haben die Benennung Compagnie statt Escadron) bestehende Besatzung der vielen Grenzstreitigkeiten und Indianerangriffe wegen ziemlich stark beschäftigt ist. Derlei Grenzforts befinden sich in beträchtlicher Anzahl an wichtigen Punkten längs der ganzen Grenze vom Stillen bis zum Atlantischen Ocean, und ihnen gegenüber liegen gewöhnlich entsprechende mexicanische Forts. Zwischen den Grenzbewohnern der beiden Länder kommen sehr häufig Keilereien und auch blutige Kämpfe vor, was zu der herrschenden Entfremdung der beiden Nationen nicht wenig beigetragen hat.

* * *

Das mexicanische El Paso del Norte hat von der Energie seiner amerikanischen Schwesterstadt nichts gelernt. Ein Spaziergang von einigen Minuten bringt uns über den reißenden, stets trüben Rio Grande aus „Amerika" nach Mexico, aus dem Lande des zwanzigsten Jahrhunderts in jenes des sechzehnten. Der Rio Grande bildet die Grenze zwischen vier Jahrhunderten. Wie dort der fieberhafte Geschäftsmann aus Chicago und St. Louis, so ist hier der schläfrige, träumende Caballero und Ranchero aus dem maurischen Granada oder Cordoba zu Hause. Zwischen Blumen-, Obst- und Weingärten versteckt, durchzogen von reich beschatteten Acequias mit rasch dahinfließendem Wasser, schlafen hier die vereinsamten, sonnigen Straßen der nördlichsten Stadt Mexicos. Die alten, niedrigen Parterrehäuser mit ihren flachen Dächern, kleinen, fest vergitterten Fenstern und verschlossenen Thüren ähneln einander wie Eier. Wie im alten Mauritanien, zeigen sie alle die stillen, schattigen Patios, innere Hofräume mit Blumen und Zierpflanzen. Selten begegnet man weiblichen Wesen, und nur auf der typischen Plaza, mit Alamos (Silberpappeln) überschattet, zeigt sich Morgens und Abends einiges Leben. Nehme man von der alten schneeweißen Kirche das Kreuz herunter und setze den Halbmond darauf, so ist das Bild der arabischen Stadt fast vollständig.

Und doch ist diese stille, schläfrige Stadt die wichtigste Grenzstadt Mexicos gegen Norden, mit einem höchst bedeutenden Güterdurchzug von Amerika nach Chihuahua, Durango und noch weiter nach Süden. Der Mexicaner hat davon nichts zu profitiren gewußt; die Geschäfte wickeln sich jenseits des Flusses ab. Hier ist nur die Douane und Kaserne für ein paar Hundert zerlumpte, verlottert aussehende Infanteristen, die zeitweilig monatelang keinen Sold erhalten —

Digitized by Google

ein brillantes Seitenstück zu der Soldateska von Marokko oder Tunis. Unverhältnißmäßig hohe Zölle werden hier fast allen nach Mexico eingeführten Gütern auferlegt, und daß dabei mit wenig System vorgegangen wird, geht aus der Thatsache hervor, daß noch kurz vor der Eröffnung der Eisenbahn für jede einzelne Wagenladung (nicht etwa Eisenbahnwagen, sondern gewöhnliche Straßenfuhrwerke) 500 Dollars Zoll abverlangt wurden, ob nun der ganze Wagen mit goldenen Uhren oder mit Heu beladen war! Ich sah während meines ersten Aufenthalts in El Paso noch viele dieser Wagenkarawanen, welche damals den Güterverkehr zwischen Amerika und Mexico allein vermittelten. Zwölf bis dreißig Wagen mit unförmigen, massiven, auf hölzernen Achsen steckenden Rädern, überzogen mit Leinwand auf Reifen gespannt und gezogen von acht bis zwölf Maulthieren, paarweise hintereinander laufend, formirten eine solche Karawane, zu welcher noch ein „Capitän", eine Anzahl Kutscher und Knechte und einige Reservethiere gehörten. Bis über die Ohren bewaffnet und auf flinken, mageren Pferden sitzend, bildeten diese Caballeros gleichzeitig die Bedeckung der Karawanen, welche auf ihrem mitunter mehrmonatlichen Marsche durch Mexico gar häufig den Angriffen der blutdürstigen Apachen ausgesetzt waren und früher oder später doch ins Gras beißen mußten.

Die Mexican-Centraleisenbahn, von unternehmenden Bostoner Capitalisten gebaut und heute schon bis nach Mexico führend, machte diesen Karawanenreisen ein Ende. Das ganze Verkehrswesen Mexicos wurde durch das eiserne Dampfroß verändert. Städte, welche, an 1500 englische Meilen von der Hauptstadt entfernt, nur nach ein- bis zweimonatlichem Marsche durch unwirthliche Steppen auf den elendesten Pfaden zu erreichen waren, sind heute in kaum zwei Tagereisen von Mexico zu erreichen. Der Carretero hat seine Rolle in Mexico ausgespielt, seine Karren ruhen, und seine Maulesel freuen sich endlich des Daseins.

Der mexicanische Zollwächter hat seit der Herstellung der Eisenbahn all seine Schrecken gleichfalls eingebüßt. Die „Gringos" haben ihm Respect gelehrt. Er frug mich auf die höflichste Weise, ob meine drei Koffer irgend etwas „Steuerbares" enthielten, ohne auch nur einen öffnen zu lassen.

Digitized by Google

II.

Eine Begegnung mit den Apachen-Indianern.

Als ich im Jahre 1883 meine erste Reise durch die ehemals mexicanischen Territorien Neu-Mexico und Arizona nach Californien unternahm, brachte mich der Zufall mit den grausamsten und gefürchtetsten aller Indianer, mit den Apachen in directe Berührung, zum Glück in verhältnißmäßig ungefährlicher Weise.

„Die Apachen sind da! General Crook hat sie gefangen und transportirt sie eben nach San Carlos!" Das waren höchst willkommene, höchst beruhigende Nachrichten für uns Passagiere des „Transcontinental"-Eisenbahnzuges, der uns von El Paso del Norte durch die Wüsten von Arizona nach dem goldenen Lande bringen sollte. „Höchst willkommene Nachrichten," sage ich — denn seit unserer Abreise hatten wir keinen ruhigen Augenblick verlebt. Die Eisenbahn schnitt das berüchtigte Apachenland gerade durch. Wir wußten, daß Geronimo, der blutdürstigste, grausamste der Apachenhäuptlinge, in Gemeinschaft mit Nachez, Nana, Bonito, Chato und dem alten Loco auf dem Kriegspfade gegen die Weißen begriffen war und mit einer Bande von etwa vierhundert Indianern das Land durchstreifte, raubend und mordend, was ihnen eben in den Weg kam. Wir wußten auch, daß General Crook, der berühmteste Indianerjäger der amerikanischen Armee, mit einem stattlichen Expeditionscorps ihnen auf den Fersen saß, und daß die Rancheros des ganzen Territoriums, entrüstet über die zahllosen Mord- und Schandthaten der Apachen, auf ihre eigene Faust gegen die blutdürstigen Rothhäute ausgezogen waren. Hunderte von weißen Ansiedlern

Digitized by Google

in diesen Gegenden hatten im vergangenen Jahre ins Gras beißen müssen, Frauen waren geschändet, Kinder geschlachtet und verbrannt worden — alles das jetzt in den Vereinigten Staaten und in einem Lande, durch welches die Eisenbahn führt! Die Zeitungen von Santa Fé, El Paso und Tucson strotzten von Nachrichten über diese Greuelthaten. Auf dem Wege nach dem Rio Grande war ich an vielen Haciendas vorbeigefahren, die vollständig verlassen und verwüstet waren, denn, wie mir der Officier des unseren Zug begleitenden Truppendetachements mittheilte, die Apachen hatten die Haciendero's ermordet, beraubt, das Vieh und die Pferde fortgetrieben. Seit zweihundert Jahren hausten die Apachen in dem Stromgebiet des Rio Grande und das Leben war hier so unsicher geworden, daß die alten spanischen Ansiedelungen von ihren Eigenthümern verlassen und ganz aufgegeben wurden. — Wohl hatte die Regierung von Chihuahua einen Preis von hundert Dollars auf jeden Apachenscalp gesetzt, aber dessenungeachtet hausten die Rothhäute in den Bergen der Sierra Madre und auf dem Plateau des Rio Grande nach wie vor. Obschon die Apachen bisher die Eisenbahnzüge in Ruhe gelassen hatten, war es uns doch nicht ganz wohl zumuthe, und wir verbrachten Tag und Nacht in Waffen. Wir hatten auch zwei californische Damen unter den Passagieren, von denen eine die Beraubung eines Zuges auf der Union-Pacificbahn mitgemacht hatte. Allerdings war dies vor zwanzig Jahren geschehen und nicht durch Apachen, sondern durch Sioux-Indianer (sprich: Suhs), aber die Erzählung ihrer Erlebnisse war doch nicht dazu angethan, uns in Sicherheit zu wiegen.

Die Nachricht von der Gefangennahme der Apachen durch den „grauen Fuchs" — das war der Name, welchen die Apachen dem tapferen Crook beigelegt hatten — war uns demzufolge hoch willkommen. Crook lagerte mit seinem Corps und den Gefangenen in der Nähe von Willcox, der nächsten Eisenbahnstation, und da ich bisher noch keinen Apachen auf dem Kriegspfade gesehen hatte, so schied ich in Willcox von meinen Reisegefährten, um das Lager Crook's aufzusuchen und meine Fahrt nach Süden erst am folgenden Tage oder allenfalls auch später fortzusetzen. Es war mir auch daran gelegen, den wackeren General wiederzusehen. Ich hatte ihn vor einigen Jahren in seinem Hauptquartier zu Santa Fé in Neu-Mexico besucht und Empfehlungsbriefe von der Vereinigten Staatenregierung gebracht. Er hatte mir dort ausgiebige Gastfreundschaft erwiesen und die zahlreichen Indianertrophäen, die in seiner Wohnung ausgestellt waren, sprachen schon damals für seine ausgebreitete Thätigkeit in Bezug auf das amerikanische rothe Jagdwild, von dem er augenblicklich eine so große Beute bei Willcox mit sich führte.

Digitized by Google

Willcox, auf den Landkarten der Southern-Pacific-Eisenbahn mit einem großen Städteringelchen verzeichnet, besteht aus zwei Reihen hölzerner Bretterbuden, deren jede zweite ein „Saloon" oder eine Spielhölle ist, ganz wie in allen anderen Metropolen in dem großen Wüstengebiete zwischen den Felsengebirgsketten. Dabei besitzt Willcox aber auch einige ganz bedeutende Waarenlager der „Commission merchants", Viehparke und sogar ein (bretternes) Hotel, bis heute das Hauptquartier von General Crook. Leider hatte „der graue Fuchs", rastlos wie er war, Willcox wieder verlassen und es war mir nicht vergönnt, ihn zu sehen. Aber die Indianer waren noch in der Nähe der „Stadt", bei Croton Springs, im Lager. — Ein Pferd war bald gemiethet, und in Gesellschaft einiger anderer Neugieriger, zumeist Hacienderos und „Cowboys" aus der Nachbarschaft, trabte ich dem Zeltlager zu, auf dessen hohem Flaggenmaste aus der Ferne schon die Sterne und Streifen des amerikanischen Banners erkennbar waren. Bald hatten wir die Indianer erreicht, die ohne Waffen, gruppenweise in der Nähe des Lagers umherstanden oder auf dem trockenen staubigen Grasboden hockend ihr Lieblingsspiel, das mexicanische Monte spielten. Die Kinder, in nicht viel mehr als ihre Schmutzkruste gekleidet, tummelten sich schreiend und lachend um sie herum, und die Squaws, dunkelbraune Gestalten mit langem rabenschwarzen Haar und feurigen blutdürstigen Augen, kauerten gruppenweise bei einander und gaben sich jener monotonen, aber sehr ergiebigen Jagd nach kleinen Raubthieren hin, zu deren Fang man keiner weiteren Waffe als zweier Fingerspitzen bedarf. — Das Aussehen dieser Repräsentanten der grausamsten, blutdürstigsten und zähesten aller Indianerstämme der beiden Amerika war jedenfalls sehr enttäuschend, ja schlimmer als das der Utes, Navajos, Crows, Sioux, mit einem Worte, aller Stämme, die ich bisher auf meinen Wanderungen durch die Prairien und


Indianer-Squaw in El Paso.

Felsengebirge gesehen. — Als wir an den Zelten des eigentlichen Lagers ankamen, trat uns schon Capitän Crawford, der Cammandant der Scouts, entgegen, ein tapferer Krieger, dessen Kühnheit und Verschlagenheit mancher Apache zum Opfer gefallen, der aber seit meinem Besuch am Croton Springs selbst van den Apachen ermordet wurde, und zwar von denselben Rathhänten, die wir damals als seine Gefangenen sahen. Crawford hatte nur etwa hundert Scouts und eine Escadran aber — wie sie in Amerika heißen — eine Compagnie des sechsten Cavallerieregiments unter seinem Cammando. „Sie wollen die Scouts sehen?" frug er mich. „Hier sind sie ja!" Und damit deutete er auf ähnliche Gruppen van Rothhäuten, die sich von den Gefangenen hauptsächlich nur dadurch unterschieden, daß sie bewaffnet waren. Ich mußte gestehen, behaglich fühlte ich mich unter diesem Indianergesindel durchaus nicht. Die Mannschaft der regulären Cavallerie lag in ihren Zelten in tiefen Schlaf versunken und man kannte ihnen dies wahrhaft nicht verdenken. Waren sie doch wochenlang in den schrecklichen Cactuswüsten und kahlen Bergzügen unter großen Entbehrungen und Beschwerden umhergezagen, den Indianern nach, bei Tag und Nacht in Gefahr, von diesen überrumpelt und niedergemetzelt zu werden, wie es im Laufe der Indianerkriege ja so häufig vorgekommen ist. Nur ein einziger weißer Cavallerist hielt die Wache, aber wäre selbst die ganze Schwadron bereit gestanden, sie hätte doch nur ein Zehntel der versammelten Indianer gebildet. In ihrer unmittelbaren Nähe befand sich das Lager der Indianer. Nur Wenige besaßen Zelte nach Art der Prairie-Indianer mit hohen Zeltstangen und Büffelhäuten — die Meisten campirten im Freien, um große rauchende Lagerfeuer, oder lagen unter Canevasdecken, deren Enden an einer Seite durch Holzstäbe emporgehalten, an der anderen Seite an den Boden gepfählt waren. Manche der Squaws hatten für ihre Familien Hütten der primitivsten Sorte gebaut, indem sie aus Baumästen einen Zeltrahmen zusammenstellten und diesen dann mit belaubten Zweigen und den Blättern der Yuccapalme bedeckten. Andere Squaws schleppten Wasser herbei, noch Andere flickten die Zeltleinwand oder die schmutzigen Lumpen, die ihre spärliche Bekleidung ausmachten. Eben war eine ihrer Kühe geschlachtet worden, und einige der Indianerschönen hingen mit bluttriefenden Händen und Armen die Fleischstücke auf die Cactussträucher der Nachbarschaft, während die Eingeweide über dem Feuer schmarten, augenscheinlich ein besonderer Leckerbissen. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren kauerte neben dem blutigen Gerippe und leckte das Blut von dem eben herausgeschnittenen Herzen des Thieres — ein ekelerregender Anblick. Die Squaws waren alle mit kurzen, bis an die Knie reichenden und am Rande mit Lederfransen und Glasperlen besetzten Lederröckchen bekleidet, den

sogenannten „tlacali", um die Waden legten sich ebenfalls befranste, perlengestickte Gamaschen, an welche unten die moccasins, hier „teguas" genannt, mittelst Riemchen befestigt waren, die, übrigens sehr kleinen, Füße ganz bedeckend.

Der Oberkörper steckte in einem Mittelding zwischen einer Jacke und der spanischen kurzen Weste, bietli genannt, ebenfalls aus Leder und vorne ganz offen, eine Freigebigkeit ihrer weiblichen Reize darthuend, die sie sich unsertwegen hätten wohl ersparen können. Uebrigens waren diese Apachen-Squaws ungeachtet ihrer abgehärteten Gestalten und braunen, schmutzigen Gesichter durchaus nicht unschön. Sie hatten wohlgeformte stramme Glieder und regelmäßige Gesichtszüge, umrahmt von dichtem, glatt herabhängendem schwarzen Haar, das noch durch künstliche Zöpfe verlängert wurde. — Aehnlich waren auch die Männer gekleidet, nur daß sie statt des Lederröckchens nichts weiter als einen zwischen den Beinen hindurchgezogenen Leinwandsetzen trugen, dessen Enden an dem Lendengürtel befestigt waren. In die Haarzöpfe waren Silber- und Goldmünzen, oder auch Messingknöpfe eingeflochten, und an einem der Kerle bemerkte ich zwei, augenscheinlich von einer goldenen Uhr losgebrochene Uhrgehäuse — deren rechtmäßiger Eigenthümer wohl irgendwo in den Wüsten von Arizona als



Indianer „Buck" im Festkleide.

Leiche liegen mochte. Ein anderer Krieger trug als Ohrenschmuck zwei lang herabhängende schwere Uhrketten, die mit ihrem größeren Endring durch die Ohrlappen gezogen waren! Ich kann nicht sagen, mit welchem Interesse und welchem Schaudern ich diese bei unserer Annäherung verstummenden, starr dastehenden Gestalten betrachtete! An den Händen eines jeden Einzelnen mochte das Blut eines Dutzend weißer Brüder kleben und Verwüstung, Tod, Zerstörung folgte allen ihren Wegen.

Das also waren die grausamsten, gefürchtetsten Feinde der kaukasischen Rasse, in ihrer Kriegführung, ihrem Hasse gegen die Weißen grausamer als die

Digitized by Google

Dajaks von Borneo, die Batacks von Sumatra! Das waren die wilden Apachen, deren Ruf seit dem Beginn des Jahrhunderts mit Schaudern verknüpft, die ganze civilisirte Welt durchdrungen hatte! — Diese Handvoll Leute waren es, welche die Einwohner des amerikanischen Südwestens jahraus jahrein in Schrecken hielten und ein Gebiet, so groß wie das Deutsche Reich, der weiteren Besiedelung durch die kaukasische Rasse verschlossen. — Es schien mir kaum glaublich, daß dieser Stamm, im Ganzen, mit Frauen und Kindern, an zehntausend Seelen stark, einen solchen Widerstand leisten konnte, daß sie decimirt, gebrochen, wie wilde Thiere gehetzt und gejagt, ohne ständige Wohnsitze, ohne Schutz gegen Wind und Wetter, noch immer als die kühnsten und tapfersten Krieger der Welt bekannt waren! Das kleine Häuflein brauner, verwitterter Gestalten kam mir vor wie das Häuflein Gothen, das nach den furchtbaren Kriegen in Italien, welche ihrer Rasse ein Ende bereiteten, schließlich am Fuße des Vesuvs Abschied nahm von dem eroberten und ihnen wieder entrissenen Reiche. In seiner Entsetzlichkeit und Grausamkeit ist dieser Kampf der Apachen gegen die Weißen ein modernes amerikanisches Seitenstück zu dem alten „Kampf um Rom", den Felix Dahn in so ergreifenden Zügen geschildert hat. Hier auf dieser staubigen Cactuswüste Süd-Arizona sah ich die so unendlich verkommenen, aber noch immer so grausamen, zähen, abgehärteten Nachkommen jener Rasse, von welcher uns James Fenimore Cooper erzählt, und was sie heute thun, gäbe Stoff zu hundert Bänden von Lederstrumpferzählungen, packender, dramatischer als die alten es sind. Bogen und Pfeil sind verschwunden — keiner der gefangenen Krieger besaß solche — dafür waren die vortrefflichsten Gewehre und Revolver der besten Constructionen an ihre Stelle getreten, und wie sie einst mit dem Pfeil ihr Ziel niemals verfehlten, so treffen ihre Flintenkugeln auch jetzt immer das Ziel. Die amerikanischen Truppen können davon erzählen. Zehn der ihrigen fallen in dem ungleichen Kampfe, bevor ein Apache getroffen wird. Wo sie die modernen Feuerwaffen erhielten? Sie stahlen sie. Die entlegenen Ranchos ebenso gut wie die kleinen Städteansiedelungen werden überrumpelt, die Einwohner vertrieben oder niedergemetzelt und ihre Waffen abgenommen. Im Frühjahr 1882 waren beispielsweise dreihundert Indianer auf den Kriegspfad gezogen, und zwei Monate darauf hatten sie 141 Weiße ermordet, 560 Stück Pferde und Vieh gestohlen und Grundbesitz im Werthe von 76.000 Dollars zerstört.

Die Krieger, deren Reihen wir eben durchschritten, gehörten dem tapfersten aller Apachenstämme, den Chiricahuas an. In Arizona und den Grenzstaaten Mexicos, in Chihuahua, Sonora und Coahuila leben noch die Pinelores, Tontos, Faraones, Mimbreños, Gilenos, Coyoteros, Mogollones, Lipanes und andere

Banden, aber neben den Chiricahuas können sich an Grausamkeit nur noch die Jicarillas und Mescaleros nennen lassen. Die anderen genannten Stämme



Indianertypen aus Chihuahua.

sind in ihrem Widerstande von den Mexicanern längst gebrochen worden und haben das Kriegshandwerk aufgegeben. Wie die Mexicaner dies zuwege gebracht, war allerdings einer civilisirten Nation kaum würdig. Der Staat Chihuahua setzte für jeden Apachescalp einen Preis von 100 Dollars aus, die Scalpe

Digitized by Google

von Frauen wurden mit 50 Dollars, jene der Kinder mit 25 Dollars bezahlt. Auch das half nicht viel, denn selbst die schlimmsten, tollkühnsten Desperados wagten sich nicht daran, für 100 Dollars ihre eigene Haut aufs Spiel zu setzen. Als ich 1880 nach El Paso del Norte kam, um nach Chihuahua zu reisen, war die Stadt in großer Aufregung. Die Apachen waren damals unter der Anführung des grausamen Häuptlings Victorio seit zwei Jahren auf dem Kriegspfade und machten die Grenzstaaten am Rio Grande so unsicher, daß die dort gelegenen Städte, sofern sie nicht wie El Paso an der Eisenbahn lagen, von jedem Verkehr mit der Außenwelt vollständig abgesperrt waren, denn Niemand wagte sich über die nächste Umgebung der Städte hinaus. In Silver City im südlichen Arizona herrschte die größte Hungersnoth, denn die Vorräthe waren aufgezehrt. Von Seiten der Vereinigten Staaten wie Mexicos waren Expeditionscorps unter der Anführung bewährter Generale den Indianern entgegengeschickt und ihnen die Erlaubniß ertheilt worden, für ihre Operationen auch die Landesgrenzen überschreiten zu dürfen, falls es nöthig werden sollte. Aber der schwerfällige Apparat der regulären Truppen konnte den flinken Indianern nichts anhaben. Deshalb rüsteten einzelne Städte auf ihre eigenen Kosten Freiwilligencorps aus, auch El Paso hatte etwa zweihundert Freiwillige unter dem Commando des Obersten Terrazas beigestellt, und die Stadt war demnach damals in begreiflicher Aufregung. Von einer Reise nach Mexico war natürlich keine Rede, denn Niemand wollte die gefährliche Tour wagen, die Frachtkarawanen waren in El Paso gestaut, und allein wollte begreiflicherweise Niemand die Cactuswüsten von Chihuahua durchwandern. Da drang plötzlich die Kunde nach El Paso, Oberst Terrazas hätte mit seinem fliegenden Corps den Apachen eine Schlacht geliefert, und tags darauf brachte der Telegraph die Nachricht, die Freiwilligen wären, an hundert Indianerscalpe auf den Spitzen ihrer Säbel einhertragend, feierlich in Chihuahua eingezogen und von der Bevölkerung mit Jubel empfangen worden! Colonel Terrazas selbst paradirte mit dem Scalp des Häuptlings Victorio, an seinen langen grauen Haaren leicht erkennbar, an der Spitze des Zuges. Für diese Indianerscalpe bezahlte der Staat Chihuahua 1880 250 Dollars pro Stück, für jenen Victorio's sogar 500 Dollars!

Man hätte glauben sollen, diese Lection wäre den Apachen hinreichend gewesen. Mit nichten. Denn wie gesagt, waren sie 1882 wieder auf dem Kriegspfade, diesmal unter Anführung der schon genannten Häuptlinge, und erst 1883 war es General Crook gelungen, sie nach monatelangem Herumstreifen in den Wüsten aufzustöbern und zum Niederlegen der Waffen zu zwingen.

Digitized by Google

Nun standen sie da vor uns, gefangen, aber lange nicht gebrochen, und mir war es bei der Betrachtung dieser durchaus nicht reckenhaften Gestalten unbegreiflich, wie sie, den Gothen gleich, jahrzehntelang den Kampf fortführen konnten, wie sie heute noch, auf mehrere Hundert Krieger reducirt, ihre Mütter, Frauen und Kinder erschossen und hingerichtet, ungebeugt sein konnten!

Eine Gruppe der Krieger fesselte mich besonders. Als ich an ihnen vorbeischritt, betrachteten sie mich mit Blicken, jenen gefangener Füchse in einer Menagerie ähnlich. Unsere Augen begegneten sich lange, aber es war mir unmöglich, in diesen feurigen, blutdurchzogenen, forschenden Augen zu lesen. Ihr Blick war nicht ausdruckslos, aber doch unverständlich für mich. Es schien mir, als ob die Muskeln und Nerven, welche bei uns gewöhnlichen Menschen die Gefühle in unseren Gesichtern zum Ausdruck gelangen lassen, bei den Apachen gar nicht vorhanden wären, so starr, so unbewegt waren ihre Gesichtszüge, als ihr größter Feind, der tapfere Crawford, in meiner Begleitung an ihnen vorüberkam. Und in derselben Zeit schien es mir, als ob unter dieser starren Maske die Augen unserer rothäugigen Gegenüber in uns zu lesen suchten und zu lesen wußten, was wir dachten und fühlten. Ich war mir gewiß, daß diese Leute, die niemals ein anderes Buch geöffnet hatten als das große Buch der Natur, unsere Gedanken vollständig ergründeten, und ich fühlte mich gedemüthigt, der Schwächere ihnen gegenüber. Von den Indianerstämmen der Prairien und des amerikanischen Nordwestens, die ich gesehen, wichen sie in ihrem Aussehen bedeutend ab. Keiner ragte über die mittlere Manneshöhe hinweg und ihr berüchtigter Häuptling Mangas Colorado war mit seinen $6\frac{1}{2}$ Fuß Höhe eine seltene Ausnahme. Dafür waren sie wohl gebaut, schlank, und hielten sich gerade, ohne dabei steif zu sein. Ihre Arme und Schenkel waren glatt und rund, ohne eine besonders stark entwickelte Musculatur: nur der Brustkasten und Rücken waren bei Männern wie Frauen ungemein breit und stark. Die Köpfe standen im richtigen Verhältniß zum Körper und waren in der Form weniger unregelmäßig und langgestreckt als die Köpfe der Prairie-Indianer. Auch die Adlernase war weniger lang, der Mund mit schmäleren Lippen besetzt, aber die Gesichtszüge tiefer und schärfer eingeschnitten. Das lange, stramme Rabenhaar hing bis auf die Schultern herab und wurde durch ein grellfarbiges, gewöhnlich rothes Tuch, das um die Stirne gebunden war, nach hinten gehalten. Sie trugen keine Hüte, dafür hatten sich bereits Einige leinene Hemden angeschafft, deren unteres Ende lose im Winde flatterte. Die Schenkel waren bloß und an den Füßen saßen eigenthümliche Moccasins, die ich in dieser Form bisher noch nicht gesehen hatte. Die Spitze

der starken Ledersohle war wie bei den Schnabelschuhen des Mittelalters nach aufwärts zurückgebogen und dann, immer noch dasselbe Stück Leder, zu einer Scheibe von der Größe eines Thalers zusammengerollt. An den Moccasins saßen etwa drei Fuß lange Stiefelschäfte, die an den Knien umgeschlagen waren, so daß sie die Waden doppelt umgaben — ein in den Cactuswüsten Arizonas und Sonoras ganz unentbehrlicher Schutz.

Neben den schon erwähnten Ohrgehängen scheint bei den Apachen auch ein Halsband de rigueur zu sein, denn unter den hier befindlichen Hunderten gab es Keinen, selbst kein Kind, das nicht mindestens ein Halsband aus Münzen, Korallen, Türkisenstückchen 2c., untermischt mit Amuletten aller Art, magische Beeren, Zähne oder Thierklauen, getragen hätte. Dazu kamen ähnliche Armbänder und Silberringe an den Fingern; vom Gürtel hingen verschiedene Ledertäschchen zur Aufnahme von Tabak, Streichhölzchen, einem Stück Spiegel und einem Päckchen Farben, mit welchen sich die Krieger in abschreckender Weise zu bemalen pflegen. Wie mir Crawford mittheilte, kommen zu diesen, für die windigen, im Winter häufig schneebedeckten Berge der Sierras allerdings etwas spärlichen, Kleidungsstücken noch viele andere, von bunteren Farben, sobald die bucks (Krieger) auf der Reservation untergebracht sind; dagegen werfen die Apachen im Kampfe sogar die wenigen Kleidungsstücke ab, die sie auf den Kriegspfad überhaupt mitnehmen. Naht sich der Feind, so streifen sie das Hemd und den Rest ihrer Kleidung ab, als gälte es nur ein Bad zu nehmen, und nackt wie ein griechischer Gott beginnen sie den Kampf. Wahrscheinlich kommt dieser, von den Apachen allgemein beobachtete Brauch einfach daher, daß ihr schmutzigbrauner Körper, wenn nackt, von den sie umgebenden Felsen oder dem Erdboden auf einige Entfernung kaum unterschieden werden kann, sie sich also unbemerkt dem Feinde nähern können, und selbst wenn entdeckt, kein scharfes Zielobject darbieten.

Die hier im Lager von Willcox befindlichen Apachen hatten zu ihrer wöhnlichen Kleidung noch allerhand den Weißen geraubte Toiletteartikel und Schmuck angelegt, und so komisch das Aussehen manches Kriegers wirkte, so erstickte doch das Entsetzen über die Herkunft dieses Luxus alle Heiterkeit. Die Bande hatte ja zwei Jahre lang das südliche Arizona und nördliche Mexico plündernd und mordend durchzogen! Hunderte von Weißen waren ihnen auf diesem Raubzuge zum Opfer gefallen — Männer, Frauen und Kinder, so daß die erschrecklich reiche Beute, die sie mit sich führten, wohl begreiflich war. Capitän Crawford erzählte mir, sie hätten bei ihrer Gefangennahme an Hunderte Ponies besessen, alle mit Kleidern, Waffen, Schmuckgegenständen u. s. w. reich

Digitized by Google

beladen, und an Baargeld hatten sie zusammen etwa fünftausend Dollars, in mexicanischem oder amerikanischem Gold und Silber, oder auch in Banknoten. Ich konnte mich bei der Betrachtung dieses durch die scheußlichsten Mordthaten gewonnenen Raubes der Verwunderung nicht erwehren, warum man ihnen denselben nicht sofort wieder abgenommen, und mehr noch, warum man das ganze Gesindel, das so zahllose Menschenleben auf dem Gewissen hatte, nicht sofort an den nächsten Baum aufgeknüpft? Dabei sahen sie durchaus nicht besonders unglücklich aus. Im Gegentheil — gleichgiltig gaben sie sich ihren Spielen hin oder tanzten und sangen dazu — wußten sie doch, daß sie von der gütigen Regierung Onkel Sam's wieder ohne irgend welche Strafe nach ihrer großen Reservation bei Fort San Carlos in Arizona zurückgebracht und dort „auf Ehrenwort" freigelassen würden; daß ihnen von der Regierung wieder Lebensmittel, Werkzeuge, Vieh und Kleidungsstücke geliefert würden und sie doch jeden Augenblick wieder entspringen und das alte Raub- und Mordleben beginnen konnten, wie es auch thatsächlich ein Jahr darauf geschah! — Man sprach damals, in den Jahren 1882 bis 1884, viel von den Streitigkeiten zwischen den mexicanischen und amerikanischen Truppen. Thatsächlich waren die Mexicaner, von denen zweitausend Mann zur Apachenjagd jenseits des Rio Grande bereit standen, nur darüber aufgebracht, daß die Amerikaner diese Rothhäute, statt sie sofort zu erschießen, mit Handschuhen anfaßten und pflegten, als wären sie kriegsgefangene Feldmarschälle!

Die Scouts, welche unter Capitän Crawford's Commando standen und denen hauptsächlich der Erfolg der gegenwärtigen Expedition zuzuschreiben war, unterschieden sich von den gefangenen Rothhäuten so wenig, daß ich wahrhaftig anfänglich nicht wußte, ob ich diese letzteren oder Scouts vor mir hatte. Sie waren durchwegs regierungsfreundliche Indianer, noch dazu den Apachenstämmen angehörig, welche Crawford gegen gute Bezahlung unter den auf der San Carlos-Reservation untergebrachten Indianern recrutirt hatte, um mit ihnen auf die feindlichen Apachen Jagd zu machen. Von diesen letzteren unterschieden sie sich nur dadurch, daß sie Alle ein vorzügliches Hinterladergewehr besaßen, für welches die Munition in ihrem Gürtel steckte. Nur die Wenigsten trugen irgend ein altes abgelegtes Uniformstück der regulären Armee, und auch dann saß ihnen dies so miserabel und war so zweifelhaften Ursprungs, daß man sich fragen mußte, ob sie es nicht einem gefallenen Krieger auf dem Kampfplatze vom Leibe gerissen hatten? Jeder Scout trug eine bronzene Marke mit einer Nummer, welche in den Büchern der San Carlos-Reservation mit dem Namen und der genauen Personsbeschreibung des Trägers sorgfältig eingetragen war.

Digitized by Google

Am nächsten Tage sollte der Marsch nach der Reservation fortgesetzt werden, und noch während wir unseren Spaziergang durch das Lager machten, begannen die Scouts ihre Habe zusammenzupacken. Das große Ereigniß des Tages war jedoch das Eintreffen zweier Händler von Willcox, die von den Reichthümern der Indianer gehört hatten und mit zwei Wagenladungen voll Waaren in der Hoffnung auf gute Geschäfte herausgekommen waren. Sie wurden ihre Decken, Kochgeschirre, messingene Schmuckgegenstände, Glasperlen u. s. w. auch spielend los, während sie ihrerseits wieder den Indianern die von diesen den Weißen geraubten Uhren, Ketten, Ohrgehänge u. s. w. abkauften, ein schaudererregender Handel. Aber unser Blut kam erst recht in Wallung, als wir erfuhren, daß am Tage vorher ein Indianer eine goldene Uhr um fünfzig Dollars verkauft hatte, welche dem kurz vorher meuchlings ermordeten amerikanischen Richter Mc Cormac gehört hatte. Und der Käufer war niemand Anderer als der frühere Partner des Ermordeten, welcher die Uhr für die Familie des Letzteren erwerben wollte! Auf solche Weise werden die bluttriefenden, rothhäutigen Meuchelmörder in den Vereinigten Staaten behandelt! Ist es dann zu wundern, daß die Apachen bei jeder Gelegenheit zu ihrem Mordhandwerk greifen?

Entsetzt und angeekelt von dem zerlumpten, einäugigen Geronimo und seiner Räuberbande kehrten wir nach Willcox zurück, und während wir am Abend in der Vorhalle des einzigen Hotels dieser „Stadt" saßen, hörte ich von den Officieren und Einwohnern noch manche schaudererregende Einzelheiten aus dem eben beendigten Jagdzuge gegen die Apachen.

* * *

Das war 1883. Die Rothhäute wurden nach der Reservation zurückgebracht, aber statt, wie sie es verdient hatten, für ihre Massenmordthaten vor ein Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt zu werden, wurden sie von der Regierung der Vereinigten Staaten weiter gefüttert und gepflegt wie Canarienvögel. Sie spielten dort tagsüber Karten, tanzten und tranken am Abend und bald war die reiche Beute des letzten Raubzuges, die Ponies, Kleider, Schmuck und Geld in allen Winden. Sofort wurde ein anderer Raubzug geplant. Geronimo, der schlimmste Teufel unter den hervorragenden Apachenhäuptlingen, war die Seele der neuen Verschwörung. Es gelang ihm, mit 40 Kriegern und 92 Squaws und Kindern aus der White Mountain Reservation zu brechen und — am 17. Mai 1885 wieder den Kriegspfad zu betreten, der die Bande durch ganz Arizona und Sonora führte.

Digitized by Google

Von jenem Tage bis Ende März 1886 — also in nicht ganz einem Jahre — hatten sie nicht weniger als anderthalb Hundert Weißen, Amerikanern und Mexicanern, das Lebenslicht ausgeblasen, während sie ihrerseits nur zwei Krieger verloren hatten. Zweitausend Mann amerikanischer Linientruppen unter der Anführung des bewährten General Crook und ebensoviel mexicanische Truppen saßen ihnen beständig auf den Fersen, ohne daß sie ihrer habhaft werden konnten. Diese Handvoll Apachen spielten mit den Truppen einfach wie eine Katze mit Mäusen. Aber endlich fand Crook doch ihre Fährte in den Sierras von Sonora und überrumpelte sie mit seinen Apachen-Scouts am 27. März 1886. Nach einem kurzen Gefecht wurden sie im Cañon de los Embudas auf mexicanischem Gebiet umzingelt und ergaben sich auch sofort darauf, wohl wissend, daß ihre Schandthaten doch wieder straflos ausgehen würden. Abermals wurden sie nach der White Mountain Reservation zurückgebracht und nur siebzig von ihnen, darunter der berüchtigte Geronimo, wurden nach Florida transportirt, von wo es ihnen unmöglich sein dürfte, nach den Jagdgründen von Arizona zurückzukehren. Aber damit ist der Widerstand der Apachen noch immer nicht gebrochen. Auch jetzt sind einzelne kleine Banden von ihnen auf dem Kriegspfade und erst die fortschreitende Besiedelung der Rio Grandeländer oder die gänzliche Ausrottung des wilden Stammes wird den schrecklichen Indianerkriegen ein Ende bereiten. Jedenfalls wird ihr Andenken unter den Einwohnern Arizonas und Mexicos noch lange fortleben, denn kein Indianerstamm Nordamerikas hat verhältnißmäßig so viel Schaden angerichtet, so unzählige Opfer gefordert, so barbarisch gehaust, wie die Apachen.


Indianer-Häuptling.

Digitized by Google

III.

Durch die nord-mexicanische Wüste.

Am letzten Tage des März bestieg ich in dem neuen hübschen Stations-gebäude von El Paso den eben aus St. Louis gekommenen Zug, um meine Fahrt nach Mexico — diesmal per Eisenbahn — zu unternehmen. Sonderbarerweise sollte ich der erste Passagier sein, welcher diese 1500 englische Meilen lange Reise durchwegs per Eisenbahn zurücklegen konnte, denn obschon die einzelnen Sectionen dieser langen Strecke wohl schon fertig waren, so fehlte ihnen doch noch die Verbindung untereinander, welche erst während meiner Fahrt nach Süden allmählich hergestellt wurde.



Neu-mexicanisches Indianerpueblo.

Mein erstes Ziel war Chihuahua, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, 225 englische Meilen, etwa eine Eisenbahntagereise von El Paso entfernt. Unser Zug bestand nur aus einem ziemlich leeren Gepäckwagen, einem Waggon erster und einem Waggon dritter Classe, alle ganz nach dem amerikanischen System eingerichtet und mit amerikanischem, der spanischen Sprache unkundigem Zugpersonal bemannt, so daß ich auf der ganzen

Digitized by Google

Fahrt den Dolmetscher machen mußte. Allerdings hatten wir nicht viele Passagiere. Ich befand mich allein in einem Waggon, während im anderen ein paar alte, bis an den Hals bewaffnete Mexicaner auf den Bänken kauerten. Und dennoch hatte sich bereits selbst hier schon der amerikanische Zeitungsjunge eingeschmuggelt, wie er auf jedem Eisenbahnzuge von Oregon und Manitoba bis nach Florida zu finden ist! Die neuesten Zeitungsnummern von New-York und St. Louis, in grellen, buntfarbenen Einbänden steckende Sensationsnovellen, amerikanische Romane, spanische Wörterbücher und „die Kunst, Spanisch in acht Tagen zu erlernen", lagen hier mitten unter den des Lesens so absolut unkundigen Gauchos ausgebreitet, während der unternehmende junge Yankee selbst eifrigst einen spanischen „Ollendorff" studirte. Auch die Körbe mit Orangen, Bananen und Nüssen fehlten nicht.

Die Unmasse von Revolvern, Gewehren und Messern, welche unsere kleine Reisegesellschaft mit sich führte, wäre erstaunlich gewesen, hätten wir nicht auf der ganzen Fahrt das beliebteste Jagdrevier der Apachen-Indianer zu passiren gehabt, die gerade wieder einmal im Kriege gegen die Weißen begriffen waren. Kurz vorher hatten sie bei San José ein Rancho geplündert, ein halbes Dutzend Hirten niedergemacht und sieben Frauen mit sich in die Berge geschleppt. Aus dieser Ursache saßen auch zwölf mexicanische Gendarmen mit im Zuge, so daß derselbe eher einem Arsenal auf Rädern glich.

Indessen, wir bekamen keine Gelegenheit, von Gendarmen, Revolvern und Dolchen Gebrauch zu machen. Die ganze Strecke von El Paso bis nach Chihuahua ist mit Ausnahme weniger Stellen öde, trockene Wüste, und es ist nur zu wundern, daß sich die Apachen hier jemals heimisch fühlen konnten. Der größte Theil von Chihuahua, von einer Deutschland beinahe erreichenden Ausdehnung, ist Wüste, und nur in den Thälern der Felsengebirgsketten und an einzelnen Flüssen findet sich fruchtbares oder doch zum mindesten Weideland, das zusammengenommen vielleicht ein Viertel des ganzen Areals ausmachen dürfte. Das Land zu beiden Seiten der Bahn ist vollständig wasserlos, flach wie ein Tisch bis zu den am fernen Horizont sich scharf abzeichnenden Bergketten. Westlich und östlich begleiten diese die Bahn ununterbrochen bis weit über Chihuahua hinaus auf viele Hunderte Meilen, an manchen Stellen nur wenige Meilen voneinander, so daß die Bahn ihre Ausläufer durchschneiden mußte, an anderen Stellen sich wieder auf dreißig, vierzig und mehr Meilen entfernend. Das ganze nördliche Mexico ist in derlei von Nord nach Süd laufende Längsthäler gespalten, von denen besonders die östlichen recht fruchtbar sind. Im Staate Chihuahua schließen die Bergzüge

jedoch größtentheils nur elende Stein- und Alkaliwüsten ein. Die auf den Karten angegebenen Flußläufe enthalten kaum während zwei oder drei Monaten im Jahre Wasser, und dann schwellen sie zu reißenden Strömen an, deren Gewalt nichts zu widerstehen vermag, sonst aber sind die weiten, flachen, mit Felstrümmern bedeckten Flußbette vollständig ausgetrocknet.

Die großen Seen, Laguna Guzman, Laguna Carmen und andere, welche die Karten verzeichnen, wetteifern mit den Flüssen an Wasserarmuth und zeigen den größten Theil des Jahres über jene blendend weißen, mitunter zolldicken Salzkrusten, welche häufig der Schauplatz brillanter Luftspiegelungen sind. Die Bahn fährt auf niedrigen hölzernen Brücken über die trockenen Flüsse hinweg. Auf Hunderte von Meilen sieht man kein Haus, keinen Baum, und die einzigen Punkte, auf welchen das Auge zu ruhen vermag, sind die lange Reihe von Telegraphenstangen, welche, längs der Bahn hinlaufend, endlich zu Zündhölzchen verkleinert, sich in weiter Ferne verlieren. Stationen gibt es auf dem ganzen 225 Meilen langen Wege nur zwei oder drei. Wasser für die Speisung der Locomotiven ist nicht vorhanden, und es mußten an den entsprechenden Stellen tiefe Brunnen gebohrt und Dampfmaschinen aufgestellt werden, um das Wasser an die Oberfläche zu pumpen. Hie und da dienen Windmühlen auf 50 bis 80 Fuß hohen eisernen Thürmen als bewegende Kraft hiefür. Aber selbst in der Tiefe konnte man das Wasser an manchen Stellen nicht finden, und dort ließen dann die erfindungsreichen Yankees auf Seitengeleisen Wasserbehälter auf Rädern aufstellen. Je zwei große Wassertonnen sitzen auf einem flachen Lastwagen, und ist der Wasservorrath erschöpft, so werden sie einfach dem Zug angehängt, nach der nächsten Dampfpumpe geschleppt und dort aufs frische gefüllt.

Die Eisenbahnstationen in diesen Wüstengebieten des nördlichen Mexico können an Einfachheit kaum überboten werden. Ein kleines amerikanisches Häuschen aus Eisenblech, gegen allfällige Angriffe und Ueberfälle wohl geschützt, enthält den Telegraphenapparat und ein kleines Arsenal von Waffen, in welchem der „Stationschef" schläft. Daneben eine der geschilderten Wasserpumpen und gegenüber auf einem Seitengeleise irgend ein alter Güterwagen, der den Arbeitern als Wohnung dient. Rings um diesen Außenposten amerikanischer „Civilisation" zieht sich ein im Sonnenlicht hellstrahlender Kranz leerer Blechbüchsen, von den Conserven herrührend, aus welchen in diesen Stein- und Cactuswüsten die Mahlzeiten der „Weißen" allein bestehen. Es wiederholen sich bei diesem Eisenbahnbau dieselben Bilder, dieselben Culturanfänge, wie ich sie vor fünfzehn Jahren auf meinen ersten Reisen durch Kansas und Nebraska gesehen. Auch dort hatte

Digitized by Google

man mit den größten Naturhindernissen und überdies jahrelang mit den Attaquen der Indianer zu kämpfen, nur daß es dort die Sioux und Arrapahoes, hier die Apachen waren; aber in einer Hinsicht unterschieden sich die Anfänge der Pacificbahn von jenen der mexicanischen Bahn doch: während die kahlen Prairieländer der ersteren sich innerhalb eines Jahrzehnts in die fruchtbarsten Agriculturgebiete des Westens verwandelten, ist hierzu in Nord-Mexico nicht die mindeste Aussicht vorhanden; denn der größte Theil des Landes ist eben trockene kahle Stein- und Cactuswüste, ja an vielen Stellen nicht einmal das: Zwanzig Meilen südlich von El Paso wurde nämlich meine Aufmerksamkeit durch große, blendend weiße Höhenzüge gefesselt, die den dunklen Ketten der Felsengebirge vorgelagert waren. Wir waren bei den berüchtigten Medanos, den wandernden Sandbergen, angelangt, und nachdem wir eine Zeitlang ihnen entlang gefahren waren, mitten in sie hineingerathen. Wie diese kolossalen, viele Quadratmeilen bedeckenden Massen feinsten weißen Dünensandes auf die Hochplateaux der Felsengebirge gekommen waren, ist noch nicht erklärt worden — genug, diese Medanos sind seit Jahrhunderten der Schrecken aller Karawanen gewesen, die ihnen gewöhnlich auf viele Meilen Umwegen auszuweichen trachteten, und jetzt wieder sind sie der Schrecken der Eisenbahn. Häufig sieht man aus diesem losen, vom Winde wie Wasser gepeitschten Sandmeere gebleichte Gebeine hervorragen, ein grauenhafter Anblick!

Merkwürdig sind die scharfen Kanten, Spitzen und Grate, welche der Wind diesen flüchtigen Sandbergen gegeben, und die steilen Rinnen und Schluchten, die er in sie gerissen, ähnlich jenen, die man häufig bei großen, vom Sturm zusammengeblasenen Schneemassen antrifft. Heute meilenweit von der Eisenbahn oder der Karawanenroute entfernt, begraben sie morgen beide mit einer mehrere Meter tiefen Schicht des feinsten Sandes, der erst wieder von eigens construirten Maschinen weggeschafft werden muß. Wir fuhren durch meilenlange Strecken einer solchen Sandverwehung. Zu beiden Seiten lag derselbe bis zur Höhe des Waggondaches aufgethürmt. An manchen Stellen hat die Eisenbahnverwaltung hölzerne Schutzwände errichtet, ähnlich jenen, welche auf den Pacificbahnen gegen Schneeverwehungen errichtet wurden. An anderen Stellen ließ sie den Sand mit Rasenziegeln bekleiden, die aus weiter Ferne herbeigeschafft werden müssen. Hie und da hilft wohl die barmherzige Natur selbst den Ingenieuren, indem sie die Sandflächen durch eine Art Dünengras festhält, ähnlich jenem, das man in Norderney oder Borkum antrifft. Hier in diesem Sandmeere befand sich bis auf die jüngste Zeit das Hauptrevier der Apachen. Der kürzeste Weg von El Paso nach Chihuahua führt mitten durch

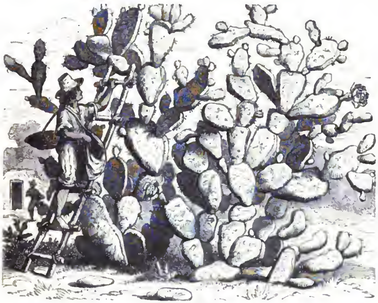
Digitized by Google

den Sand, und einzelne Karawanen wagten es ungeachtet der haarsträubenden Mordthaten, die hier alljährlich vorfielen, doch noch unter starker Militärbedeckung durch die Medanos zu ziehen. Die Apachen trugen jedoch in den meisten Fällen den Sieg davon. Denn während sie mit den Terrainschwierigkeiten vertraut waren, gab es für die Karawanen bei dem beschwerlichen, anstrengenden Waten durch den Sand wenig Aussicht auf Rettung. Sie wurden überfallen, geplündert, getödtet.

Hat man diese Medanos, deren Schrecken auch schon Humboldt und Fröbel schildern, passirt, so gelangt man doch nur aus dem Regen in die Traufe oder, um gut nord-mexicanisch zu sprechen, aus der Sand- in die Steinwüste. Hier ist das Vaterland einer reinen Stachelschweinvegetation: Agaven, Stechpalmen, Dornen, Palmettos und Cacteen in den unglaublichsten Formen und Größen bedecken die weiten, öden Flächen bis an den Rand der kahlen Bergketten auf Hunderte Meilen in die Runde, jene berüchtigten Cactuswüsten bildend, welche unter allen Ländern Mexico allein aufzuweisen hat. Wie mußte ich bei dem Gedanken lächeln, welche Sorgfalt wir in der Heimat an das Großziehen der verschiedenen Cacteen verwenden; wie wir sie in Porzellantöpfe setzen und in Treibhäuser stellen und uns ihrer rühmen! Millionen und Millionen der kolossalsten Stachelpflanzen stehen hier dicht bei einander, vom Blätter- und Kugelcactus bis zu dem majestätischen, säulenförmig bis auf 60 Fuß Höhe emporsteigenden Orgelcactus! Die Mehrzahl dieser grauen, unschönen, blattlosen Pflanzen erhebt sich auf 3 bis 4 Fuß Höhe, und über diese Felder ragen nur, wie gesagt, die graugrünen Stämme des Orgelcactus empor, sowie die schwarzen, blätterigen, mit einer wie aus Bajonetten zusammengesetzten Krone gezierten Yuccas, aus welchen noch dünne, 6 bis 10 Fuß hohe Blüthenstengel emporschießen. Die einzige Blattpflanze, welche sich mit dieser grausigen Stachelgesellschaft verträgt, ist der Mesquitebaum (von dem aztekischen Worte Mezquitl), obschon ihre mit kleinen Blättchen nach Art der Pfefferpflanze besetzten Aeste auch ihre Stacheln tragen. Je südlicher man auf der Fahrt nach Mexico kommt, desto seltener werden die Cacteen und desto zahlreicher erscheinen die Agaven und der Mesquite, bis der letztere endlich südlich von Chihuahua ganz respectable Baumhöhe erreicht. Das rothe Holz seines Stammes ist von ungemeiner Zähigkeit. Ich habe vergeblich versucht, mit dem Taschenmesser in das knorrige, vielfach gewundene Holz einzudringen oder auch nur einen Span abzuschneiden.

Aber nicht nur die Vegetation zeigt hier diese unschönen, abstoßenden Formen, selbst die Bergketten, welche die Wüste abschließen, sind zerklüftet und zerspalten, mit Spitzen, scharfen Kanten und Graten, wie eine Reihe Glasflaschen

mit abgebrochenen Hälsen. Auch die Thierwelt dieser Stachelwüsten hat sich ihrer Umgebung angepaßt. Skorpione, gehörnte Frösche, Taranteln, hornige Eidechsen und Klapperschlangen haben hier ihre Heimat, während am Rande der Wüste Prairiehunde, Kaninchen und Feldmäuse ihr keineswegs beneidenswerthes Dasein fristen. Erst südlich von dem wasserlosen Rio Carmen gelangten wir in eine bessere Gegend. In Gallego, circa 140 Meilen südlich von El Paso, nahmen wir unser Mittagmahl ein, und dort sahen wir auch die erste Hacienda: Auf



Feigencactus.

den kahlen, mit niedrigem grauen Gras bewachsenen Steppen grasen große Viehheerden, bewacht von berittenen Hacienderos, pittoresken Gestalten in ledernen Beinkleidern, ebensolchen mit Silberknöpfen besetzten Jacken, den mächtigen Sombrero auf dem Kopf und den Carabiner in der Hand. In ihrem mit Patronen garnirten Gürtel staken ein paar Revolver und an ihrer Seite baumelte ein Säbel. Auf dem Sattelknopf hing das unvermeidliche Lasso, das sie mit so erstaunlicher Geschicklichkeit zu handhaben wissen. Auf der ganzen ferneren Fahrt nach Chihuahua sahen wir derlei Caballeros, wo immer die Cactuswüste ebenem Prairieland Platz machte. Wasser ist hier häufiger zu

finden, und nach so langer Fahrt sahen wir hier bei dem Rancho von Don José sogar wirkliche Bäume. Wie wohlthuend nach einer solchen Wüstenfahrt!

Heerden, viele Tausende von Rindern zählend, finden in den Prairien hinreichende Nahrung und leben hier ganz friedlich mit den zahlreichen Antilopen, die wir in Rudeln von dreißig und fünfzig an unserem Zuge vorbeirasen sahen.

Der Boden ist gut und fruchtbar und würde sich bei hinreichender Bewässerung ausgezeichnet zum Feldbau eignen. Deshalb träumen auch schon amerikanische Ingenieure von einer künstlichen Ableitung der Gebirgsströme nach den Prairien dieses Hochplateaus oder von der Anlage von artesischen Brunnen



Mexicanischer Reiter.

und vergessen dabei, daß heute noch mehrere Hundert Millionen Acres des besten Agriculturbodens in den Vereinigten Staaten, ja in dem unmittelbar benachbarten Texas und Neu-Mexico des Landmannes warten.

Etwa drei Viertel des Weges zwischen El Paso und Chihuahua, der Hauptstadt des Wüstenstaates, den wir durchfliegen, liegt ein See, die Lagune de las Encinillas (Lebenseichen). Aus der Ferne einem Bild der Fata Morgana gleichend, treten die grünen, fruchtbaren, ja mit Bäumen beschatteten Ufer des Sees immer deutlicher hervor, und schließlich gewahrt man auch jenseits des Sees eine jener befestigten Haciendas, welche in Mexico die Stelle unserer Ritterburgen vertraten und viele Gebräuche aus früheren Jahrhunderten mit in die Gegenwart herübergenommen haben. Hier in diesem fernen, alles Fort-

Digitized by Google

schritts baren Lande herrschen eben, dank dem Mangel an Straßen, dank der Unsicherheit und der häufigen Anfälle der Apachen, auch ähnliche Verhältnisse wie bei uns vor Jahrhunderten, und da ist es nicht wunder zu nehmen, wenn sich der Haciendero in feste Burgen einschließt, mit einer Art Soldaten umgibt, Wachen auf seine Mauern stellt, und mit seinem Fähnlein manchmal in den Krieg zieht. Gerade auf diese reichen Haciendas haben es die Indianer abgesehen und fast alljährlich verlieren eine Anzahl der Rancheros und Hirten ihren Scalp im blutigen Kampfe gegen diese Erbfeinde alles Besitzes. Ich vermuthete in dem „Schloßherrn" der Hacienda „de las Encinillas" und ihres ausgedehnten, über 100 Quadratmeilen umfassenden Landgebietes einen echten Hidalgo, einen Abkömmling jener spanischen Eroberer, welche vor Jahrhunderten das Kreuz und gleichzeitig auch den Durst nach Gold in dieses Land brachten. Seine ersten beiden Namen klingen auch ganz darnach: Don Enriquez — aber statt den Familiennamen Pizarro oder Alvarado oder Mendoza folgt einfach „Müller", nichts weiter als Don Enriquez Müller! Ein biderber Deutscher, der sich in Chihuahua niedergelassen und durch glückliche Thätigkeit zu einem der ersten Caballeros des Staates geworden! Seine Heerden zählen über 70,000 Stück Rindvieh, viele Tausende von Schafen, Hunderte von Pferden! Aehnliche „Ranchos" und Haciendas, wenn auch nicht von solcher Ausdehnung, gibt es in dem südlichen Theile des Staates mehrere; allein Dörfer, Städte und eine feste ansäßige Bevölkerung wird man hier vergebens suchen. Das einzige Dorf längs der ganzen Bahnlinie ist Sauz, aus elenden Adobehütten bestehend, die im Schatten einer Oase von Silberpappeln und Weiden verborgen liegen. Deshalb ist es auch schwer, etwas von der Einwohnerschaft zu erzählen. Ein Dutzend Mexicaner, elende, ausgehungerte, sonnverbrannte Gestalten, und etwa ein Dutzend Weiße waren alles, was wir davon auf der über 200 Meilen weiten Strecke sahen.

Und dennoch ereignen sich hier blutige Dramen, nicht etwa im Kriege gegen die Indianer allein, nein, die Weißen gegen die Mexicaner und selbst untereinander. Die Welt ist nicht groß genug für den Abschaum des amerikanischen Grenzgesindels, für die Räuber, Mörder und Banditen von Texas und Arizona, die, ihres Lebens „drüben in den Staaten" nicht mehr sicher, mit der Eisenbahn nach Mexico gezogen waren und nun auch dieses Land unsicher machen. Die Hälfte aller Raub- und Mordthaten fällt auf sie. Ihnen ist großentheils der tödtliche Haß zuzuschreiben, den heute der Mexicaner seinen Nachbarn, den „Gringos", gegenüber hegt. Allwöchentlich vollführen sie Greuelthaten, die das gute Einvernehmen zwischen den beiden Völkern zerstören müssen.

Nur ein Beispiel davon: Unter den Gepäckstücken unseres Zuges befand sich auch eine lange, leere, sargähnliche Kiste. In einer der Scheinstationen hielt der Zug ungewöhnlich lange an und ich sah, wie der Sarg aus dem Wagen gehoben und etwa 40 Schritte weit in die Steppe getragen wurde. Ich verließ den Waggon und folgte dem halben Dutzend Amerikaner auf ihrem Wege. Zu meinem Entsetzen lag dort der schon stark in Verwesung übergegangene Leichnam eines Weißen, mit dem Gesichte nach abwärts, Stiefel und der untere Theil der Beinkleider war verschwunden und grauenhafte Details verriethen, daß die Coyoten zur Nachtzeit bereits ihre Besuche gemacht haben mußten. Ohne viel Federlesens wurden die Ueberreste in den Sarg gestopft, dieser zugenagelt und in das schon bereite Grab daneben gesenkt. In wenigen Minuten war dieses verschüttet, die Männer kehrten zum Zuge zurück — ein Pfiff, und weiter gings nach Süden. Der Leichnam gehörte dem Stationschef an, der in einer der häufigen Schießereien mit einem Untergebenen einfach niedergeblasen worden war. Er hatte zuerst geschossen, gefehlt, und ehe die zweite Kugel den Lauf verlassen, hatte ihn jene seines Gegners erreicht. Verhaftung dieses Letzteren? Verurtheilung? O nein! Er hatte ja aus Nothwehr gehandelt.

Digitized by Google

IV.

Das mexicanische Timbuktu.

Spät Abends erreichten wir endlich Chihuahua, die märchenhafte Hauptstadt des Staates, den Mittelpunkt einer der reichsten Minenregionen Amerikas, aus welchem Hunderte Millionen Dollars gewonnen und durch die Spanier nach dem Mutterlande fortgeführt worden waren. Chihuahua war bis vor wenigen Jahren eine der unzugänglichsten Städte der Welt, sozusagen das amerikanische Timbuktu oder Taschkend, denn es bedurfte von irgendwelcher Seite aus mehrwöchentlicher Karawanenreisen, um es zu erreichen. Welch ein Ereigniß mußte es deshalb für die naive, um Jahrhunderte zurückgebliebene Bevölkerung sein, als wenige Monate vorher zum erstenmal das Dampfroß hier vorbeibrauste! Ganz Chihuahua, Jung und Alt war auf den Beinen, um das Wunder zu sehen. Als jedoch das schwarze Ungethüm mit blendenden Lichtern unter Schnauben, Pfeifen und Tosen wie der Blitz angefahren kam, warfen sie sich zitternd auf die Knie und schlugen ein Kreuz ums andere: Ave Maria Santissima! murmelten sie: estan llegando al diablo, salvarnos! nahmen die Beine auf den Rücken und sind bis heute nicht zu bewegen, in die Nähe der Station zu kommen!

Auf der Eisenbahnstation einer spanischen oder mexicanischen Stadt ankommen, heißt noch lange nicht in der Stadt sein. Wie in Spanien, so liegen auch in Mexico die Bahnhöfe durchwegs etwa eine englische Meile von der Stadt entfernt. Aber während in Spanien Tramway oder Stellwagen die Verbindung zwischen beiden herstellten, hat der Yankeegeist hier noch nicht die

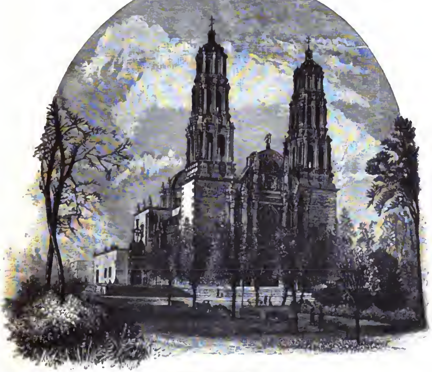
Zeit gehabt, derlei Communicationsmittel einzuführen. Zweifellos ist dies nur mehr eine Frage von Wochen, wenn nicht die Stadtbehörden den Amerikanern weitere Schwierigkeiten bereiten sollten. Da mir außer den eigenen Beinen kein anderes Transportmittel zur Verfügung stand, als der Burro, mußte ich denn eines dieser bereitstehenden mageren Thiere besteigen und ganz wie seinerzeit in Aegypten und Syrien, mit fast auf den Boden schlenkernden Beinen meinen Einzug in Chihuahua halten.

Dieses Fernehalten der Eisenbahn von den Städten hat wahrhaftig seine guten Seiten speciell für den aus den Vereinigten Staaten kommenden Reisenden, der dort oft die ganze Nacht durch das ewige Pfeifen, Läuten und Schnauben der mitten in den Straßen herumkutschirenden Locomotiven wachgehalten wird. Hier ist man davor sicher, ja die Stadtbehörden ertheilten nicht einmal die Erlaubniß, auf eine Meile im Umkreis des Bahnhofes Hotels oder sonstige Gebäude zu errichten, ganz wie man es bei uns mit den Blattern- und Cholera-spitälern macht. Von amerikanischem Unternehmungsgeist dürften die Mexicaner bei solcher Isolirung und Fernhaltung desselben kaum angesteckt werden.

Chihuahua mit seinen weißen Mauern und flachen Dächern inmitten des herrlichsten Grün der Cottonwoodbäume erinnerte mich wieder lebhaft an die syrischen Städte, nur die hohen schlanken Thürme der berühmten Kathedrale zerstören diese Illusion. In den geraden, reinlichen Straßen stehen ähnliche Häuser wie im Orient; hier wie dort lange Mauern mit kleinen Fenster-öffnungen und festverschlossenen Thüren, ja sogar die hölzernen Fenstergitter, die Mucharabis der Häuser von Kairo trifft man noch an manchen Gebäuden an. Die amerikanische Invasion hat den altspanischen Charakter der Stadt nicht zu ändern vermocht. Nicht ein einziges der grellen, roth angestrichenen, mit Placaten und Reclamen beklebten Yankeehäuser stört die stille, friedliche Harmonie der Stadt, wie dies leider in so auffälliger Weise in Santa Fé, San Antonio und Monterey schon geschehen ist.

Dem aus dem Dollarlande kommenden Reisenden zeigen sich hier seltsame Contraste. Dort alles Leben, Lärm, Bewegung, Gerassel, Geschrei, hier tiefe Ruhe, ja Einsamkeit. Dort alles hell erleuchtet, Elektricität, Gas und weiß Gott was alles, hier alles finster, sofern nicht der helle Mond auf dem ewig wolkenlosen Firmament steht. Dort alle Häuser voll Kaufmannsläden, Wirthshäuser, Schänkstuben, hier nichts als festverschlossene, stille Häuser und lange einförmige Mauern, über deren Zinnen ganze Batterien von Wasserröhren wie Kanonenschlünde hervorragen, als wäre jedes Haus eine Festung. Das Hauptleben, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, concentrirt sich auf der

Plaza. In dieser Hinsicht gleichen die mexicanischen Städte einander wie ein Ei dem anderen. Ob in Hermosillo im Staate Sonora oder in Guadalajara oder in Tehuantepec, jede Stadt hat dieselben geradlinigen, hinreichend breiten



Kathedrale von Chihuahua.

Straßen und im Mittelpunkte eine Plaza, gewöhnlich mit hübschen Baumanlagen geschmückt. Eine Seite der Plaza wird in der Regel von der Kathedrale, eine andere vom Regierungsgebäude, eine dritte vom Justizpalast oder dem Gefängniß eingenommen, während auf der vierten gewöhnlich eine Fonda oder ein Mejon (Hotel) steht. So auch hier in Chihuahua. Es war gerade

Digitized by Google

Sonntag, als ich hier eintraf, und auf der Plaza herrschte ungewöhnliches Leben, d. h. jede Bank in dem baum- und blumenreichen Square, jeder Eckstein, jede Stufe der zur mächtigen Kathedrale emporführenden Treppe war von Menschen besetzt, die entweder schliefen oder in ruhigem flüsternden Gespräch miteinander begriffen waren. Vor dem offenen Justizpalast kauerten in festen Schlaf versunken Soldaten, die Gewehre neben sich am Boden, den ungeheuren Sombrero tief in die Stirne gedrückt und den Shawl, die Sarape, dicht über die Ohren gezogen. Aus ihren Lagen und Stellungen allein hätte man schon den Indianer errathen können. So wie sie hier mit angezogenen Knien, die Hände über die Unterbeine gefaltet, die Stirne auf den Knien ruhend, an den Mauern entlang saßen, so sah ich auch die Rothhäute in den nordamerikanischen Prairien um das Feuer gelagert, so werden auch die Inkas und Azteken begraben. Keiner dieser schlafenden oder Cigaretten schmauchenden Soldaten wehrte mir den Eintritt in den Justizpalast, wo bei offenen Thüren und Fenstern noch so spät Abends — es war gegen 9 Uhr — einige Gerichtsfälle ruhig verhandelt wurden. Die Richter und Advocaten waren in gewöhnlichen schwarzen Anzügen ohne irgendwelche Abzeichen ihres Amtes. Der Delinquent stand unbewacht in einem Verschlag, und hätte er nur gewollt, er hätte bequem zwischen den schlafenden Aposteln der Hermandad herausspazieren können.

Auf der anderen Seite der Plaza erhebt sich die majestätische Kathedrale, ihre prachtvolle, mit kunstvollen Sculpturen überladene Façade vom fahlen Mondlicht schräge beleuchtet. Ungeachtet der vielen Menschen und, was noch mehr zu wundern ist, der vielen geschwätzigen Frauen herrschte eine derartige Stille auf dem großen Platze, daß man die kleine Fontaine inmitten der Blumenbeete plätschern hörte. Die Indianer, welche eben den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, haben neben manchen Schattenseiten diese schöne Eigenschaft für sich, im Gegensatz zu den lärmenden, brüllenden „Yorder Yankee". Eben verrieth sich die Gegenwart der Letzteren durch kräftige, laut durch den Square schallende Flüche, grelles Gelächter und heiseres Brüllen lasciver „Lieder". Sie zeigten mir wenigstens damit das schmutzige, jeden Comfort entbehrende Hotel an, wo ich meine Nachtruhe finden sollte. Es war eine jener Grenzkneipen, in denen ich in früheren Jahren in Arizona und Texas so häufig Unterkunft nehmen mußte, nur noch schmieriger, lärmender und von noch schlimmerem Grenzgesindel gefüllt. Es führte den Namen „American Hotel". Meine Frage nach einem Zimmer wurde von dem baumlangen, durch einen Sombrero und gewaltigen im Gürtel steckenden Revolver bereits „mexicanisirten" Yankee mit Hohngelächter beantwortet. „We are full — ja, wenn

Ihr hier im Patio unter freiem Himmel schlafen wollt, könnt Ihr Platz bekommen!" Weiter abwärts in der Straße befand sich eine echte mexicanische Fonda, wo allerdings die Zimmer keine Fenster und ihre auf den Hof mündenden Thüren keine Schlösser hatten, aber dennoch war mir dieses Indianerhotel lieber, als das amerikanische. Wie in den Privathäusern, Restaurants u. s. w., gab es auch hier keine hölzernen Fußböden, und da überdies in meinem Zimmer kein Bett vorhanden war, hieß es auf der kalten Erde schlafen. Welch eigenthümlicher Gegensatz! Bei uns sind alle Räume mit hölzernem Parquet versehen, nur nicht die Kirchen, und in Mexico sind gerade umgekehrt die Kirchen die einzigen Gebäude, wo sich hölzerne Fußböden befinden.

Schon aus der Schilderung dieses Hotels, des besten der Stadt, wird man erkennen, daß der Fremdenverkehr in Chihuahua nicht gerade bedeutend ist. Ebenso elend ist es um die Cafés, Restaurants und sonstigen öffentlichen Anstalten in dieser doch an 20.000 Einwohner zählenden Stadt bestellt. Aller Unternehmungsgeist beschränkt sich in dieser Hinsicht auf die Ausländer. Der Mexicaner hat absolut keinen Sinn dafür. In jeder Stadt des nördlichen Mexico, und so auch in Chihuahua, fand ich einen französischen Barbier, italienische Fruchthändler, chinesische Wäscher, amerikanische Trinkstuben und deutsche Kaufleute. Chihuahua besitzt sogar ein chinesisches Restaurant, das beste der Stadt. Wo diese Chinesen doch überall zu finden sind! Ich nahm mein Abendbrot bei ihnen ein — denselben Reis in gleicher Weise bereitet, wie ich ihn bei den Chinesen in Singapore und in San Francisco gegessen. Sie bleiben sich überall gleich in ihrer Tracht wie in ihrer Lebensweise.

Wovon ein großer Theil der Bevölkerung von Chihuahua lebt, ist mir trotz mehrtägigen Aufenthalts hier ein Räthsel geblieben. Sie beschäftigen sich mit nichts, sie lungern den ganzen Tag über auf der Plaza oder unter den großen schattigen Bäumen der Alameda umher, ein Viertel von ihnen bringt die Nacht unter freiem Himmel zu. Das Klima ist allerdings köstlich, eine Wiederholung jenes von Italien, allein von was leben sie? Viele sind in der Münze beschäftigt, Andere in den fruchtbaren Feldern der Umgebung, die Dritten in den ungemein reichen Silberminen, die seit Jahrhunderten in Betrieb und doch noch unerschöpflich sind. Aber der große Rest? Die indianische Stadtbevölkerung ist anscheinend so bescheiden und anspruchslos, ein so angenehmer Contrast zu ihren wilden Brüdern auf den Prairien, daß sie unwillkürlich Sympathien erwecken. Sie sind entschieden besser als ihr Ruf. Das ist die Meinung Aller, die seit Jahrzehnten unter ihnen leben. Ihr großes Nationalübel ist ihre angeborene Faulheit und Lässigkeit. Sie arbeiten nur gerade so

viel als hinreicht, um sich ein elendes Dasein unter freiem Himmel zu fristen; ein paar Tortillas und Orangen, ein Päckchen Cigaretten, die um einige Centavos zu kaufen sind, genügen ihnen; Toiletten brauchen sie nicht zu wechseln, denn ihre Canevashemden und -Beinkleider überdauern ein Jahr. Der Sombrero und die Sarape sind unverwüstlich, und Fußbekleidung brauchen sie keine. Für den Rest ihrer Bedürfnisse sorgt die fleißige, bescheidene, ja sittsame Frau, die ihr Leben in schwerer Arbeit verbringt.

Nächst der Plaza mit ihrer Kathedrale ist wohl die altspanische monumentale Wasserleitung eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt. Auf mächtigen gemauerten Bogen führt sie das Wasser aus dem etwa 13 Kilometer von der Stadt entfernten Churiscufluß nach Chihuahua, und speist überdies ein großes steinernes Bassin für öffentliche Schwimmbäder. Auch die Münze, in welcher die in der Umgebung Chihuahuas gewonnenen Unmassen Silber in blanke harte Pesos umgewandelt werden, ist eines Besuches werth, nicht nur um das mexicanische Münzverfahren kennen zu lernen, sondern auch um den alten viereckigen Thurm zu sehen, der dem berühmten Leiter des Aufstandes gegen die Spanier, dem Priester Hidalgo, dem Erstürmer des Castells von Guanajuato, als Gefängniß diente. Auf der nahen Plaza wurde der edle Patriot, dieser Andreas Hofer von Mexico, hingerichtet.

Obschon Chihuahua zur Zeit meines Besuches noch wenige Spuren des Gringoeinflusses — Gringos heißen bei den Mexicanern die Yankees — zeigte, so dürfte es doch als eine der ersten Städte unter die commercielle und civilisatorische Herrschaft des Sternenbanners kommen, geradeso wie auch Monterey, die Hauptstadt des Staates Nuevo Leon, heute schon halb und halb eine amerikanische Stadt geworden ist. Zunächst sind es die nahen, kolossal reichen Silberminen Chihuahuas, welche die Amerikaner anlocken, dann aber auch die hübsche angenehme Lage der Stadt inmitten einer grünen Oase, das milde Klima und die gesunde, trockene Luft, deren ungemeine Klarheit man am deutlichsten aus den weiten Fernblicken in die Umgebung erkennen kann. Die malerischen Umrisse der isolirten Gruppe des Cerro Grande heben sich von der Stadt aus ungemein scharf am Horizont ab und verleihen der sonst wüsten Umgebung einen eigenthümlichen Reiz. Das Klima der circa 1550 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen Stadt ist als eines der gesündesten der neuen Welt bekannt, und dürfte gewiß eine Zuwanderung von Leidenden aus den Vereinigten Staaten mit sich bringen, sobald nur bessere Hotels eröffnet sein werden. Die Temperatur ist um einige Grade kälter als jene von El Paso. Um Mittag ist die Hitze allerdings gewöhnlich so bedeutend, daß die Mexicaner in diesen Stunden ihre

Digitized by Google

Siesta zu feiern pflegen und man in den Straßen kaum irgendwelchen menschlichen Wesen, es seien denn Fremde, begegnen wird. Dagegen sind die Abende und Morgen stets kühl und angenehm. Die Mexicaner gehen früh zu Bett und sind wieder sehr früh auf den Beinen. Um 4 Uhr Morgens sind die Straßen schon belebt, und die folgenden Stunden sind die geschäftigsten des Tages.

Einer meiner ersten Spaziergänge galt den Lebensmittelmärkten, wo der Reisende, wie ich in allen Welttheilen mannigfach erfahren, am leichtesten und schnellsten einen Einblick in das echte, unverfälschte Volksleben machen kann. Zu Nutz und Frommen der Leser will ich hier noch die Preise der gebräuchlichsten Lebensmittel aufführen: Mehl kostet durchschnittlich 8 Centavos (1 Centavo = $3\frac{1}{2}$ Pfennige d. W.) das Pfund; Hühner pro Stück 40 Centavos; Eier 50 Centavos (2 Mark) das Dutzend; amerikanische Käse 2 Mark pro Pfund; Speck 40 Centavos; Butter 60 Centavos (3 Mark!) das Pfund; Zucker 37 Centavos; Schinken 50 Centavos; frisches Rindfleisch 8 bis 10 Centavos; am theuersten ist wohl das Brennmaterial, denn der Centner Kohle stellt sich auf 10 Mark, die Klafter Holz auf 26 Dollars oder 104 Mark! Wie man sieht, ist das Leben in Chihuahua durchaus nicht billig zu nennen, aber die Eisenbahn wird bald bessere Verhältnisse schaffen.

Nach einer besonderen Specialität Chihuahuas sah ich mich vergeblich um: nach den weltberühmten Miniaturhunden, welche den Namen der sonst kaum über die Grenzen Mexicos bekannten Stadt in alle Welt getragen haben. Die Nachfrage nach diesem reizenden Schoßhündchen war in den letzten Jahren so stark, daß sie selbst hier in ihrer Heimat zur Seltenheit geworden sind und wahrscheinlich ganz verschwinden dürften, da sie an anderen Orten gezüchtet, in der zweiten Generation bedeutend größer werden.

Obschon Chihuahua so weit von den großen Culturcentren entfernt und mit seinem weiten Wüstenkranz so schwer zugänglich ist, so hat es in seinen Mauern in diesem Jahrhundert doch schon zweimal fremdländische Soldateska beherbergt.

Die Stadt wurde 1539 von Diego de Ibarra gegründet und führte ursprünglich den Namen Taraumara, später auch San Felipe el-Real, bis sie von den Mexicanern den indianischen Namen von heute erhielt, gleichbedeutend mit „Der Platz, wo Dinge verfertigt werden“; nun besitzt aber Chihuahua nur die geringsten, bescheidensten Anfänge von Industrien, so daß ihr Name den Beweis liefert, wie wenig in den umliegenden Districten an Gewerben vorhanden ist. Die beiden Invasionen, von welchen ich sprach, waren jene der Amerikaner im Frühjahr 1847 unter Oberst Doniphan, welcher nach der sieg-

Digitized by Google

reichen Schlacht am nahen Sacramentofluß mit seinen Truppen hier einzog, und 18 Jahre später jene der Franzosen. Aber die letzteren hielten es hier — wie man behauptet, weil sie sich ihre ohnehin schon durch spanischen Pfeffer ruinirten Zungen an der Aussprache des Stadtnamens gänzlich ausrenkten — nicht ja lange aus, wie die amerikanischen Occupationstruppen, und mußten es geschehen lassen, daß Chihuahua noch während der Maximilianischen Herrschaft der Regierungssitz der Revolutianäre unter Juarez wurde.

* * *

Der Staat Chihuahua ist als einer der silberreichsten Staaten des silberreichen Mexico bekannt. Es sind innerhalb seiner Grenzen 18 genau abgegrenzte Silberdistricte vorhanden, von denen einige der fortwährenden Raubzüge der Apachen wegen aufgegeben werden mußten, während heute nach 12 Districte ertragfähige Minen besitzen, was die Leistungen der Münze hinlänglich beweisen. Die etwa 15 bis 20 Kilameter von Chihuahua entfernten Minen von Santa Eulalia, über 200 an der Zahl, haben, wie Fröbel in seiner Schilderung des Staates Chihuahua bemerkt, von 1703 bis 1833 nicht weniger als 43 Millionen Mark Silber, gleich nahezu 1400 Millianen Mark deutscher Reichswährung, geliefert. Ueber 50 Schächte sind an 200 Meter tief und haben Stallen von mehreren Kilometern Länge. Fräbel's Prophezeiung, daß diese zu seiner Zeit (in den Fünfzigerjahren) etwas vernachlässigten Minen wieder einmal der Stadt zu erneuter Blüthe verhelfen würden, scheint sich zu bewahrheiten, denn amerikanische Capitalisten haben vor einigen Jahren die erforderlichen Maschinen importirt, die inundirten Minen ausgepumpt, und die Ausbeute mit großem Erfolg wieder aufgenommen. Ich sah selbst in dem Bankhause von Mc Manus & Co. in Chihuahua eine Silbermasse von der Größe einer Cacosnuß, welche aus den eigenthümlichen Clavos (natürlichen Stiften und Drähten) gebildet war, und aus den einer amerikanischen Gesellschaft gehörigen Batopilas-Minen entstammte. Während meines Aufenthalts in der Stadt traf gerade eine Conducta (Packkarawane) mit 60.000 Dollars reinem Silber von dort an, das Ergebniß eines einzigen Monats. Die Minen sind etwa fünf Tagereisen (per Maulthier) von Chihuahua entfernt, in der Sierra Madre gelegen. Ebenso reich sind die Districte von Jesus Maria, San José, Parral und Cusihuiriachic, welch letztere sowohl von Wislizenius als auch von Fröbel besucht und geschildert wurden. Wislizenius verweilte 1846 über sechs Monate in Cusihuiriachic und bemerkt, daß damals sehr wenig in den Minen gearbeitet wurde; heute ist

es anders geworden. Auch hier haben die Amerikaner, durch den reichen Ertrag ihrer Minen von Nevada, Californien und Colorado kühn gemacht, die Minendistricte erworben, große Schmelzwerke errichtet und die Wiederausbeutung der ausgedehnten Erzlager übernommen. Die am Fuße der berühmten isolirten Berggruppe Bufa grande (2380 Meter hoch) gelegene Stadt Cusihuiriachic, welche 1846 nur mehr 2000 Einwohner zählte, ist heute wieder auf das Doppelte angewachsen und der Ertrag der Minen ist ein sehr bedeutender.

Digitized by Google

V.

Von Chihuahua zum Rio Nazas.

Nach ein paar interessanten Tagen in den Silberminen und den Schmelzwerken hieß es weiter, denn die Bahn war mittlerweile bis nach Zacatecas, ein paar Hundert Meilen südlicher, fertig gebaut worden. Große Terrainhindernisse stellten sich diesem gigantischen Eisenbahnbau von El Paso nach Mexico nicht entgegen. Humboldt behauptete mit Recht, daß man die ganze Reise der Länge nach durch Mexico in einem Wagen ganz bequem unternehmen könnte. Was jedoch der Eisenbahn Schwierigkeiten bereitete, war der Wassermangel und die Feindseligkeit der Mexicaner gegen die Invasion der Gringos oder Amerikaner. Wie schon früher erwähnt, zogen sich die elendesten Elemente aus den amerikanischen gesetzlosen Grenzgebieten nach Mexico und hausten dort — man könnte beinahe sagen mit Feuer und Schwert — in ähnlicher Weise wie die Spanier vor vierhundert Jahren. Sie betrachteten Mexico wie etwa ein zweites Arizona, und die indianische Städte- und Dorfbevölkerung als Vettern der wilden Indianerhorden nördlich des Rio Grande. Sie verfuhren mit den Mexicanern, als wären sie Eroberer in einem feindlichen Lande, Frauen wurden geschändet, Geld und Gut geraubt, und wer's nicht zufrieden war, bekam eine Ladung Blei hinter die Ohren. Allerdings wurden Viele unter ihnen dingfest gemacht und in die Calaboza (das mexicanische Gefängniß) gesteckt; aber das verstärkte nur noch die gegenseitige Erbitterung. Die Mehrzahl der Mexicaner ist nicht schlimm oder bösartig, was immer leichtsinnige Reisende über sie sagen mögen. In ihren Städten und Dörfern kamen seit Jahrzehnten nicht so viele Morde und Raube vor, wie seit der

Invasion der Gringos innerhalb weniger Wochen. Deshalb hassen sie die Eindringlinge und rächen sich, wo sie können. Sie haben der Eisenbahn den Krieg erklärt, und wir harmlose, nicht-amerikanische Passagiere mußten nun dafür büßen, wie wir nachher unter Lebensgefahr erfuhren.

Die Hochebene, welche wir auf dem circa 150 englische Meilen langen Wege bis Ximenes, unserer Mittagsstation, durchfuhren, schien im Vergleich zu der Wüstenfahrt durch das nördliche Chihuahua ein wahres Mesopotamien zu sein. Besonders das weite Thal des San Pedro-Flusses und noch weiter jenes des Rio Conchos waren mit Maisfeldern und kleinen Baumwollplantagen bedeckt. Das Land nördlich dieser Flüsse ist vortrefflicher, mit graugrünem Buffalogras bedeckter Prairieboden, auf welchem viele Tausende von Rindvieh und Schafen weideten. Wo immer eine Senkung im Boden, ein kleines Flüßchen aus den benachbarten Bergketten Wasser bringt, wuchert die Natur aufs üppigste. Alles, was hier erforderlich ist, um aus diesen Steppen das fruchtbarste Ackerland zu machen, ist Wasser. Zwischen den mitunter ganz stattlichen Cottonwood-Bäumen nestelten kleine Indianerdörfer, niedrige, ärmliche Adobehäuser um die unvermeidliche Kirche herumgelagert, und ihrerseits wieder umgeben von den aus kleinen Zweigen und Aesten geflochtenen Corrals für das Vieh.

An Weideländern fehlt es in diesem anscheinenden Wüstengebiet wahrhaftig nicht. Und wenn dieselben auch gleich den großen Hochebenen Colorados, Neu-Mexicos und Nord-Chihuahuas noch nicht so sehr von der vornehmeren Rindviehzucht mit Beschlag belegt worden sind, so hat hier doch die allerdings um ein Bedeutendes genügsamere Ziege ein wahres Weideparadies gefunden. Da aber die Ziege an und für sich kein übermäßig nutzbringendes Thier ist, es sei denn durch seine Milch als wirkliches Hausthier, oder als charakteristische Zierde der felsigen Squatter-Regionen des oberen New-York, so fragt man hier umsomehr, was mit diesen endlosen Heerden davon geschieht, als man keiner ihrer Milch bedürfenden Menschen gewahr wird und sie überdies nur aus den ruppigsten, verkümmertsten Exemplaren des genus capra zusammengesetzt scheinen. Ein Blick auf den bekannten mexicanischen Nationalanzug gibt die Antwort darauf. Es sind die Häute, um derentwillen diese Ziegen zu Tausenden und Tausenden getödtet werden und die, in einer Weise bearbeitet, daß sie völlig weich und bräunlichem Tuch ähnlich werden, den Stoff zu den Hosen geben, an welche der Mexicaner so viel Schmuck wendet und auf die er, völlig unbekannt mit der bei anderen, vielleicht cultivirteren Nationen nicht seltenen Gepflogenheit, dieses Kleidungsstück auch den Frauen zu gestatten, als ein Hauptabzeichen seiner Männlichkeit ganz besonders stolz ist.

Gelegentlich überschreitet jetzt die Eisenbahn einen oder den anderen der kleinen Flüsse, welche dem Rio Conchos zufließen, der seinerseits wieder der größte mexicanische Tributar des Rio Grande ist. Wo immer dies geschieht, kann man auch die Acequia, den Bewässerungsgraben, in ihrer vollen Glorie sehen, allerdings nicht so sehr als eine Schönheit an sich, als vielmehr in der Cultur, welche sie ihrer Umgebung mittheilt. Meistens von hohen, klippigen und nackten Bergketten umgeben, liegen diese kleinen bewässerten Thäler und Flußlaufoasen Nord-Mexicos in dem unwirthlich starren Gebirgslande, wie grüne Juwelen in einer Fassung von Bronze. Was der bewässerte Boden hier an Ernten aller Art hergibt, übertrifft alles Aehnliche, was man im großen Westen der Vereinigten Staaten selbst bei den Mormonen und in Süd-Californien kennt, und die Bevölkerungen, die sich in diesen Thälern zusammendrängen und hier noch in derselben Manier wie einst die alten Azteken ihren Unterhalt finden, sind enorm. Hier kann man auch zuerst die von den Enthusiasten einer großen mexicanischen Agriculturzukunft so viel gerühmte Thatsache beobachten, daß Korn, Baumwolle, Weizen, Zuckerrohr, Gerste und Tabak friedlich nebeneinander gedeihen. Häufig jagen die Ernten einander das ganze Jahr hindurch auf dem Fuß. Hier wird ein Korn- oder Gerstenfeld abgeerntet, während dicht daneben eines gerade angesät wird. Die Baumwolle, die hier wächst, thut dies ohne jede Nachhilfe, aber da sie perennirt und zum Baum gedeiht, wird ihre Faser immer kürzer und schlechter, und da man die Felder nur in sechs oder acht Jahren einmal niederschlägt und durch neue Anpflanzungen ersetzt, so ist einstweilen keine Aussicht, daß die in so schlaraffenmäßiger Weise gezogene Baumwolle sobald mit derjenigen des Vereinigten Staaten-Südens wetteifern wird. Für den localen Bedarf ist sie natürlich ein ebenso großer Segen, wie der hier gewonnene Zucker und Tabak, obgleich der letztere kunstgerecht in den wärmeren Strichen der tierra caliente und tierra templada gebaut, schon jetzt ein empfindlicher Concurrent des Edelgewächses von Cuba ist.

Der eben beschriebenen, durch die Bewässerungsverhältnisse dieser nördlichen Staaten Mexicos herbeigeführten oasenartigen Vertheilung der Bevölkerung entsprechend, drängt sich die letztere vorzugweise in einzelne, durch unfruchtbare Striche voneinander gesonderte Communitäten zusammen. Von der Eisenbahn mit ihren schnell dahinsausenden Zügen aus ist die Beobachtung dieser Erscheinung unterhaltend genug. Da breitet sich vor dem Reisenden ein nackter Gebirgszug, eine öde Mesa, ein grimmiges Felsenlabyrinth oder sonst eine „schöne Gegend" aus, die sich wie der Inbegriff aller Unfruchtbarkeit oder Unbewohntheit ausnimmt. Aber nicht lange, und der Zug beschreibt eine Curve

Digitized by Google

oder schneidet in einem Cañon mitten durch diese Unwirthlichkeit hindurch, und wie mit einem Zauberschlage erschließt sich vor der Locomotive ein dicht bevölkertes und entsprechend angebautes Thal, das wie aus einer anderen Welt hierher gefallen zu sein scheint. Auf diese Weise werden im Laufe von wenigen Stunden das Floridathal, die reichen Weidegründe des Ximenesdistricts, die Lagunengegend von Lerdo und Jimulko — alles schon im Staate Durango — durchschnitten. Und während der Mexicaner hoch und theuer darauf schwört, daß dies seinem Geschmack nach ein schönes und ein gutes Land sei, kommt der Fremde, angesichts dieses beständigen Wechsels von trostloser Hochlandssterilität und wohlbebauten und ebenso bevölkerten Agricultur-Enclaven nicht aus der Ungewißheit heraus: ob dies nämliche Land reich, arm, schön, häßlich oder was sonst es eigentlich sei. Es ist eben, wie schon mehrfach betont wurde, die Möglichkeit einer künstlichen Bewässerung, von der hier im Norden Mexicos, wie in den verwandten Territorien des Unions-Südwestens, alles abhängt. Sie erklärt das Räthsel dieses beständigen Wechsels. Sie eröffnet aber auch jetzt, da mit der Eisenbahn eine neue Zeit in diese Gebiete eingedrungen ist, die Aussicht auf eine Erweiterung der bisherigen Irrigationsvorrichtungen durch das Graben artesischer Brunnen, von denen das bisher auf den bescheidenen eigenen Verbrauch beschränkte Bedürfniß dieser nordmexicanischen Ackerbaugemeinden nichts gewußt hat.

Der bedeutendste Ort während unserer tagelangen Eisenbahnfahrt bis Lerdo, 300 englische Meilen südlich von Chihuahua, war Santa Rosalia, das sich mit seinen weißen Häusern und seiner blendend weißen Kirche auf einem Berge prachtvoll gelegen, schon aus weiter Ferne zeigte. Wie wohlthuend war es, in dem den Fuß des Berges bespülenden Rio Conchos sogar Wasser zu finden! Welche Seltenheit im nördlichen Mexico! Ich möchte wahrhaftig gern wissen, was die Mexicaner zu einem Greenwich-Fischdiner sagen würden — sie, die in ihren wasserlosen Steppen von der Existenz der Fische vielleicht gar keine Ahnung haben.

Ich benutzte den zweistündigen Aufenthalt in dem am Zusammenflusse des Rio Conchos und Rio Florida gelegenen Santa Rosalia, um die auf den Anhöhen nestelnde, etwa 10.000 Einwohner zählende Stadt zu besuchen. Besonders Sehenswerthes ist hier eigentlich nichts, es sei denn die hübsche Plazuela mit ihren Blumen, ihren klaren Wassergräben und zahllosen Singvögeln, worunter viele Mockingbirds (Spottvögel). Etwa 5 Kilometer von der Stadt befinden sich die wenigstens in Mexico berühmten Aguas Calientes von Santa Rosalia, heiße Schwefelquellen, sechs an der Zahl, deren beträchtliche Wasser-

mengen unter einer weißen kalkigen Wand emporsprudeln. Jede einzelne wird in eine etwa 10 Fuß große, aus Lehmziegeln hergestellte Umwallung geleitet, deren Boden für das Bad um einige Fuß vertieft ist. Das ist vorläufig das ganze Bade-Etablissement. Aber die Amerikaner werden es nicht lange in dieser Ursprünglichkeit belassen, und bald dürften sich über den, wie man sagt sehr heilkräftigen Quellen moderne Hotels und hübsche Badehäuser erheben.

Station Ximenes! Twenty minutes for dinner! Wir waren in Ximenes angekommen. Weit und breit kein Haus, kein Baum. Ximenes, wenn ein solcher Ort überhaupt existirte, mußte mehrere Meilen von der Bahn entfernt liegen. Ringsum wieder nichts als Cactuswüste, denn wir waren an der Grenze des fruchtbaren Landes angekommen, an jener Stelle, wo die nordmexicanische Wüste, Bolson di Mapimi genannt, sich in südwestlicher Richtung bis an die Felsengebirge zieht. Ganz wie in den nordamerikanischen Prairien standen auf den Geleisen Gringos umher, mit gespreizten Beinen, die Hände in den Taschen, den Revolver im Gürtel, gleichgiltig Tabak kauend, und zeitweilig Versuche unternehmend, den Tabaksaft in hohem Bogen über die Locomotive hinwegzuspritzen. Ein Gringo im Schurzfell schlug den Mittagsgong, das Zugspersonal verließ den Zug, es war offenbar Mittagsstation, aber wo war das Dining-Room? Wo das Stationsgebäude? Du schwere Noth! Da standen auf einem Seitengeleise inmitten der Wüste unter den glühendsten Sonnenstrahlen zwei alte Viehwaggons hintereinander, durch ein loses Brett miteinander verbunden. Durch die breite Eingangsthür, durch welche in der Glanzzeit des Waggons stattliche Ochsen stolzen Schrittes ein und aus marschirten, begaben wir uns in den Waggon, der als „Dining-Room", als „Comidor" eingerichtet worden war. Einige Bretter, auf leeren Fässern ruhend, dienten als Tisch, leere Biscuitkisten als Sitze. Der zweite Wagen diente den zwei (deutschen) Restaurateuren als Küche und Wohnung. In einer Ecke des Waggons stand ein Wasserfaß, aus welchem die Durstigen mittelst eines rostigen Metalllöffels ihren Durst stillten. Im Salle à manger standen große Schüsseln mit allerhand übrigens vortrefflich zubereiteten Speisen mit Zulagen bereit. Aber halt! Pay first if you please! Die Bezahlung eines Silberdollars ermächtigte uns zur Theilnahme an dem Mahle.

Während wir also auf den Kisten saßen und mit Federmessern, Reisebestecken, Dolchen oder „Bowie-Knifes" unsere Bissen aus der gemeinschaftlichen Schüssel fischten, hörten wir vom Süden her einen Zug heranbrausen. Hurrah! Es war der erste Eisenbahnzug, welcher von Zacatecas, nur etwa

Digitized by Google

400 englische Meilen von Mexico entfernt, ununterbrochen nordwärts bis El Paso fuhr. Einige Dutzend Passagiere, zumeist Amerikaner, entstiegen dem Zuge und drängten sich in unseren „Speisesaal", Andere schüttelten draußen wahrhaftig fingerdicken Staub und Sand von ihren Kleidern und husteten ihn aus ihren vertrockneten Kehlen. Uff! Neugierig tauschten nun Nord und Süd ihre Erfahrungen und Erlebnisse aus. Die neuen Ankömmlinge waren zumeist speculative Yankees: Mineure, Goldsucher, Abenteurer, welche in Erwartung der nun bald fertigen Eisenbahn per Schiff über Vera Cruz nach Mexico vorausgeeilt waren und ziemlich enttäuscht den ersten Zug benutzten, um auf dem Landwege nach „The States" zurückzukehren. Sie hatten noch etwa hundert Meilen in der mexicanischen Diligence zurücklegen müssen, auf welcher Strecke die Bahn noch nicht fertig war. Welche Flüche! Welche Collection von Schimpfwörtern auf die Mexicaner, die Postwagen, die Briganten, die elenden Wege, das noch elendere Futter! Am allerärgsten wurde über die Wüstenfahrt geschimpft, welche sie eben überstanden hatten. Ihre staub-verstopften und vertrockneten Kehlen gestatteten es nicht, kräftig zu fluchen, wie es anständige Gringos in Arizona und Texas thun. Nein, es waren langgezogene leise Ergüsse, die sich wie dünne Spinnenfäden aus ihrer überfüllten Fluchdrüse sponnen. Ah! und Oh! Wie glücklich wären sie, bald wieder nach Yankeeland zu kommen! Mexico ist kein Land! „is no country!" Kehrt lieber um, liebe Freunde! geht nicht weiter! Als sie uns aber dazu nicht bewegen konnten, gaben sie uns noch gute Rathschläge auf den Weg. „Look here, young friend", meinte Einer zu mir, nehmt Euch eine Decke nach Lerdo mit, denn Ihr müßt auf der Erde unter freiem Himmel übernachten. Und — laßt's Euch gesagt sein — cock your pistol, spannt Euren Revolver.

„All aboard! Einsteigen, weiter!" In Bezug auf die Wüste hatten sie wahr gesprochen, die Guten, denn ein elenderes Stück Erde als die Wüste zwischen Ximenes und dem 150 Meilen südlich gelegenen Villa Lerdo gibt es schwerlich anderswo. Der Staub, durch die rasche Dampffahrt aufgewirbelt, drang Wolken gleich in unseren Waggon und bedeckte unsere Kleider, Bärte, Augenlider in dicken Schichten. Zwischen den Zähnen verspürten wir den Sand und das Athmen verursachte die größten Schwierigkeiten. Von der Gegend war nichts zu sehen, denn der Staub umwirbelte alles. Dazu die drückendste mexicanische Mittagshitze, von der man sich schwer einen Begriff machen kann, und die um so unerträglicher war, als die Staubschicht alle Poren unseres Körpers verstopfte, alles vertrocknete. So hieß es sieben lange Stunden zubringen. Ich hatte glücklicherweise einen hinreichenden Vorrath Orangen und Citronen

Digitized by Google

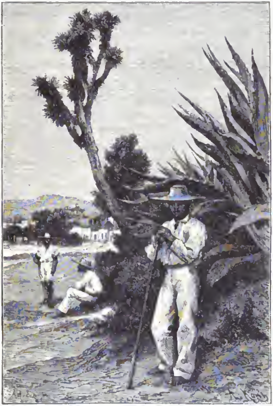
bei mir, an denen ich unaufhörlich saugte. Ich habe mehr Orangen in meinem Leben nicht verzehrt.

Es ist ein unausstehliches Gefühl, wenn die Zunge wie ein hölzerner Glockenschwengel im Munde baumelt, anders läßt es sich nicht beschreiben. Nur zeitweilig hielt der Zug, um die Locomotive trinken zu lassen, dann ließ auch der Staub nach, wir schüttelten uns ab und schöpften ein wenig heiße trockene Luft, die über den Ebenen zittert. Wehe den Karawanen, welche diese Wüste durchziehen, wenn Stürme den feinen Sand aufwirbeln und neben allen individuellen Qualen auch noch den Ausblick nach der allernächsten Umgebung versperren! Gegen Abend kamen wir in eine bessere Gegend. Die Sand- und schneeweißen Alkalisteppen des Lagunendistricts wichen steinigem Boden, auf welchem sich die seltsamste, eigenartigste Stachelvegetation Mexicos zeigte. Ueber die verschiedenen Cactusgewächse, welche den Boden hier auf viele Dutzende Meilen dicht bedecken, erheben sich die häßlichen, schwarzen borstigen Kronen der Yuccapalme mit ihrem plumpen, vielverschlungenen Gezweige, auf welchem die struppigsten Blattbüschel sitzen. Sie sind die Struwelpeter des Pflanzenreiches. Meilenweite Wälder dieser unbrauchbaren, unschönen Pflanze ziehen sich längs der Bahn hin, aber doch keinen Schatten spendend, denn ihre Kronen sind zu klein. Manche dieser Bäume erheben sich auf 8 bis 10 Fuß bei 2 bis 3 Fuß Durchmesser. Der dünnste Zweig ist noch immer einen halben Fuß dick. Die gewöhnlichste Pflanze ist jedoch der Blättercactus, prickly pear, der hier auch schon zu hohen Bäumen emporwächst. Wie richtig, daß sich ein Zweig dieser Pflanze im mexicanischen Wappen befindet! Wie richtig auch die Schlange darauf, aber der Adler, der diese Schlange im Schnabel hält, paßt in das Wappen keineswegs.

Wo immer die periodischen Wüstenflüsse des Hochplateaus zeitweilig Wasser hinbringen, findet man auch schon in diesen Breitengraden die eigentliche Nationalpflanze Mexicos, die Agave, mit ihren breiten, dicken, schön geschwungenen Blättern und auf hochaufgeschossenen Stengeln sitzenden Blüthen. Was die Palme für den Orient, das ist die amerikanische Aloë, die Agave, für das Hochplateau von Mexico, ebenso nutzbringend, ebenso allgemein, wenn auch weniger schön. Hier unter dem 25. Breitengrade sind sie freilich noch spärlich zu finden, im Vergleich zu den Millionen Agaven auf dem Plateau von Anahuac, weiter gegen Süden. Auch der schon früher erwähnte Mesquite wird jetzt häufiger und erreicht ganz respectable Baumgröße.

Nur der Mensch fehlt noch immer! Der Herr der Schöpfung ist hier ungemein spärlich gesät und noch dazu in recht verkümmerten Arten. Ueberall,

wo uns Seitengeleise, Wassertanks, Gebälke und alte Blechbüchsen den Ort anzeigten, wo eine Station gegründet werden soll, sahen wir auch ein oder zwei Dutzend des elendesten Indianergesindels, ebenso verwahrlost und halb-



Auf dem Hochplateau.

nackt, wie die lieblichen Apaches und Yumas in Arizona. Nur selten kommt irgend ein Caballero von dem weit abseits am Rande der Cactuswüste gelegenen Rancho herbeigeritten, auf stolzen Pferden, wie ein Centaur mit ihnen verbunden, und stets ein Arsenal von Waffen mit sich führend. Die zahlreichen, um

Digitized by Google

die Haltestellen herumstreichenden Hunde, Vetter der Schakale, attaquiren gewöhnlich diese Caballeros, allein ein Wurf mit dem Lasso von deren geschickter Hand zerschmettert den Schädel des einen und verjagt die anderen. Dann lassen sie das Pferd vor den „Gringos" ein wenig pirouettiren, und fort geht es wieder über die Steppe, im sausenden Galopp nach dem Rancho zurück. Mit einem Fernglase sehen wir dort wohl auch stattliche Heerden von Schafen und Rindern, aber die Bahn konnte diesen Ranchos nicht folgen. Sie wählte den kürzesten Weg quer durch die Wüste.

Endlich, spät am Abend, nach einer der elendesten Fahrten, die ich je unternommen, erreichte der Zug Villa Lerdo, wo wir Nachtlager machen sollten. Ich sah auf der Karte bei Lerdo ein ganz respectables Ringelchen. Dazu der Name „Villa" Lerdo und dachte mir, wir würden wohl hinreichende Unterkunft finden. Aber die „Stadt" lag einige Meilen von der Station entfernt, und der Weg dahin führte durch weißen, fußtiefen Wüstenstaub. Ueberdies wollte sich keiner meiner Reisegenossen durch die finstere Nacht nach dem Orte wagen. Mexicanische Briganten sind zwar in der Regel sehr höflich, aber deshalb ziehen sie Einem doch die Haut vom Leibe. Also auf der „Station" geblieben. Aber wo schlafen? In den Waggons? Das war ausdrücklich verboten, denn dort machte sich's das Zugspersonal bequem. Weit und breit nichts als die sandige Wüste. Nur einige Hundert Schritte von den Geleisen erheben sich einige Reisigbuden oder vielmehr Flugdächer, in welchen Lichter brannten. Eine dieser Buden führte in großen, durch eine Lampe erleuchteten Lettern die Aufschrift „Restaurant Français". Vielleicht finden wir dort Ruhe. Also vorwärts, sieben Mann hoch! Das Maison dorée von Lerdo war, wie gesagt, eine nach zwei Seiten offene Bude, mit Reisig und Palmblättern eingedeckt. Eine elende, ranchige Fettlampe erhellte das Innere. Auf einem langen Tische standen die Speisen, deren Schilderung man mir erlassen möge.

Ein baumlanger Franzose, den Revolver im Gürtel, stand an der Thüre. Entrez, Messieurs. Pare usted aqui. Señores aqui es el comidor. Wir traten ein, denn der Hunger überwand allen Abscheu. Vous êtes français? Oui, Señor, Lyonnais. Repnblicain? Dam, je snis Royaliste, mais c'est égal, donnez-moi à manger, für welche politische Erklärung dieser Lyoneser Galgenstrick mir einen Peso abverlangte. Als wir Platz nehmen wollten, sah ich erst, daß nicht nur die Bänke, sondern auch der Boden von schlafenden Yankees besetzt waren und ich nur durch ein Wunder nicht auf sie getreten war. Es war wohl zu überlegen, ob man den langen Texaner auf der Bank wecken sollte. Ich schlug ihm auf den Rücken. Halloh! Landsmann, laßt

Digitized by Google

uns 'mal zum Futter! Der Kerl fuhr auf, als steckten die Gendarmen hinter ihm, aber er machte gutwillig Platz, als er uns ins Gesicht sah.

Es war finstere Nacht, als wir zur „Station" zurückkehrten. Neben den Geleisen lag eine Anzahl Mexicaner, in ihre Sarapes gehüllt, im Sande. Meine Collegen thaten desgleichen, ich aber schlich mich sachte in den Waggon. Für zwei Pesos erhielt ich ein lauschiges Schlafplätzchen neben dem Locomotivheizer. Ich war an das Pusten des eisernen Rosses zu sehr gewöhnt, als daß mich das bißchen Schnarchen viel am Schlafen gehindert hätte.

VI.

Haciendas und Haciendados im nördlichen Mexico.

Wer mexicanischen Ackerbau und mexicanische Viehzucht in ihrer ganzen Seltsamkeit kennen lernen will, der muß sich nicht, wie die meisten Reisenden im Lande der Azteken, mit einem Besuch der Hauptstadt und ihrer schönen Umgebung begnügen; auch nicht mit der gebräuchlichen Reise in die tropischen Gebiete des Südens und in die hohen Gebirgsketten der Sierras. Er muß über das Hochplateau von Mexico, etwa 1000 Kilometer weiter nördlich wandern, weit über die Höhenzüge von Zacatecas und San Luis Potosi hinaus, bis er in die Steppen von Durango und Chihuahua kommt. Dort ist das eigentliche Gebiet der Haciendados, zu deutsch Großgrundbesitzer, aber viel eher könnte man sie als Könige bezeichnen, Könige in Bezug auf die Größe ihres Reiches, auf ihre Allmacht, ihren Reichthum, ihre Unabhängigkeit. Das ganze Land zwischen der texanischen, durch den großen Rio Grande del Norte gebildeten Grenze und der Stadt Chihuahua, diesem Timbuktu der mexicanischen Sahara, eine Strecke von etwa 10.000 Kilometer Ausdehnung, gehört etwa einem halben Dutzend „Haciendados". Von El Paso del Norte, der amerikanischen Grenzstadt, bis nach den Medanos, den wandernden Sandbergen von Samalayucca, gehört das Land Don Innocente Ochra, von Candelaria bis Ojo Calienta ist der feudale Herrscher Don Samaniego, und von Chivalito nach Sauz der Don Enriquez Müller, ein biederer Deutscher, der vielleicht ein größeres Fürstenthum sein Eigen nennt als der Herrscher von Schaumburg-Lippe. Seine Nachbarn sind Eigenthümer von Länderstrecken, die sich mit den

Staaten Anhalt und Waldeck an Flächeninhalt vergleichen lassen. Südlich von Chihuahua fuhr ich die ersten 50 Kilometer quer durch die Hacienda des Señor Horcasitas, und nachdem wir die Santa Eulaliaberge passirt hatten, erreichten wir das 300 Quadratkilometer große Reich des Señor Mac Manus, Bankier in Chihuahua. Auf all diesen Hacienden sind Zehntausende Morgen Landes mit Feldfrüchten, Mais und Weizen, bebaut, und Heerden von Hunderttausenden Köpfen weiden, in kleine Abtheilungen getheilt, auf den unendlichen Steppen.

Wer sich auf einer Landkarte Mexicos diese Fürstenthümer suchen will, wird dies vergeblich thun, denn zwischen den Staaten Chihuahua und Coahuila wird man bis an die texanische Grenze hinauf einen großen, weißen Fleck finden, auf dem wohl ein paar Städteringelchen und ein paar Seen verzeichnet sind, aber sonst nur die Bezeichnung „Wüstenland“ und weiter südlich die räthselhaften Worte „Bolsom de Mapimi“.

Und in der That, das mittelste Becken des großen Haciendendistrictes von Nord-Mexico ist größtentheils eine weiße, trostlose, öde Salzwüste auf Tausende Kilometer in der Runde, ohne die geringste Vegetation, ohne Baum, Strauch, Grashalm, ohne jedwede Spur von Menschen- und Thierleben. Kaum dürften im Laufe der Jahrhunderte ein Dutzend Menschen diese Wüste durchquert haben. Die heiße Luft zittert dort über den weißen, das Auge schmerzhaft blendenden Salzflächen, nur von weiten, steinigen, den größten Theil des Jahres ganz vertrockneten Flußläufen unterbrochen. Folgt man diesen stromabwärts, so gelangt man trockenen Fußes mitten in die auf der Landkarte verzeichneten Seen, denn sie enthalten nur zur Zeit der Regengüsse Wasser, während sie in den heißen Sommermonaten zu verhältnißmäßig kleinen Lachen zusammenschrumpfen und den Seeboden als weiße, mit Salzkrystallen bedeckte trockene Fläche zurücklassen. Man darf also den Landkarten des nördlichen Mexico nicht trauen; in der Regenzeit wird man an Stelle der als kleine Flüßchen verzeichneten Wasserläufe mächtige, alles verheerende, alles überschwemmende Ströme und die Seen, in welche sie sich ergießen, als kleine Binnenmeere vorfinden. Zur Sommerszeit jedoch wird man selbst in den größten dieser Flüsse vergeblich nach einem Tröpfchen Wasser fahnden.

Dies gilt von all den Flußgebieten der auf der Landkarte verzeichneten Seen, von der Laguna del Carmen nördlich von Chihuahua, sowie auch von dem Seendistriete südlich des „Bolsom de Mapimi“ genannten Wüstenlandes, von der Laguna de Tlahualila, Laguna del Muerto u. s. w. In früheren Jahrhunderten mochten alle Seen und Flüsse das ganze Jahr über wasserreich

Digitized by Google

gewesen sein, weil die Sierras, von welchen sie den Abfluß bildeten, mit Wäldern bedeckt waren. Diese sind nun größtentheils verschwunden und mit ihnen auch die Reservoirs, welche das ganze Jahr über Wasser enthielten und es allmählich in die Flüsse ablaufen ließen. Wahrscheinlich wurden sie von den Indianern zu Jagdzwecken und aus Nachlässigkeit verbrannt. Die subtropischen Regengüsse wuschen bald den humusreichen Waldboden von den Gebirgen herab auf die Steppen, die weiten Ebenen, welche die Flüsse des Hochplateaus vor ihrem Eintritt in die Salzwüsten durchströmen, sind nichts als eine Ablagerung feinster Marscherde. Früher mochten die Lagunen der Wüsten auch noch eine viel größere Ausdehnung gehabt haben, denn heute noch tragen einzelne tiefliegende Strecken der Flußthäler, obschon sie ganz trocken liegen, den Namen Laguna.

Diese weiten Flußthäler nun sind es, welche auf den einzelnen Haciendas den fruchtbarsten Ackerboden liefern, so fruchtbar, daß bei hinreichender Bewässerung die Ernte das 400- bis 500fache der Aussaat an Mais beträgt, daß Baumwollstauden fünf Jahre lang von August bis December Ernten gestatten. Die Baumwolle bildet in diesen Haciendas das Hauptobject des Anbaues, und aus einem Distriet, jenem des Nazasflusses, werden jährlich allein an 25.000 bis 30.000 Ballen Baumwolle exportirt. Die zwischen den Flußthälern gelegenen Theile des Hochplateaus, sogenannte Mesas, sind an den Ostabhängen der Sierras bis an die Grenze der Wüste, also in einer Breite von 50 bis 200 Kilometer, mit rauhem, hartem Weidegras bedeckt, das für die Viehheerden vorzügliches Futter abgibt. Wenn also auch an dem nördlichen Theil des mexicanischen Hochplateaus wohl eine Viertelmillion Quadratkilometer Wüstenland sein mögen, so ist dieses jedoch gegen die Gebirge zu, die es auf drei Seiten umfassen, von einem breiten Gürtel Acker- und Weideland umgeben, das zusammen wohl auch eine Viertelmillion Quadratkilometer betragen mag. Dieses letztere ist nun das eigentliche Land der Haciendas, dieser Rittergüter oder Fürstenthümer, die aus der altspanischen Feudalzeit bis auf den heutigen Tag fast unverändert geblieben sind. Im ganzen Lande kann man den Charakter eines mexicanischen Gentleman, wie er vor Zeiten war, nicht so gut kennen lernen, wie unter den großen Grundbesitzern, die seit Generationen auf ihren Haciendas leben, abgeschlossen von der Außenwelt und unberührt von dem modernen Hauch, dem politischen und gesellschaftlichen Leben der Gegenwart, das wohl schon bis in die mexicanischen Städte, aber nicht über dieselben hinaus gedrungen ist. Wohl ist es wahr, das Leben eines solchen Haciendafürsten ist das eines Eremiten, aber es hat doch seinen eigenen Reiz. Diesen Hacienderos

mangelt es vollständig an Gesellschaft, an Berührung mit der Außenwelt, für viele Stunden im Umkreise seiner Besitzung gibt es vielleicht keinen anderen Wohnsitz als seinen eigenen; das nächste elende Indianerdorf mag eine halbe Tagreise entfernt und auch nur über die unwegsamsten Pfade zu erreichen sein. Der Haciendado ist hier der König über alles Gebiet, so weit sein Auge reicht, der unumschränkte Gebieter seiner Diener und indianischen Arbeiter. Es gibt in der alten Welt wohl keinen Monarchen oder Herrn, der sich gleicher Unabhängigkeit erfreut, wie der mexicanische Großgrundbesitzer; aber nur wenn er auf seiner Hacienda geboren und großgezogen wurde, wird er diese Unabhängigkeit, dieses wilde, rauhe Leben genießen, das vielfach an jenes der Ritter im Mittelalter erinnert. Wie diese ihre festen Burgen hatten, so sind auch hier die Haciendas burgartige Höfe, mit Ringmauern und festen Thürmen, mit Zugbrücken und Gitterthoren. Sie waren bis auf die neueste Zeit eine Nothwendigkeit, denn nicht selten wurden diese Haciendén von wilden Indianerstämmen, hauptsächlich von Banden der blutdürstigen Apachen und Comanches, hinterlistig überfallen, ausgeraubt und ihre Insassen mit Weibern und Kindern in die Gefangenschaft geschleppt. Ich traf selbst noch auf mancher Hacienda weiße Diener oder Arbeiter, die als Kinder gefangen genommen und unter den Indianern großgezogen wurden, bis sich ihnen eine Gelegenheit bot, den letzteren wieder zu entschlüpfen *).

Das fruchtbarste Land und die reichsten Haciendén sind wohl am Rio Parral, Rio Florida und Rio Nazas zu finden, mit mehrere Fuß tiefem, unerschöpflichem Humusboden, der des Düngers nicht bedarf, um reiche Ernten zu geben. Da es auf dem Hochplateau von Mexico nur selten regnet und auch das nur ausschließlich während der Sommermonate Juli, August und September, so sind die Ackerbauer auf künstliche Bewässerung angewiesen. Würde es auf dem Hochplateau häufiger und regelmäßiger regnen, so wäre Mexico wohl eines der fruchtbarsten Länder beider Hemisphären. Aber auch mit der zu hoher Vollendung gelangten Irrigation können zwischen Mai und October zwei Maisernten gezogen werden. So hat man es beispielsweise am Nazasfluß verstanden, durch ein weitverzweigtes Netz von Haupt- und Nebencanälen, Wehren und Schleusen die Wassermassen des Flusses für weite Länderstrecken nutzbar zu machen, die sonst Steppe geblieben wären. Die Mexicaner sind in Bezug auf Irrigation wahre Meister und kaum dürfte ein Tröpflein Wasser unbenutzt seinen Weg von den Bergen nach den Salzseen in der Wüste finden. Die strengsten, von Spanien herübergebrachten Gesetze regeln das ganze Irrigationssystem, und wenig wird hierzulande in

*) Siehe Seite 55.

Digitized by Google

größerer Achtung gehalten und besser geschützt, als diese fruchtspendenden Canäle.

Herr Kuno Franke liefert über die Haciendas in dem fruchtbaren Gebiet des Rio Nazas folgende hübsche Schilderung, die gleichzeitig mit meinen Reiseberichten vor einigen Jahren im „New-Yorker belletristischen Journal“ erschien.

„Etwa unter dem 26.° nördl. Breite tritt der Rio Nazas, der bedeutendste Fluß des Staates Durango, aus den Gebirgszügen, welche dem



Haushaltung der Hirten.

östlichen Abhang der Sierra Madre vorgelagert sind, auf die mittelmexicanische Hochebene hinaus. In den Sommermonaten vertrocknet er fast ganz. Daß er aber eine ganz respectable Wassermacht ist, sieht man auch dann an seinem stellenweise 3 bis 4 Kilometer breiten Bette, und in der That führt er im Frühjahr und Herbst nach heftigen Schauern zuweilen eine brandende See mit sich, die meilenweit über das Land braust. Vor Zeiten scheinen noch weit bedeutendere Wasserkräfte thätig gewesen zu sein, dem Gebirge seine Humusschichten zu entführen; denn die Ebene, welche der Rio Nazas in seinem weiteren Laufe durchschneidet, ist nichts als eine Ablagerung feinster

Digitized by Google

Marscherde, die sich in ungefähr meridianaler Richtung und in einer Ausdehnung von circa 400 Quadratmeilen nordwärts erstreckt, wo sie an der Wüste von Mapimi ihre Grenze findet. Der Name Laguna, den dieses weite Terrain noch heute trägt, hält die Erinnerung an die Entstehung desselben aus dem Wasser deutlich genug fest.

Vor etwa 50 Jahren war dies fruchtbare Land noch so gut wie unangebaut. Es war in den Händen weniger Großgrundbesitzer, die sich darauf beschränkten, auf den endlosen Flächen ihr Vieh weiden zu lassen. Hie und da erhob sich ein einsamer Hof, burgartig gegen Indianerüberfälle geschützt, die Wohnung des Verwalters, während die Hirten selbst mit ihren Heerden nomadenartig umherzogen. Weithin nichts als hohes Gras und Mesquitegestrüpp, letzteres vortreffliche Schlupfwinkel für wildes Gesindel bietend. Noch jetzt sind die älteren Herrenhäuser auf dem Lande mit Thurm und Schießscharten versehen, und auf Hügeln aufgeworfen oder in Felsen gehauen erblickt der Reisende nicht selten kleine Brustwehren und Verschanzungen. Dies erinnert an jene Zeiten, wo es nichts Seltenes war, daß ein wilder Indianerstamm aus den Bergen hervorgebrochen kam und mit dem Raub von Weibern, Kindern und Vieh wieder davonjagte. Aus dem Munde von Leuten, die ihre Kindheit als Gefangene bei den Rothhäuten zugebracht, später dann aber sich zu retten gewußt hatten, habe ich noch manche beredte Schilderung solcher Ueberfälle gehört.

Solche Gefahren sind nun für immer vorüber. Seit mehr als einer Generation hat man angefangen, die Lagune in Ackerland umzuwandeln, und wie immer, so ist auch hier der Nomade vor dem Pflug zurückgewichen. Der einzige Dünger, den diese gesegnete Marschebene braucht, ist Wasser, und da der Himmel dasselbe hier nur sehr spärlich spendet — es mag hier etwa dreißigmal im Jahre regnen — so ist der Bauer auf den Nazasfluß, als seine Hauptbezugsquelle angewiesen. Durch ein verzweigtes System von Wehren, Schleusen und Canälen hat man es verstanden, die Wassermasse dieses Stromes auf das Ackerland überzuleiten, und soweit überhaupt der Bereich des Flusses sich erstreckt, ist kein Morgen Landes in der Lagune, welcher nicht auf diese Weise künstlich bewässert würde. Der Fluß selbst übrigens gelangt nicht weiter über das von ihm geschaffene und befruchtete Terrain hinaus. Er bahnt sich keinen Weg an das Meer, sondern mündet in dem nordöstlich von der Lagune gelegenen Mayransee.

Von der Ertragsfähigkeit des Bodens gibt die Thatsache eine Vorstellung, daß bei dieser einfachen Art der Bewirthschaftung der Mais durchschnittlich 400- bis 500faches Korn liefert, und eine Baumwollstaude fünf Jahre hindurch

jährlich vom August bis December Ernten gestattet. Die Baumwolle ist der Hauptgegenstand des Anbaues, jährlich werden etwa 25.000 Ballen von hier exportirt, eine Summe, welche von keinem anderen Productionsgebiet innerhalb der Republik Mexico erreicht wird.

Westlich, wie gesagt, wird die Lagune von den Vorbergen der Sierra Madre begrenzt, zackigen, mineralreichen Höhenzügen, aus deren Geröll auch der letzte Rest von Erde herausgewaschen scheint. Und doch klammert sich auch hier zahlreicher, wenn auch niederer Pflanzenwuchs an: die Yucca, die frucht- und saftreiche Maguey, die bastliefernde Lechuguilla und zahlreiche bizarre Cactusarten, die von dem Vieh trotz aller Stacheln als gute Mahlzeiten angesehen werden.

Wer von einem dieser Berge gegenwärtig auf die Lagune hinabsieht, dem wird ein weites, friedlich strahlendes Landschaftsbild vor Augen liegen. Im Vordergrund, wo das Auge noch deutlich unterscheidet, ziehen Hunderte von Pflügen ihre weiten Furchen, die meisten mit Maulthieren, manche auch mit Ochsen bespannt; Baumwolle wird gesäet oder, wo die vorjährige noch stehen bleibt, wird der Boden jedenfalls gelüftet; verhallend dringt der Zuruf der Treiber, mitunter auch ein langhingezogenes Lied herauf. Scharf von der roth-braunen, frisch umgeworfenen Erde hebt sich ein gelbes Maisstoppelfeld ab. Das Vieh ist hineingetrieben, Stiere, Kälber, alles durcheinander; berittene Hirten galoppiren um die Heerde herum und halten sie mit ihren Lanzen zusammen. Lange Linien von Alamosbäumen bezeichnen hie und da den Lauf von Bewässerungsgräben; wo das Wasser auf die Felder übergeflossen ist, bildet es mit zahlreichen Pflanzenüberresten und der Ackerkruste vermischt eine gelblich-braune Schlammerde, in welcher die mit der Wasservertheilung beschäftigten Arbeiter bis ans Knie herumwaten. Tausende von wilden Enten benutzen diese Gelegenheit zu bequemem Futterholen; Fischreiher und Pelikane sitzen unbeweglich mit aufgereckten Hälsen am Rande der Gräben; immer von neuem aufgeschreckt, schwärmen die scheuen Kraniche mit ihrem sonderbar glucksenden Geschrei von Feld zu Feld; und über allen hoch oben zieht der hier nirgends fehlende Aasgeier seine Kreise. So weit das Auge reicht, sind dies die Elemente, aus denen das Landschaftsbild zusammengesetzt ist. Hie und da bezeichnet ein weißschimmernder Punkt den Sitz eines Herrenhofes. Lange Linien aufwirbelnden Staubes künden an, daß ein Waarentransport auf schwerfälligen zweiräderigen Karren, die von je 8 bis 10 Maulthieren gezogen werden, sich langsam vorwärts bewegt, begleitet von berittenen Führern. Auch eine leichte Windsbraut sieht man häufig, den Sand zu senk-

Digitized by Google

rechten Säulen emporwirbelnd, über die Felder wandern. Sonst ist die Luft still, und vom wolkenlosen Himmel strömt befruchtende Gluth herunter. Eine großartige Einförmigkeit liegt über dem Ganzen, die in einigen Monaten, wenn die Baumwolle blüht und der Mais in doppelter Mannshöhe steht, allerdings ein wenig bunter sein wird.

So friedlich und still wie diese Landschaft erscheint, ist nun freilich das Leben hier nicht. Wer Hang zu Abenteuern hat, dem ist hier immer noch ein weites Feld geboten, und selbst dem Friedfertigsten würde es nicht in den Sinn kommen, unbewaffnet auszureiten.

Nehmen wir an, auf einem jener einsam in der Ebene liegenden Ranchos (großen Landgüter) zu Gaste zu sein. Das Herrenhaus, die Casa, ist ein einstöckiger vierseitiger Bau mit plattem Dach, in der Mitte einen Hofraum umschließend, zwar nur aus Lehmziegeln mit Kalkanwurf errichtet, aber fest und dauerhaft, mit nur wenigen großen Fenstern nach der Außenseite und diese stark vergittert. Pferdeställe, Hürden für Maulthiere und Milchvieh, Baumwollpressen und Lager, Beamtenwohnungen, eventuell auch eine Wassermühle schließen sich unmittelbar an. Davor ein weiter freier Platz, auf dem sich tagsüber Stiere, Kühe, Schweine, Hühner, Esel in fröhlicher Gesellschaft durcheinander zu treiben pflegen. Jenseits desselben dehnt sich dann der eigentliche Rancho aus, die höchst primitiven, fensterlosen, rohrgedeckten Lehmhütten der gutsansässigen Bauern in unregelmäßigen Gruppen. Die Bauern stehen in einer Art von Hörigkeitsverhältniß zur Hacienda, sie haben ihre Hütte und die Hauptbetriebsmittel, wie Pflüge, Maulthiere, Samen, frei von der Gutsverwaltung, übernehmen dafür aber die ganze Ackerbestellung und Einheimsung unter Aufsicht der angestellten Beamten sowie die Verpflichtung, die Hälfte der Ernte an das Gut abzuliefern. Von dieser letzteren Bedingung haben sie den Namen Medieros. Unter den Rancheros, d. h. den Gutsherren, sind nicht wenige Europäer, Spanier und Deutsche — von den Letzteren werde ich noch sprechen —; die Medieros gehören ausnahmslos jener einheimischen Mischlingsclasse an, welche zu 1 Procent aus spanischen, zu 99 Theilen aus Indianerblut zusammengesetzt ist, eine kleine, behende Rasse von außerordentlicher Zähigkeit und Ausdauer, aber indolent und ohne Unternehmungsgeist. In den Zeiten, als man erst anfing, diese Leute zum regelmäßigen Ackerbau zu gewöhnen, hatte der Gutsherr saure Arbeit mit ihnen; im Grunde war es nichts als ein mehr oder weniger offenbarer Kriegszustand, und es ist vorgekommen, daß man ihnen die Häuser über dem Kopf hat anzünden müssen, um sie nur zu bewegen, an die Arbeit zu gehen. Jetzt ist das Verhältniß besser und einiger-

maßen patriarchalisch, obwohl auch jetzt noch die oberste Wirthschaftsregel ist: traue deinen Leuten nicht und wehre dich deiner Haut. Abgesehen von der ziemlich weit verbreiteten Neigung zu betrügen, kann man nie wissen, zu was für jähen Ausbrüchen Rachgier oder Habsucht dieses heißblütige Volk verleiten mögen. Und in solchem Falle ist Selbsthilfe das wirksamste Mittel. Einem Ranchero unserer Bekanntschaft wurde vor einigen Jahren sein Sohn von einer Bande von acht Kerlen überfallen und ermordet. Anstatt sich an die Gerichte zu wenden, beschloß der Vater, selbst sich zu rächen, und wirklich hat er nach und nach und auf Kreuz- und Querzügen bis nach Texas hinaus sämmtliche acht Schurken mit eigener Hand erschossen.

Schon bei der ersten Morgendämmerung wird es lebendig auf dem Rancho. Die Maulthiere rücken schwadronenweise ab zur Feldarbeit; noch sind sie frisch und munter und ihrem widerhaarigen Charakter entsprechend, machen sie ihrer Munterkeit in gegenseitigem Beißen und Hintenauspfeffern Luft. Kaum ist ihr Getrampel verhallt, so reiten die verschiedenen Beamten ab, der Mayordomo auf seine erste Inspectionstour, der Caporal der Rinderhirten zu seiner Heerde, der Rayedor oder Schreiber zur Aufzeichnung der beschäftigten Arbeiter. Endlich folgt auch der Gutsherr selbst, den Säbel an der Seite, die Pistole im Gürtel; voran tummeln sich die Hunde; ein Diener mit Kürbisflasche, Brotsack, und zu den übrigen Waffen noch eine Flinte am Sattel, reitet hinterher. Jetzt wird es einsam auf dem Hof, nur die Lageraufseher und Buchhalter sind zurückgeblieben; dann und wann kommt ein Bauer auf einem Esel herangetrabt, um einen Pflug oder sonst irgend etwas zu empfangen oder ein ochsenbespannter Karren hält vor dem Thor, um Mehl fortzuschaffen. Doch die Sonne brennt immer sengender herab, und allmählich flüchtet sich alles Lebendige in den Schatten des kühlen Hauses. Nun liegt draußen alles still. Da kann man denn wohl von dem Rancho herüber zuweilen Harfenspiel und dazu sonderbare Fistelstimmen vernehmen. Das heißt so viel als: es ist ein Kind gestorben, und die Angehörigen feiern nun die erfreuliche Thatsache, daß sie einen Engel als Fürsprecher im Himmel mehr haben, in gebührender Weise. Vielleicht sind es auch nicht die Angehörigen selbst, sondern Freunde, denen sie das todte Kind für einige Zeit geliehen haben, und die nun durch eine angemessene Feier an den erwarteten himmlischen Wohlthaten des Kindes mit zu participiren suchen. Billigerweise muß ich hinzufügen, daß der religiöse Glaube des Volkes sich sonst selten in so verletzender Weise äußert, wie in dieser abschreckenden Ceremonie.

Am Nachmittage geht es am lebhaftesten zu auf dem Rancho. Der Herr ist jetzt zurückgekommen, und auf einem gehobelten Holzstamm vor dem Thore

sitzend, empfängt er die Meldungen seiner Unterfeldherren oder ertheilt seine Befehle, ist auch etwaigen Anliegen der Bauern zugänglich, welch' Letztere in unterthäniger Haltung, den Hut in der Hand, sich ihm nähern. In langen Colonnen kehren die Arbeiter vom Felde zurück und liefern je nach der Jahreszeit Weizen, Mais oder Baumwolle ab. Auch fährt wohl ein benachbarter Ranchero in vier- bis sechsspänniger Kutsche zum Besuche vor und wird unter einer Unzahl gegenseitiger Complimente ins Haus hineingelootst. Und nun erhebt sich ein großes Gaudium für die Dorfjugend: ein Maulthier soll zum erstenmale angezäumt werden. Zunächst wird es lassirt und zu Boden geworfen; während es dann an allen Vieren gebunden daliegt, wird ihm der Halfter umgelegt. Es werden zwei Beine losgebunden, so daß das Thier aufstehen kann, was es aber erst nach einigen kräftigen Fußtritten zu thun sich entschließt. Trotz lebhaften Protestes wird ihm dann das Geschirr übergeworfen, an welchem nach rückwärts ein schwerer, auf der Erde liegender Balken befestigt ist. Gleichzeitig werden beiden Seiten der Halfter je ein Strick angebunden, welche von zwei etwa 20 Schritt abseits haltenden Knechten zu Pferde stramm angezogen werden. Nun kann es losgehen; die Beine werden freigelassen und davon saust das geängstigte Thier wie vom Teufel gejagt, während doch die berittenen Knechte dafür sorgen, daß die gewünschte Richtung innegehalten wird. Aufregender noch ist es, wenn ein junges Pferd zum erstenmal gesattelt wird. Es wird nicht niedergeworfen, sondern nur an der Halfter und einem Hinterbein festgebunden. Dann schleicht sich der Reiter von links her mit dem Sattel heran, packt das Pferd am linken Ohr, und während er ihm so mit der einen Hand den Kopf herunterzwängt, wirft er mit der anderen den Sattel über. Die Aufregung, in die das Thier dadurch geräth, ist schwer zu beschreiben; nichtsdestoweniger wird es jetzt losgebunden, der Reiter schwingt sich hinauf und rast nun davon, wohin das Pferd will.

Sonntags kommt zu diesen Freuden dann wohl noch ein Wettrennen, oder es gilt, einen Stier zu „schwänzeln" (colear). Man galoppirt von hinten an den Stier heran, packt ihn vom Sattel herunter am Schwanz und wirft ihn so durch den Schwung des weiter laufenden Pferdes kopfüber auf den Rücken.

Bis jetzt habe ich einen Namen noch nicht genannt, der doch für die Lagune von höchster Bedeutung ist: das am Austritt des Rio Nazas aus den Bergen gelegene Lerdo, der geschäftliche Mittelpunkt der ganzen Gegend. Von hier wird die Baumwolle nach der Hauptstadt und anderen Plätzen des Landes verladen, hier macht der Ranchero seine Einkäufe, hier sucht er in den fiestas

Erholung, hier schließt er die Contracte ab, die ihm den Betrieb seiner Wirthschaft während des Jahres sichern. Da der Zinsfuß hier wie in allen capitalbedürftigen Ländern sehr hoch ist, so ist die Aufnahme von baarem Geld für den unbemittelteren Ranchero sehr schwierig. Er macht daher mit irgend einem Handlungshaus in Lerdo einen Vertrag, nach welchem dieses ihm alle gewünschten Betriebsmittel auf Vorschuß liefert, wogegen er selbst sich verpflichtet, dafür nach der Ernte mit Baumwolle zu zahlen, eventuell auch den Mehrbetrag der Ernte jenem Hause zum Verkauf mit einem bestimmten Gewinnantheil zu überlassen. Derselbe Capitalmangel ist übrigens auch der Grund für den auf den Ranchos herrschenden Gebrauch, die Lohnarbeiter statt mit Geld, mit Waare zu bezahlen.

Lerdo ist eine Schöpfung der allerneuesten Zeit, und Deutsche haben einen nicht unwesentlichen Antheil an seiner raschen Entwickelung. Als vor etwa zehn Jahren die ersten deutschen Pionniere hier vom Süden heraufkamen, war es nicht einmal dem Namen nach eine Stadt, sondern ein Rancho wie alle übrigen. Jetzt ist es ein blühendes, täglich zunehmendes Städtchen von etwa 10.000 Einwohnern, an der großen Mexican-Centralbahn, mit hübscher Alameda, Telephonleitung, gelegentlichen Stiergefechten, Bahnverbindung nach der Hauptstadt und der Nordgrenze, und seine deutsche Colonie steht sowohl gesellschaftlich wie geschäftlich mit an der Spitze. Von hier hat sich dann der deutsche Einfluß über die ganze Lagune verbreitet, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß die am besten verwalteten Ranchos in dieser Gegend in deutschen Händen sind.

VII.

Durango und der eiserne Berg.

Mark Twain, der bekannte amerikanische Humorist, hat einmal gesagt, daß Einem bei Toast und Reden die besten Einfälle erst dann kommen, wenn man den Toast bereits gesprochen hat. Aehnlich geht es häufig dem Reisenden. Ist eine Reise durch ein großes Land beendigt, dann bemerkt man erst, wie viele interessante Punkte man zu besuchen versäumt hat und möchte am allerliebsten wieder umkehren, um die Reise noch einmal zu machen. So bedauere auch ich aufrichtig, von Parras oder Lerdo aus die Reise nach Durango nicht unternommen zu haben. Durango ist eine der wichtigsten Städte Mexicos, mit einer Einwohnerzahl von etwa 25.000 Seelen. Die Entfernung von dem nächsten Punkte der Mexican-Centraleisenbahn bei Torreon ist kaum mehr als 160 Kilometer, und der Ritt nach der noch auf dem ebenen Hochplateau gelegenen Stadt durchaus kein schwieriger. Aber es war mir unmöglich, Pferde und Reisegesellschaft aufzutreiben, ohne welch letztere eine Reise durch das wenig besiedelte, noch immer von Indianerbanden durchzogene Land doch kaum räthlich gewesen wäre. Ich mußte deshalb die kleine Expedition aufgeben und mich hier mit den spärlichen Mittheilungen begnügen, welche mir von amerikanischen Ingenieuren gemacht wurden. Bald wird nun auch Durango seine Eisenbahn und damit seine Verbindung mit der Außenwelt haben, und die Ingenieure sind längst mit den Vorarbeiten zu diesem Bahnbau fertig.

Durango ist vielleicht noch mehr als Chihuahua terra incognita. Die wenigsten Reisenden haben es besucht und ich fand weder in Froebel noch in

einem anderen Werke über Mexico etwas davon erwähnt. Und doch ist es seines großen Handels und seines kolossalen Eisenreichthums wegen für Mexico von großer Bedeutung, die nur in Folge der ungünstigen Lage der Stadt im Herzen des mexicanischen Hochplateaus, ohne irgendwelche Fahrstraßen und andere Verkehrswege noch nicht zur Geltung kam. Bis vor Kurzem lenkte sich der Handelsverkehr nach den Küsten des Stillen Oceans, wo auf ungemein beschwerlichen Saumpfaden, nach etwa fünftägigem Marsch zu erreichen, die Hafenstadt Mazatlan liegt. Obschon die Stadt selbst noch auf dem der Hauptsache nach ebenen Hochplateau liegt, wird sie doch auf den meisten Landkarten als am Ostrande der Sierras von Gebirgen umgeben verzeichnet.

Nahezu der ganze Staat liegt noch diesseits, d. h. östlich der Sierra Madre, während diese den benachbarten Staat Sinaloa durchzieht und zwischen ihr und dem Stillen Ocean noch einem breiten Streifen tief gelegenen heißen Tropenlandes Raum läßt. Ausgedehnte Länderstriche des Staates Durango sind vollständig Wüste, andere eignen sich wohl für Viehzucht, aber nur ein verhältnißmäßig geringer Theil ist für Agricultur tauglich, allerdings immer noch groß genug, um bei rationeller Ausnutzung das Fünffache der augenblicklichen dünnen Bevölkerung zu ernähren. In großartigem Maßstabe wird hier die Viehzucht betrieben, und an Schafen werden jährlich vom Staate Durango allein circa 150.000 Stück auf den Markt gebracht. Die Hacienda de la Sarca allein hat einen Stand von 200.000 Schafen und 40.000 Pferden und Maulthieren, jene von Ramas mit 40 „Ranchos" hat an 100.000 Schafe und die Hacienda Guatimape besitzt 40.000 Stück Rindvieh. In den Thälern östlich der Hauptstadt wird viel Mais von guter Qualität gepflanzt und in den Thälern der Ostabhänge der Sierra findet sich viel Indigo, und Kaffee. Auch Baumwolle, Weizen, Gerste und schwarze Bohnen werden im Staate viel gepflanzt,*) aber die reichsten Einnahmen zieht der Staat aus seinen großartigen Minen, welche, obschon heute noch sozusagen in der Kindheit ihrer Entwickelung, Gold, Silber, Blei, Kupfer, vor Allem aber massenhaft Eisen liefern.

---

*) Die hauptsächlichsten Ernten Durangos sind:

Mais	per	Jahr	ca.	120,000.000	Kgr.	im	Werthe	von	2,250.000	Dollars.
Baumwolle . . .	„	„	„	3,000.000	„	„	„	„	1,000.000	„
Weizen	„	„	„	11,000.000	„	„	„	„	500.000	„
Schwarze Bohnen	„	„	„	4,500.000	„	„	„	„	200.000	„
Rother Pfeffer . .	„	„	„	1,000.000	„	„	„	„	60.000	„
Weizen	„	„	„	2,500.000	„	„	„	„	50.000	„

Die Hauptstadt Durango unterscheidet sich in ihrer Anlage und ihrem Aussehen kaum von den anderen ungemein gleichförmig gebauten Städten Mexicos.

Wie alle anderen, sind ihre Straßen in Schachbrettform angelegt mit einer Plaza im Mittelpunkte der Stadt. Durango ist der Sitz der Staatsregierung und besitzt außer dem Capitol und anderen Regierungsgebäuden auch eine Münze und eine Casa del Apartado (ein Etablissement zur Scheidung des Silbers vom Golde). Handel und Industrie liegen großentheils in den Händen deutscher Firmen, wie auch eine große Zahl der Minen von ihnen controlirt wird. So liegt beispielsweise etwa 80 Kilometer südlich der Stadt, nur 15 Kilometer von der Stadt Nombre de Dios, eine reiche Gold- und Silbermine, deren Name Bismarck dies allein schon andeutet. Durango hat vielleicht die großartigsten Eisenlager Amerikas, aber die Eisenindustrie ist in Folge der Unzulänglichkeit und Abgeschiedenheit derselben, sowie in Folge des großen Mangels an Brennmaterial noch unbedeutend. Es ist nur Holzkohle vorhanden und diese muß erst von der Sierra Madre auf dem Rücken von Tragthieren auf die beschwerlichste Weise heruntergebracht werden. Und selbst wäre Brennmaterial vorhanden, so würde doch die Abwesenheit irgendwelcher Verkehrswege die Production von beispielsweise Schienen oder anderen augenblicklich so sehr begehrten Artikeln unmöglich machen. So verliert Durango seinen Antheil an der Lieferung des beträchtlichen Eisenbahnmaterials, das gegenwärtig in Mexico gebraucht wird, und selbst in die unmittelbare Nachbarschaft Durangos aus England und aus den Vereinigten Staaten eingeführt wird, ein ungeheurer Verlust, wenn man bedenkt, daß mehrere Hundert Millionen Dollars zur Herstellung der Eisenbahnen Mexicos in den letzten Jahren ausgegeben wurden. Es muß dies für Durango um so schmerzlicher sein, als sich in der unmittelbaren Nachbarschaft die kolossalsten Eisenlager befinden, auf welche schon Humboldt aufmerksam gemacht hat. Etwa 2 Kilometer von der Stadt erhebt sich der Cerro de Mercado, den man füglich einen Berg von Eisen nennen könnte. Er bildet eine Masse von $1\frac{1}{2}$ Kilometer Länge und $\frac{1}{3}$ Kilometer Breite, die sich circa 187 Meter über die sie umgebende Ebene erhebt und die nachgewiesenermaßen nicht weniger als 75 Procent reines Eisen enthält. In einer 1878 in Mexico veröffentlichten spanischen Broschüre „El Cerro de Mercado", verfaßt von einem Deutschen, Namens Friedrich Weidner, wird die häufig ausgesprochene Ansicht widerlegt, der Berg wäre ein Aërolith, und die Composition des Erzes der Eisengewinnung ungemein hinderlich. Weidner liefert den Nachweis, daß der Berg nur der sichtbare kleinste Theil eines unterirdischen Erzlagers sei, das sich auf mehrere Kilometer in die

Digitized by Google

Runde erstreckt und an mehreren Orten in Hügeln zu Tage tritt. Aber selbst wäre dies nicht der Fall, so würde der eiserne Berg allein bei seinem Kubikinhalt von circa 5 Milliarden Quintals (ein Quintal = 46 Kilogramm) mindestens eine reine Eisenmenge von $2^1/_2$ Milliarden ergeben, was, den Quintal zu 5 Dollars gerechnet, den enormen Werth von $12^1/_2$ Milliarden Dollars repräsentirt, also dreimal soviel, als das an Gold und Silber so reiche Mexico an diesen beiden Metallen während der letzten drei Jahrhunderte geliefert hat! Ganz England hat in den letzten 330 Jahren nur circa 5 Millionen Quintals Eisen producirt! Jedenfalls enthält der eiserne Berg allein, ohne die anderen Erzlager zu rechnen, hinreichend Metall, um alle Gießereien der Welt auf Jahrhunderte hinaus zu versehen, und Mexico würde die großartigsten Einkünfte aus diesen Erzlagern ziehen, wenn dieselben nicht auf dem von keiner Seite her zugänglichen Hochplateau gelegen wären und wenn sich eine entsprechende Menge Brennmaterial in der Nähe vorfinden würde. Die Herstellung einer Eisenbahn wird das große Erzlager der Industrie wohl einigermaßen erschließen, obschon auch dann die Concurrenz zu Gunsten anderer, besser gelegener Erzlazer ausfallen dürfte. Von Durango führt ein seiner Gefährlichkeit und der prachtvollen Gebirgslandschaften der Sierras wegen berühmter Saumpfad über die Wasserscheide nach Mazatlan, und zahlreiche indianische Cargadores vermitteln den Verkehr zwischen beiden Städten. Diese Indianer tragen ihre Lasten auf dem Rücken und schlingen die Traggurte nicht über die Schulter, sondern quer über die Stirne, wie das Joch bei Stiergespannen. Die Lasten, welche sie sich aufbürden, bestehen aus Getreide- und Fruchtsäcken, Stoffen, selbst Theile von Maschinen, die nicht gut auf Tragthiere verladen werden können. Diese Indianer versehen auch den Postdienst zwischen Durango und Mazatlan, und erhalten für den achttägigen gefahrvollen Marsch hin und zurück die Summe von 15 Dollars, also kaum 2 Dollars pro Tag. Ohne sie würde der Verkehr zwischen den beiden Städten fast unmöglich sein, denn es gibt in den Gebirgen Stellen, welche selbst für die Saumthiere unpassirbar sind. Die Indianer pflegen auf ihren Expeditionen den ganzen Tag über im kurzen Laufschritt zu marschiren, mit nichts als Sandalen (guaraches), aus roher Kuhhaut geschnitten, an den Füßen.

Der Saumpfad von Durango nach der Seeküste führt durch gefahrvolle Gegenden, und gewöhnlich warten Reisende in Durango, bis sich eine hinreichend starke Anzahl von Reisegefährten zusammengefunden hat. Die Kosten eines Maulthieres für die Reise betragen circa 12 Dollars, ob es nun zum Reiten oder als Packthier verwendet wird. Einem Reiseberichte, der in Hamil-

ton's „Mexican Handbook" enthalten ist, seien einige charakteristische Stellen hier entnommen:

„Der gefahrvolle Pfad beginnt mit der zweiten Tagereise; wir sehen an mehreren Stellen Schädel und Gebeine von ermordeten Reisenden zu kleinen Häufchen aufeinander geschlichtet. Der Weg, ein schmaler Saumpfad, windet sich durch düstere Fichtenwälder längs steilen Abstürzen entlang. Lärmende Papageien fliegen in Schwärmen hoch über unseren Köpfen. Die Baumkronen verschlingen sich zu einem grünen, alles beschattenden Dach, die Erde ist mit einem üppigen Grasteppich überzogen und an vielen Stellen stießen wir auf klare Quellen. Die zweite Nacht bereiteten wir unser Lager in einem schönen Fichtenhaine, von welchem aus wir ein liebliches, grünes Thal beherrschten. In der Mitte desselben steht unter hohen Fichten ein großes roh gezimmertes Kreuz, die Stelle bezeichnend, wo der verbannte Bischof von Durango Messe zu halten pflegte, ein großartiger Tempel, dessen Pfeiler die Monarchen des Waldes, dessen Plafond der Himmel ist. Fünf Tage brachten wir in derartigen mit Urwald bedeckten Gebirgen zu, ehe wir, fortwährend steigend, das Rückgrat der Sierras erreichten, von wo aus der Abstieg zur Küste des Stillen Oceans beginnt. Als wir am frühen Morgen unser hohes Nachtlager verließen, fröstelten wir Alle vor Kälte, und jetzt um 2 Uhr Nachmittags suchten wir in dem Dörfchen Duraznito den Schatten eines Feigenbaumes, um uns vor der tropischen Sonnenhitze zu schützen. Aber wieder geht es bergauf auf den gefährlichsten, schmalsten Pfaden, welchen die Maulthiere vorsichtig folgen. Wir waren kaum eine Stunde auf diesem furchtbaren, aber durch die herrlichsten Gebirgslandschaften führenden Pfade entlang gewandert, als an einer Stelle, Buenos Ayres genannt, eines unserer Packthiere den Halt verlor und den Tausende Fuß tiefen, steilen Abhang wie ein Gummiballen hinabkollerte, unten alle seine Glieder zerschmetternd. Die Karawane setzte indessen den Weg fort, als wäre nichts vorgefallen, denn ein derartiges Unglück ist hier ein häufiges Vorkommniß. Am nächsten Tage hatten wir bei dem Rancho Piedra Gorda die Aussicht auf den eigenthümlichen Pyramidenberg, dessen rothe Felsmasse sich genau in der Form der ägyptischen Pyramiden, aber größer als sie alle zusammengenommen, in die Wolken erhebt. Je weiter wir abwärts kamen, desto spärlicher wurden die Fichten und verloren sich endlich ganz. Dafür erschienen nun die Citronenbäume, schwer an ihren goldigen Früchten tragend. Mittags hatten wir den westlichen Fuß der Hauptkette der Sierras erreicht und einem kleinen, klaren Gebirgsfluß entlang reitend, gelangten wir am Abend nach dem Oertchen

Agua Caliente. Tausende von Papageien und anderen bunten Vögeln bevölkern die Wälder. Am Morgen des siebenten Tages überstiegen wir auf furchtbaren Pfaden den gefährlichsten der ganzen Strecke, einen Espinazo del Diablo (Teufels Rückgrat) genannten Gebirgszug und bei El Palmar an den Ufern des Rio del Presidio campirend, erreichten wir am nächsten Tage dichte tropische Urwälder mit zahllosen Papageien bevölkert, von denen wir mehrere schossen und verzehrten. Von unserem nächsten Nachtlager, einem elenden kleinen Rancho, hatten wir nur noch eine Tagreise nach Mazatlan, und hier war der Weg schon besser. Die Ebene ist von zahlreichen Ranchos eingenommen, deren Felder wie jene in der Umgebung Mexicos, mit Hecken aus hohem Orgelcactus eingefaßt sind. Am Nachmittage sahen wir bereits Mazatlan und den Ocean vor uns. Die gefahrvolle Reise war glücklich überstanden."

VIII.

Vom Rio Nazas nach Zacatecas.

An einem hübschen Morgen ging es bei prächtigem Sonnenschein, der uns bis in den leeren Magen drang, weiter südwärts und wir Passagiere des ersten Eisenbahnzuges waren fröhlicher Laune, denn für heute Abend war uns ein gutes Bett im Hotel Zacatecano in der alten Minenstadt Zacatecas versprochen worden. Wir hatten von Chihuahua bis Lerdo keine Militärbedeckung gehabt und dachten schon, die schlimmste Strecke wäre vorbei, als wir, kaum aus der „Station" fahrend, eine Cavalcade von 20 Reitern auf uns heransprengen sahen. Unser Reisegefährte, der Herr Professor, ein frommer Sprachgelehrter aus St. Louis, dachte, nun wäre das letzte Stündlein gekommen. Er fiel in die Knie und rief den Allmächtigen um Hilfe an. Wir Anderen zogen unsere Revolver, obschon ich mir im Stillen dachte, daß wir doch damit nichts ausrichten würden. Der erste Reiter, bis über die Ohren bewaffnet, war mittlerweile am Zuge angelangt und hieß den Zugführer halten. Es war uns unbegreiflich, warum wir nicht mit vollem Dampfe davongefahren waren. Der spaßhafte Conducteur hatte uns nur einen Schreck einjagen wollen, denn es waren 20 Rurales oder Gendarmen, die auf telegraphischen Befehl von Lerdo zu unserem Schutze gekommen waren. Sie sprangen von den Pferden, bestiegen den Zug und weiter gings. Nun erfuhr ich erst, daß zwischen Lerdo und Fresnillo von Mexicanern ein Angriff auf unseren Zug geplant war, von welchem man in Fresnillo rechtzeitig Wind erhalten hatte. Indessen, unser Fehlgriff war nicht groß gewesen, denn es bedurfte der Versicherung des Conducteurs, daß diese 20 Kerle

nicht Banditen, sondern Rurales wären. Werden die Letzteren doch gewöhnlich unter den Ersteren recrutirt!

Diesmal schienen sie's ernst zu nehmen. Sie blieben mit den Carabinern in den Händen auf den Waggonplattformen, und drei von ihnen bestiegen die Locomotive. Die Vorsicht war auch nicht vergeblich gewesen, denn obschon sich an den Wasserstationen Niemand zeigte, wurden doch während der Fahrt die Scheiben des Waggons mit großen Steinen eingeschlagen und Schüsse auf den Zug abgefeuert, ohne viel Schaden zu thun.

Die Fahrt vom 25. zum 23. Breitengrad, unser heutiges Tagwerk, ähnelte der gestrigen. Dieselben Cactus- und Salpeterwüsten, dieselben menschenleeren Steppen; auf den elenden Stationen lungerte dasselbe mexicanische Gesindel umher, und eine Mittagsstation gab es diesmal überhaupt nicht. Ich besaß noch Chocolade, Orangen und Citronen, aber die anderen Reisenden mußten mit den Tortillas vorlieb nehmen, die die Indianerweiber unter ihren Augen auf den Stationen zubereiteten; für einige Centavos zerrieben sie den Mais zwischen zwei Steinen, kneteten den Teig, buken diese mexicanischen Pfannkuchen auf heißen Steinen und bestrichen sie mit Chile Colorado, einer rothen Pfeffersauce. Auf den Stationen wurde eifrig gebaut und gezimmert, denn für den 5. Mai, den großen nationalen Unabhängigkeitstag der Mexicaner, war die feierliche Eröffnung der Bahn festgesetzt worden, und es war nur mehr zwei Monate Zeit bis dahin. Und die Yankees wurden in der That fertig: Anfang Mai flogen die ersten Passagiere die ganze Strecke entlang im Pulmann-Sleeping-Car an hübschen neuen Stationsgebäuden vorüber, nahmen ihre Mahlzeiten (und vortreffliche überdies) in einem Buffet-Salonwagen ein und erreichten El Paso von der Stadt Mexico aus in etwas mehr als zwei Tagen, während ich, meine eigenen Aufenthalte abgerechnet, auf der Hinfahrt einige Monate vorher eine Woche im Eisenbahnwagen zugebracht hatte!

Obgleich die Bahn auf der ganzen Strecke vom nördlichen Chihuahua bis in das südliche Durango in einer Höhe von mindestens 5000 Fuß über dem Meeresspiegel und stets im Angesicht von mehr oder weniger rauhen Gebirgszügen einherfährt, fängt sie doch erst bei ihrem Eintritt in den Staat Zacatecas*)

*) Zacatecas, einer der elf, auf dem Hochplateau zwischen den Sierras gelegenen Centralstaaten, hat einen Flächenraum von 65.354 Quadratkilometer und 422.000 Einwohner. In seinem Charakter ähnelt der Staat seinem nördlichen Nachbarn Durango, gebirgig und wüst im westlichen Theile, Prairien, durchzogen von niedrigen Höhenketten, im östlichen Theile. Dementsprechend ist auch das Klima im westlichen Theile kalt und scharf, im östlichen den Thälern entlang von subtropischem Charakter. Der frucht-

an, zu einer eigentlichen Gebirgsbahn zu werden. Dann aber auch gleich zu einer der kühnsten ihrer Art. Hier ist es nämlich, wo der das Hochplateau von Mexico auf der westlichen Seite einschließende Cordillerenzug der Sierra Madre die Sierra Anahuac mit einer Kammhöhe von etwa 3000 Meter nach ostwärts sendet und welche die Mexican-Centralbahn zu übersteigen hat, bevor sie in das eigentliche Hochplateau von Anahuac eintritt. Es geschieht dies mit Hilfe zahlreicher Serpentinen, im Lande der Yankees Horse Shoe Curves (Hufeisencurven) genannt, eine Bezeichnung, die man hier, im Lande der Burros, eigentlich in Maulesel-Eisencurven umtaufen sollte. — Aus einem Luftballon betrachtet, muß die Bahn in der That aussehen, als hätten die Schienenstränge, die bisher so glatt und gerade von Nord nach Süd liefen, plötzlich Krämpfe bekommen und sich in einer Art ingenieurlichen Deliriums das Gebirge empor und durch dasselbe hindurchgewunden.

Aber die Gebirgsübersteigung an dieser Stelle war wirklich der Mühe werth, denn das Gebiet, das die Eisenbahn nun innerhalb der Staaten Zacatecas, Jalisco und Guanajuato durchfliegt, gehört seit Generationen zu den silberreichsten Gebieten des Erdballs. Ihre bedeutendsten Minenemporien sind die beiden Städte Zacatecas und Guanajuato.

Spät Abends, es war 9 Uhr, erreichten wir endlich die erstgenannte dieser beiden Städte, Zacatecas, nahezu 9000 Fuß über dem Meere gelegen! Wir waren also von El Paso aus ganz unmerklich 6000 Fuß gestiegen! Diesmal war es mit dem Versprechen eines guten Bettes ernst. Eine Stunde nach unserer Ankunft hatte ich im Hotel Zacatecano, einem alten aufgehobenen Nonnenkloster, ein „Quarto" so groß wie eine Kirche, mit einer Thür, groß wie ein Hausthor, und einen gut mexicanischen Schlüssel von einem Pfund Gewicht dazu, aber Fenster war keines vorhanden.

Die etwa 80.000 Einwohner zählende Stadt, dicht und eng aneinander gebaut, ist in ein schmales Gebirgsthal eingepfercht, von dessen Sohle aus sie in größeren und kleineren Häusercomplexen an den Bergwänden zu beiden

barste Theil und die im südöstlichen Theil gelegenen Flußthäler des Tlaltenango und Juchipilo, beide nicht mehr wie die bisher genannten Binnenflüsse, sondern dem Gebiet des Stillen Oceans angehörig. Die Staatshauptstadt ist Zacatecas; die nächstgrößten Städte sind: Fresnillo mit 15.000 Einwohnern, Garcia mit 8000, Villanueva mit 6000 und die in dem reichen Minendistrict des nördlichen Theiles gelegene, 1570 gegründete Stadt Sombrerete mit 5500 Einwohnern. Neben den Minen besteht der Hauptreichthum des Staates im Ackerbau, denn 1878 wurden hier 234 Millionen Kilogramm Mais und 21½ Millionen Kilogramm Weizen producirt. Der Gesammtwerth der Agriculturproducte betrug 7 Millionen Dollars.

Seiten vorstadtartige Ausläufer und Fühler emporsendet, die sich zuletzt in vorgeschobene Häuserposten aus der uns so wohlbekannten Adobe verlieren. Die Stadt selbst jedoch besteht aus Backsteingebäuden, deren Mauerflächen mit Rändern von allen möglichen Farben eingefaßt sind. Es gibt ihr das, von der strahlenden mexicanischen Sonne noch intensiver gemacht, ein ebenso buntes Ansehen, wie es dem Leben in ihren Straßen durch die echte alt-mexicanische Bevölkerung verliehen wird, welche hier dem vom Norden Kommenden den Sombrero, die buntgeschmückte Lederhose, das knöpfestrotzende Wams, die Sarape und auf den Köpfen der Frauen die Mantilla aus allen möglichen Stoffen in wahrhaft glorioser Voll- und Alleinherrschaft präsentirt. Namentlich gilt das an Sonntagen, an denen sich alle 80.000 Bewohner der Stadt, verstärkt durch entsprechenden Zuzug von den umliegenden Orten, in die engen Straßen ergießen und wo sich besonders vor den Kirchen nach Beendigung des Gottesdienstes ein vollständiges Meßtreiben entfaltet, bei welchem eine Fülle von Artikeln zum Gegenstande des Handels, des Spieles, des Tausches und selbstredend auch des Betruges wird, deren vollständige Liste die größte Zollhausbehörde der Welt in Erstaunen und Verlegenheit setzen würde.

Selbst bei einem kurzen Aufenthalt in Zacatecas oder den anderen Minenstädten des Hochplateaus, wie z. B. in Guanajuato, wird man sich gar bald unbehaglich fühlen. Guanajuato liegt an 11.000 Fuß, Zacatecas zwischen 8000 und 9000 Fuß über dem Meere. Die Nächte sind eisig kalt, die Winde scharf und schneidend, die Atmosphäre von erstickender Trockenheit. Nach zwei Tagen Aufenthalt in Zacatecas waren meine Lippen gesprungen, meine Kehle lechzte nach Feuchtigkeit; das Athmen wird Einem ungemein schwierig und das allgemeine Mißbehagen steigert sich von Tag zu Tag. Wohl hatte ich schon vor Jahren einige Tage in höher gelegenen Minenstädten, wie z. B. Leadville im Staate Colorado, zugebracht, aber doch war mir der Aufenthalt dort nicht so beschwerlich und erdrückend geworden wie hier. Leadville wird nämlich von einem Kranz schneebedeckter Berge umgeben, es besitzt viel Wasser und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist viel bedeutender. Zacatecas und das ganze Hochplateau von Mexico bis an den Fuß des schneebedeckten Zwillingspaares Popocatepetl und Iztaccihuatl besitzt nur wenige über die Schneegrenze hinausragende Höhen — es gibt deren in Mexico im Ganzen nur vier.*) Dazu geht es im Norden in die geschilderten wasserlosen Sandwüsten und Steppen über. Die trockenen Winde, welche, von dort kommend,

*) Der Popocatepetl 5420 Meter hoch, der Orizaba beiläufig ebenso hoch, der Iztaccihuatl und Nevada de Toluca je circa 4700 Meter. Der Cofre de Perote mit 4098 Meter und der Colima mit 3670 Meter Höhe sind zuweilen auch mit Schnee bedeckt.

über das Hochplateau streichen, wirbeln schwere Staubmengen aus dem Minenschutt um Zacatecas auf und verleiden dem Fremden den Aufenthalt. Man trägt immer einige Orangen und Citronen bei sich, um gelegentlich daran zu saugen, und gewiß hat die übergroße Naschsucht der Mexicaner, ihre Liebhaberei für Süßigkeiten, Bonbons u. dgl., auch ihre guten, durch die atmosphärischen Verhältnisse bedingten Ursachen. In Zacatecas und Guanajuato werden die unglaublichsten Mengen dieser von den mexicanischen Frauen sehr geschickt und schmackhaft zubereiteten Leckereien vertilgt. An jeder Straßenecke, unter den Arcaden, auf den hochinteressanten bunten Märkten, sitzen eine Anzahl dieser Dulcehändler und machen vortreffliche Geschäfte in Limonaden; Naranjaden und andere Fruchtwasser, in großen, porösen Urnen aufbewahrt und durch die Verdunstung stets kühl erhalten, werden ebenfalls in großen Quantitäten vertilgt. Man fühlt sich so durstig wie ein Cactus. Auch köstliches Fruchteis wird von den Frauen bereitet, indem sie Agavenblätter die die Stadt auf allen Seiten umgebenden Höhen hinauftragen und Wasser in die Rinnen der Blätter gießen. Bei der großen Höhe von 9000 bis 11.000 Fuß kommt es in kühlen Nächten häufig genug vor, daß dieses Wasser gefriert. Das Eis wird dann am frühen Morgen abgekratzt und mit Fruchtsaft versetzt.

Fremde halten es in diesem Silberparadiese ungeachtet des großen Ertrages an Edelmetall und der Aussicht auf reichen Gewinn nicht lange aus und mögen auch viele der Minen in die Hände von Engländern und Anderen übergegangen sein, die Arbeiter und Beamten sind doch Creolen und Indianer. Zacatecas hat deshalb seinen nationalen Charakter vollständig gewahrt und in wenigen Städten ähnlicher Größe wird man so viel und so reines mexicanisches Volksleben sehen wie hier. Es ist in der That eigenthümlich, mit welcher Zähigkeit die Leute hier an Reboso und Sarape, an den Lederjäckchen, seitlich aufgeschlitzten, ledernen Reithosen und Sporen festhalten. Zacatecas zieht sich auf steilen, hohen Berghängen hinan, ähnlich wie Cagliari oder Roccabruna oder andere italienische Städte — die Straßen gehen bergab und auf — Wagen und Pferde sind absolut nicht zu benutzen, ja es sind kaum ein halbes Dutzend Reitpferde in der ganzen Stadt zu finden. Dennoch stalzieren die Caballeros durch die Stadt und in ihre Bureaux mit engen Lederhosen und Sporen wie Schubkarrenräder groß, als wären sie eben vom Pferde gestiegen. Und doch liegt ihr Haupterwerb, ihr Hauptgeschäft unter der Erde in den engen, dunklen Minenschächten, und sie haben möglicherweise in ihrem Leben niemals auf einem Pferd gesessen. Ueberall in der Stadt, an den Berghängen hinauf sieht man die Schutthalden, ja mitten in dem Häusergewirr stößt man auf

Schmelzwerke, Minenlöcher und Stampfmühlen. Bis auf den heutigen Tag wurden nicht weniger als tausend Millionen Dollars Silber aus den Minen von Zacatecas allein gewonnen; aber all das Geld wanderte nach Spanien, nach England — weiß Gott wo sonst hin, und in Zacatecas selbst blieb nichts davon zurück. Die Stadt ist arm und die Bevölkerung besteht größtentheils aus jenen Peons, die allerdings dem Namen nach aufgehört haben, aber heute noch wie zuvor für 3 Realen pro Tag, also etwa anderthalb Mark, in den Minen arbeiten!

Die eigentlichen Minenarbeiter, welche die Erze mit Dynamit (zumeist englischen und deutschen Ursprungs) heraussprengen, erhalten täglich durchschnittlich 50 Centavos = 2 Mark, die Caporales oder Chefs der kleinen Arbeiterabtheilungen 75 Centavos = 3 Mark. Die Arbeitszeit dauert täglich acht Stunden.

Wie mir ein Minenbesitzer, den ich einmal getroffen, mittheilte, fand man in der letzten Zeit wieder unerschöpfliche neue Adern mit 70 bis 90 Procent reinem Silber, von denen ich Proben in der schönen Sammlung der Gebrüder Ponce sah — eine Sammlung, die wohl die reichhaltigste der Welt in Bezug auf Silbererze sein mag, und deren Werth auf eine Viertelmillion Mark geschätzt wird. — Die Minen sind über die ganze Stadt vertheilt; durch die den Anhöhen entlang führenden Straßen wandernd, stieß ich häufig mitten unter den Häusern oder hinter diesen oder im Hofraume der Häuser selbst auf Minenlöcher, oder auch auf die großen Patios der Reductionswerke, von denen ich jedoch keines besuchte, weil ich mir diesen Besuch für Guanajuato vorbehielt, wo deren größere bestehen. Ebensowenig ließ ich mich hier verleiten, in die Minen hinabzusteigen. Im Allgemeinen sind die Minen hier nicht so tief wie in Guanajuato, weil die höheren Schichten trotz der seit 300 Jahren fortgesetzten Ausbeute noch immer ungemein reich sind. Die Silberadern streichen hauptsächlich in ost-westlicher Richtung und nur wenige laufen in nord-südlicher Richtung, sogenannte Transversales.

Auch in Taschen kommt das Silber hier vor. Der Ertrag der Minen des Staates, von denen der bedeutendste Antheil auf jene der Stadt entfällt, betrug 1879 nahezu 8 Millionen Pesos Fuertes, nach der Münzung in der in der Hauptstadt befindlichen Münze berechnet. Viele der Minen der Stadt enthalten auch Gold. Die tiefsten Minen reichen bis auf 1800 Fuß unter den Erdboden. Im Uebrigen ist die Stadt selbst durchaus nicht so unschön, als man ihrer Lage zwischen den hohen Bergen nach glauben möchte.

Die Bergwände selbst von der Spitze bis ins Thal sind allerdings vollständig kahl und ohne irgendwelche Vegetation, ausgenommen spärliches trockenes

Gras und hie und da wohl auch ein paar kümmerliche Agaven und Cacteen aber in der Stadt selbst ist eine reizende kleine Alameda mit blühenden Rosensträuchern und hohen schattigen Bäumen, in denen zahllose Singvögel verschiedener Arten ihre Lieder schmettern. Eigenthümlich sind die großen schwarzen dohlenähnlichen Araguas, welche für mich eine viel angenehmere Musik machten als die Militärmusik, welche zweimal wöchentlich in dem Zocalo (Musikpavillon) concertirt. Dann ist die Alameda mit ihrer breiten Promenade der Sammel-



Mexicanische Weinschänke.

platz der schönen vornehmen Welt — die Damen erscheinen in hübschen, verhältnißmößig ganz eleganten Toiletten, aber doch noch immer mit dem spanischen Schleier an Stelle des modernen Damenhutes. Sie schmücken sich dann gerne mit plumpen Goldbrochen und unmäßig großen Ohrgehängen und Holsketten, die wohl ihrem Aussehen nach Pforzheimer oder Hanauer Fabrikat sein mögen. Ihr größter Stolz sind indessen ihre wirklich kleinen, zierlichen Füßchen, die sie zu derlei Promenaden auf der Alameda oder auch trotz des schlechten Pflasters zu ihren Ausgängen in der Stadt in kokette, weit ausgeschnittene Ballschuhe stecken, welche ein beträchtliches Stück des gewöhnlich weißen oder

hellfarbigen Strumpfes sehen lassen. Was den Damen an der Kopfbedeckung abgeht, das ersetzen die Männer durch ein Uebermaß derselben. Mitunter erblickte ich Caballeros, welche von der Schwere ihrer gewaltigen, nahezu 1 Meter breiten Filzsombreros fast erdrückt wurden. Sind sie auf den Schutz ihrer Haut gegen Sonnenbrand so erpicht? Und hätten die Frauen nicht viel mehr als die Männer Ursache, einen Sombrero zu tragen? Besonders die Caballeros der mittleren Stände halten an den Sombreros fest, von denen in Zacatecas große Massen angefertigt und auch exportirt werden. Die besten Sombreros werden aus lichtgrauem feinen Filz hergestellt und mit Silberborten und Schnüren eingefaßt. Ein beliebter Sombreroschmuck sind auch zwei dicke, gegen die Enden spitz zulaufende Wülste, aus Silberdraht geflochten, welche halbmondförmig gebogen, mit den Enden zusammengenäht und so wie ein Paar Würstchen um den Hut gelegt werden. Die armen Minenarbeiter tragen gewöhnlich Strohsombreros, bis sie sich hinreichend Geld zusammengescharrt haben, um einen silberbedeckten Hut zu kaufen. Ein solcher scheint das Ziel ihres Strebens und ihr ganzer Stolz zu sein. Die Beamten und Minenbesitzer haben das Nationalcostüm vielfach abgelegt und tragen schwarze Gehröcke nach europäischem Schnitt und seidene Claquehüte.

Ganz malerisch ist die Bekleidung der armen Volksclassen, die besonders am Abend fast ganz auf der Straße zu leben scheinen. Massenhaft promeniren sie auf und ab oder besuchen die zahlreichen Pulqueschänken, in welchen ein großer Theil ihres geringen Verdienstes flöten geht. Die Frauen dieser armen, durchwegs indianischen Volksclassen tragen stets lichte Kattunkleider; ihre Haare sind in der Mitte gescheitelt und nach den Seiten hin in zwei Zöpfe geflochten, die sie über den Rücken zurückschlagen und dort ihre Enden mit farbigen Bändchen aneinanderknüpfen. Darüber tragen sie stets das schwarze Kopftuch (Reboso). Aber selbst die Aermsten unter ihnen tragen kokette Schuhe mit hohen Absätzen an ihren kleinen Füßchen, dazu gewöhnlich ziemlich reine Strümpfe. Von dem Rest ihrer Kleidung konnte ich mich selbstverständlich nicht gut persönlich überzeugen. Die Männer der unteren Volksschichten können sich zu dem Luxus einer Lederjacke und mit Silberknöpfen besetzten Lederhose nicht emporschwingen und tragen als einzige Bekleidung baumwollene Hemden und ebensolche Beinkleider, ebenso weit und ebenso schmutzig wie die Gattien der ungarischen Pustenbewohner. Um die Lenden ist statt des Revolvers der Mittelclassen einfach ein Lederschurz gebunden, und die Fußbekleidung besteht aus Sandalen, deren Schlinge zwischen der großen Zehe hindurchgezogen und oben mit einem Knoten an ein kleines, die ersten beiden Zehen bedeckendes Leder-

läppchen gebunden ist. Aber das am meisten charakteristische und unerläßliche Kleidungsstück jedes Zacatecano ist die Sarape. Jeder ärmste Bettler trägt einen solchen, unseren Reisedecken ähnlichen Shawl über die linke Schulter geworfen, und wenn sie auch zur Durchsichtigkeit eines Schleiers abgenutzt und durchgewetzt sein sollte. Ob schön, ob Regen, in der größten Kälte wie in der größten Mittagshitze wäre einem Zacatecano seine Sarape ebenso beim Ausgehen unentbehrlich wie uns etwa die Beinkleider. Die meisten Sarapes sind von den Indianern selbst auf primitiven Webstühlen hergestellt und zeigen die absonderlichsten Dessins in bunten Farben, Dessins, die in ihrer grotesken Art und Zusammenstellung mich lebhaft an die Reliefarbeiten an den alt-mexicanischen Ruinen, im südlichen Theile des Landes und in Yucatan erinnerten. Haben sie sich etwa aus jener Zeit von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt? Gewiß eine leicht mögliche Erklärung. Leider werden diese vortrefflich gewobenen starken Decken in neuerer Zeit durch gewöhnliche, brennrothe Wolldecken amerikanischen Fabrikats verdrängt. Nächst der Alameda ist in Zacatecas wohl die Plaza vor der Kathedrale das hübschestе Plätzchen der Stadt. Auch hier ist die Plaza in eine schattige Gartenanlage verwandelt worden, nach der es mich täglich hinzog. Ob der Anlagen oder der Kathedrale wegen? Ihre eigenthümliche Façade gab mir stets zu denken. Von den Jesuiten 1612 erbaut, mögen diese wohl den indianischen Baumeistern die Ausschmückung der Façade überlassen haben, denn sie ist mit aztekischen Idolen und Hieroglyphen überladen, zwischen denen man mit Mühe die Figuren Christi und der Heiligen erkennen kann. Ueber und unter ihnen sind rein aztekische Götzenbilder, wie sie in dem großen Werke Kingsborough's nicht schöner zu sehen sind. Auch im Innern der Kirche machte sich in den reich vergoldeten Holzsculpturen ähnlich heidnischer Einfluß geltend. Auf der der Plaza entgegengesetzten Seite befinden sich die mit offenen Arcaden versehenen Markthallen, wo Indianerinnen ihre Waaren feilbieten. Wasserbassins und Springbrunnen sind hier wie in der ganzen Stadt zahlreich genug vorhanden, aber das Wasser wird nicht in die Häuser geleitet, sondern in Fässer geschöpft und von Packeseln mit aus Seilen geflochtenen Sätteln in die Häuser getragen. Auch Aguadores, den unvermeidlichen Sombrero auf dem Kopfe, schleppen derlei schwere Fässer von langen, auf den Schultern ruhenden Stangen hängend, in die Häuser, die glücklicherweise durchwegs nur ein Stockwerk hoch sind. Morgens und Abends sind die Fontainen gewöhnlich von Frauen umlagert, die ihren Wasserbedarf in reizend geformten Thongefäßen auf den Schultern davontragen, darunter Erscheinungen, die mich lebhaft an die Fellachen in Aegypten erinnerten.

Digitized by Google

Die Gesichtsfarbe der Indianer ist in ihrer dunkelbraunen Schattirung auch jener der Fellachen gleich. Aber die Köpfe der Indianer sind runder und gedrungener. Männer wie Frauen haben einen ganzen Urwald schwarzer struppiger Haare, und die Gesichter sind vielfach von Syphilis und Pocken zerfressen, welche Krankheiten neben Typhus und Pneumonia fürchterlich unter ihnen wüthen. Die Männer haben wenig und auch dann nur schütteren Bartwuchs und allenfalls auch kleine schmale Schnurbärtchen.

Obschon die große Mehrzahl, wohl an 80 Procent der Bevölkerung, ungemein arm und verkommen ist, so scheint dem Aussehen mancher Straßen nach zu schließen doch auch viel Reichthum unter der besitzenden Classe vorhanden zu sein. Oder sind die prachtvollen stolzen Paläste mit großen Einfahrtsthoren und gewaltigen, anspruchsvollen Wappenschildern darüber nur Ueberreste der längst vergangenen spanischen Periode? Die Mehrzahl der Häuser sind in grellen Farben übermalt, zumeist roth, grün, blau und gelb, manchmal auch in diesen Farben marmorirt oder mit aufgemalten Säulen geziert. Im Innern zeigt sich überall ein geräumiger, blumengeschmückter Hofraum oder mit einer Fontaine versehener Patio.

Um diesen größer erscheinen zu lassen, sind die hinteren Wände desselben noch als Corridore oder Säle mit Bogengängen bemalt. Nur die vornehmeren Häuser haben Glasscheiben in den Fenstern, die anderen hölzerne Läden, aber die Lehmhütten der armen Minenarbeiter haben gar keinen Fensterschutz. Die Häuser haben durchwegs flache Dächer und ich erinnere mich nicht, ein einziges Spitzdach in Zacatecas gesehen zu haben, selbst an den Kirchen nicht. An Vergnügungen scheint in der Stadt wohl kein Ueberfluß zu sein, und nur selten kommt irgend eine wandernde spanische Schauspieler- oder italienische Operntruppe hierher. Dagegen sind Stier- und Hahnenkämpfe ziemlich häufig.

Ein gewaltiger massiver Berg, die vollkommen kahle Bufa, erhebt sich im Westen der Stadt hoch über dieselbe, gekrönt von der kleinen Kirche de los Remedios. In früheren Zeiten war die Besteigung dieses Berges eine beliebte Bußthat reuiger Sünder, und sehr schlimme Missethäter pflegten auf den Knien emporzuklettern! Nachdem ich mich keiner besonderen Unthat bewußt war, unterließ ich die Besteigung der Bufa und machte dafür einen Ausflug nach der wenige Kilometer entfernten Vorstadt Guadalupe, wo sich die größten Silberreductionswerke von Zacatecas und auch eine interessante alte Kirche befinden. Eine Pferde- oder vielmehr Maulthierbahn verbindet Zacatecas mit dieser Vorstadt, die einzigen Fuhrwerke die hier vorhanden sind. Man hat in den mexicanischen Städten überhaupt eine Passion für die „Tram—via", aber jene von Zacatecas

Digitized by Google

ist ein besonderes Wunderwerk mexicanischen Unternehmungsgeistes — wenn man von etwas Derartigem überhaupt sprechen kann — und sie darf sich thatsächlich nicht nur in Mexico selbst, sondern in der ganzen mit „horse cars" gesegneten Welt als Merkwürdigkeit sehen lassen. Ihre Steigungen von der Stadt hinauf und nach ihr hinunter lassen selbst die der wunderbaren San Franciscaner Kabelbahnlinien weit hinter sich. So beträgt beispielsweise die Steigung nach der hoch über der Stadt gelegenen Eisenbahnstation 8 Fuß auf 100 Fuß, während sie auf der anderen Seite auf 100 nur 6 und 7 Fuß beträgt. Um nun gegen solche Terrainungeheuerlichkeiten doch mit einer regelrechten „Tram—via" anfahren zu können, ist der Pferdebahnwagen hier nicht nur an sich besonders gediegen construirt, sondern es findet sich auch eine ungleich gediegenere Bedienung dafür, als irgend sonst in der Welt. Nicht weniger als sechs handfeste Maulesel und ein menschliches Personal von nur einem Kopf weniger — ein Kutscher, zwei Conducteure, ein Bremser und ein besonderer Peitschenführer — bilden die Bespannung und Bemannung einer derartigen Monstre Car, die von ihrem Sechsgespann, unter steter Anfeuerung des Peitschenführers, in einem lebensgefährlichen Galopp den Berg emporgezogen wird, um, oben angekommen, zu noch lebensgefährlicherer Thalfahrt, lediglich abgespannt und dann ihrem eigenen Gewicht im Verein mit der Handfestigkeit und Handsicherheit des Bremsers überlassen zu werden. Diese letztere Fahrt, sowie die ganze Methode haben sich denn auch bis jetzt so trefflich bewährt, daß Unglücksfälle nur bei besonderen Gelegenheiten, und zwar mit Vorliebe bei großen Kirchenfesten stattfinden, welche der Stadt eine Extraüberfüllung mit Menschen zuziehen, zu deren größtem Vergnügen nach dem Besuch der Kathedrale eine „Tram—via"-Fahrt zu gehören scheint.

Aber außer dieser Maulthierbahn ist in Zacatecas noch alles beim Alten geblieben. Ja sogar noch, nachdem der alte Riesenkörper durch die Eisenbahnen neue Pulsadern erhalten, bequemten sich die Leute schwer an den neuen Stand der Dinge. Die Eisenbahn nach Mexico war schon seit Monaten vollendet und für den Postdienst bereit, dennoch ging die Post noch immer wie zur Zeit des spanischen Schlendrians in den früheren Jahrhunderten nach San Luis-Potosi und von dort per Diligence nach Mexico! Ich hätte es nicht für möglich gehalten, denn die Eisenbahnfahrt von Zacatecas nach Mexico dauert nur 24 Stunden, während die Diligence über San Luis-Potosi dahin eine Woche Zeit bedarf. So sind die Zustände noch heute! Briefträger gibt es in ganz Mexico keine, ebenso wenig wie Briefsammelkästen. Jeder, der Briefe erwartet, begibt sich von Zeit zu Zeit auf das Postamt, wo lange Listen mit den Adressen der eingelaufenen

Briefe ausgehängt sind. Findet man darunter seinen Namen, so verlangt man am Postschalter nach dem Briefe. Monate vergehen, bevor man in Mexico Antwort auf seine inländischen Briefe erhält. Die Brieftaxe zwischen benachbarten Städten ist doppelt so groß, wie jene nach Europa oder Australien, ja noch mehr; es sind mir Fälle bekannt, wo Handlungshäuser, welche Geschäftsbriefe von Vera Cruz aus zu gleicher Zeit nach Chihuahua und nach Indien sandten, die Antworten auf die letzteren früher erhielten als aus dem eigenen Lande!

IX.

Aguas Calientes, ein mexicanischer Badeort.

Auch Mexico besitzt sein Baden-Baden. Ganz wie das berühmte deutsche Bad hat auch Mexico seine warmen Heilquellen, welche der an ihnen entstandenen Stadt und dem Staate, deren Mittelpunkt sie ist, den Namen gegeben haben. Nur heißen Quellen, Stadt und Staat nicht Bañar-Bañar, sondern Aguas Calientes, „warme Quellen".

Hat Jemand, mit Ausnahme der Statistiker, schon vom souveränen Staate Aguas Calientes gehört? Hat irgend ein moderner Badefex oder eine elegante Badefee Europas schon von dem Badeort Aguas Calientes gehört? Ich zweifle. Aguas Calientes ist ein Stiefkind, ein Aschenbrödl, und der reiche Prinz, der mit dem winzigen koketten Pantöffelchen umherläuft, um das dazu gehörige Füßchen zu finden, hat dieses mexicanische Aschenbrödl noch nicht entdeckt. Noch ist es ein Naturkind, das bei der großen vornehmen Welt erst später einmal zur Schule gehen wird. Noch ist es eine indianische Provinzschöne, deren üppige, herrliche Reize durch keine Mode eingeschnürt, eingezwängt und verpudert werden — eine Schöne, die so ist, wie sie gewachsen, und die so reizend daliegt, wie eine Venus auf Rosen gebettet.

Ich habe viele Städte des großen Aztekenreiches gesehen und kann wohl sagen: keine ist so schön, so idyllisch, wie Aguas Calientes. Auf dem weiten Hochplateau zwischen den mexicanischen Sierras gelegen, im Herzen des Landes, war es bis vor wenigen Jahren von der Außenwelt vollständig abgeschieden, ohne Eisenbahn, ohne Fluß, selbst ohne Straße, denn der „Camino real", die

„königliche Chaussee“, welche von der Stadt Mexico nach dem 600 Kilometer entfernten Aguas Calientes führt, ist an vielen Stellen von tiefen Schluchten unterbrochen, von tropischen Regenbächen zerrissen, mit Felstrümmern bedeckt, und eine 600 Kilometer lange Diligencefahrt über eine solche Straße pflegen sich selbst die harthäutigen, tollkühnen Mexicaner zweimal zu überlegen. Der herrliche Badeort war also selbst in der Landeshauptstadt nur wenig bekannt! Die wenigsten Reisenden kamen hier durch, und ich habe Dutzende von Büchern über Mexico gesehen, in welchen die an 15.000 Einwohner zählende Stadt kaum mit dem Namen erwähnt wird. Mein Besuch in Aguas Calientes kam mir deshalb wie eine Entdeckung vor, und gleichzeitig eine Ueberraschung der angenehmsten Art. War ich doch, bevor ich sie erreichte, über 1100 Kilometer weit durch die Steppen und Wüsten des mexikanischen Hochplateaus gezogen, und sie erschien mir deshalb wie eine herrliche Oase, in deren zahlreichen Rosengärten ich nun ein wenig rasten wollte. Gerade vor meinem Eintreffen war die vom Süden aus Mexico herführende Eisenbahn eröffnet worden, und Aguas Calientes war damit in den Weltverkehr getreten, hatte sein Dampfroß, seine Telegraphenverbindung, seine Eisenbahnstation, ja sogar eine Tramway führte bereits von der letzteren nach dem Mittelpunkte der Stadt. Aber das war auch alles, denn eine mexicanische Stadt springt nicht so leicht aus dem Mittelalter, in welchem sie Jahrhunderte geschlummert, aus dem Zeitalter des Maulesels in das Zeitalter der Locomotive hinein. Das konnte ich schon bei meinem ersten Gange durch die Stadt wahrnehmen. Es war 1 Uhr Morgens, als ich ankam. Der Mond schien fast tageshell und kam mit seinem weißen Lichte den elenden rauchenden Oellampen zu Hilfe, welche den Bahnhof zu erleuchten bestimmt waren. Der Zug hielt nur gerade so lange, um mich und mein Gepäck abzustreifen, und rollte dann wieder langsam weiter. — Draußen vor dem Bahnhof befand sich zu dieser frühen Morgen- oder wenn man will, späten Nachtstunde, weder Wagen noch Tramway. Nur ein Dutzend zerlumpter, halbnackter Jungen umringten mich und balgten sich um die Ehre, mein Gepäck nach der Stadt in das Hotel zu tragen.

Ja, gab es denn ein Hotel hier? Kein Bädeker, kein Reisehandbuch belehrt den Reisenden in Mexico darüber. Seine Nase ist der einzige Bädeker, das hatte ich schon in so vielen Städten und Orten vorher herausgefunden. Aber die Jungen mußten dies wohl wissen, und so überließ ich mich denn der Führung von zweien und schritt fürbaß durch eine gerade, breite, staubige Straße auf die Stadt zu. Kleine, niedrige Häuserreihen mit flachen Dächern schlossen sie auf beiden Seiten ein; lange, weiß übertünchte Lehmmauern, in

denen sich nur spärliche Fensteröffnungen befanden, die keine Glasrahmen, sondern nur eiserne Gitter trugen — also nur Schutz gegen Diebe, nicht gegen das Klima. Nur an manchen Fenstern befanden sich schwere, dicke Holzläden, ebenso waren die Thüren aus schweren Pfosten gezimmert und mit gewaltigen mittelalterlichen Schlössern versehen, über denen noch gewaltigere eiserne Klopfer angebracht waren. Hier und dort lag eine menschliche Gestalt in eine Serape gehüllt, in tiefen Schlaf versunken, auf dem nackten Boden. Bei dem herrlichen, Sommer und Winter gleich angenehmen Klima kann man sich dies ohne Rheumatismusgefahren wohl erlauben. Bekommt man auch ein wenig Gliederreißen, so sind doch hier die warmen Bäder, die aguas calientes, um Lahme sehen und Blinde gehen zu machen? Keine Straßenlaternen, kein Gas oder elektrisches Licht erleuchtet die Straßen und ich konnte von Glück sagen, meine nächtliche Logissuche bei hellem Mondschein unternehmen zu dürfen. Bei Neumond helfen sich die Einwohner dadurch, daß sie gewaltig große Handlaternen mit herumschleppen, ganz wie in den Städten des Orients.

Nach viertelstündigem Marsch hielten meine indianischen Cicerone vor einem einstöckigen Gebäude in einer Seitenstraße. „Aqui está el Hotel de Comercio" bemerkte Einer. Es dauerte eine geraume Weile, bis ich mit dem schweren eisernen Klopfer den Wirth aus dem Schlaf und an die Thür geklopft hatte. Mit Staunen blickte er mich an, als ob ihm eine fremde Gestalt im Traume erschienen wäre. Gewiß, Aguas Calientes konnte, wie ich sah, kein sehr besuchter Badeort sein. Aber als ich dem Guten meinen Wunsch nach einem Zimmer ausgedrückt und damit erwiesen hatte, daß ich ein leibhaftiger Fremder sei, kam die bewährte mexicanische Gastfreundschaft und Höflichkeit sofort zum Durchbruch. Der ganze Haushalt war auf den Beinen, um mir ein recht passables Zimmer herzurichten, und so war ich denn als Badegast von Aguas Calientes installirt.

So still, verödet und, ich möchte sagen, gespensterhaft die Stadt sich in der Nacht gezeigt hatte, so sonnig, belebt, warm und anziehend zeigte sie sich bei meinem ersten Morgenspaziergang. Viele schönere Städtebilder waren mir bisher auf meinen siebenjährigen Wanderungen durch die neue Welt nicht vorgekommen; weder in Kanada noch in den Vereinigten Staaten, noch in Centralamerika. Buntbemalte einstöckige Häuser in altspanischem Stil in den Straßen; durch die weitgeöffneten Thore fiel mein Blick überall in hübsche, ganz mit exotischen Gewächsen und herrlichen Blumenbeeten geschmückte Höfe, die wohl auch mitunter durch große Aguacatebäume, großblätterige Bananen und schlanke Palmen beschattet waren.

In manchem Fenster zeigten sich Blumentöpfe und hingen Vogelbauer mit buntgefiederten Singvögeln, sowie hellgrünen, munteren Papageien. Mitunter kommt zwischen den Blumen und Vögeln wohl auch das reizende Köpfchen einer dunkeläugigen Schönen zum Vorschein. Fast jede Straße mündet auf einen zu üppigem tropischen Garten umgewandelten Platz, in dessen Mitte Springbrunnen helle krystallene Wasserstrahlen emporsenden. Vor jeder der hübschen, mit bunten Glasurziegeln eingedeckten, in heiteren Farben übertünchten Kirchen ein kleiner tropischer Garten mit murmelnden Fontainen und steinernen Bänken zur Ruhe einladend. Vollends die Plaza ist ein paradiesischer Garten, ein orientalisches Märchenbild, wie es selbst die lebhafteste Einbildungskraft nicht reizender ausmalen kann. Herrliche wohlgepflegte Blumenbeete, auf denen bunte Schmetterlinge und niedliche Kolibris sich herumtummeln, umgeben eine große, im Halbdunkel hoher schattenspendender Tropenbäume sprudelnde Marmorfontaine. In der Mitte des angenehme Kühle verbreitenden Bassins ruhen vier marmorne Schwäne mit halb geöffneten Flügeln und tragen einen über die Baumkronen hervorragenden schlanken Obelisk, wie die Inschrift besagt, zur Erinnerung an die Gründung der Stadt im Jahre 1575 errichtet. Kleine Colonnaden mit hübschen Säulen; Monumente, steinerne Ruhebänke zwischen dem saftigen Grün der Vegetation; droben in den dicht verästeten Baumkronen tummeln sich die Singvögel mit buntem Gefieder und senden aus ungezählten Kehlen ihren Morgengruß zum Himmel empor. Rings um diesen paradiesischen Platz stehen im Viereck stattliche Gebäude im koketten Barockstil, und der hellfarbige Anstrich der Fronten paßt ganz vortrefflich in das farbenreiche Bild, das man sich am liebsten mit hübschen Mädchen in kleidsamer spanischer Nationaltracht, in kurzem Röckchen, strammem Mieder, mit großem Kamm im schwarzen Haar und den Fächer in der Hand bevölkert denken möchte. Und auch der stattliche Regierungspalast mit seinen zwei blinkenden Kanonen vor der hohen Eingangspforte, die mächtige Kathedrale mit ihren hohen glänzenden Kuppeln, der Municipalitätspalast im spanischen Barockstil würde eher an die Residenzstadt eines prunkliebenden Bourbonenfürsten, als an die Hauptstadt einer kleinen Republik erinnern. Es ist heute nur der Rahmen, der an diese altspanische Herrlichkeit gemahnt, denn das Volk ist gut demokratisch und dabei unendlich arm. Früher stand an der Stelle des Obelisken ein Standbild Ferdinand VII. auf der Plaza, aber im Befreiungskriege gegen die Spanier 1821 wurde es vom Sockel gestürzt. Und an Stelle der schäkernden Spanierinnen, wie sie uns Fortuny und Madrazo so herrlich auf die Leinwand zaubert, lungern auf den Bänken und im Grase arme Indianer, in Leinenhemden und Leinenhosen, den

breiten mexicanischen Sombrero auf den Köpfen. Sie sind arm, aber zufrieden. Aguas Calientes ist nicht zur Arbeit geschaffen. Inmitten seiner Blumengärten, seiner sonnigen warmen Gefilde lernt man den Müssiggang. Das Volk arbeitet nicht. Die Bäume bieten ihnen die köstlichsten Früchte der Tropen, und wollen sie Brot und Reis dazu genießen, dann pflücken sie ein paar Orangen oder Mangos von den Bäumen, breiten sie auf eine Matte aus Palmengeflecht und kauern sich dazu auf den Boden nieder, bis ein Käufer kommt. Bald sind ein paar Tlacos (Kupfermünzen) verdient und damit das Brot erworben.

Ein großer Erwerbszweig in Aguas Calientes sind Süßigkeiten. Die Felder bieten Zuckerrohr, die Bäume Früchte und daraus bereiten sie köstliche verzuckerte Dingelchen, Dolces, wie sie sie nennen. Wohl mehrere Hundert derartige Dolcesverkäufer bieten ihre Waaren in den verschiedenen Straßen zum Kaufe feil, und süß wie ihr Müssiggang, ihr ganzes Leben, ist auch ihre Nahrung. Sie sind's zufrieden. Was soll man darüber schelten? — Welches Paradies ist doch dieses Städtchen für Nervenkranke! Kein Telegraph, kein Telephon, keine pustende Dampfmaschine, keine Fabrik, keine Zeitung. Nur der Staatsanzeiger erscheint jede Woche einmal, aber auch er beschränkt sich auf die Veröffentlichung der Gesetze 2c. und bekümmert sich um nichts, was in Stadt, Staat oder der Außenwelt vorgehen mag. Ja gibt es denn eine Außenwelt für dieses Völkchen? Denken sie je daran, daß es noch andere Staaten, Continente gibt? Ihretwegen mag Europa in Trümmern gehen und der Schah von Persien von Löwen aufgefressen werden, sie erfahren es kaum jemals! Ihre Stadt ist ihre Welt, und darüber hinaus ist das Universum!

Wenn die 15.000 Bewohner von Aguas Calientes nicht so anspruchslose, genügsame Leute wären, müßte man sich in der That wundern, wovon sie leben. In den freundlichen schnurgeraden Straßen sieht man wohl Blumen und Vogelbauer, aber keine Geschäfte, keine Kaufläden. Der geringe Handelsverkehr beschränkt sich auf die beiden Märkte, große, von offenen Arcaden umschlossene Plätze, auf denen die Feld- und Saatenproducte, wohl auch Thongeschirre und billige, von auswärts eingeführte Hausgeräthschaften feilgeboten werden. Gewaltige Sonnenschirme von 3 bis 4 Meter Durchmesser, aus Palmen- und Bananenblättern geflochten, stecken auf hohen Stangen und beschatten jeden Verkaufsstand, an welchem ein schläfriger Indianer kauert, während seine Gefährtin vielleicht dahinter auf offenem Kohlenfeuer Tortillas bäckt und diese mit Chile colorado (rothem Pfeffer) würzt.

Digitized by Google

Die bessere Classe der Bevölkerung, die Beamten und einige wohlhabendere Haciendados oder Kaufleute haben wohl auch kein besonders aufregendes Leben. Für Unterhaltung scheint einigermaßen gesorgt zu sein, denn die Stadt ließ sich 1885 ein neues zierliches Theater, das Teatro Morelos, bauen, wohl in der Erwartung der Fremden, welche die Eisenbahn mit sich bringen würde. Sonst bildet die einzige Zerstreuung die Promenade in dem herrlichen Stadtpark, dem Paseo de San Marcos, wo an gewissen Abenden eine der vortrefflichen mexicanischen Militärmusiken concertirt, und dann die halbe Bevölkerung um sich versammelt. Sonst geht die weibliche Welt wohl nur selten auf die Straße, es sei denn zum Kirchgang. Die Stadt besitzt ein paar schöne alte Kirchen mit Kuppeln im maurischen und byzantinischen Stil und wenigen Thürmen, welche die Erdbeben noch stehen gelassen haben. Ich hörte, es dürften aus dieser Ursache keine Thürme mehr in Mexico gebaut werden; indessen, die Gebete dürften wohl auch ohne diese Wegzeiger den Weg zum Himmel finden. In solchen alten, ehrwürdigen Kirchen, wie jene von Aguas Calientes, muß es sich gut beten lassen; die ausgetretenen Steine, die abgenutzten Bänke, die düsteren Wände des Innern passen zur Andacht viel besser als die glänzenden, geschniegelten Interieurs der amerikanischen Kirchen mit ihren neuen prunkvollen Bildern, denen man den Firniß noch abriecht. Was auch die Regierung Mexicos gegen die Priester wettern mag, der Einfluß derselben ist in manchen Staaten doch groß geblieben. So auch in Aguas Calientes. Wohl sind die Klöster aufgehoben, und ein allgemeines Gesetz gestattet weder Glockengeläute noch Processionen, noch selbst das Tragen des Priestergewandes auf der Straße. So ließ beispielsweise der Gouverneur des Staates vor einigen Jahren einen religiösen Umzug durch Militär zersprengen und einen fremden Bischof, der im Priestergewande durch die Straßen ging, einsperren. Aber seither war der Gouverneur in den heiligen Ehestand getreten und seine fromme Frau führt das Regiment im Hause. Er geht jetzt jeden Sonntag regelmäßig zur Messe, und der hochwürdige Canonicus des Staates (Aguas Calientes hat keinen Bischof) lenkt ihn am Schnürchen. Staat und Kirche leben in reizender Eintracht miteinander. Die Glocken dürfen wieder geläutet *) und das heilige Sacrament in der Straße umhergetragen werden. Ich brachte den Charfreitag in Aguas Calientes zu, der ganz nach kirchlichem und nicht staatlichem Gesetze

*) In Mexico sind nämlich überall die Klöster aufgehoben, die Kirchengüter confiscirt. Processionen, das Tragen des schwarzen Priestergewandes und Läuten der Kirchenglocken ist untersagt.

gefeiert wurde. Die Tramway, die Eisenbahnen, ja selbst Privatwagen durften nicht verkehren, die Kirchenglocken waren mit Stricken horizontal in den Thürmen festgebunden, und ihre Kelche sahen aus den Fenstern hinaus wie die Mündungen von Haubitzen. An ihrer Stelle wurde mittelst hölzerner Klopfer geläutet, was den bösen Jungen der Stadt Hauptspaß zu gewähren schien.

Das Fasten wurde streng gehalten. Allerdings haben die Gefangenen im Kerker hinter dem Regierungsgebäude das ganze Jahr Charfreitag, die armen Kerle bekommen weder hier noch in anderen Gefängnissen Mexicos besonders viel zu essen und es sind, geradeso wie in Tunis und Marokko, die Angehörigen der Gefangenen, welche ihnen täglich von der Straße aus durch das Fenstergitter ihre Lebensmittel reichen.

Aber ich habe noch nicht von der Hauptsehenswürdigkeit der Stadt, von den Bädern, gesprochen, und doch mag gerade ihretwegen Aguas Calientes später einmal vielleicht zu Berühmtheit gelangen. Mein spanischer Wirth führte mich zu ihnen. Wir ritten auf ganz passablen Rossen an der Eisenbahnstation vorbei, zwischen herrlichen großen Baumalleen der Alameda nach einem dichten Urwald, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Dort, umgeben von der großartigen Natur, befinden sich die heißen Quellen von San Ramon mit den Baños grandes (den großen Bädern). Ein großer versumpfter Wassertümpel, mit dichtem Schilf umgeben, bildet den Mittelpunkt einer Lichtung im Walde. Ein wenig betretener, grasbedeckter Weg führt um den Tümpel herum nach altem ruinenhaften Gemäuer, das die Aufschrift „Baños grandes“ führt. Darunter steht die Warnung: „Personen verschiedenen Geschlechts, außer Eheleute, dürfen nicht zusammen baden.“ (Weshalb die Leser dieser Zeilen, welche sich in Aguas Calientes baden wollen, stets ihren Trauschein mit ins Bad nehmen sollten.) Grabesstille herrschte ringsum. Kein Aufseher. Kein Badediener, keine Badewäsche. Die einzigen lebenden Wesen, die wir sahen, waren ein paar Eidechsen, die rasch ins Laubwerk huschten, und hübsche Salamander, die am Grunde des klaren Wassers ihren Schabernack trieben. Die einzelnen Badekammern waren durch nackte Mauern von einander geschieden, und kein schützendes Dach breitete sich über das ganze Etablissement. Den Boden in jeder Badecabine bildete der nackte Fels, eine Vertiefung enthaltend, aus welcher die viel Gas entwickelnden Quellen emporkommen, so daß man bei aller Urwüchsigkeit des Bades dasselbe wenigstens direct „vom Zapfen“ bekam. Die Temperatur des viel Schwefel enthaltenden Wassers beträgt 106° F. Ihrem Aussehen nach zu schließen, scheinen die Bäder von San Ramon nicht besonders großen Zuspruch zu haben, wenigstens nicht von Badenden. Statt der Gicht-

und Rheumatismuskranken kommen dafür die Wäscherinnen der Stadt heraus und waschen weniger ihre Leiber als die Wäsche ihrer Kunden. Rings um den großen versumpften Wassertümpel gewahrte ich nämlich eine beträchtliche Anzahl großer flacher Steine, deren jeder ein halbes Dutzend oder mehr fausttiefe runde Löcher enthielt. Wie ich mir sagen ließ, rühren diese anscheinend räthselhaften Vertiefungen einfach von den Lavandieras her, welche auf diesen Steinen die Wurzeln der eigenthümlichen Soapplant (Seifenpflanze) zerreiben, ein Gewächs, das seiner ätzenden Eigenschaften wegen in Mexico allgemein zum Reinigen der Wäsche verwendet wird.

Das Wasser der großen Bäder wird in offenen Acequias (Wassergräben) nach den sogenannten kleinen Bädern, den Baños Chicos, in die Stadt geleitet, und ihrem Laufe entlang reitend, gelangten wir bald zu ihnen.

Wie Häuser, Kirchen, Ställe rc. in dieser blumen- und gartenreichen Stadt, so ist auch das Bade-Etablissement in einem großen, prächtigen Garten gelegen. Arcaden führen rings um diesen und in jeder Arcade befindet sich ein Badecabinet von ganz vortrefflicher Einrichtung, die an Bequemlichkeit mit vielen europäischen Bädern wetteifern könnte. Die Temperatur des Wassers ist hier in Folge der langen Leitung beträchtlich niedriger — etwa 96° F. Für jedes Bad hat man 25 Centavos (etwa eine deutsche Mark) zu entrichten, im Verhältniß zu dem gebotenen Genuß gewiß kein bedeutender Betrag. Nur könnte man das Bad noch billiger und besser haben, wenn man es den Männlein und Weiblein mexicanischer Nation gleichthäte, die sich jeden Morgen und Abend einfach unter freiem Himmel auf freiem Felde in den offenen Acequias baden. Als wir nämlich den letzteren entlang von den Baños grandes nach der Stadt zurückritten, sahen wir diese Nymphen in olympischem Costüm dutzendweise an den Ufern und im Wasser mit einer Ungenirtheit ihren Schabernack treiben, die wirklich rührend war. Hielten sie sich etwa für unsichtbar oder hatten wir etwa Tarnkappen auf unseren Köpfen? Neben und zwischen ihnen badeten eine Anzahl Adame, die sich anscheinend um die Reize dieser Najaden ebensowenig zu kümmern schienen wie die Letzteren um die Repräsentanten des stärkeren Geschlechts. Man kann ihnen praktischen Sinn nicht absprechen. In den Baños Chicos hätten sie zahlen müssen, um sich in Wasser zu baden, das bereits von ihren Brüdern und Schwestern draußen in der Acequia den Schmutz vom Leibe gespült hatte. Warum also nicht das Gleiche thun?

Wie man sieht, sind die Badeeinrichtungen vorderhand noch recht primitiv. Aber die Amerikaner sind nun im Lande. Mit der Eisenbahn werden

bald ein paar speculative Köpfe aus New-York oder Boston eine Actiengesellschaft zur größeren Verwerthung dieser Bäder bilden; sie werden über den Baños grandes großartige Etablissements, im Urwalde daneben glänzende Hotels erbauen, den Urwald selbst zu einem Park umwandeln und dann die gebräuchliche Reclametrommel schlagen. Elegante Misses aus dem Yankeelande und Señoritas aus den mexicanischen Großstädten werden an die Stelle der kaffeebraunen indianischen Najaden treten, und Aguas Calientes wird zu dem geworden sein, was es zu werden verdient: zum Baden-Baden von Mexico.

Digitized by Google

X.

In der Silberregion von Guanajuato.

Während ich von Aguas Calientes aus meine Eisenbahnfahrt durch den reichen dichtbevölkerten Staat Guanajuato fortsetzte, erschien es mir bei der verhältnißmäßig flachen, dem Eisenbahnbau anscheinend günstigen Bodengestaltung seltsam, daß die Bahngesellschaft den eisernen Pfad nicht auch über die Hauptstadt des Staates, sondern an dieser vorbei, direct nach Mexico geleitet hatte. Guanajuato ist doch eine der größten und bedeutendsten Städte des Aztekenreiches, die sich mit Zacatecas um die Ehre bewirbt, das reichste Silberemporium des Erdballs zu sein. Waren wirklich Terrainschwierigkeiten zu überwinden? Die Ingenieure hatten es doch verstanden, die Sierras bei Zacatecas in Schienenfesseln zu legen. Warum also nicht auch Guanajuato?

Aber die Sache wurde mir erklärlich, als ich in Silao den südwärts fliegenden Eisenbahnzug verließ und auf einer kleinen, nur 16 Kilometer langen Zweigbahn gegen Guanajuato fuhr. Aus der Ferne schon erkannte ich an den gewaltigen kühnen Gebirgen, denen wir entgegeneilten, daß hier allerdings die Ingenieure — sit venia verbo — wie die Esel vorm Berge gestanden haben mußten, ein wahres Gebirgslabyrinth, eine Einöde, zerrissen von Barrancas und felsigen Thälern, zu denen selbst mittelst der Zweigbahn emporzukommen die Ingenieure wahre technische Wunder geleistet hatten, ein Triumph amerikanischen Genies über die eselgleiche Störrigkeit der mexicanischen Natur. Wir fuhren durch Einschnitte in die Felsen, über massige Dämme in fortwährenden

Windungen gegen Osten, immer höher steigend, bis sich die weitere Aussicht durch die auf allen Seiten in den Weg stellenden kahlen Berge entzog. Plötzlich erschien gerade vor uns und über uns das Bild einer — ich hätte bald gesagt maurischen — Stadt, eine Masse hübscher, kleiner Häuser mit flachen Dächern und wenigen Fenstern, die sich in dem engen Thale zusammendrängten, als wären sie dereinst oben auf dem Berge gestanden und durch irgend ein Erdbeben abgerüttelt worden und im bunten Durcheinander in die Schlucht hinabgekollert.

Das ist Marfil, eine Vorstadt von Guanajuato. Aber ehe ich Zeit hatte, mich gehörig umzusehen, war die Station erreicht, wo die Passagiere den Eisenbahnzug verlassen mußten, um die Waggons einer Tramvia (Maulthierbahn) zu besteigen, in welchen es sofort im Halloh weiter aufwärts ging. Kaum ist zwischen den steilen Felswänden der Cañada (Schlucht) Platz für die Schienenstraße, die sich zur Seite einer tiefen, von Gebirgswässern fürchterlich zerrissenen Schlucht steil emporwindet. Augenblicklich befand sich indessen am Grunde auch nicht ein Tröpfchen Wasser. Von der Straße aus ziehen sich zu beiden Seiten die steilen Berghänge hinan, unzählige Adobehäuser, eines über dem anderen, wo immer ein Einschnitt oder ein Absatz in den Wänden Platz für ein Gebäude darbot.

Die zahlreichen Maulthierkarawanen und Cavalcaden von Reitern im mexicanischen Nationalcostüm, dazu die Fußgänger, sagten uns, daß wir uns in der Nähe einer großen Stadt befanden, von der jedoch noch keine Spur zu sehen war. Wir mochten so einige Kilometer weit in der Schlucht aufwärts gefahren sein; je weiter wir kamen, desto stattlicher, größer, massiver wurden die Gebäude, wahre maurische Festungen, wie man sie wohl in Cordoba und Granada heute noch sieht. Jeden Augenblick wechselte das höchst seltsame Bild. Hier erhebt sich eine Kirche mit purpurrother Kuppel und grell übermalten Thürmen, weiter steinerne Gebäude mit vorstehenden crenelirten Machiculis; dann wieder bescheidene, graubraune Adobehütten, dazwischen weht das dunkle Grün einer Cypresse oder der schlanke Stamm einer Palme; noch höher die Bergwände hinauf Cactusse in großer Ueppigkeit und mit gewaltigen Stämmen, dann wieder alles nackter grauer Felsen. Wohin wir eigentlich fahren? Berge und wieder Berge stellen sich uns in den Weg, ohne irgend einen sichtbaren Ausweg. Und doch windet sich die kühne Bahn um diese Berge herum, und ehe wir uns recht umsehen, halten wir auf einem großen, mit Gartenanlagen geschmückten Platz, dem Jardin de la union, im Herzen der Stadt Guanajuato.

Gerade uns gegenüber zeigt sich die stattliche Fronte eines Hotels, „Hotel Suizo", wie die Inschrift besagt, seit meinem Besuche der Stadt jedoch in „Hotel Union" umgetauft. Bald war ich in einem hübschen Zimmer mit einem wirklichen guten Bett einquartiert, eine Wohlthat nach den schauerlichen Posadas, welche seit Wochen und Monden meine Absteigequartiere gebildet hatten! Aber so einladend auch die Delicatessen des Comidors winken mochten, es hielt mich nicht innerhalb der vier Mauern und ich eilte hinaus, um die originellste, die merkwürdigste Stadt Mexicos zu durchstreifen. Sie fand in dem engen, tiefen, an allen Seiten von gewaltigen Bergen umschlossenen Thale so wenig Platz, daß sie sich die Bergwände hinaufziehen und auf die Anlage von Straßen und Gassen nach unseren Begriffen verzichten mußte. Nur vier oder fünf Straßen sind für Wägen passirbar, der Rest ist ein Gewirr so enger, dunkler Gäßchen, daß die Passanten einander eben nur ausweichen können. Das ungemein lebhafte Leben in diesen Gäßchen und die verschiedenen Wohlgerüche — Guanajuato hat keine Cloaken — erhöhen noch die überall hervortretende Aehnlichkeit mit den Städten des Orients — oder vielmehr mit jenen Nordafrikas. Es bedarf in der That gar keiner besonderen Einbildungskraft, um sich nach Tanger oder Mogador zu versetzen — hier wie dort der gleiche Schmutz in den Straßen, dasselbe elende Pflaster, dieselbe große Anzahl von Eseln, die sich schwer beladen durch die Gäßchen drängen, daß man Acht haben muß, von ihnen nicht an die Wand gedrückt zu werden; dieselbe Anzahl feiger, keifender, großer Köter, die besonders mich Fremden mit Wuth anbellten, um bei der geringsten Bewegung mit meinem Stock den Schwanz zwischen die Beine zu ziehen und heulend davon zu laufen. Und das soll Mexico sein? Es ist viel eher ein Stück Südspanien oder Marokko, mit seiner ganzen Umgebung und seiner Natur nach der neuen Welt verpflanzt.

Vom Gipfel des Cerro de S. Miguel entrollt sich das Panorama der ganzen Stadt mit dem unentwirrbaren Labyrinth von Gäßchen unten im Thale, mit ihren weißen Häusern und flachen Dächern, die mitunter derart übereinander liegen, daß man vom Dache des einen direct in die Hausthüre des anderen treten kann; am oberen Ende der Ravine breiten sich auf Felsterrassen die besseren Stadttheile aus, mit großen, stattlichen Häusern und hübschen Gärtchen dazwischen, deren Baumkronen über die weißen oder buntbemalten Mauern in malerischem Contrast emporragen. Die zu diesem, presa de la Olla (Damm der Fleischtöpfe) genannten Stadttheil emporführende Ravine erweitert sich hier und enthält eine Anzahl stufenartiger Wasserbassins, die durch den von den Bergen herabkommenden Strom gespeist werden. Nicht weit von



Guanajuato.

Digitized by Google

diesen Reservoirs, deren Bersten hier vielleicht eine ähnliche Katastrophe hervorrufen könnte wie in Johnstown, erhebt sich ein eigenthümlicher, von einer senkrechten Felsmasse gekrönter Berg, la Bufa genannt, welcher den eigenthümlichen buntfarbigen Sandstein liefert, den ich an den prachtvollen Residenzen der Presa so sehr bewundert hatte. Die Steinbrüche erinnerten mich an jene der Pariser Buttes chaumont oder des Trocadero. Auch hier entstanden durch das Ausbrechen der Quadern große, dunkle Höhlen, deren Decke von stehengelassenen massiven Naturpfeilern getragen wird.

Und über dieses höchst malerische, seltsame Bild erhebt sich ein gewaltiger Felsen, der von einer die ganze Stadt dominirenden Burg gekrönt wird, ein imponirender Bau, in seiner Anlage ganz wie der Alcazar Karl V., der über das Häusermeer von Toledo emporragt, das Castillo de Granaditas. Ein passabler Weg führt zu dieser maurischen Zwingburg hinan. Sie wird ringsum von einer hohen Mauer umgeben, an der sich steinerne Sitzbänke entlang ziehen. Es war Abends, als ich oben ankam. Eine ganze Anzahl hübscher, junger Indianermädchen lungerte auf diesen kühlen Sitzen, die beliebten Cigarros*) schmauchend. Die dräuende, starke Mauer über ihren Häuptern zeigte zahllose Löcher, wie mir eine der hübschen Muchachas stolz mittheilte, hervorgerufen von den Kugeln der Indianer, als sie diese spanische Zwingburg stürmten. Gewiß, ich befand mich ja hier auf historischem Boden, denn im Befreiungskriege 1810 war dieses Castillo der letzte feste Punkt, wohin sich die Spanier, aus dem ganzen Staate Guanajuato vertrieben, zurückgezogen und verschanzt hatten. Aber die Indianer, geführt von dem patriotischen Priester Hidalgo, stürmten die Feste am 29. September 1810 unter dem fürchterlichsten Feuer der Spanier. Ein Kind ließ die Angreifer in die Burg, indem es einen Feuerbrand an das hölzerne Eingangsthor legte, das bald von den Flammen verzehrt war. Die wüthenden Indianer richteten unter der spanischen Besatzung ein schreckliches Blutbad an, aber das Kriegsglück wendete sich bald wieder, Hidalgo wurde gefangen und in Chihuahua am 30. Juli 1811 hingerichtet. Wie ich dort sein Gefängniß gesehen hatte, so wurde mir auch hier die Stelle gezeigt, wo der Kopf des Priesters auf einem eisernen Haken aufgepflanzt wurde, zur Warnung für die Revolutionäre. Der Kopf blieb über zehn Jahre hier stecken, aber als die Spanier endlich ganz aus dem Lande vertrieben wurden, errichteten die Mexicaner dem berühmten Patrioten hier ein Standbild aus Bronze. Als Kaiser Maximilian gelegentlich seines Besuches von Guanajuato 1864 die durch-

*) Cigarros gleichbedeutend mit Cigaretten. Die Cigarren heißen in Mexico Puros.

Digitized by Google

löcherte Umfassungsmauer sah, gab er den Befehl, daß dieselbe zur Erinnerung an den glorreichen Befreiungskampf für ewige Zeiten in demselben Zustande erhalten werden möge und, wie man sieht, wurde sein Befehl bisher auch befolgt. Heute dient das Schloß als Staatsgefängniß und beherbergt in seinen dunklen, engen Räumen hinter schweren Gittern und gewaltigen Schlössern etwa 500 Gefangene, zu Freiheitsstrafen von fünf Jahren und darüber verurtheilt. Ueber jeder Thüre sind Moralsprüche angeschrieben, worunter mir einer besonders auffiel: No procures venir a este lugar — procures las delicias del Hogar! Welch grausame Ironie! Gewiß wären ja die Leutchen alle nur überglücklich, las delicios ihres eigenen Herdes wiederzusehen, wenn sie nur fortkönnten!

Ebenso interessant wie das auf der Erde befindliche Guanajuato, ist auch jenes unter der Erde. Das letztere hat das erstere geschaffen. Ohne die kolossalen Silberschätze, die hier in den Eingeweiden der Erde ruhen, wären diese trostlosen kahlen Gebirge wohl ebenso unbekannt, ebenso verlassen wie die Kämme der großen Sierra Madre. 1548 wurde hier von Maulthiertreibern zufällig Silber entdeckt, und bald waren überall in der ganzen Gegend Silberminen entstanden, deren Ertrag alles bis dahin Dagewesene weitaus überstieg. Der Name der Stadt rührt von einem großen, in der Form einem riesigen Frosch ähnlichen Stein her, den die Tarrasco-Indianer hier fanden, und nach dem sie der entstehenden Ansiedelung den Namen Berg des Frosches — Guanajuato — gaben. Die bedeutendsten, der zahlreichen, alle Berge bedeckenden Minen sind jene von Rayos, Mellado, El Cubo, San Cayetano, Valenciana und die United Mexican; die drei letztgenannten befinden sich in englischen und deutschen Händen. Der älteste Minendistrict des Staates ist jener von La Luz, der noch vor 40 Jahren einen monatlichen Ertrag von dreiviertel Millionen Pesos aufwies, heute aber theilweise erschöpft zu sein scheint. Wie in Zacatecas, so laufen auch hier die silberhaltigen Adern in westöstlicher Richtung. Die Mehrzahl der Minen liegt an der Nordseite des Thales von Guanajuato in Graustein; an der Südseite befinden sich nur wenige Minen, darunter El Cubo in Porphyrfelsen. Seit der ersten Ausbeute der Minen in Guanajuato bis heute haben dieselben nicht weniger als 4000 Millionen Mark Silber ergeben! Von 1847 bis 1860 war der Ertrag der Mine La Luz 240 Millionen Mark (deutscher Währung), und die Valenciana-Mine brachte ihren Eigenthümern zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine jährliche Nettoeinnahme von circa 10 Millionen deutsche Reichsmark. Wenn auch manche Minendistricte in der Stadt wie im Staate erschöpft sind, so werden doch immer wieder neue Gruben

eröffnet und die Ausbeute dank der Energie und Kenntnisse der englischen wie amerikanischen Gesellschaften auf der gleichen Höhe erhalten. Der Staat hat innerhalb seiner Grenzen 45 Districte mit circa 300 Gruben, von welchen die Hälfte Gold und Silber, etwa 100 Silber allein und der Rest Quecksilber, Blei und Kupfer enthalten. Daß die Silberproduction Mexicos in stetiger Zunahme begriffen ist, ergibt die Statistik seit 1850. Damals belief sich der Gesammtsilberertrag der mexicanischen Minen auf 45.600 Kilogramm Silber pro Jahr, in den Siebzigerjahren bereits 120.000 Kilogramm, in den Achtzigerjahren auf 160.000 Kilogramm. Aber dennoch ist Mexico nicht mehr an der Spitze der silberproducirenden Länder, denn während die Vereinigten Staaten in den Fünfzigerjahren nur jährlich 725 Kilogramm Silber lieferten, stieg dieser Ertrag seither fast im quadratischen Verhältniß, so daß er heute eine Viertelmillion Kilogramm jährlich beträgt!

Der Besuch der Gruben wird den Fremden gewöhnlich in zuvorkommendster Weise gestattet, vorausgesetzt, daß diese dem starken Geschlecht angehören. Dem Besuch von Damen setzen die indianischen Minenarbeiter abergläubischen Widerstand entgegen. Sie behaupten, das sonst doch stets glückbringende schöne Geschlecht bringe den Silberminen Unglück. Aber die Damen mögen sich trösten! Ich kann ihnen verrathen, daß sie in den Eingeweiden der Erde nichts besonders Sehenswerthes finden würden, es seien denn die splitternackten, schweißtriefenden Arbeiter — immerhin Geschmacksache. Uebrigens sind die Silberminen von Guanajuato gut ventilirt und es kommen höchst selten Unglücksfälle durch Einstürze 2c. vor. Grubengas und schlagende Wetter sind hier gar nicht vorhanden.

Das zu Tage geförderte Erz wird bei den Minen selbst je nach dem Silbergehalt gesondert und dann an die Reductionswerke verkauft. Keine einzige Grube besitzt ihre eigenen Schmelzwerke (sogenannte Haciendas de beneficio). Die verschiedenen Erzmengen werden zunächst auf ihren Werth geprüft und dann an die Besitzer der Schmelzwerke (Haciendados) öffentlich versteigert. Eigenthümlich ist es, daß das Angebot dieser Letzteren nicht laut ausgerufen, sondern dem Versteigerer ins Ohr geflüstert wird, der dann das höchste Angebot beim Zuschlagen der Waare öffentlich bekannt gibt. Der Haciendado läßt nun das Erz in seine Hacienda überführen, wo es zuerst durch Stampfen und Walzen zu Pulver verkleinert wird. Dieses Pulver wird durch Zusätze von Wasser, Salz und Kupfervitriol in einen Brei verwandelt und dann mit Quecksilber versetzt. In flachen Haufen bleibt dieser Brei nun in den großen ebenen Höfen (sogenannten Patios) mehrere Wochen lang Luft und

Sonne ausgesetzt. Glaubt man, daß sich das Silber mit dem Quecksilber hinreichend amalgamirt habe, so werden die erdigen Bestandtheile sorgfältig abgeschlämmt. Das zurückbleibende Silberamalgam wird durch Pressen durch Ledersäcke und nachheriges Verdampfen über Feuer vom Quecksilber befreit. Es bildet dann eine aschgraue, bröckelige, glanzlose Masse. Diese wird nun in Barren gepreßt oder gegossen und kommt in solcher Form in die Münze des Staates, wo sie zunächst mit etwas Kupfer (0·084 Procent) versetzt wird. Hierauf wird die Composition bis zum Rothglühen erhitzt, in lange Bänder gezogen und so unter die Stempel gebracht, welche die runden Pesos herausschlagen und ihnen die Prägung geben. Hierauf werden noch die Ränder hergestellt, die Oberflächen blank polirt und der Peso fuerte ist fertig. Die mexicanischen Pesos sind ihres großen Silbergehalts wegen sehr geschätzt und bilden einen großen Ausfuhrartikel nach Ost-Asien, besonders China, wo sie die beliebteste und gangbarste Münze bilden.

Wenn man bedenkt, daß in Guanajuato im Laufe der letzten drei Jahrhunderte der Erde nicht weniger als 4000 Millionen Mark d. W. Silber entnommen wurden und die Kosten der Gewinnung nur etwa 20 bis 25 Procent betrugen, so wäre man geneigt zu glauben, die etwa 70.000 Einwohner zählende Stadt besäße nur Millionäre. Aber im Verhältniß zu den hier gewonnenen Reichthümern ist die Stadt bettelarm zu nennen. Wohin doch diese kolossalen Capitalien gewandert sein mögen? Sie sind wie fortgeblasen, in allen Winden, nur nicht in Guanajuato. An den aus der Erde gewonnenen gleißenden Schätzen scheint ein Fluch zu kleben, denn sie bereichern alle Welt, nur nicht Jene, die sie zu Tage fördern! „Wie gewonnen, so zerronnen" ist ein Sprichwort, das sich nirgends mehr bewahrheitet als hier. Die armen Peones von einst und die noch ärmeren freien Arbeiter von heute vertrinken ihren Erwerb in Pulque, Mescal und Aguardiente, die Reichen verspielen ihn am Hazardtisch. Diese Spielwuth ist eine der schlimmsten Leidenschaften der Mexicaner, und so lange sie währt, wird es hier keinen Familienreichthum geben können. Erst die Invasion der Ausländer wird hierin einen kleinen Umschwung hervorbringen.

Ich mußte Guanajuato auf demselben Wege verlassen, auf dem ich gekommen, denn das Felsennest liegt sozusagen in einem Sacke. Ueber die Berge am oberen Ende der Stadt gibt es weder eine Straße noch einen Saumpfad, und auf der Tramvia nach Malfil zurückkehrend, konnte ich mir nun erklären, warum die Eisenbahn von Norden nach Mexico nicht über Guanajuato führt.

Digitized by Google

XI.

Queretaro heute und vor 20 Jahren.

Es waren gewiß nicht die schöne Lage der alten Stadt, nicht ihre großen herrlichen Kirchen mit Kuppeln und Campanilen, nicht die lauschigen, mit prachtvollen Blumenbeeten und Palmengruppen gezierten Plätze, welche mich eine Woche lang in Queretaro fesselten. Die Tragödie, welche Queretaro zu seiner gegenwärtigen traurigen Berühmtheit verholfen, war der Zweck meines Aufenthalts, und lange schon bevor mein Eisenbahnzug hier einfuhr, suchte mein Auge am Horizont nach dem kahlen, wüsten Hügel, welcher vor 20 Jahren der Schauplatz einer der traurigsten politischen Katastrophen des Jahrhunderts war.

Queretaro ist eine der ältesten Städte Mexicos, und zur Zeit der spanischen Eroberung befand sich hier bereits ein bedeutender Ort der Ottomi-Indianer, deren Häuptling Fernando de Tapia 1531 einer der eifrigsten Proselyten der katholischen Kirche wurde und selbst Vieles zur Bekehrung seines Stammes beitrug. Die niedrige Festungsmauer, welche die Stadt umgibt, und die Spuren anderer Befestigungen auf den Anhöhen in und um dieselbe stammen jedoch aus neuerer Zeit. Aus der Umgebung betrachtet, präsentirt sich die Stadt mit ihren zahlreichen Domen und Thürmen viel schöner und großartiger, als sie in Wirklichkeit ist, denn ihre Straßen sind großentheils eng und unregelmäßig, schlecht gepflastert und mit wenigen Ausnahmen mit recht ärmlichen Häusern besetzt. Man sieht wenig Industrie, wenig Verkehr. Die Straßen sind todt, und nur auf den hübschen schattigen Plazas sieht man tagsüber einiges Leben. In

Digitized by Google

neuerer Zeit hat die Eisenbahn der Stadt wieder ein wenig Aufschwung gegeben. Neben zwei großen Baumwollspinnereien (darunter die größte des Landes) besitzt sie einige Gärbereien und Ateliers zur Fabrication von Lederwaaren. In der nahen Umgebung befinden sich überdies einige Silber- und Opalminen, von denen die ersteren seit wenigen Jahren reicheres Erträgniß als bisher liefern. Queretaro hat wie Chihuahua und Mexico auch seinen großen, auf hohen gemauerten Bogen ruhenden Aquäduct, der die Stadt und ihre zahlreichen, auf allen Plätzen sprudelnden Fontainen reichlich mit Wasser versieht. Es hat seine Alameda mit prachtvollen hohen Eichen und ein paar größere Paläste, von denen der bedeutendste wohl der neue, zur Zeit meines Besuches erst im Bau begriffene Regierungspalast sein dürfte. Die äußeren Mauern einer alten aufgehobenen Kirche treten halbkreisförmig aus der Façade hervor, und ihre Architektur wird jener der letzteren entsprechend umgearbeitet. Auf der Plaza de la independencia befindet sich noch das große Municipalgebäude und das Carcel (Gefängniß), bewacht von Soldaten in weißer Leinwanduniform, mit weißen Käppis, Sandalen an den strumpflosen Füßen und das Remingtongewehr in der Rechten. Es sind ihrer im Ganzen etwa 300 Mann in Queretaro unter der Anführung eines Majors. Dazu kommen noch etwa 60 bis 80 Polizisten zur Versehung des Sicherheitsdienstes, obschon die Einwohner selbst dafür zu sorgen scheinen. Wenigstens tragen sie auch auf ihren Spaziergängen durch die Stadt den Revolver im Gürtel und den Säbel an der Seite. Die wenigen Diligencen und Miethwagen, die durch die Straßen klappern, ja sogar die großen plumpen Privatkutschen werden noch von bewaffneten Vorreitern in mexicanischem Nationalcostüm begleitet, auch ein Ueberbleibsel aus der alten Brigantenzeit, obschon sie heute gewiß überflüssig wären. Für Reisende ist hier ein ganz anständiges reinliches Hotel mit guten Bädern vorhanden, das Hôtel del ferrocarril, wo ich für zwei Pesos pro Tag vortrefflich logirte und zweimal des Tages ein Menu vorgesetzt erhielt, wie ich es bisher in wenigen Städten Mexicos so gut getroffen. Dazu braut man in Mexico ein vortreffliches Bier, seit neuerer Zeit ein Lieblingsgetränk der Mexicaner, obschon es Pulque noch immer nicht zu verdrängen im Stande war. Meine Tischgenossen waren zwei gleichzeitig mit mir eingetroffene französische Ordenspriester, die Mexico durchreisten, um einige in Frankreich gebraute Heilmittelchen, darunter vortreffliches Arnika, auf den Markt zu bringen. In ihrer Begleitung besuchte ich die verfallenden, mitunter ganz geschlossenen Kirchen und Klöster, soweit sie noch nicht für Privatzwecke umgebaut oder in Kasernen verwandelt waren. Dank der Milde des gegenwärtigen Gouverneurs werden die drakonischen Ge-

Digitized by Google

setze gegen die Priesterschaft nicht mehr so strenge gehandhabt. Wohl dürfen sie auch hier nicht im Priestergewand auf der Straße erscheinen und noch immer dürfen in keinem Kloster mehr als drei Mönche verweilen; aber man gestattet doch das Läuten der Kirchenglocken und stört nicht die kirchlichen Functionen, wie es früher so häufig geschah. Die Staatsmänner von Queretaro haben eben einsehen gelernt, daß es bei einem so gläubigen Volke, wie es besonders die unteren Schichten der Mexicaner sind, ohne die Kirche nicht recht gehen will.


Mexicanerin der unteren Stande.

Die Bevölkerung Queretaros ist im Allgemeinen vielleicht noch ärmer als jene von Leon oder Aguas Calientes. Auf den hübschen, gedeckten Märkten der Stadt sieht man viele Feldfrüchte und Gemüse, aber wenig Fleisch, das für die Massen der Bevölkerung unerschwinglich ist. Die kleinen, bunt angestrichenen Häuser in den ärmlichen Vorstädten sind reinlich, aber enthalten kaum die allernothwendigsten Einrichtungsstücke. Der Miethzins solcher Wohnhäuser mit zwei Zimmerchen und einer Küche beträgt 1 bis 3 Pesos pro Monat. Auch der bessere Theil der Bevölkerung hat entweder nicht die Lust oder nicht die Mittel, aus der Einsamkeit des eigenen Hauses hervorzutreten. Es gibt wenig Musik, wenig Vergnügungen. Selten kommt irgend eine Gesellschaft, um in dem hübschen Teatro Iturbide aufzutreten, und wenn sie kommen, erzielen sie gewöhnlich elende Einnahmen. Eben während meiner Anwesenheit wurde ein spanisches Schauspiel angekündigt, zu dem man sich den Sitz während des Tages vorher reserviren mußte. Dabei lernte ich eine ganz praktische, auch in Europa empfehlenswerthe Einrichtung kennen. In der Theatercasse befand sich ein hölzerner Plan des Theaters. Auf jedem Sitze stak in einer kleinen runden Oeffnung ein zusammengerolltes Billet, dessen Nummer der Nummer

des Sitzes entsprach. Man wählte sich sein Billet, zahlte einen Real dafür, und löste sich am Abend das eigentliche Eintrittsbillet für zwei Reals. Das Theater selbst ist außen wie innen ein schöner Bau, gekrönt von einer bemalten Statue Iturbide's in voller Uniform, mit dem Großkreuz irgend eines mexicanischen Ordens. Im Ganzen mochten der Vorstellung etwa hundert Personen beiwohnen, deren Kleidung durchaus nicht so festlich war, wie man es in den Theatern der Hauptstadt zu sehen gewohnt ist. Im Orchester saßen etwa zwei Dutzend Musiker, welche zuerst einige Ouverturen in recht mangelhafter Weise zur Aufführung brachten. Noch schlechter war die Vorstellung des spanischen Dramas selbst. Man sah es den von elenden Petroleumlampen beschienenen Gesichtern und mehr noch den Toiletten der Schauspieler an, daß Mexico kein Paradies für sie war. Zwischen den einzelnen Acten trat eine Sängerin im andalusischen Costüm auf, deren Liedervorträge den Glanzpunkt der Vorstellung bildeten.



Volkstypen: Arbeiter.

Allgemein bezeichnete man mir die große Baumwollwaarenfabrik der Brüder Rubio als die Hauptsehenswürdigkeit Queretaros, und so wanderte ich denn eines Nachmittags dahin. Der Weg führte zwischen reifen goldenen Gerstenfeldern (Mitte April!) unter schönen schattigen Eschen auf staubiger Straße hinaus gegen die Anhöhen im Westen. In dem wasserreichen Flusse zur Linken des Weges badeten Männlein und Weiblein recht ungenirt zusammen in der Ueberzeugung, daß man zu einem guten, rechten Bade keinerlei Bekleidung, auch nicht des schmalsten Gürtels bedürfe. Vor den ärmlichen Adobehäusern zu beiden Seiten des Weges kauerten Frauen und Kinder, die Zeit in angenehmer Weise mit Insectenjagd verbringend. Ein Bild blieb mir dabei in Erinnerung. Auf der obersten Thürstufe saß ein altes Mütterchen, ein Mädchen von etwa 14 Jahren zwischen den Knien haltend, vor welchem auch

wieder eine Frau kauerte, die sich eifrig in den (blonden) Haaren eines Kindes zu schaffen machte. Dieselbe Verrichtung besorgte das Mädchen in den Haaren der Frau, und das alte Mütterchen in den Haaren des Mädchens mit so reichem Ernteergebniß, daß sich die kleinen munteren Thierchen der Pediculus capitis-Art den Tag in ihrem Kalender wahrscheinlich schwarz angestrichen haben dürften.

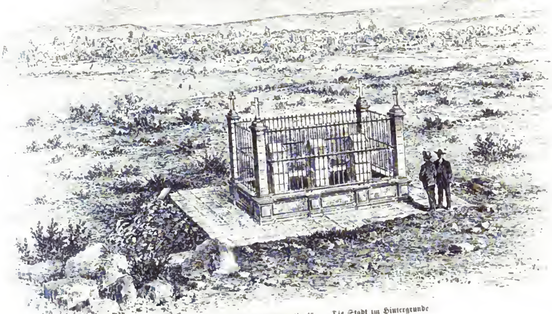
Mexico hat so wenige größere Fabriken und industrielle Etablissements in seinen Städten, daß sie mit mehr Ehrfurcht und Achtung betrachtet werden wie Kirchen. Die Fabriksgebäude der Brüder Rubio stehen inmitten eines großen, mit einem prachtvollen Eisengitter umsäumten Gartens, zwischen dessen Blumenbeeten und Zierbaumgruppen sich eine hübsche Statue des Hercules erhebt. Daher der Name der Fabrik. Soldaten und Bedienstete standen am Eingangsthore Wache. Uebrigens verdecken die Gartenanlagen nur die feste, krenelirte Ringmauer, welche die Fabriksgebäude festungsartig umschließen, in diesem Lande der Pronunciamentos und des Brigantenwesens eine Nothwendigkeit.

Digitized by Google

XII.

Neue Mittheilungen über die letzten Tage des Kaisers Maximilian.

Die größte Sehenswürdigkeit Queretaros und das Hauptziel aller Besucher Queretaros ist der niedrige wüste Hügel im Osten der Stadt, der Cerro de las Campanas, zu welchem der Weg durch die einsamen, halb ausgestorbenen Vorstädte, dann durch öde Felder führt, um sich schließlich zwischen dem Cactus- und Mezquitegestrüpp ganz zu verlieren. Ein paar Steinwürfe weiter, und ich stand vor einem kleinen künstlichen Plateau von etwa zehn Schritt im Geviert, aus dem nackten Felsen gebrochen. Unwillkürlich zog ich meinen Sombrero vom Kopf, unwillkürlich schweiften meine Gedanken zurück in die Zeit des letzten kurzathmigen Kaiserreichs und zu dem schwärmerischen Fürsten, der dem gekrönten Abenteurer im Tuilerienpalaste hier an dieser wüsten Stelle zum Opfer gefallen! Bis vor Kurzem erhoben sich hier drei kleine Steinhaufen, dem Andenken Maximilian's und seiner beiden Generäle Mejia und Miramon gewidmet, die ihre Anhänglichkeit an den Kaiser mit ihrem Tode bezahlt hatten. Drei kleine Steinhaufen, ähnlich jenen, wie ich sie so häufig in Tunis und den kabylischen Bergen gesehen, wo sie die Stelle von Raub- und Mordthaten bezeichnen. Pietätvoll wirft jeder Mohammedaner im Vorbeigehen ein Steinchen hinzu! Die Mordthaten waren hier wohl auch vorgekommen, aber mit der mexicanischen Pietät ist es gar übel bestellt. Kaum ein Kreuzlein hatten sie den drei Wackeren gewidmet! Maximilian war zur Rechten der beiden Generäle gefallen. Als er stolzen Schrittes in voller Uniform zu der Mordstätte hinanschritt, wollten Miramon und Mejia ihn in die Mitte



Queretaro: Das Gradmal Kaiser Maximilian's. — Die Stadt im Hintergrunde

Digitized by Google

nehmen. Aber der Kaiser nahm den Ehrenplatz nicht an. „General," sprach er zu Miramon gewendet: „Un valiente debe ser respetado hasta per los Soberanos; permitidme, pues que al morir os ceda el puesto de honor."*)

Dann strich er seinen langen, blanden Bart über die Schultern zurück und faltete die Hände über die Brust. Das Cammando „Feuer" ertönte, und von sechs Kugeln durchbohrt sank der Kaiser zu Boden.....

Heute bezeichnet ein kleines, unfertiges Steindenkmal ohne Inschrift die Mordstätte. Der Gouverneur des Staates Queretaro, selbst einer der einstigen Generale des Kaisers, hatte es im Verein mit anderen Getreuen herstellen lassen, ohne daß die Bewahner von Queretara dagegen protestirt hätten. Ein einziges schwaches Bäumlein mit zwei Dutzend Blättern steht in der Nähe dieser historischen Stelle. Ich pflückte sie, um sie Freunden in Eurapa zu bringen, und ließ oberhalb des Denkmals zwei kleine Cypressen pflanzen, die einzigen, welche ich in Queretaro auftreiben konnte. Mögen sie wohl gedeihen, mögen sie von treuen Händen besser behütet werden, als es die Krane Montezuma's und Maximilian's war!

In der Zwischenzeit ist das Denkmal ganz fertig gestellt und mit einem eisernen Gitter umgeben warden. Auch die Namen der drei Unglücklichen wurden in bronzenen Lettern auf den Grabsteinen angebracht, aber der Vandalismus der Touristen, vielleicht auch die Dieberei einiger Buben, hat sie bald darauf wieder verschwinden lassen. Auch die Adobemauer, gegen welche die Helden gestellt wurden und die einen Theil der provisarischen Stadtbefestigung unter Maximilian gebildet hatte, ist heute gänzlich verschwunden. Der Regen hat sie fartgewaschen und nur der nackte Fels ist übrig geblieben.

Der Cerra de las Campanas war eine der stärksten von den kaiserlichen Truppen besetzten Stellungen. Als die Revolutianäre, dank dem Verrathe von Lapez, in Queretaro eindrangen, zog sich der Kaiser mit den wenigen noch übrigen Truppen auf den Cerro zurück, wo sich eine Redoute mit fünf oder sechs Geschützen befand. Sofart wurde das Feuer sämmtlicher feindlicher Batterien dorthin gelenkt und es blieb dem Kaiser nichts übrig, als die weiße Fahne aufhissen zu lassen. Damit war das dritte Kaiserreich in Mexico besiegelt. Einen Monat später wurde er, am 19. Juni 1867, auf demselben Hügel, fast auf derselben Stelle füsilirt.

Van diesem Punkte sah ich auch in der Ferne die Straße gegen Mexico, auf welcher die einbalsamirte Leiche des Kaisers nach der Hauptstadt transportirt wurde, ebenso wie die Straße nach San Luis Patosi, von wo Juarez herbei-

*) General, ein Tapferer muß selbst von Souveränen geachtet werden. Erlaubt mir deshalb, daß ich Euch den Ehrenplatz abtrete.

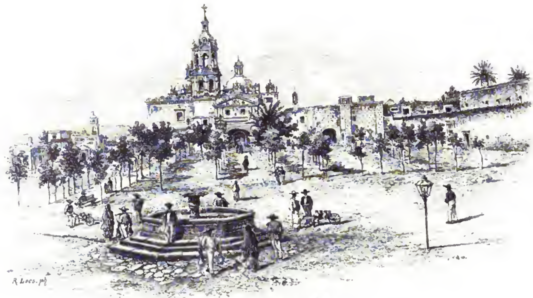
Digitized by Google

eilte, um die Identität der Leiche festzustellen. Ganz Queretaro mit seinen zahlreichen Kirchen und Domen, seinen Klöstern und Gärten liegt zu Füßen des Cerro. Jenseits sah ich die Höhen, auf welchen die Revolutionäre, 30.000 Mann stark, Stellung genommen hatten, und gegen Süden gewahrte ich den Picacho, von wo der Verräther Marquez sich aus Queretaro flüchtete, unter dem Vorwand, aus der Hauptstadt Verstärkungen herbeizuholen.

Während ich das wahrhaft großartige Panorama betrachtete, das sich von hier aus darbietet, senkte sich die Sonne allmählich zum Horizont, und die rothen Strahlen, mit welchen sie das Bild beleuchtete, erhöhten noch den Reiz der Landschaft. Alles lag so ruhig, so friedlich da, das Abendroth verlieh dem Ganzen ein so sanftes, idyllisches Ansehen, daß mir die schreckliche Tragödie, auf deren Schauplatz ich mich befand, wie ein entsetzliches Traumbild vorkam.

Am nächsten Tage galt mein erster Gang dem Regierungspalast von Queretaro, wo ich noch eine der wenigen Reliquien aus der Kaiserzeit sah: den Sarg, in welchem Maximilian's Leiche vom Cerro de las Campanas nach der Stadt gebracht wurde, und in welchem er bis zur Einbalsamirung blieb. Er befindet sich nicht etwa in einem Museum oder einer Curiositätensammlung aufgestellt, sondern in einer dunklen Rumpelkammer mit allerhand Werkzeugen und altem Material, die rohgezimmerten Bretter zeigen noch heute innen und außen tiefdunkle Blutspuren, und der Sargboden besitzt zwei runde Oeffnungen, augenscheinlich dazu bestimmt, das Blut ungehindert abfließen zu lassen. Der Sargdeckel ist mit Agriculturemblemen bemalt, reiche strotzende Garben, Schaufel, Haue und Sichel — als sollten sie andeuten, daß auch hier ein schönes, fruchtbringendes, nützliches Leben dem Sensenmann zum Opfer gefallen war!

Während ich die anderen noch vorhandenen Gegenstände, den Tisch, auf welchem das Todesurtheil unterzeichnet wurde, das Porträt des Kaisers ꝛc. betrachtete, mußte ich dem dienstfertigen Concierge, der mich in dieses Heiligthum eingelassen hatte, den Rücken kehren. Als ich mich wieder umwandte, reichte mir der Halunke schmunzelnd einen dunkelgefärbten Holzspan. Das Taschenmesser, das er in der anderen Hand hielt, und die Lücke auf dem Boden des offenstehenden Sarges verriethen mir im Augenblick den Vandalismus, den er begangen: er hatte, um mir einen Dienst zu erweisen oder vielleicht um ein größeres Trinkgeld zu bekommen, ein Stück des blutbefleckten Sargbodens herausgeschnitten! Auf das äußerste empört, eilte ich sofort zum Gouverneur und erwirkte auch das Versprechen, daß diese einzigen Andenken an den Kaiser in Zukunft nur von einem Beamten gezeigt werden dürfen. Ob es auch erfüllt wurde?


R. Loes. ph.

Queretaro: Das Santa Cruz-Kloster.

Digitized by Google

Im Convent von Santa Cruz, wo sich das Hauptquartier Maximilian's befunden hatte und wo er die ersten drei Tage nach seiner Capitulation gefangen saß, ist nun alles verändert, und man kann kaum mehr die ursprüngliche Anlage erkennen. Die Regierung hob das Kloster auf und trug sich mit der Absicht, das Gebäude in eine Kaserne umzuwandeln. Die Umänderungen haben Manches entfernt, Manches hinzugefügt, doch erkennt man noch das kleine, vollständig fensterlose Kämmerchen Maximilian's. Auch der Hof mit den ihn früher umgebenden Bogengängen ist ganz verbaut, die Fenster und Bogengänge sind vermauert. Als Maximilian noch von hier aus die Vertheidigung Queretaros leitete, bewohnte er zwei Zimmer oder vielmehr ein Zimmer und ein kleines dunkles Kämmerchen, früher wohl die Wohnung asketischer Mönche. Die Decke des Zimmers ist heute eingestürzt, die glasirten Ziegel der Wandbekleidung herausgefallen, der Eingang verschüttet, der Boden mit Staub und Mauerschutt bedeckt, in welchem sogar schon einige Pflänzlein Wurzel gefaßt haben. An den Wänden fand ich nicht einen einzigen Namen eingekritzelt, ein Beweis, daß diese historische Stätte kaum von vielen Touristen besucht werden dürfte.

Vom Santa Cruz-Kloster wurde Maximilian nach jenem de Capuchinas gebracht, die letzte Wohnstätte des Kaisers, die er nur verließ, um seinen letzten Gang anzutreten.

Auch dieses Kloster ist seither vielfach verändert und in eine Kaserne umgewandelt worden, und nur die daran stoßende Kirche ist unverändert geblieben. Auf meine Bitte gab mir der wachthabende Officier einen Soldaten mit, um mich nach dem Gefängniß des Kaisers zu führen. Wir schritten die breite Treppe zum Corridor des ersten Stockwerkes empor, an dessen Ende sich ein großer gewölbter Saal befindet. Dieser diente dem Kaiser und seinen beiden Leidensgefährten, den Generälen Miramon und Mejia als Promenade, ein öder verfallener, nur von einem vergitterten Fenster erhellter Raum. Von hier aus führten früher drei Thüren nach drei kleinen fensterlosen Hallen, die ihr Licht nur durch die Thüröffnung von dem ohnehin schon dunklen Saale aus erhielten. Heute sind sie vermauert, als ob man gestrebt hätte, die Spuren der grausamen Behandlung des Kaisers zu verwischen.

Maximilian war während der letzten Tage seines Lebens so krank und schwach, daß man unterlassen mußte, ihn vor das im Iturbide-Theater tagende Kriegsgericht zu führen. Er ließ sich dort durch seine Vertheidiger vertreten, aber vergeblich, denn am 15. Juni um 10 Uhr Abends wurde das Todesurtheil unterzeichnet. General Escobedo, der Commandant der revolutionären

Truppen, setzte die Execution auf den 16. Juni, 3 Uhr Nachmittags, fest. Indessen wurde dieselbe erst am 19. Juni vollzogen. In Queretaro erfuhr ich durch den Beichtvater des Kaisers, sowie durch den Señor Rubio die Ursachen dieser Verzögerung,*) die auch an anderer Stelle dieses Capitels erwähnt werden.

Auch die schattige Alameda von Queretaro war die Scene einer grausamen Hinrichtung, jene des tapferen, treuen Generals Mendez, der von den Revolutionären wegen der Verluste, welche er ihnen beigebracht, besonders gehaßt wurde.

Nach dem Einzug der Revolutionäre in Queretaro von Lopez verrathen, konnte er nicht mehr zum Kaiser stoßen und flüchtete sich in das Haus eines Freundes. Aber die revolutionären Briganten waren ihm auf den Fersen und fanden ihn schließlich zwischen Bauholz versteckt. Man gab ihm zwei Stunden Zeit, um seine Familie wiederzusehen und sich zum Tode vorzubereiten. Dann wurde er nach der Alameda geführt und beordert, sich mit dem Gesicht gegen eine Wand zu stellen. Er protestirte und bat, man möge ihn von vorne und nicht wie einen Verräther von rückwärts niederschießen. Der Pelotoncommandant erwiderte, daß er den erhaltenen Befehlen gehorchen müsse. — „Gut denn," meinte Mendez, „thut Euer Geschäft." Mit brennender Cigarre im Munde, wandte er sich um und kniete nieder. Auf ein Zeichen gab das Peloton Feuer. Mendez fiel von Kugeln durchbohrt, erhob sich aber wieder und sich den Soldaten zuwendend, deutete er nach seinem Kopf. Der Sergeant trat vor, legte die Mündung des Gewehrlaufes an das Ohr des Unglücklichen, und gab Feuer. So fiel einer der tapfersten und bravsten von Maximilian's Generälen. Seinem Executionsplatze gegenüber zeigte man mir ein Gebäude, in welchem sich der wackere General Arellano versteckt hielt, während dasselbe von Revolutionären gefüllt war, welche die Execution von Mendez mit ansehen wollten. Glücklicherweise entging er den mordenden Banden. Es gelang ihm, aus Queretaro zu fliehen, und durch die Mexico belagernde Armee des Generals Porfirio Diaz in die Hauptstadt einzudringen, wo er den Belagerten seinen Degen anbot. Arellano hat seine interessanten Memoiren über den Feldzug in einem französischen Werke niedergelegt.

Die wichtigsten und interessantesten Aufschlüsse über die letzten Stunden Maximilian's erhielt ich jedoch von seinem Beichtvater Padre Soria, einem ehrwürdigen, braven Priester, verehrt von der ganzen Bevölkerung, den ich schon gelegentlich meines ersten Aufenthalts in Queretaro besucht hatte. Nie-

*) Siehe das Memoire „Quinze ans après la Catastrophe de Queretaro" par M. de Hesse-Wartegg. Revue général. Bruxelles, 1882.

Digitized by Google

mand war berufener als er, authentische Mittheilungen über den Kaiser zu machen, denn während der letzten Tage, als die Personen des Gefolges gefangen waren und den Kaiser nicht mehr sehen durften, war Padre Soria täglich bei ihm. Ich lasse demnach hier den Inhalt meiner Unterredung mit Soria folgen: „Am Abende vor seinem Tode," versicherte Soria, „schrieb der Kaiser zwei Briefe: einen an den Papst, einen zweiten an seine Mutter, die Erzherzogin Sophie, und übergab mir beide Briefe nebst einem Taschentuch, das er mich bat, ebenfalls seiner Mutter zukommen zu lassen. Am nächsten Morgen begleitete ich ihn auf den Cerro de las Campanas. Der Kaiser und ich stiegen in eine elende Miethkutsche, welche die Nummer 72 führte, und deren Thüre so niedrig war, daß der Kaiser nur mit Mühe durch konnte. In einer zweiten Miethkutsche folgte Miramon mit seinem Beichtvater, in einer dritten Mejia. Wir hatten kaum den Convent de Capuchinas verlassen, als der Kaiser mit der Hand auf die Brust seines Uniformrockes wies und mir sagte: „Ich habe mir acht Sacktücher hier untergelegt, damit mein Blut die Uniform nicht beschmutze." Den Rest des Weges betete der Kaiser, ein Crucifix in den Händen, das ich ihm gab. Als wir endlich an dem steilen steinigen Hügel angekommen waren, sprach der Kaiser abermals: „Hier wollte ich die Siegesfahne aufpflanzen und nun komme ich hierher, um zu sterben! Das Leben ist doch nichts als eine Komödie" (Comedia), und weiter meinte er: „Welch schöner Tag ist es heute, um zu sterben."

Als wir oben angekommen waren, hatten wir beim Aussteigen aus der Kutsche dieselben Schwierigkeiten wie beim Einsteigen. Ja es konnte nicht einmal die Thüre geöffnet werden, so daß der Kaiser seine Mütze abnahm und zum Fenster hinausstieg. Dann umarmte er mich, Miramon und Mejia, und gab jedem der Soldaten der Escorte ein Goldstück.

Hierauf trat er einige Schritte vorwärts und sagte mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme:

„Yo perdono a todos y pido que todos me perdonan, y pido que la Sangre mia que se va à derramar se para bien de Mejico. Viva Mejico! Viva su independencia!"

Diese Worte, welche mir Soria dictirte, und die ich nach seinem Dictat auf der Stelle niederschrieb, theilte Soria auch ein Jahr später meinem Freunde Jules Leclerq, dem Präsidenten der belgischen geographischen Gesellschaft, genau so mit, und auch dieser schrieb sie nieder. Die deutsche Uebersetzung lautet: „Ich vergebe Allen und wünsche, daß Alle auch mir vergeben; und ich wünsche, daß

mein Blut, das jetzt vergossen wird, Mexico zum Glück gereichen möge. Es lebe Mexico! Es lebe die Unabhängigkeit!"

„Hierauf zeigte der Kaiser mit der Hand den Soldaten des Peletons die Stelle auf seiner Brust, nach welcher sie zielen sollten. Nun ertönte Trommelwirbel und auf allen vier Seiten der im Carré aufgestellten 4000 Mann starken Truppen wurden von Officieren die folgenden Worte ausgerufen: „El que pidiére gracia en favor de los reos sufrira la misma pena" — „Derjenige, welcher um Gnade für die Verurtheilten bittet, wird auf dieselbe Weise bestraft!"

Tausende von Zusehern umstanden die Scene, aber kein Laut wurde hörbar. Auf das Signal des Commandanten der drei Peletons ertönten plötzlich die Schüsse. Die beiden Generale fielen sofort todt nieder. Aber Maximilian war nur verwundet und erhielt sofort auf ein Zeichen des Commandanten den Gnadenschuß in das Herz." Padre Soria widersprach der vielfach verbreiteten Ansicht, Maximilian hätte noch dreimal das Wort „Hombre" (Mensch) ausgerufen, sondern behauptete, dies wäre Mejia gewesen. Der Kaiser hätte nur laut gestöhnt. Auch die Berichte, denen zufolge der Kaiser noch die Worte „Arme Charlotte!" ausgerufen und dem Padre Soria seine Taschenuhr für die Kaiserin gegeben, wie es Sir Theodor Martin in seinem Werke: „Life of the Prince Consort" behauptet, verwies Padre Soria in das Reich der Erfindungen. Im Gegentheil versicherte er, Maximilian sei in der Ueberzeugung gestorben, daß die Kaiserin ihm längst im Tode vorangegangen sei.

Padre Soria hat die vom Kaiser erhaltenen Aufträge redlich ausgeführt und wurde dafür von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich durch ein kostbares, in Amethysten und Diamanten gefaßtes Kreuz belohnt, das Soria nebst dem Crucifix Maximilian's als seine größten Schätze verwahrte. In seiner Wohnung sah ich auch den Beichtstuhl, welchen der Kaiser bei seiner letzten Beichte benutzte.

Alles Weitere über die Einbalsamirung der Leiche und ihre Ueberführung nach Oesterreich ist bekannt.

Padre Soria sollte ich nicht wiedersehen. Bei meinem zweiten Besuche Queretaros, diesmal vom Norden her, mittelst der Eisenbahn, wollte ich dem wackeren Kanonicus der Iglesia San Augustin wieder einen Besuch machen.

Als ich die Straße betrat, in welcher sich das mir noch wohlbekannte, niedrige Pfarrhaus befindet, sah ich eine tausendköpfige Menschenmenge davor versammelt. Jung und Alt, Hoch und Niedrig, der Gouverneur des Staates, die Generäle, die armen, in Lumpen gehüllten Indianer, Alle zeigten ernste,

betrübte Mienen. Vor dem Eingange standen Priester im vollen Ornate, und Chorjungen sangen gerade einen lateinischen Choral. Ueber die Köpfe der Umstehenden hinweg, sah ich in der Einfahrt einen Sarg gebettet. „Wer ist das, der da gestorben?" frug ich eine schluchzende Señora. Sie sah mich mit großen Augen verwundert an, als ob sie überrascht wäre, in Queretaro Jemanden zu finden, der nicht wisse, wer da läge: „Es el Padre Lerdo, Señor."

* * *

Vor zwei Jahren wurde von dem noch lebenden Verräther Lopez der Versuch gemacht, sich dadurch von seiner Unthat reinzuwaschen, daß er ein kurzes Handschreiben des Kaisers veröffentlichte, worin dieser ihm befahl, über eine geheime Abmachung des Kaisers mit dem Feinde ewiges Stillschweigen zu beobachten. — Der Kaiser hätte nämlich, so behauptete Lopez, Queretaro und seine Armee gegen Gewährung freien Abzuges für seine Person dem feindlichen Commandanten General Escobedo im Geheimen ausliefern wollen.

Glücklicherweise konnte durch Vergleiche zwischen dem fraglichen Handschreiben und vieler authentischer Briefe des Kaisers leicht nachgewiesen werden, daß man es nur mit einer elenden Fälschung zu thun hatte, und die allgemeine Entrüstung, welche die Bevölkerung von ganz Mexico ob dieses niederträchtigen Gebarens äußerte, gereicht ihr gewiß zur hohen Ehre.

In dem schändlichen Verrath, welcher zum Fall Queretaros führte, stand indessen Lopez nicht allein.

Ein ganzes Netz solcher Halunken, welchen der Kaiser die größten Wohlthaten erwiesen und die er mit Ehren überhäuft hatte, umgab die Person des Monarchen. In dem Rummel hochwichtiger Ereignisse, welche dem Einzuge der republikanischen Truppen in Queretaro und etwas später auch in Mexico selbst folgten, vergaß man allzuleicht der schmählichen Mittel, deren man sich im republikanischen Lager, wie in der nächsten Umgebung des Kaisers selbst, bedient hatte. Es war auch alle Ursache vorhanden, den Deckmantel der Vergessenheit darüber zu breiten. Erst Jahre nachher klärte sich die Verwirrung, und die vielen Anhänger des Kaisers, welche ihm auch nach seinem Tode ein verehrungsvolles Andenken bewahrten, thaten ihr Möglichstes, die Verräther auf den Pranger der öffentlichen Verachtung zu ziehen. Gelegentlich meines letzten Aufenthalts in Mexico erfuhr ich von sehr hochgestellten Persönlichkeiten viele Einzelheiten über die Thaten und das fernere Schicksal der Verräther des Kaiserreiches, welche deutlich zeigten, daß die besseren Elemente Mexicos, und

darunter selbst eingefleischte Republikaner, mit der Art und Weise, wie der Aufstand gegen das Kaiserthum geführt wurde, durchaus nicht einverstanden waren. Aus dem französischen Memoire, das ich seinerzeit hierüber veröffentlichte, seien deshalb hier einige, die Verräther betreffenden Stellen herausgehoben: General Escobedo, dessen zweideutige Angaben über Lopez der General Francesco d'Arce in seinem Schreiben vom 15. Mai 1887 widerlegt, hat genug triftige Gründe, sich über Lopez möglichst glimpflich auszusprechen, denn das Gewissen dürfte ihn selbst empfindlich drücken. Er war nämlich an dem Verrathe direct betheiligt, obschon der Kaiser ihm stets äußerst gnädig gewesen war und ihm sein Wohlwollen auch bis zur letzten Stunde gewahrt hatte. Señor Escoto erzählt zum Beweise dessen folgenden Zwischenfall, den er von Escobedo selbst erfahren hatte: „In der Nacht vor der Execution auf dem Cerro de las Campanas ging Escobedo zum Kaiser, um sich zu verabschieden, und erbat sich von ihm ein Porträt. Ich habe dasselbe bei Escobedo gesehen und die folgenden Worte in des Kaisers Handschrift darunter gefunden: „Al Señor General en Jefe. Queretaro 18 de 1867." Der Kaiser hatte vergessen, den Monat hineinzufügen — ein Beweis, wie aufgeregt er an jenem Abend gewesen sein mochte."

Daß Escobedo unter der mexicanischen Bevölkerung Queretaros durchaus nicht beliebt war, geht aus den Aeußerungen Padre Soria's hervor: „Die Aufregung der Bevölkerung nach dem Tode des Kaisers war ganz außergewöhnlich. Die ganze Stadt legte Trauer an, die Läden wurden geschlossen und man enthielt sich aller Unterhaltungen. Viele Tausende wohnten der Mordthat bei und General Escobedo mußte 4000 Mann nach dem Cerro beordern, um Tumulte zu verhindern. Man bewarf die Truppen mit Steinen und beschimpfte sie, als sie von der Execution zurückmarschirten." General Escobedo hatte das Leben des Kaisers in seiner Hand. Er konnte ihn retten oder unbehindert abziehen lassen, aber obschon er dem Kaiser so viel zu verdanken hatte, war er doch der Erste, der sich jedem Mitleid unzugänglich zeigte. Señor Licenciado Escoto, der bei der ganzen Katastrophe direct betheiligt war, sagt darüber: Man machte alle möglichen Versuche, um dem Kaiser das Entkommen zu ermöglichen, aber an Escobedo's Starrsinn scheiterte alles. Die Versuche, die Execution aufzuschieben, schienen dem Kaiser, meiner Ueberzeugung nach, mehr Schmerz als Hoffnung zu bereiten und die Gewährung eines dreitägigen Aufschubes (vom 16. zum 19. Juni) von Seite Juarez' hatte eine Scene zur Folge, die meinem Gedächtniß niemals entschwinden wird. Am 15. desselben Monats hatte General Escobedo meine, als Gerichtsassessor abgegebene Con-

firmation des Todesurtheiles unterzeichnet. Er hatte sich nach El Pueblito, einem kleinen, etwa 3 englische Meilen von Queretaro entfernten Dörfchen zurückgezogen, um den Hunderten von einflußreichen Mexicanern aus dem Wege zu gehen, die täglich kamen, um Gnade für den Kaiser zu erflehen. Er hatte für die Execution auf dem Cerro die dritte Nachmittagsstunde des 16. festgesetzt, und ich selbst war eben im Begriffe, alles für die Execution vorzubereiten, als ein Telegraphenbeamter mir meldete, daß eben von dem in San Luis Potosi weilenden Juarez ein an General Escobedo gerichtetes, chiffrirtes Telegramm eingelaufen sei, das als „sehr dringend" bezeichnet wäre. Ich sagte ihm, daß ich den Schlüssel besäße und die Depesche entziffern wolle. Wir eilten nun nach dem Telegraphenbureau und fanden, daß Juarez die Execution bis zum 19. aufgeschoben hatte. Was war nun zu thun? Es war nicht mehr Zeit, vor 3 Uhr, der Unglücksstunde, General Escobedo zu benachrichtigen, und General Diaz de Leon war bereits mit den Truppen auf dem Cerro aufgestellt. „Das ist eine Grausamkeit," sagte ich. „Wäre es ein wirklicher Pardon, dann könnte ich diese Depesche verstehen. Aber nur ein Aufschub! Wäre ich die verantwortliche Person, ich könnte mich in der That bewogen fühlen, die Depesche zu unterdrücken und die Execution vollziehen zu lassen." — Oberst Doria, zu welchem ich mich in dieser Weise ausgedrückt hatte, meinte, es wäre das Einfachste, Oberst Palacio, welcher die Gefangenen unter seiner Obhut hatte, zu ersuchen, dieselben nicht auf den Executionsplatz zu bringen, bis neue Befehle von Escobedo eingetroffen wären. Gleichzeitig entschlossen wir uns, eine Estafette mit der Depesche an Escobedo zu senden, der — wie er uns nachher selbst erzählte, in Pueblito mit dem Feldglase in der Hand, aus der Ferne die Vorgänge auf dem Cerro beobachtete. Natürlich ertheilte er sofort nach dem Erhalt der Depesche den Befehl, die Execution erst am 19. erfolgen zu lassen. Während dieses dreitägigen Aufschubes hätte Escobedo leicht ein Auge zudrücken können, aber im Gegentheile. Er hatte von Oberst Palacio erfahren, daß Prinz Salm-Salm und die Prinzessin, seine Gemahlin, alles für die Flucht Maximilian's vorbereiteten, und er ließ sie deshalb auf das strengste bewachen, um ihre Pläne zu vereiteln. — Ja, er remonstrirte nicht einmal mit den Soldaten der Kaiserwache, welche die Speisen für den Kaiser aus dem Hause des Señor Rubio in das Gefängniß zu tragen hatten, aber selbst aufaßen. Als Juarez nach der Execution durch Queretaro kam, erzählte ihm Rubio die schlechte Behandlung des Kaisers von Seite Escobedo's, indessen dieser wollte sich durchaus an nichts erinnern.

Juarez selbst behandelte Escobedo, als wäre derselbe mit Lopez in dem Verrathe des Kaisers direct verbunden gewesen und verachtete ihn. Mehrmals

hatte er in Gegenwart vieler Anderer sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß Queretaro von Escobedo nicht im Sturm genommen wurde, sondern auf so niederträchtige Art in seine Hände gefallen war. Wie damals, so scheint Escobedo auch heute noch mit Lopez unter einer Decke zu stecken. Señor Rubio, der gegenwärtige mexicanische Minister des Innern, erzählte mir in seinem schönen Hause in Queretaro folgenden Vorfall: Ich wurde am Morgen des Falles von Queretaro etwa um 4 Uhr von einem Diener geweckt, der mir den Besuch einiger Officiere meldete. Ich eilte in das Zimmer hinab, in welchem wir uns jetzt befinden und fand meinen Freund Oberst José Rincon Gallardo mit einem anderen Officier und einer dritten, mir unbekannten Person. „Was gibt es!" rief ich aus. „Seid Ihr Gefangene? Wie kommt Ihr denn von der Belagerungsarmee in das Herz der Stadt hinein?"

„Die Stadt ist genommen," antwortete er. „Ich sterbe vor Erschöpfung. Gebt mir etwas Kaffee und Cognac, mein Freund!"

Ich ließ natürlich das Verlangte sofort holen, aber als man drei Tassen hereinbrachte, rief Rincon aus: „Nein, mit Verräthern trinke ich nicht, wenn er trinkt, trinke ich nicht!" — Ich war höchlichst überrascht und erfuhr erst nachher, daß der Unbekannte Oberst Lopez war. „Nada, quedo silencioso," antwortete Rubio. Nichts. Er blieb ruhig.

Aber was sagte Lopez zu dieser schrecklichen Beschuldigung?

Rubio erzählte noch einen anderen Zwischenfall, der ebenso sehr für die Schuld Lopez' spricht und zeigt, daß alle höheren Officiere von dem Verrath dieses Halunken überzeugt waren. „Lopez" — sagte Rubio — „war einmal mit zwei Anderen in meiner Fabrik,*) als General Martinez eintrat und Allen die Hand schüttelte. Plötzlich kam er nochmals auf mich zu und frug mich, wer der Fremde in unserer Gesellschaft wäre? — „Oberst Lopez," erwiderte ich. — „Was?" schrie er, „Lopez?" Und wüthend auf diesen zuschreitend, schrie er ihm ins Gesicht: „Oberst Lopez! Ich gab Euch meine Hand, ohne zu wissen, wer Ihr seid. Ich will sie waschen, denn sie ist befleckt." — Schweigend stahl sich Lopez davon.

Alles das sind Beweise, daß Lopez sich vergeblich bemüht, die Schuld von sich abzuwälzen. Er hat nur in einem Punkte Recht: In einem offenen Briefe an Escobedo, den er 1887 schrieb, bittet er den einstigen Obercommandanten der aufständischen Armee, zu erklären, ob er (Lopez) oder irgend eine andere Person des Belagerungsheeres ihm damals oder später eine Summe

*) Die schon erwähnte größte Baumwollfabrik in Mexico.

Geldes gegeben? Diese Frage konnte Escobedo gewiß mit „nein" beantworten, denn wie mir Padre Soria erzählte, wären wohl 18.000 Pesos für die Uebergabe Queretaros ausbedungen worden, aber Lopez hätte sich vergeblich bemüht, das Schandgeld zu erhalten — ein ergötzlicher Umstand und eine Art Sühne für eine böse That.

Escobedo hat sich nicht veranlaßt gefühlt, den Brief Lopez' direct schriftlich zu beantworten, sondern that dies in einer Unterredung, die er 1887 mit einem Redacteur des Journals „Diario del Hogar" hatte. In derselben bestätigt Escobedo die Angaben des Lopez, der Letztere hätte bei seinem Verrath von Queretaro ausschließlich im Interesse des von Feinden umringten Kaisers und seines Heeres gehandelt. Kaum war diese Behauptung des Generals Escobedo in den mexicanischen Zeitungen erschienen, als General Arce, einer der ersten bei der Belagerung Queretaros unter Escobedo's Befehl stehenden Generale, an das mexicanische Journal „Correo de las doce" eine Berichtigung sandte, welche als historisches Document von großem Werth hier seinen Platz finden möge.

Der Brief lautet:

„Bravos, 15. Mai 1887.

Sehr geschätzter Freund!

In Nr. 3037 des illustrirten Journals ‚La Patria' lese ich ein Schreiben, worin sich der kaiserliche Ex-Oberst Miguel Lopez mit unendlicher Kühnheit erdreistet, den Patrioten General Mariano Escobedo über die bekannte Thatsache zu interpelliren, welche die Occupation des Platzes von Queretaro durch die Streitkräfte der Republik im Jahre 1867 erleichterte — eine Occupation, welche gerade heute vor 20 Jahren stattgefunden hat. Als Augenzeuge dieses wichtigen Erfolges wollen Sie mir erlauben, eine Erklärung von Interesse über diese specielle Thatsache abzugeben. Der General Escobedo wußte, daß die feindliche Streitkraft einen Ausfall machen wolle; um Kaiser Maximilian und seine Hauptanhänger zu retten, beschloß er die Besetzung des genannten Platzes am 15. Mai bei Tagesanbruch; und in Folge dessen erhielten wir Commandanten an der Circumvallationslinie Instructionen, damit der Angriff gleichzeitig, heftig und gewaltig in dem Augenblick erfolge, als unsere um das Hauptquartier postirte Artillerie uns das Zeichen zum Kampfe gegeben haben würde. Nichts konnte an einem günstigen Ausgang zweifeln lassen, weil unsere Truppen ungeduldig waren, in Action zu treten und einer so in die Länge gezogenen Belagerung müde waren, während die Truppen des Feindes erschöpft und, was noch schlimmer, durch Demoralisation niedergeschlagen waren.

Ich befehligte die zweite Division des Nordheeres und es war mir während der Belagerung die Aufgabe zugefallen, mich der Vorstadt Costilla zu bemächtigen, über die ganze östliche Mauer des Convents von La Cruz hinauszurücken und mich auf der Höhe und um den Platz des gedachten Gebäudes festzusetzen. In einer so vortheilhaften Stellung versprach ich mir, der Erste zu sein, mit den unter meinem Commando stehenden Truppen einzudringen und jenen Theil der Localität zu besetzen, als ein unerwarteter Umstand eintrat und diese Zuversicht vollkommen modificirte.

In den ersten Stunden der Nacht des 14. erhielt ich Weisungen vom General Escobedo, eine der Tranchéen zu bewachen, weil er einen feindlichen Commandanten dahin bestellt habe, der sich angetragen und seine Ankunft an diesem Punkte angekündigt hatte, um mit unserem Obercommandanten zu conferiren und ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. Er vertraute diese Mission dem Bataillonscommandanten, John Maria Rangel (gegenwärtig Brigadegeneral und politischer Chef von Unter-Californien), der sich seiner Aufgabe zur Zufriedenheit entledigte, indem er entschlossen und ohne gehört zu werden, bis zum Graben der bezeichneten Tranchée vorrückte, wo er nach langem Warten den angekündigten, feindlichen Commandanten empfing, der heimlich durch eine der Schießscharten kam und sich durch den gedachten Commandanten Rangel zu mir führen ließ. Dieser feindliche Commandant war Don Miguel Lopez, Oberst des Regiments de la Emperadriz, Gevatter und Freund Kaiser Maximilian's. Unmittelbar, nachdem ich General Escobedo gemeldet hatte, daß sich Oberst Lopez in meinem Lager befinde, erschien der General in Person und empfing den kaiserlichen Oberst mit einer gewissen Kälte. Es fand nun eine lange Conferenz statt, deren Resultat sich darin ausprägte, daß die ursprünglichen Befehle, die ich zum Angriff des Ortes erhalten hatte, abgeändert wurden. Zu diesem Ende wurde die meinen Befehlen unterstehende Division mit den Bataillonen „Supremos poderes" und „Primero de Nuevo Leon" unter dem Commando der Obersten Pedro Yepez und Miguel Palacios verstärkt und wir erhielten den Befehl zur sofortigen Besetzung des Klosters de la Cruz, wobei uns dieser Verräther zum Führer dienen würde. Der General Francisco Velez, der Ingenieur-Commandant Braulio Franco und, wenn ich mich recht erinnere, der Oberstlieutenant Agustino Lozano wurden von dem Obercommandanten beauftragt, sich nicht von Lopez zu trennen. Den gedachten Commandanten gab ich noch den Obersten José Rincon Gallardo und zwei meiner Adjutanten mit der Weisung bei, auf die ersten

Schüsse des Feindes Lopez niederzuschießen, da anzunehmen war, daß er uns einen Hinterhalt gelegt haben könne.

Für das Gefecht vorbereitet, entschlossen, jeder Eventualität mit der gehörigen Vorsicht zu begegnen, begann gegen 3 Uhr Morgens des 15. der Vormarsch unserer Truppen gegen das Kloster de la Cruz, wobei unsere Avantgarde, wie gesagt, von dem genannten Obersten Lopez geführt wurde, der sich bei den vorgeschobenen Posten des Feindes für den Commandanten vom Tage ausgab. So besetzten wir ohne Widerstand verschiedene Punkte und drangen durch eine Spalte der Klostergartenmauer des Convents bis zur Kirche und den zwei Klöstern desselben vor. Sowohl in der ersten, als in der zweiten stießen wir auf die schlafenden und von ihren Strapazen ausruhenden Soldaten des Feindes, welche diesen Punkt deckten und deren Zahl, Oesterreicher und Mexicaner zusammengenommen, tausend nicht überstieg.

Mit Wachsfackeln und den spärlichen Lichtern, die wir trugen, konnten wir uns der Waffen bemächtigen, die theils an der Mauer angelehnt und theils in Pyramiden gestellt waren, und nachdem einmal diese Operation beendigt war, begannen wir die feindlichen Soldaten aufzuwecken, welchen unsere Gegenwart große Ueberraschung verursachte, als sie uns unter dem Schatten der Nacht erkannten. An dieser Ueberraschung nahm auch Kaiser Maximilian theil, der in einer Zelle des Convents schlief. Von dem, was vorging, in Kenntniß gesetzt, suchte er während der Verwirrung mit Gewalt hinauszukommen; er wurde jedoch von einem unserer Commandanten erkannt, der ihn, statt ihn zum Gefangenen zu machen, entrinnen ließ. So konnte er bis zum Hügel de las Campanas gelangen, wo er sich eine Stunde später ergab. Sobald einmal die feindliche Garnison gefangen war, ließ ich die Thürme der Hauptkirche besetzen und die Glocken läuten — das mit dem Obercommandanten vereinbarte Signal, um ihm die Besetzung des Punktes zu melden. Sowie die Morgenröthe des 15. hereinbrach, vernahm der Obercommandant das Geläute, und die Artillerie gab unserem Heere den Moment des Angriffes kund. Sogleich brachen die republikanischen Colonnen auf, rückten in Geschwindschritt auf die Tranchéen los und besetzten sie mit mehr oder weniger Widerstand. Der Cerro de las Campanas, wo sich Kaiser Maximilian befand und gefangen wurde, war der Punkt, welcher den stärksten Widerstand leistete und der letzte, dessen Vertheidiger die weiße Fahne aussteckten. Das empörende und schändliche Benehmen des Verräthers Lopez, der uns den Punkt von La Cruz überliefert und uns so des Ruhmes beraubt hatte, ihn im Kampf zu nehmen, rief bei unseren Officieren großen Unwillen hervor und setzte sein Leben

in Gefahr; er verdankte es nur seiner Vorsicht, sich nicht einen Augenblick vom General Velez zu trennen. Zwei Tage nach der Besetzung marschirte meine Division nach Mexico, um au den Operationen des Generals Diaz gegen diese Stadt theilzunehmen, und ich wollte nichts mehr von dem Lose des Verräthers Lopez hören.

Ueber den Beweggrund, welcher den gedachten Verräther zu einer so schändlichen Handlung verleitete, machten sich zwei Meinungen geltend: die eine, daß er eine Summe erhalten habe, um La Cruz auszuliefern, welche 30.000 Pesos nicht überstieg — und die zweite, daß er den Kaiser Maximilian habe retten wollen. Zum Gefangenen gemacht und aus dem gedachten Kloster weggeführt, wurde Kaiser Maximilian den unter meinen Befehlen stehenden Truppen zur Bewachung übergeben, und in den zwei Unterredungen, welche ich mit ihm hatte, ergriff er die Gelegenheit, sich sehr bitter über das treulose Benehmen Lopez', das er kaum glauben konnte, zu beklagen, während er sehr angenehm von dem Vorgehen des Commandanten berührt war, der ihn aus dem Convent entrinnen ließ. Francisco O. Arce m. p.

P. S. Ich hatte das Gegenwärtige in der Absicht, es Ihnen zu senden, geschrieben, bevor ich in meine Krankheit verfiel, als ich im „Diario del Hogar" die Unterredung las, welche ein geschätzter Reporter dieses Blattes mit dem Herrn General Escobedo in der Hacienda von „La Laguna" hatte. Mit Bezug auf diese ist es mir peinlich, zu sagen, um der Wahrheit die Ehre zu geben, daß das, was der Reporter sagt, ungenau ist, und ich werde das in dem Theil, welcher Lopez betrifft, zeigen, wenn sich die Gelegenheit dazu ergibt. Arce m. p."

XIII.

Anahuac und die Tolteken.

Noch vier Staaten liegen südlich von Aguas Calientes vor dem Reisenden, welche er mit der neuen Bahn zu durchschneiden hat, ehe er in seinem hauptstädtischen Ziel anlangt. Aber wenn auch etwas größer als dieser letztgenannte Staat, läßt sich keiner von ihnen, weder Guanajuato noch Queretaro, noch Hidalgo, noch der Staat Mexico selbst, an Umfang mit einem der nördlichen Staaten vergleichen. Südlich von der Stadt Aguas Calientes beginnt die Bahn aufs neue anzusteigen. Die gebirgige Gegend wird durch häufigere Bäche und Bergwässer belebt als bisher, und die fruchtbaren Districte, welche hier im Winter so grün und üppig-satt aussehen, wie die schönsten Ländereien der nördlichen Unionsstaaten im Juni, sind nicht nur augenscheinlich von großem Reichthum, sondern sie rücken auch näher aneinander heran als bisher. Bei der kleinen, noch im Staat Aguas Calientes liegenden Stadt Encarnacion überschreitet die Bahn eine mächtige Eisenbrücke, welche den Abgrund überspannt, in dessen Tiefe sich der im Hochsommer kaum sichtbare, zur Regenzeit etwas flußartiger anschwellende Rio Encarnacion befindet.

In der Nähe von Zacatecas erreicht die Eisenbahn bei 9000 Fuß ihre größte Höhe und fällt von dort unmerklich nach dem Hochplateau von Anahuac und nach der circa 7500 Fuß hoch gelegenen Stadt Mexico. Die Route führt über Aguas Calientes, den schon geschilderten, reizenden Badeort, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates, über Lagos, Leon und Queretaro durch fruchtbare, dicht bevölkerte Gegenden mit vielen, zwischen üppigem Grün versteckten

Dörfern und Städten. Wie die Dörfer, ähneln auch die Städte einander zum Verwechseln. Ueberall dieselbe Plaza, dieselbe Alameda und staubige Paseo, auf welchen sich stolze Reiter herumtummeln. Ueberall bilden schöne, von Kuppeln und Glockenthürmen überragte Kirchen, mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, die wichtigsten Bauwerke. In den Stationen herrscht mehr Leben. Die Eisenbahnzüge führen fünf, sechs und mehr mit Passagieren gefüllte Waggons, aber immer begleitet sie eine halbe Compagnie mit Hinterladern bewaffneter Gendarmen unter Anführung eines Officiers. Ein bißchen Geschäftsgeist scheint in dem Volke doch zu stecken, denn obschon die Eisenbahnzüge erst seit einigen Tagen verkehrten, waren die Stationen schon von unzähligen Weibern und Kindern belagert, welche Dulces, Limones, Limas, Naranjes und auch schon die herrlichen goldgelben Mangos, das sicherste Anzeichen der nahen Tropen, feilboten — 20 bis 30 Früchte für einen Medio, d. h. 25 Pfennige! — Stücke Zuckerrohr, süße Cactusstengel, Piños (Ananas) und Bananen wurden überall in schwerer Menge um Spottgeld dargeboten. Jede Stadt scheint ihre besondere Specialität von Dulces zu haben: Celaya seine Cajetas, d. h. Schächtelchen mit versüßter, condensirter Milch; Silao die köstlichsten candirten Früchte; Zacatecas verzuckerte Cactusstengel, und in Irapuato kaufte ich am 12. April einen Korb großer, schöner Erdbeeren für einige Centavos; in Salamanca boten Frauen den Eisenbahnreisenden auf der Station hübsche, dort verfertigte Handschuhe aus grauem Leder zum Kaufe an, das Paar für einen Peso.

Noch bevor wir Silao erreichten, fuhr unser Zug an Leon, der zweitgrößten Stadt Mexicos, vorbei, ohne sie zu berühren, obschon hier nicht, wie bei Guanajuato, große Gebirgshindernisse zu überwinden gewesen wären. Indessen liegt Leon inmitten seiner grünen, herrlichen Umgebung, nur etwa 2 Kilometer westlich von der Station, und ist auf guten Wegen, in neuester Zeit sogar auch mittelst Pferdebahn zu erreichen. Dennoch hielt ich mich hier nicht auf, denn Leon bietet trotz seiner Größe und seiner an 90.000 Einwohner nur wenig Interessantes, und seine hübsche Lage am Rio Turbio konnte ich schon von der Eisenbahn hinreichend erkennen. Leon ist eine der wichtigsten Industriestädte des Landes. Seine Gärbereien und seine Fabriken von Lederwaaren, Sätteln, Geschirren, Schuhen und Lederkleidungsstücken sind im ganzen Lande berühmt. Ebenso werden hier die schönsten silbergestickten Sombreros, die Rebosos der Frauen, dazu wollene Shawls, ferner Seife und Messerschmiedartikel hergestellt. Die benachbarten Sierras sind reich an vortrefflichen Eisenerzen, was zur Anlage von Hochöfen und größeren Gießereien geführt hat, in welch letzteren

die Mexican-Centraleisenbahn seit einigen Jahren ihren Bedarf an Schienen und Rädern herstellen läßt. Wie alle anderen Städte, so hat auch Leon seine hübschen, großen, schattigen Plazas, seinen Paseo und sogar ein neues großes Theater, das schönste der Republik. Aber die Bevölkerung ist im Allgemeinen arm, und die Stadt hat außerdem im vorigen Jahre durch kolossale Ueberschwemmungen, welche sämmtliche Straßen unter Wasser setzte, ungemein gelitten. Jedenfalls ist es eine jener Städte, wo es für den Reisenden weniger zu sehen gibt, als in zahlreichen viel kleineren Orten.

Bei Silao, das schon im Staate Guanajuato liegt, beginnen jene Ackerbaudistricte des mexicanischen Hochplateaus in den Gesichtskreis des Reisenden zu treten, welche die schon von den spanischen Eroberern bewunderte Schönheit desselben bildeten. Silao selbst mit seinen engen Straßen und niedrigen Häusern duckt sich wie ein Vogel im schwellenden und sicheren Nest in die Mitte eines Thales, welches immer grün ist und dessen Anbau mit dem eines riesigen nördlichen Gartens wetteifert. Und etwas Geschmücktes, Festtägliches liegt auch über den Bewohnern des Ortes. In Schaaren begeben sie sich alltäglich nach dem Bahndepot und nehmen das Durchpassiren des Dampfrosses, zur Veranlassung, der sich in dem dahinbrausenden Zuge verkörpernden Außenwelt etwa in der Weise ihre Honneurs zu machen, wie eine andere Stadtbevölkerung sich auf den Corso, auf ein Volksfest oder zum Tanz begibt. Da man unter diesen Silaoer Eisenbahnenthusiasten auch eine Menge wohlgekleideter und hübscher Frauen sieht, so wäre es doppelt zu beklagen, wenn die Direction der Mexican-Centralbahn je ihre Fahrpläne dahin abändern würde, daß die Züge das freundliche Silao mit seinen liebenswürdigen Phäaken bei Nacht zu passiren hätten.

Die Felder des reichen Agriculturdistricts, den wir nun durchfahren, sind nicht mehr durch Steingemäuer abgegrenzt, wie bei den Indianerdörfern im Norden, sondern durch den Blättercactus und noch häufiger durch den wie Hopfenstangen gerade aufschießenden Orgelcactus von 20 bis 30 Fuß Höhe. In den Feldern stehen viele Cactuspflanzen, die hier die Höhe und das Aussehen stämmiger Bäume haben. Ueberall durchziehen sorgfältig unterhaltene Acequias die Felder, und das Wasser wird ähnlich wie in den ungarischen Steppen mittelst hoher Ziehbrunnen aus der Tiefe geschöpft. Mitunter sind diese hoch emporragenden Brunnenstangen sogar an Bäumen festgemacht. Ueberall scheint man dem Feldbau ganz sorgfältige Pflege zuzuwenden, aber immer steht noch der alte biblische Pflug mit einem spitzen Pfahl als Pflugschar in Ehren. Ein paar Ochsen bilden die gewöhnliche Bespannung, von dem fast nackten

Feldarbeiter mittelst eines langen spitzigen Stabes gelenkt. Wo immer ein Stückchen unbebauten Landes ist, wuchert auch irgend eine Cactusart oder vielleicht auch schon die Agave in der reichsten Ueppigkeit. Ein zäheres, lebensfähigeres Unkraut als den Cactus wird es schwerlich geben. Man braucht nur ein beliebiges Stück des Orgelcactus abzubrechen und auf den Boden, und sei es die nackte Straße, zu werfen, binnen Kurzem wird es neue Triebe zeigen, Wurzel fassen und sich zur blühendsten Pflanze entwickeln. Selbst die Agave hat etwas von dieser Zähigkeit an sich. Junge Pflänzlein, auf die Felder geworfen, stehen binnen Kurzem wieder von selbst auf und fassen Wurzel.

Ueberall in den Feldern und Obstgärten zeigt sich viel Leben. Die Bekleidung der Arbeiter ist dank des warmen südlichen Klimas eine recht dürftige, in manchen Fällen nur aus einem Lederschurz bestehend. Eine hübsche ländliche Scene blieb mir lebhaft im Gedächtniß. Eine kleine Indianerfamilie war unter einem Baum gelagert, die Frau war mit dem Backen von Tortillas beschäftigt,



Mexicanischer Ziehbrunnen.

die Kinder suchten einander die kleinen Raubthierchen in dem Urwaldhaarwuchs ihrer Köpfe, ein Esel stand an den Baum gebunden, ein Köter umschnüffelte das Feuer mit den darauf bratenden culinarischen Genüssen.

Ein Mann brachte eben einen Kübel voll Wasser, um den Esel trinken zu lassen. Der Hund eilt herbei, um selbst seine trockene Kehle zu netzen, erhält aber von dem Indianer einen Fußstoß in die Rippen. Heulend schleicht er davon, aber das Indianerweib eilt auf ihn zu, nimmt die räudige Bestie in ihre Arme und küßt und herzt sie vor lauter Mitgefühl. Die Frauen sind doch in ihrer Liebe zu den Hunden überall gleich. Die gute Indianerin hätte gewiß viel lieber den nützlichen Esel vom Wassertrog fortgejagt, um den unnützen Köter saufen zu lassen. Uebrigens sind die zahllosen Hunde der mexicanischen Dörfer sehr anständig und benehmen sich ebenso tactvoll wie die Hunde von Cairo, nur haben sie eine Schattenseite: bei Tag schlafen sie und kümmern sich in der Regel um keinen Fremden, sofern er nicht vielleicht einen Schinken im Rockschoß mit herumträgt, dafür heulen sie zur Nachtzeit, als ob sie am Bratspieß stecken würden. Wie oft wurden mir hier die Nächte durch das scheußliche Geheul vergällt!

Der Anblick von Queretaro war uns auf unserer Fahrt entzogen. Mächtige Rauchwolken qualmten aus dem Stationsgebäude und hüllten die ganze Gegend in einen erstickenden Schleier. Wir vermutheten schon, die Mexicaner hätten die Station in Brand gesteckt, und der Zugführer ließ deshalb halten, während er einen Theil der Gendarmen vorausschickte. Eine Anzahl der neben der Station aufgespeicherten Bauchwollenballen war in Brand gerathen. Von einer Feuerwehr, Spritzen und anderen europäischen Einrichtungen ist hier natürlich noch nichts bekannt. Aber wie sich die Mohammedaner in der Wüste vor ihren Gebeten damit aushelfen, daß sie ihre Waschungen statt mit Wasser, mit Sand verrichten, ebenso scheinen die guten Leutchen hier Sand und Staub als Löschmaterial zu benutzen. Und an Staub mangelt es in den mexicanischen Städten wahrhaft nicht. Eine Anzahl halbnackter Jungen war damit beschäftigt, die brennenden Ballen mit Straßenstaub zu bedecken und die Flammen so zu ersticken. Aber mit den Ballen kamen auch wir in Erstickungsgefahr. So fuhr denn der Zug eine gute Strecke über die Station hinaus, um dem furchtbaren Qualm zu entgehen.

— — — — Die Reise von dem schon geschilderten Queretaro weiter nach der 150 englische Meilen entfernten Hauptstadt des Aztekenreiches führt durch schönes, reiches, interessantes Land, und die üppige Vegetation, die Wälder und Agavenfelder, die grünen, reich bewässerten Thäler, die hohen, sie einschließenden Vorberge der Sierra Madre ließen mich die schmerzlichen Eindrücke von Queretaro für den Augenblick wieder vergessen.

Der Eisenbahnzug war von einem Personenwagen auf sechs angewachsen, die sämmtlich mit mexicanischen Passagieren dicht gefüllt waren — hübsche, zarte,

gazellenäugige Muchachas, mit behäbigen, feisten Müttern, schlanken, bespornten Caballeros, prächtige Kerle, den Revolver im Gürtel und den kurzen, breiten Dolch in Lederscheide an jener Stelle umherschlenkernd, welche civilisirte Leute gewöhnlich mit ihren Rockschößen bedecken; grundgescheit aussehende, ältere Herren in schwarzen Anzügen, mit Cylindern und Augengläsern, gleichfalls den Revolver in der Hosentasche; struppige Indianer, nur mit einem Hemde und kurzen losen Beinkleidern bekleidet, die durch einen breiten Patronengürtel zusammengehalten wurden, ein gewaltiger Revolver auch hier; Haciendero's und Ranchero's in engen, schellenbesetzten Lederhosen, kurzem, mit Silberborden reich verbrämtem Lederjäckchen und dem gewaltigen, kostbaren Sombrero auf dem ledern aussehenden Kopfe — natürlich auch sie mit dem Revolver bewaffnet. Dazu 30 bis 40 Mann Militärbedeckung, die außer dem Revolver auch noch famose Remington-Karabiner und einen Säbel führten. In einem solchen Arsenal eine mehrtägige Eisenbahnreise zu unternehmen, ist nicht angenehm, denn man mußte doch alle Augenblicke gewärtig sein, daß ein oder das andere dieser Mordinstrumente losgeht. Die Einen liegen, die Anderen sitzen darauf, die Revolverhaken und die Hähne gerathen bei einem solchen Gedränge ineinander, und daß das Feuerwerk da nicht von selber abbrennt, war mir immer ein Räthsel. Bis dahin hatte ich meinen Revolver, dessen ich — Gott sei's gedankt — während zehnjähriger Reisen in verschiedenen Welttheilen niemals bedurft, gleichfalls an mir getragen, aber als ich diese Handkanonen und Haubitzen der Mexicaner gewahrte, sperrte ich mein zierliches Revolverlein erleichtert in die Reisetasche. In einer Schießaffaire hätte es mir bei der sichtlichen Ueberlegenheit der Gegner doch kaum etwas genutzt!

Die Revolver scheinen bei den Mexicanern etwa mit derselben Harmlosigkeit betrachtet zu werden, wie bei uns Spazierstöckchen oder Uhrschlüssel. Ein Haciendero ohne Sporen wie ein Schubkarrenrad und ohne Revolver wie eine Haubitze, wäre eben kein Haciendero. Er steckt sich augenscheinlich den Schießprügel mit derselben Koketterie in den Gürtel, mit welcher sich die schwarzäugigen, zarten Señoritas aus ihrem reichen Haarschmuck die spanischen flachen Löckchen in die Stirne drehen, und wahrhaftig, ist nicht so manches der letzteren gefährlicher gewesen, hat es nicht viel häufiger sein Opfer ins Herz getroffen als der große, dicke, wuchtige Revolver?

Mit einem derartigen Ranchero an meiner Seite, und den Knauf seines Schießprügels bei jedem Stoß des Waggons in meiner Hüfte spürend, legte ich den Weg nach Tula, der einstigen Hauptstadt des Toltekenreiches, zurück. Welch fruchtbare, wohlbebaute, dicht besiedelte Gegend! Zahlreiche Städte und

Dörfer auf dem Wege, von üppigem Baumwuchs umgeben und überhöht von den Kuppeln und Thürmen schön gebauter Kirchen. Jedes noch so ärmliche Dorf besitzt Kirchen, die ebenso gut in unseren europäischen Großstädten durch ihre Schönheit und reiche Ausschmückung Aufsehen erregen würden — die einzigen Ueberbleibsel einer einst so mächtigen, reichen, heute großentheils gebrochenen Priesterherrschaft.

Dorf und Stadt sind auch hier ganz nach ein und demselben Plane angelegt, nach einer und derselben Manier gebaut; eine Einförmigkeit, die sich nicht nur in Mexico, sondern auch in Central-, Nord- und Südamerika in ganz dergleichen Weise offenbart.

Die Minenstädte Guanajuato und Zacatecas ausgenommen, deren Häuser und Straßen die Berge entlang und in tiefen Thälern ganz pêle-mêle zusammengeschaufelt liegen, ist eine Stadt das Porträt der anderen, im vergrößerten oder verkleinerten Maßstab, je nachdem. In kleinen Städten kleine Plazas im Stadtmittelpunkt, in großen große Plazas. In kleinen Städten die Alameda und der Paseo geradeso wie in großen, und zwar ganz an derselben Stelle. Die Hotels, Mesones oder Fondas sind überall gleich schlecht. Nicht etwa unrein oder nachlässig gehalten; sie sind eben keine Hotels, sondern viel eher Stallungen mit ein paar Kutscherzimmern, etwa wie die Fonduks in Marokko und Tunis. In kleinen wie großen Städten sind etwa vier Fünftel der Bevölkerung verarmt, ohne erkennbare Erwerbsquelle — aber zu ihrer Ehre sei es gesagt, das Betteln haben sie noch nicht gelernt. Es gibt verhältnißmäßig sehr wenige Bettler in Mexico, und dies einfach, weil es keine Reisenden, keine Touristen gibt. Lasse man Mexico erst das Eldorado der amerikanischen Sonntagsreisenden werden, dann wird der mexicanische Plebs mit derselben Geschmeidigkeit das Bettelhandwerk erlernen, wie der spanische, der darin Meister ist. Nicht ohne Schaudern denke ich an Burgos, Sevilla, Sant Jago de Compostella und andere Hidalgostädte zurück, und hier in Mexico gab ich mich mit einem Wohlbehagen und einer Freude dem „Sight Seeing" hin, die ich mir großentheils durch die Abwesenheit dieser aussätzigen, schmierigen, zudringlichen, lernäischen Bettlerschlange erklärte. Wie viele Touristenherkules hat sie in Spanien schon getödtet!

Aber doch gibt es auch hier wenigstens eine Stadt, in welcher diese Bettlerschwadronen ihre Angriffe auf Touristen mit gleicher Wuth wie in Spanien ausführen, und diese Stadt ist Tula. Den Bettlern von Tula gegenüber sind jene von Sant Jago de Compostella wahre Paschas mit drei Roßschweifen. Solche Armuth, solches Elend und solche Verstümmelung hatte ich

bisher in Mexico weder gesehen, noch überhaupt für möglich gehalten. Den Einen fehlten Arme, den Anderen Beine, wieder Anderen Ohren oder Nasen oder Augen, und was von den verkrüppelten Körpern überhaupt noch vorhanden war, wurde durch ungezählte Löcher in den Kleiderfetzen in liberalster Weise vor Augen geführt. Und doch ist Tula eine so reizende kleine Stadt, so mitten im üppigsten Grün zwischen Obstgärten und Alamedas versteckt, es sieht mit seinen weißen Mauern und niedlichen Häusern so glücklich aus, daß der



Das Thal von Tula.

Bettel ein recht einträgliches Geschäft sein muß. Tula ist ringsum mit einer crenelirten Umfassungsmauer umgeben, wie die alten Städte des Mittelmeeres; aber hier waren es nicht die Saracenen, welche diese Befestigung nothwendig machten, sondern schlimmere Gäste: die wilden Indianerhorden und die Pronunciamentos. Vor beiden scheinen die Tulaner gewaltigen Respect gehabt zu haben, denn selbst die alte 1533 erbaute Franziskanerkirche mit dem daranstoßenden Kloster sind stark befestigt, wie die geistlichen Bauten der Tempelritter der Levante. Aber was die Stürme und Angriffe der Chichimec-Indianer

nicht vermocht haben, das hat die republikanische Regierung erreicht: sie hat das Kloster aufgehoben und von ihrer Soldateska besetzen lassen. Heute dienen die alten, noch mit curiosen, das Leben des heiligen Franziskus darstellenden Bildern geschmückten Mauern als — Pferdestall! Die Stadt hat nur etwa 1500 Einwohner, das ist alles, was von der Herrlichkeit der alten Residenz des Toltekenreiches geblieben ist! — Indessen sind noch einige recht interessante Ruinen aus jener in das 7. Jahrhundert fallenden Epoche vorhanden, und diese, nicht die heutige Stadt, waren die Ursache, warum ich hier einen Tag in dem bescheidenen Hôtel de Diligencias verweilte. Hier stellte sich mir gleich nach meiner Ankunft ein Indianer, Namens Cosme, vor, welcher dem französischen Archäologen Charnay gelegentlich seiner Ausgrabungen als Dolmetsch gedient hatte und nun auch mir seine Führerdienste anbot. Eine Alameda, beschattet von wahrhaft riesigen Eschen, führt auf der Route gegen Ixmiquilpan bis nahe an den wasserreichen, von üppigem Baumwuchs eingefaßten Rio Tula, den wir in Ermangelung einer Brücke einfach durchwateten. Jenseits mußten wir uns, um den Gipfel einer Cerro del Tesoro genannten Anhöhe zu erreichen, durch dichtes, stachelichtes Cactusgestrüpp den Weg bahnen und standen bald darauf vor den Ruinen zweier Toltekenpaläste, welche Charnay 1880 offen gelegt hatte. Aber die wenigen seither verstrichenen Jahre haben ihr Aussehen gewaltig verändert, was theilweise den furchtbaren Regengüssen der nassen Jahreszeit, theilweise dem Vandalismus der „Sight Seeing"-Amerikaner zuzuschreiben ist.

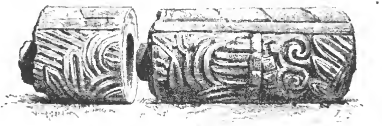
Die flachen Dächer, die Charnay gefunden, sind heute ebenso verschwunden wie die Wandmalereien, und von den Wänden selbst sind nur mehr etwa 3 Fuß hohe Reste übrig, so daß man eben nur die Ausdehnung der Bauten und die Anordnung der inneren Räume erkennen kann. Der Umstand, daß die rohen unbehauenen Steine der Mauern nur durch Lehm zusammengehalten waren, erklärt theilweise die Verwüstungen seit der Ausgrabung. Der Boden ist noch heute mit einer glatten, ungemein harten Cementschicht von blaßrother Färbung bedeckt. Die einzelnen durch enge Corridore untereinander verbundenen Zimmer — ich zählte deren etwa zwanzig — sind alle sehr klein, und selbst die größten haben kaum 20 Quadratmeter Raum. Von Thonscherben, Obsidiangegenständen oder anderen Resten von Haushaltungsartikeln, wie ich sie nachher in Teotihuacan so massenhaft fand, war hier nicht die geringste Spur mehr vorhanden. Dafür ist das ganze etwa eine halbe Wegstunde lange Plateau des Cerro über und über mit Häuserruinen, mit kleinen zerfallenden Pyramiden und Hügeln bedeckt, welche darauf schließen lassen, daß die

Digitized by Google

alte Toltekenhauptstadt hier oben gestanden haben mochte. Leider ist auch hier alles mit Mesquitegestrüpp, Nopal und Cactus überwuchert, so daß man ebensowenig wie in den alten Städten Yucatans einen Ueberblick über die Anordnung der Bauten erlangen kann. Am anderen Ende des Plateaus gelangten wir an ähnliche Mauerreste wie jene, welche das geschilderte Toltekenhaus darbot, nur daß die ersteren größer sind und deshalb den Namen Casa grande erhalten haben. Die einzelnen Räume des ausgedehnten Baues sind nicht auf demselben Niveau, sondern schmiegen sich den Unebenheiten des Terrains an, so daß an drei verschiedenen Stellen kleine, aus behauenen Lavasteinen gebaute Wendeltreppen zur Verbindung der einzelnen Räume vorhanden sind. Die Mauern sind auch hier aus vulcanischem Gestein und Lehmziegeln hergestellt und kaum einen halben Meter stark. Ihre Außenseite, sowie der Fußboden sind ebenfalls mit rosenrothem Cement bekleidet. Von Einrichtungsstücken, Brunnen, Thüren ꝛc. ist keine Spur vorhanden, nur in einem Raume befindet sich längs einer Wand eine steinerne, mit Cement verkleidete Sitzbank.

Es ist unmöglich zu sagen, was diese Bauten einst gewesen waren — ob Tempel, ob Klöster oder Paläste der Großen. Jedenfalls bleibt es seltsam, daß ein Volk, das fast ebenso gigantische Bauten und Statuen hinterlassen hat wie jene der Aegypter, in so engen winzigen Räumen gelebt haben konnte. Reste solcher Riesenbauten sind nämlich selbst in Tula noch vorhanden, denn auf der Rückkehr nach dem Hotel führte mich Cosme auf die Plaza von Tula, wo sich drei Trümmer kolossaler Statuen befinden. Zwei davon sind aufrechtstehende, bis zu den Knien reichende Stücke von Karyatiden, deren gewaltige Größe man sich vorstellen kann, wenn ich anführe, daß die Länge eines Fußes nahezu anderthalb Meter beträgt! Die Statuen mochten bekleidete Figuren dargestellt haben, denn an den Füßen sieht man Sandalen, an den Fußknöcheln und auf der halben Wade breite, reich verzierte Bänder, und vor den Knien sind die unteren Theile eines Kleidungsstückes aus dem Steine gemeißelt. Ein drittes Bruchstück dieser Statuen liegt in zwei Theilen neben ihnen auf der Erde. Diese beiden Theile zeigen an ihren Fügungsflächen einen runden Zapfen und eine correspondirende Oeffnung, mittelst welchen sie früher fest auf- und aneinandergefügt waren. Nahe dem Bureau der Eisenbahngesellschaft liegt noch ein gewaltiger steinerner Ring, ähnlich jenen, welche in Chichen-Itza in Yucatan gefunden wurden, und am Thore der Kirche steht ein großes, schön ornamentirtes Wasserbecken, das heute als — christkatholisches Taufbecken verwendet wird! Aber das ist noch nicht alles. Unzweifelhaft wurde die ganze heutige Stadt Tula aus den Ruinen der alten Toltekenstadt Tollan erbaut, geradeso

wie das heutige Tunis aus den Trümmern Karthagos erbaut wurde. Und wie dort, so findet man auch hier an jedem Hause, in der Pflasterung jedes Hofes behauene, mit Sculpturen verzierte Steine, von den hier gefundenen Ruinen herrührend. Indessen, die Steine von Karthago sprechen. Sie zeigen Inschriften und Zahlen, welche Momente aus der Geschichte Karthagos enthalten. Die Ruinen von Tula sind stumm, und nachdem man sie gesehen, ist man ebenso klug wie zuvor. Was man von ihren Schöpfern, den Tolteken, weiß, verdankt man nicht ihnen, sondern der Tradition, und dieser zufolge waren die Tolteken die älteste und früheste Rasse Mexicos, von welcher sich Spuren erhalten haben. Sie kamen, wie alle folgenden Bewohner Mexicos, von Norden, und die Amerikaner bringen sie in directen Zusammenhang mit den eigenthümlichen Moundbuilders, deren ausgedehnte Erdbauten und Pyramiden in den Thälern des Ohio und Mississippi heute noch so zahlreich vorhanden sind.



Säulenschaft aus Basalt.

Die Herrschaft der Tolteken auf dem Plateau von Anahuac währte 384 Jahre, und man kennt heute wenigstens die Namen und Regierungsperioden von neun Toltekenherrschern, welche in Tollan residirten. Fast alle regierten 52 Jahre, d. h. ein mexicanisches Jahrhundert, worauf sie zu Gunsten ihrer Söhne abdankten (?). Die Stadt Teotihuacan mit ihren großen Pyramiden (siehe 2. Band) wurden vom vierten Könige, Namens Totepehu, erbaut und unter dem König Tepancaltzin wurde der Pulque, das Nationalgetränk der Mexicaner, entdeckt; nach fast 400jähriger Herrschaft verschwanden die Tolteken fast ebenso mysteriös, wie sie gekommen waren. Man glaubt, die Reste dieses großen civilisirten Volkes wanderten nach Yucatan, Chiapas und Guatemala aus, wo sie die großartigen Städte Palenque, Peten, Mitla u. s. w. erbauten, deren Ruinen man noch heute bewundert. Sie waren ein friedfertiges, dem Ackerbau ergebenes Volk, das Mais, Maguay und Baumwolle cultivirte,

und dem die Gold- und Silbergewinnung aus Erzen bekannt war. Ihnen wird auch die Erbauung der zahlreichen großen Pyramiden von Teotihuacan und Cholula (siehe 2. Band), sowie jener Pyramiden zugeschrieben, die vor einigen Jahren in vorzüglicher Erhaltung in den Urwäldern Sonoras entdeckt wurden.

* * *

Von Tula aus führt die Eisenbahn auf einem an 6000 Fuß hohen, von tief ausgewaschenen Schluchten oder Barrancas zerrissenen Hochplateau weiter der Hauptstadt entgegen. Stattliche Ranchos und Feudalburgen ähnliche Haciendas mehren sich; auf den weiten Ebenen sind Hunderttausende von Agaven gepflanzt, und wo keine Agaven sind, weiden vielköpfige Viehheerden. Die Barrancas sind in der Regel durch starke, hohe, noch aus der spanischen Zeit stammende Digues oder Steindämme der ganzen Breite nach abgesperrt, um die reißenden Hochfluthen der Regenzeit aufzuhalten und so ein mitunter seeartiges Reservoir für die künstliche Bewässerung der Felder mittelst Acequias während der trockenen Jahreszeit zu ermöglichen.

In der Nähe von Huehuetoca, nur mehr einige dreißig englische Meilen von der Hauptstadt entfernt, fuhren wir in eine dieser tief in die Berge gerissenen Schluchten ein, längs der westlichen, steil abfallenden Thalwand auf etwa zwei Drittel Höhe dahineilend. Die finstere, an 200 Fuß tiefe Schlucht durchschneidet die Berge in einer Länge von 12 englischen Meilen. Kahl und von Regenbächen zerrissen, stürzen die Thalwände hinab, unten für einen reißenden Fluß Raum lassend — eine kleine Ausgabe des Colorado-Cañons oder des Grand Cañon des Arkansasflusses bei seinem Durchbruch durch die Felsengebirge — 1500 Meilen weiter nördlich. Doch wie kommt es, daß da drunten in dieser unzugänglichen Tiefe so viel Mauerwerk vorhanden ist? Starke, mehrere Fuß dicke, meilenlange Mauern, Wölbungen, Pfeiler? Wer hat da unten gehaust? Wollte man die Schluchtwände stützen, vor dem Zusammensturz bewahren? Ist es eines der Riesenwerke aus der Aztekenzeit? Ich sah, daß einige der Mitreisenden ihre Hälse zum Fenster hinausstreckten und hörte die Worte: Nochistengo und Desague. Wäre es möglich?

Ich erinnerte mich an die Schilderung der großartigen spanischen Entwässerungsversuche des versumpften Thales von Mexico, die Humboldt in seiner „Essai politique sur la Nouvelle Espagne" liefert, und wahrhaftig, diese großartige tiefe Schlucht, diese Mauern sind vollständig das Werk von Menschenhand! Hunderte von Millionen, viele Tausende Menschenleben hat dieser

unglückliche Abzugscanal gekostet, ein Riesenwerk, das sich an Großartigkeit mit irgend einem anderen vergleichen läßt. Die Ruinen von Balbeck und Luxor, die Pyramiden, der Suezcanal hatten keinen größeren Eindruck auf mich hervorgebracht, als diese Desague von Nochistengo, die man für ein Jahrtausende altes Werk der Natur, aber nicht für einen durch Menschenhände geschaffenen Canal halten würde! Dreitausend Millionen Kubikfuß Erde und Felsen mußten hier von Menschenhand ohne Maschinen ausgehoben werden, also beiweitem mehr, als beim Bau des Suezcanals, und fast ebensoviel als beim Canal von Panama. So bildet denn der Durchschnitt von Nochistengo an Großartigkeit, wenn auch nicht an Nützlichkeit, ein würdiges Seitenstück zu diesen genannten größten Werken aller Zeiten!

Und kaum sind wir aus dieser künstlichen Barranca herausgefahren, als wir auch schon den Ausblick auf das Thal von Mexico und die zwei unsagbar schönen, majestätischen Bergriesen erhalten, die dieses Thal nach Südosten begrenzen: der steil aus dem Hochplateau emporsteigende Popocatepetl und der lange, ungleich schönere, schneebedeckte Bergrücken der Mujer blanca, der „weißen Frau", des Iztaccihuatl, wie er auf alt-aztekisch heißt. Bis an die 18.000 Fuß über dem Meere ragt der Popocatepetl empor, sein weißes, schneeiges Haupt hoch über den Wolken. Zu seinen Füßen breitet sich die alte Hauptstadt des Aztekenreiches aus. Noch wenige Minuten Fahrt, und ich war in Mexico, um zwei Wochen darauf auf der Spitze des Popocatepetl, der zweithöchsten Erhebung des Continents von Nordamerika, zu stehen! — —

— — Die Eisenbahn von El Paso del Norte bis Mexico ist mittlerweile eröffnet und dem Verkehr übergeben worden — eine Strecke von 1230*) Meilen. Pulmann-Hotel- und Schlafwagen verkehren zwischen der Hauptstadt der Vereinigten Staaten und jenem 2200 Meter über dem Meere liegenden Hochthale, in dessen Herzen, von einem Horizont herrlichster Gebirgsscenerie und zugleich, wie ein ins Hochland verschlagenes Venedig, von spiegelnden Wasserflächen eingefaßt, die Stadt des Montezuma und des Guatemozin noch heute inmitten eines ewigen Frühlings und in jener Schönheit daliegt, welche einst den wilden Cortez und seine Weltabenteurer auf die Knie riß, weil sie glaubten, die heilige Jungfrau habe ihnen zu Liebe plötzlich ein Stück ihres spanischen Himmels in die amerikanische Wildniß hineinfallen lassen.

*) engl.

XIV.

Die Hauptstadt des Aztekenreiches.

Wenn man sich nach einer mehrwöchentlichen Eisenbahn- und Diligencenfahrt durch ein halbcivilisirtes, von Schluchten zerrissenes, felsiges Hochplateau auf den denkbar elendesten Wegen von den ausgestandenen Strapazen erholen will, wenn man wochenlang nur Indianerdörfer oder höchstens kleine ärmliche Provinzstädtchen zu Gesichte bekam, an keiner anständigen Mahlzeit theilnahm und in keinem halbwegs annehmbaren Bette schlief, so muß Einem die Hauptstadt des einstigen Aztekenreiches als ein kleines Städteparadies, als der Inbegriff großstädtischen Comforts und Luxus erscheinen. Ich fürchtete deshalb, daß ich Mexico mit seinen prachtvollen großen Plätzen, seinen hübschen Straßen, seiner malerischen Umgebung während meines ersten Aufenthalts nur so liebgewann, weil ich eine der anstrengendsten und langwierigsten Ueberlandreisen hinter mir hatte. Ich zögerte mit meinem Urtheil und hielt meinen Enthusiasmus einigermaßen in Schranken. Allein meine gute Meinung von Mexico wurde nicht schlechter, als ich es 1884 zum zweitenmale besuchte, und zum zweitenmale ein paar angenehme Wochen zu Füßen des mächtigen Popocatepetl verbrachte. Allerdings, Mexico besitzt noch heute keines jener großen comfortablen Hotels, das man in jeder Stadt mit einer Viertelmillion Einwohner eigentlich mit Recht erwarten könnte. Der Reisende muß noch immer mit großen, kalten, dunkeln Zimmern, mit schlechten Betten und Ziegelboden vorlieb nehmen, und der Horizont eines mexicanischen Kochs ist noch immer mit Tortillas und Frijoles — schwarzen gedünsteten Bohnen — verbarricadirt,

die sich vor seinen culinarischen Augen in derselben Mächtigkeit erheben, wie der Popocatepetl vor dem staunenden Reisenden. Wer sich indessen jahrelang in halbcivilisirten und wilden Ländern herumgetrieben, der betrachtet die Natur und seine eigene unmittelbare Umgebung mit ganz anderen Augen, als der Bädeker'sche Dutzendtourist; er hat den Werth und die Bedeutung der einfachen und doppelten Sternchen vor dem Hotelnamen verlernt, er ist mit Allem zufrieden, das man ihm bietet. — Man macht ja wahrhaftig diese Tausende Meilen weiten, langwierigen Reisen nicht, um sich, am Ziele angelangt, in einem prächtigen Hotel abfüttern zu lassen — man bringt ja doch nur seine Nächte dort zu, und für diese ist ja das bescheidenste Stübchen im Nothfalle auch gut genug.

Das erste Hotel Mexicos, in der Calle de Plateros,*) im Herzen der Stadt gelegen, ist das Hotel Iturbide, wie man behauptet, der einstige Palast des ersten modernen Kaisers von Mexico. Ein imposanter Bau mit mehreren Höfen, mehreren nach verschiedenen Straßen führenden Ausgängen und ein Paar vortrefflichen Restaurants, bildet das Hotel Iturbide seit einer Reihe von Jahren den Mittelpunkt des gesammten Fremdenverkehrs. Die französischen und deutschen Touristen, die englischen Geschäftsreisenden, amerikanischen Eisenbahningenieure, Minenbesitzer und Speculanten haben hier ihr Hauptquartier, und wäre nicht der jeder fremden Sprache unkundige Hoteldirector im Despacho**) und der stets in Halbschlaf versunkene indianische Portero hinter dem schweren großen Festungsthore des Hotels, man könnte sich ebenso gut in St. Louis oder San Francisco denken. Aber auch auf den ersten Spaziergängen durch die große schöne Stadt wird man nur durch geringfügige Einzelheiten daran erinnert, daß man sich an der Grenze der Tropen von Centralamerika, mehrere tausend Kilometer von den Centren Europas oder der Vereinigten Staaten entfernt, befindet. Mexico erinnert lebhaft an Turin, an Madrid, an Rom, an alles, nur nicht an jene ideale Stadt, als welche man sich Mexico vorstellt, nachdem man die Geschichte Montezuma's und der spanischen Eroberungen gelesen hat. Ja, würde die heutige Stadt durch ein Zauberstäbchen oder ein geographisches Tischlein-deck-dich zwischen Turin und Rom verpflanzt werden, der Reisende könnte es recht gut für Florenz halten, bis zu jenem Momente, wo er den Palazzo Pitti oder den Battistero besuchen wollte. Mexico ist im Grunde genommen viel weniger charakteristisch, als San Francisco oder New-

*) Straße der Silberschmiede.

**) Bureau.

York oder New-Orleans, und doch hält man es in Europa als das Non plus ultra einer interessanten, pittoresken Stadt. Man sucht es noch immer, nachdem man sich schon vielleicht tagelang im Herzen der Stadt aufgehalten hat. Es ist reizend hübsch, malerisch, großstädtisch, aber es befriedigt nicht.

Die Ursache ist nicht schwer zu errathen. Sie liegt in der großen, ereignißreichen schmerzlichen Geschichte der Aztekenstadt. Mexico wird als das Aegypten der neuen Welt betrachtet und seine Hauptstadt, die einstige Residenz Montezuma's, als sein Cairo. Wie man die Geschichte Aegyptens kennt, so kennt man auch jene von Mexico, man liest mit Staunen und hohem Interesse



Gauller.



Aguadores (Wasserträger.

von den großartigen Palästen, den Tempeln und Pyramiden, die Cortez dort gefunden hat, man kennt aus Schilderungen und Bildern die Opfersteine, die Götzenstatuen, die Ruinenstädte Palenke, Uxmal, Mitla, und vergleicht sie unwillkürlich mit Memphis und Theben. Und da das heutige Mexico sich in der That mit den modernen Stadttheilen von Cairo um die Esbekieh und Schubra herum vergleichen läßt und, wie gesagt, lebhaft an die italienischen Großstädte erinnert, so hofft der Reisende, wie dort Triumphbogen, Statuen, Thermen und Götzentempel, so auch hier Ruinen, Ueberbleibsel der Aztekenzeit zu finden. Aber wie grausam und — ich kann wohl sagen — tief schmerzlich wird er hier in Mexico enttäuscht! Selbst in dem mehrmals zerstörten Alexandrien stehen noch

Digitized by Google

zum mindesten die Pompejussäule und ein Paar Sphynxe, in Cairo bewunderte ich die wunderbaren sieben Moscheen der Khalifengräber, und man zeigte mir von Memphis doch zum wenigsten die kolossalen Schuttberge der einstigen Weltstadt und den halb aus dem Schutte gegrabenen Götzen, der dort im Schatten schlanker hoher Palmen auf der Nase liegt.

In Mexico ist von der Aztekenzeit nichts übrig und von der einstigen Weltstadt ist im wahrsten Sinne des Wortes kein Stein auf dem anderen geblieben. Hat sich denn die Weltgeschichte dort in flüchtigen, an die Wand geworfenen Stereoskopenbildern bewegt, die ebenso rasch, wie sie gekommen, wieder verschwinden? War denn das Häusermeer Mexicos nur eine dünne Schicht flüchtigen Staubes, welche Cortez und Alvarado aus vollen Backen weggeblasen oder mit dem Aermel weggewischt hatten? An derselben Stelle erhebt sich



Die Plaza Mayor in Mexico.

Digitized by Google

das neue, moderne, aller haltbaren Traditionen entbehrende Mexico! Und so wandert man denn tagelang durch die strahlenden, modernen, hübschen Straßen dieser Stadt, ruhelos, unzufrieden und unbefriedigt, um erst des Abends, vielleicht bei hellem Mondenschein auf dem flachen Dache, der Azotea unseres Hotels, die weite Ebene im Geiste mit den Conquistadores zu beleben und mit den Werken jener noch im Unglücke großen Nation, die sie, eine Handvoll Leute, so gänzlich unterjocht und vernichtet haben! Dann erst, in diesen stillen Träumen, schuf ich mir die glänzende Inselstadt, die noch vor 370 Jahren, den Schilderungen der spanischen Geschichtschreiber zufolge, an Pracht und Bauart mit Venedig wetteiferte; den Kaiserpalast, die Tempel und Pyramiden der Aztekengötter, mit einem Worte den Schauplatz jener geschichtlichen und mythischen Persönlichkeiten, die uns heute leider nur mehr dem Namen nach erhalten sind: Montezuma, Axayacatl, Malindsche, Guatemozin und die anderen —. Träume! nichts als Träume; denn die Wirklichkeit zeigt uns heute nur noch ein Paar Sculpturen, im Museum von Mexico aufgestellt oder in den Kunstsammlungen der europäischen Großstädte vertheilt!

Dort droben freilich, im Südosten der weiten Ebene, und von Mondlicht gespensterhaft beleuchtet, erheben die einzigen vollwichtigen Zeugen der Vergangenheit ihre schneebedeckten Häupter: das Zwillingspaar des Popocatepetl und des Iztaccihuatl, die heute wie damals der ganzen Hochebene von Anahuac als Wahrzeichen dienen, heute noch in derselben Pracht und Herrlichkeit herüberstrahlen. Dort in dem Sattel zwischen den beiden mit ewigem Schnee bedeckten Bergen erblickten Cortez und seine kleine, fanatische, habgierige Soldateska zum erstenmal die weite, schöne Ebene und die Inselstadt Montezuma's. Dort waren sie nach dem Blutbade von Cholula erschienen, um von dem Aztekenkaiser und seinem glänzenden Hofe gastfreundlich empfangen zu werden. Im Traume sehen wir die erstaunten, von der Pracht Mexicos überwältigten Krieger in die Stadt einziehen, um nach mehreren Monaten und nachdem sie Montezuma selbst auf hinterlistige Weise gefangen genommen, wieder daraus vertrieben zu werden. Nahe den zwei großen Pyramiden von San Juan de Teotihuacan wurden sie von den entrüsteten Indianern eingeholt und entrannen nur durch ein Wunder dem allgemeinen Blutbade. Erst nach einem Jahre kehrten sie nach Mexico zurück. Im December 1520 begannen sie die Belagerung und im August 1521 waren sie endlich Meister der Stadt. Haus um Haus, Stein um Stein mußte von den Spaniern erobert werden; die Tempel und Paläste zerbröckelten unter ihrer Zerstörungswuth, und mit deren Trümmern füllten sie die Canäle und Hafenbassins.

Digitized by Google

So ist es denn kein Wunder, daß sich Mexico als eine verhältnißmäßig moderne Stadt entpuppt, mit hübschen, geraden Straßen, die einander in rechten Winkeln schneiden, wie etwa in irgend einer der Städte Nordamerikas, alle von gleicher Breite, gleicher Länge und einer gewissen Einförmigkeit in ihrer hispano-italienischen Architektur, die nur durch die vielen Kirchen und einstigen Klöster, hie und da wohl auch durch ein Theater oder einen Privatpalast unterbrochen wird. Wenige Häuser Mexicos erheben sich über zwei Stockwerke, ausgenommen in den um den Hauptplatz liegenden Quartieren. Je weiter man sich von diesem Mittelpunkte der Stadt entfernt, desto niedriger und unscheinbarer und spärlicher werden die Gebäude, bis sie endlich von Gärten und Baumalleen und mit Cactushecken eingefaßten Feldern verdrängt werden. Viele hübsche, imposante Plätze und Squares bringen eine angenehme Abwechslung in die Monotonie der Häuserwüste.

Der Hauptverkehr der Stadt concentrirt sich in jener, vielfach an die Via Toledo von Neapel erinnernden Straße, welche die zwei größten und vornehmsten Plätze Mexicos, die Alameda und die Plaza Mayor, miteinander verbindet. Im oberen Theile Calle de San Francisco, im unteren Calle de Plateros genannt, enthält sie die schönsten und reichsten Kaufläden, die ersten Hotels, Cafés und Restaurants, sowie ein paar der schönsten Privatpaläste. Ein Spaziergang durch die Calle de San Francisco ist zu jeder Zeit interessant, denn der Verkehr ist höchst belebt. Equipagen und vortreffliche Miethwagen — hier „Carruages de Lujo" genannt — rollen auf und nieder, elegante Damen in hübschen Pariser Toiletten, den schwarzen oder weißen Spitzenreboso über den Kopf geschlagen, machen hier ihre Einkäufe oder wandern vom täglichen Kirchenbesuch nach Hause; stolze Caballeros, in dem malerischen Nationalcostüm der Mexicaner, den breiten, silberbordirten Sombrero auf dem Kopf, den Säbel zur Seite und den unfehlbaren Revolver im Halfter, reiten auf tänzelnden, schönen Rossen vorüber; der Kleinhandel, die Straßenverkäufer, haben sich jeder Häusernische, jeder Thoreinfahrt bemächtigt und bieten mit lauten Ausrufen ihre Waaren, Zeitungen, kleine silberne Geschmeide, Lotteriebillete, Früchte, Heiligenbildchen feil. Der Strom der Passanten ist den ganzen Tag über — vielleicht mit Ausnahme der Mittagsstunden — äußerst lebhaft, ohne in jenes Stoßen, Schreien und Drängen auszuarten, welches das Straßenleben in italienischen und spanischen Städten charakterisirt. Auf den vortrefflichen Trottoiren umherwandelnd, blickt man zuweilen durch geöffnete Thore in weite, geräumige Höfe mit Säulengängen und Springbrunnen und kleinen Gärtchen oder Blumenbeeten in der Mitte; man sieht in den Kaufläden viele

französische Bücher, gute Photographien der Naturschönheiten Mexicos, Gyps- und Onyxreproductionen der wenigen Denkmäler aus der Aztekenzeit, Schweizer Uhren, französische Bronzen, französische Galanterie- und Modewaaren, aber wenig mexicanische Industrie. Die in die Calle de San Francisco mündenden Straßen sind ebenso breit und elegant, von ähnlichen imposanten Gebäuden eingefaßt, wie die der Hauptstraße selbst. Hier die Façade des San Carlo-Hotels, dort die mit Rococostuck überladene, aber dennoch überraschende Fronte des Iturbide-Palastes; ferner stattliche Kirchen und Theater, an deren Thoren große Affichen die Vorstellungen der französischen Oper oder mexicanischen Operette anzeigen. Eines der hübschesten Gebäude Mexicos ist auch der „Deutsche Club" mit seinem zu einem tropischen Garten mit Palmen und Platanen verwandelten Hofraum, mit den durch alle Stockwerke reichenden Arcaden, mit Lese- und Spielsälen. Die Franzosen besitzen in Mexico ebenfalls einen schönen, auf der Plaza Mayor gelegenen Club. — Selsamerweise ist ein Palais der Volksvertreter, das in anderen Städten doch gewöhnlich zu den hervorragendsten Gebäuden gehört, in Mexico nicht vorhanden. Bis zum 22. August 1872 saßen die Diputados in einem großen Saale des Nationalpalastes. An dem genannten Tage brannte dieser Theil des letzteren nieder, und obschon nahe 18 Jahre seither vergangen sind, hat man in diesem Lande des „Mañana" noch keinen Palast für die Deputirten erbaut. Sie sitzen vorläufig in — einem ehemaligen Theater, dem Teatro Iturbide. Wie passend war es, die Kammern in ein Lustspieltheater zu verlegen! Die Bühne wurde vermauert und vor ihr ein großer Thronhimmel aus dunkelrothem Sammt mit dem in Gold gestickten mexicanischen Wappen errichtet; darunter steht ein weißlederner Armstuhl für den Präsidenten. Parquet und erster Rang enthalten die Sitze für die Deputirten.

Auf meinem ersten Spaziergang durch die Straßen Mexicos fielen mir doch die zahlreichen großstädtischen Einrichtungen auf, die wohl in den Städten Nordamerikas oder Europas begreiflich sind, hier aber schlecht mit der allgemeinen Misère in Stadt und Land harmoniren. Mexico macht den Eindruck einer sehr wohlhabenden, wohllebigen, unter guter Verwaltung stehenden Stadt. Das Pflaster der Hauptstraßen und Plätze ist gut, an den Straßenecken findet man überall blaue Täfelchen mit dem Namen, hier allerdings sehr nothwendig, da die einzelnen Strecken ein und derselben Straße häufig verschiedene Namen führen; die Häuser sind sorgfältig numerirt; Drähte der Telephon- und Telegraphenleitungen durchkreuzen die Straßen, und an Gaslaternen fehlt es in den belebteren Geschäftsvierteln auch nicht, obschon die Qualität des in Ermangelung von Steinkohlen aus Baumharz erzeugten Gases eine elende ist.

Polizisten mit Revolver und Seitengewehr wachen über den Verkehr; zahlreiche fließende Brunnen an Straßenecken und auf den Plätzen liefern hinreichend Wasser; ja es fehlt sogar an einer städtischen Feuerwehr nicht. In einem Lande, das seit seiner vor sechzig Jahren erfolgten Unabhängigkeitserklärung achtzig Revolutionen erlebt und dessen Regierung ebenso wie dessen Credit in der Welt sich keines besonderen Rufes erfreut, sind solche moderne Errungenschaften — wenn man sie so bezeichnen kann — wohl bewundernswerth. Aus diesen ewigen Bürgerkriegen, dieser Unsicherheit der Verhältnisse erklärt sich auch die gänzliche Abwesenheit einheimischer Industrie, die jedem Besucher Mexicos schon bei seinen ersten Spaziergängen durch die Stadt auffallen muß. Den Industrien geht es in der Welt ebenso wie den Pflanzen — auf den schlimmem Wetter und ewigen Stürmen ausgesetzten Strecken kann keine Pflanze festen Fuß fassen. Der Bewohner versucht es vergeblich, ihre Keime großzuziehen. Er pflanzt sie deshalb in Töpfe, und kommen einmal ein paar friedliche, sonnige Tage, flugs trägt er sie ins Freie, um sie der Sonnenwärme theilhaftig werden zu lassen. Ebenso in Mexico bei den ewigen politischen Stürmen, welche durch das Land wüthen, ist das bißchen Industrie aus der Zeit der spanischen Herrschaft längst zugrunde gegangen, und der Kaufmann importirt seine Waaren, gleichsam in Blumentöpfen, aus dem Auslande, um sie in friedlichen Jahren in seinen Schaufenstern auszustellen. Aber selbst dort werden sie nicht in Frieden gelassen. Kolossale Einfuhrzölle hemmen den Güterverkehr, und sind die Waaren in der Hauptstadt eingetroffen, so kommt die Regierung noch einmal, um die Kaufleute zu brandschatzen. So glänzend und großstädtisch die Kaufläden und Schaufenster in der Calle de Plateros, in dem Callejon da Spiritu Santo und anderen Straßen auch sein mögen, überall sieht der teuflische Bockfuß der Regierung darunter hervor.



Vor einer Pulqueria.

Gerade während meiner Anwesenheit in der Hauptstadt erließ die Regierung ein Gesetz, demzufolge von sämmtlichen Kaufleuten des Landes eine

Digitized by Google

Steuer von 10 Procent ihres gesammten Waarenwerthes sofort erlegt werden sollte. Am Abend nach meiner Ankunft witterte es nach einer neuen Revolution. Das Militär war in den Kasernen consignirt, die Bürger standen in Gruppen auf Plätzen und Straßen zusammen und schimpften über den Präsidenten Gonzales; eine große Zahl der Kaufläden blieb mehrere Tage gesperrt, und die Handelswelt verweigerte die Zahlung. Allein es kam nicht zur Revolution. Die Regierung sah die Unmöglichkeit des Gesetzes selbst ein und, ohne es ganz aufzuheben, drückte sie doch ein Auge zu. Die Kaufleute versteckten ihre Waaren einfach auf Böden und in Kellern, ließen nur einen kleinen Theil in ihren Kaufläden und entrichteten nur für diesen ihren Obolus, indem sie den Vorschriften gemäß die entsprechende Anzahl Stempel kauften und an die betreffenden Waaren aufklebten. So findet man denn heute auf jeder Uhr, jedem Ring, jedem Edelstein einen dieser fidibusartigen Stempelstreifen. Streichhölzchenbüchsen, Cigarrenkistchen, Schuhwichsschachteln, Heiligenfigürchen, Taschenmesser, Präservenbüchsen, alles trägt das lange, graugrüne Stempelschwänzchen, ja jede Bierflasche, jedes Seidlitzpulver ist damit überklebt, allerdings nur so leicht, daß der Stempel von dem einmal verkauften Object wieder losgelöst und auf ein anderes Object angeklebt werden kann. So umgeht die Handelswelt die horrenden Steuerauflagen der Regierung, und das Sprichwort „Ehrlich währt am längsten" hat in Mexico unter solchen Verhältnissen gewiß keine Anwendung.

Dort, wo den Traditionen zufolge einstens der Kaiserpalast Montezuma's, die Tempel und Pyramiden der aztekischen Götter gestanden haben, erheben sich auch heute die vornehmsten Gebäude Mexicos, einen weiten Platz einschließend, der an Ausdehnung und Großartigkeit wohl von wenigen Plätzen der europäischen Hauptstädte übertroffen wird. Architektonische Wunder vereinigen sich hier mit jenen der Antike, im Schatten subtropischer Gartenanlagen schlummern altmexicanische Opfersteine und Götzenbilder, das Regiment Gottes wie jenes des Menschen hat auf diesem Platze seine Tempel; echt großstädtischer, internationaler Verkehr in engster Verbindung mit dem typisch-mexicanischen Volksleben; Pracht und Reichthum als Nachbar der Armuth; rege Thätigkeit untermengt mit indianischer Trägheit und Lethargie. Die größten Gegensätze Mexicos stoßen hier aufeinander, ohne sich gegenseitig zu verdrängen, sondern im Gegentheile, um ineinander zu dringen, wie die Finger gefalteter Hände. Dazu ist dieser, zum mindesten in der neuen Welt einzige Platz von einer Ausdehnung, welche all diesen Gegensätzen den weitesten Spielraum läßt. Das vornehmste, durch Größe und Bedeutung alle anderen überstrahlende Gebäude ist die Kathedrale, an derselben Stelle erbaut, auf welcher

sich der Tempel des aztekischen Kriegsgottes Fitzliputzli*) erhob. 1530 wurde dieser zerstört, 1573 folgte auch die an seiner Stelle erbaute Kirche dem gleichen Schicksal, um für die gegenwärtige Kathedrale Platz zu machen, die erst hundert Jahre nachher, 1667, nach einem Kostenaufwande von 2 Millionen Dollars vollendet wurde. Die großartige, von zwei hohen Thürmen überragte Façade nimmt mit der an sie stoßenden grotesken Pfarrkirche, El Sagrario genannt, die Nordseite der Plaza ein, aber der Contrast zwischen dem edlen, himmel-



Die Kathedrale von Mexico.

anstrebenden Renaissancebau der Kathedrale und der mit einem curiosen Gemisch von christlichen und aztekischen Ornamenten überladenen Kirche nebenan wird durch den herrlichen, schattenreichen Blumengarten, der einen Theil der Plaza vor ihnen einnimmt, etwas gelindert. Bis vor Kurzem war der Vorplatz dieser beiden Kirchen durch schwere, an Steinpfeilern aufgehängte Ketten eingeschlossen und bildete den Sammelplatz jener indianischen Faulenzer, Leperos (Aussätzige) genannt, welche für Mexico dasselbe sind, was die Lazzaroni für Neapel: die

*) Huitzil o poxtli.

zudringlichsten Bettler, die abgefeimtesten Taschendiebe und dabei die schmutzigsten, zerlumptesten Gestalten, die man sich überhaupt vorstellen kann. Maximilian's wohlthätige, von vielen Mexicanern heute sehnlichst zurückgewünschte Regierung machte dem ein Ende, und während die Andächtigen auf ihrem Kirchenwege früher bemüssigt waren, zwischen diesem Auswurf der ärmsten Bevölkerung hindurchzuschreiten, um in das Gotteshaus zu gelangen, ist nun, wie gesagt, an ihre Stelle ein blühender Garten getreten, mit Blumenbeeten, Springbrunnen und einem Musikpavillon (hier Zocalo genannt), wo mehrmals wöchentlich eine der vorzüglichsten mexicanischen Militärcapellen öffentliche Concerte veranstaltet.

Das Innere der Kathedrale ist heute, obschon sie in den vielen Revolu-



Leperos.

tionen mehrfach geplündert und ausgeraubt wurde, noch immer imposant und reich an Kostbarkeiten. Ich kann mich, mit Ausnahme von St. Peter in Rom, St. Paul in London und der Aja Sophia in Constantinopel, keines Gotteshauses erinnern, das durch seine Ausdehnung und Pracht einen so großen Eindruck auf mich gemacht hätte, wie die Kathedrale von Mexico. Sie ist edler, heiterer, wenn man will, himmlischer, als die düsteren gothischen Kathedralen Europas, und der reiche Renaissancestil harmonirt auch viel besser als der gothische mit den vielen Vergoldungen, mit den glanzvollen Seitenaltären, dem prächtigen Chor, den Statuen und Grabmälern. Die Fresken an der Decke und in der hohen, äußerst graziösen Kuppel wurden von trefflichen spanischen Meistern gemalt, wie man denn überhaupt in vielen Kirchen Mexicos heute noch kostbare Gemälde aus der spanischen Glanzperiode vorfindet. Damals war auch Mexico als Colonie auf seiner Blüthe; seine beispiellos reichen Minen

lieferten Silber und Gold für die ganze Welt; der Clerus besaß ungeheure Schätze, und es fehlte somit nicht an den Mitteln, die Gotteshäuser auf das Glanzvollste auszustatten. Die Balustrade, welche den Chor der Kathedrale umgibt, enthält so viel Gold, daß man vor Kurzem ihr Gesammtgewicht in gediegenem Silber für sie bezahlen wollte — nicht weniger als 26.000 Kilogramm! Der Reichthum des Hochaltars wurde früher von keinem anderen der Welt übertroffen, und noch jetzt enthält er massive goldene Leuchter und Gefäße, goldene, mit kostbaren Edelsteinen überladene Heiligenfiguren u. s. w. Die Statue der Gottesmutter, welche über eine Million Dollars Werth repräsentirte, ist heute allerdings ebenso verschwunden wie die goldene Lampe des Hochaltars, deren Gewicht an Gold allein jenem von 70.000 Dollars gleichkam. Die Revolutionen, die Kriege haben diesen Kirchenschätzen überall ein Ende bereitet, und nur wenige Gotteshäuser, wie z. B. jenes von San Guadelupe in dem gleichnamigen nahe der Hauptstadt gelegenen Dorfe, entgingen dank der Heiligkeit und Wunderwirkung ihrer Schutzpatrone der allgemeinen Plünderung.

Der größte Schatz der Kirche oder doch zum mindesten ihr berühmtester, befand sich noch gelegentlich meines letzten Besuches Mexicos nicht im Innern, sondern am Fuße des westlichen Thurmes in verticaler Lage eingemauert, nämlich der altaztekische Kalenderstein mit seiner merkwürdigen, allgemein bekannten Eintheilung. Ich hatte mir nach den vielen in europäischen Museen befindlichen Nachbildungen den Stein viel kleiner gedacht. Allein vor ihm stehend, reicht ein Mann von gewöhnlicher Größe kaum bis zum Mittelpunkte der Kreistheilung. Seither ist der Stein nach dem Nationalmuseum transportirt worden.

Die Besteigung eines der beiden 200 Fuß hohen Thürme wollte ich mir schon deshalb nicht entgehen lassen, weil ich diesmal das herrliche Zwillingspaar, den schneebedeckten Popocatepetl und Iztaccihuatl, noch nicht gesehen hatte. Ich war eine Woche in der Stadt gewesen, war täglich Morgens und Abends auf die Azotea des Hotels hinaufgestiegen, hatte Ausflüge nach allen näheren und entfernteren Aussichtspunkten unternommen, aber stets vergeblich. Die beiden Bergriesen waren und blieben in dichten Nebel gehüllt und, auch vom Thurm der Kathedrale waren sie nicht zu entdecken, als ob sie, wie alles Andere aus der Aztekenzeit, auch nur eine Mythe wären, oder als ob Cortez auch sie abgetragen und zerstört hätte. Aber die Aussicht auf das Weichbild der Stadt und die ganze Ebene von Anahuac bietet dem Touristen dafür desto reichlichere Entschädigung. Ich stand da oben unter dem glockenförmigen Dach des östlichen Thurmes in beiläufig derselben Höhe und an demselben Orte, wo vor 370 Jahren Fernando Cortez und sein großer Gastgeber Kaiser Montezuma

zusammen standen und der Letztere dem tollkühnen Spanier die Stadt zum erstenmal zeigte. Allerdings standen sie damals auf dem Plateau einer Götzenpyramide, aber der Anblick der ganzen Umgegend war darum nicht minder großartig und schön als heute. Zu Füßen der Kathedrale der mächtige Square, von dessen Mittelpunkt ein Dutzend Schienenstränge der Tramway nach allen Theilen der Stadt auslaufen; gerade breite Straßen durchschneiden das weite, weißlichgelbe Meer der Häuser mit ihren flachen Dächern, hie und da von Plätzen mit Parkanlagen, von Gärten und Alleen unterbrochen und überhöht von den Thürmen und Kuppeln der zahlreichen Kirchen, von welchen allerdings viele ihre einstige Bestimmung verloren haben und statt dem Gott der Götter heute dem Mars, der Klio und Anderen dienen. Die republikanische Regierung verwandelte sie in Spitäler, Kasernen, Bibliotheken, Waffensäle. Läßt man den Blick über die wie auf einer Tischfläche ausgebreitete Umgebung der Stadt hinausschweifen, so gewahrt man die braunen Steppen und grünen Felder, vielfach von Acequias (Wassercanälen) und Fahrwegen durchzogen, an welche sich die von üppigem Baumwuchs überschatteten Mauern mancher Städtchen und Dörfer anschmiegen; endlich die ausgedehnten Seeflächen, in dem besonders am Morgen über das Thal gebreiteten leichten Nebel halb verschwimmend. Auf etwa 20 englische Meilen in der Runde wird der Ausblick durch die wundervollen blauen Vorberge der Sierras abgeschlossen, und gegen Südosten erheben sich die Wahrzeichen von Mexico, die beiden schneebedeckten höchsten Berge Centralamerikas, in die Wolken. Die uns am nächsten liegenden Hügel sind jene von Guadelupe im Norden, an deren Fuß sich der berühmteste gleichnamige Wallfahrtsort der Mexicaner befindet, und der Hügel von Chapultepec im Süden, dessen Spitze von einem Kaiserpalast gekrönt wird — der Palast Maximilian's auf den Grundmauern jenes von Montezuma!

Bei der Betrachtung dieses weiten, 7500 Fuß über dem Meere gelegenen Thalbeckens kann man sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß die alten Chroniken der Eroberer die Wahrheit sprachen, wenn sie Mexico als eine von Seen umgebene Inselstadt schilderten. Damals hing dieses von Canälen durchzogene amerikanische Venedig mittelst fünf, die Seen durchschneidenden Dämmen mit dem Festlande zusammen, und die Stadt war sehr häufig argen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Man kann deshalb Cortez zu seinen Städtegründungen nicht gerade beglückwünschen. Seine erste Stadt, Vera Cruz, legte er an dem flachsten und ungesündesten, dabei auch für Schiffe unzugänglichsten Theile der Küste an, und wenn es für die Erbauung der Hauptstadt Mexico in dem sumpfigen Thale von Anahuac irgend welche Entschuldigung gibt, so ist es nur

Digitized by Google

das Baumaterial, das sich natürlich in der auf Grund und Boden zerstörten Aztekenstadt in reichlicher Menge vorfand, gerade wie in Athen, in Alexandrien und Rom.

Aber dieser kleine Vortheil sollte den späteren Generationen wieder unendlichen Schaden eintragen, denn zu wiederholtenmalen traten die Seen aus, überschwemmten die Stadt und bemüßigten die Einwohner, in den Straßen mittelst Kähnen zu verkehren, geradeso wie zur Aztekenzeit. Ein Denkmal an die große Ueberschwemmung von 1629 ist noch heute in Gestalt eines grimmigen vergoldeten Löwenkopfes vorhanden, der in der Höhe von 6 Fuß über dem Boden — den Wasserstand bezeichnend — an einer Ecke der Calle San Francisco und des Callejon del Espiritu Santo angebracht ist. Ein paar Erdbeben haben es die Mexicaner zu danken, daß die Seen in der Stadt zurückgetreten sind, aber noch heute ist der Spiegel nur wenige Fuß tiefer als die Stadt und die Gefahr der Ueberschwemmung immer noch vorhanden.


Straßentypen: Gepäckträger.

Rings um die Kathedrale gruppiren sich die hauptsächlichsten Regierungsgebäude von Mexico — ihr gegenüber, die Plaza Mayor bildend, der Palacio del Ayuntamiento, das Rathhaus der Stadt, die weit über das Trottoir vorspringende Front ganz nach spanischer Sitte von Säulen getragen. Die dadurch gebildeten Arcaden oder Portales laufen der ganzen Südseite der Plaza, auch unter dem Französischen Club und den anderen Gebäuden entlang und bilden mit ihren zahllosen kleinen Verkaufsständen und Waarenlagern, mit den vielen Pulquezelten, den dichten, hier auf und ab wogenden Menschenmassen der verschiedensten Stände wohl den Mittelpunkt des Verkehrs. An der Westseite der Plaza erhebt sich das Gebäude der Monte de piedad (die Pfandleihanstalt) und ihr gegenüber, die ganze Ostseite der Plaza einnehmend, die langgedehnte niedrige Front des Palacio nacional, des Regierungspalastes der mexicanischen Republik. Wenn sich das kasernenartige Gebäude mit seiner an 700 Fuß langen Hauptfront und seinen vielen Eingängen überhaupt durch etwas auszeichnet, so müßte wohl zunächst seine enorme Größe hervorgehoben werden. Die Gesammtlänge des Palastes mit seinen Seitenfronten beträgt nicht weniger als einen Kilometer! An den weitgeöffneten Thoren kauern nachlässig zerlumpte Soldaten; Offiziere in leichter Campagneuniform lungern cigarettenrauchend auf den

Bänken, in den weiten Höfen drängen sich Minister, Senatoren, Beamte, Haciendéros, Indianer in buntem Durcheinander. Das ganze Gebäude erweckte in mir lebhafte Erinnerungen an die Ismailia in Cairo, an den Bardo in Tunis, an die Ministerien in Constantinopel, an den Palacio del Gobierno in Buenos Ayres, denn ein eigenthümlicher, ziemlich gleichmäßiger Charakter hängt all diesen halbcivilisirten Regierungen an; und es hat den Anschein, als würde hier viel mehr conspirirt, denn regiert werden — als würden die Entscheidungen im Foyer, statt in den Rathssälen und Bureaux getroffen werden. Leider ist dies in dem unglücklichen Mexico bis auf die jüngste Zeit nur zu wahr gewesen! Wer weiß, ob dieses Mexico nicht viel zufriedener und ruhiger war, als sich noch an der Stelle des Palacio nacional der Palast Montezuma's erhob!


Mexicanische Straßentypen: Siebhändler

Abgesehen von den Bureaux und Empfangssälen des Präsidenten befinden sich in den weiten Räumen auch sämmtliche Ministerien, die Staatscasse, das meteorologische Observatorium und die Säle des Senats. Der eigentliche Sitzungssaal der Senatoren ist höchst einfach und anspruchslos. Besser ausgestattet ist das Cabinet des Präsidenten. Zum mindesten sind dort die Möbel nicht so lahm und verschossen, die Teppiche nicht so abgenutzt, die Vorhänge nicht so verstaubt und vergilbt wie in den anderen Räumen dieses mexicanischen Olymps. Im Cabinet des Secretärs hängt das lebensgroße Porträt des Jupiter Gonzales selbst — eine mächtige Gestalt in schwarzem Salonanzug, das breite, rothe Band eines dunklen mexicanischen Ordens auf der Brust.

In einem Annex des Nationalpalastes befindet sich das nach echter Türkenmanier geleitete Postamt, sowie der botanische Garten, der unter allerhand tropischen Gewächsen auch den berühmten arbol de las manitas, den „Baum der kleinen Händchen“ (Cheirostemon platanifolium der Botaniker) enthält. Die eigenthümliche Pflanze wurde unter dem Namen Tzapalilqui Xochitl von den Azteken als heilig verehrt, ja einer ihrer Kaiser führte ihrethalben mit einem anderen mexicanischen Herrscher einen langwierigen Krieg. Ihr Name rührt von der großen hellrothen Blüthe her, deren Blüthenstengel die Form einer zarten Hand mit etwas einwärts gekrümmten Fingern besitzt. Der Baum

ist in Mexico äußerst selten, ja man behauptet, daß außer dem im botanischen Garten befindlichen nur noch ein zweiter dieser Gattung, und zwar in den Bergen von Toluca zu finden sei.

Mehr noch als die Gebäude, welche die große Plaza Mayor umgeben, interessirte mich das großartige, höchst bewegte und bunte Volksleben, das sich unter den Bäumen des Gartens und unter den Arcaden des Municipiums tagsüber abspielt und bis in die Nacht hinein andauert.

An Festtagen ist auf dem weiten Platz unter dem das ganze Jahr über blauen, wolkenfreien Himmel eine Art Jahrmarkt etablirt — eine Eigenthümlichkeit der mexicanischen und westindischen Städte, der ich in ganz Westindien, Havana, Caracas, Trinidad, ja selbst in den am mexicanischen Golf gelegenen amerikanischen Städten begegnete und die denselben viel Leben und fremdartigen Reiz verleihen. Eine lange Reihe von Limonadebuden, Pulqueschänken und ärmlichen Restaurants zieht sich längs der Südseite der Plaza hin, ja selbst vor dem Sagrario, der Pfarrkirche, haben sich diese Dulcerias und Pulquerias (von Pulque, dem aus Aloësaft bereiteten mexicanischen Nationalgetränk) etablirt, und weiterhin steht zeitweilig sogar ein amerikanischer Circus, der neben dem Gotteshause hingebaut wurde.

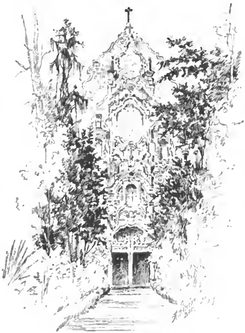

Frauentype.

Die Pulquerias bestehen zumeist aus leichten, lustigen Hütten aus Rohrgeflecht mit Leinwanddächern, nach drei Seiten hin offen. Im Hintergrunde befinden sich einige kolossale Thonurnen von hübscher antiker Form, in lose Sandpyramiden eingebettet, die von den nichts weniger als hübschen und jungen Pulqueweibern fleißig mit Wasser übergossen werden, um durch die Verdunstung das in den Thonurnen enthaltene Getränk kühl zu erhalten.

Ein paar Tische und Stühle vervollständigen die Einrichtung. Die Inhaber dieser Pulquerias sind meistens Indianer, und daß selbst unter ihnen ein bißchen Eitelkeit und Geschäftsstolz bestehen muß, geht aus den farbenreichen Firmentafeln hervor, die über diesen Hütten prangen: „La mas antigua Casa", die älteste Bude dieser Art u. s. w.

Große Vermögen scheinen sich dieselben augenscheinlich nicht zu erwerben, denn nur an besonders heißen Tagen treten Durstige der niederen Stände ein, um ein Glas Pulque oder andere der in der That köstlichen Fruchtwässer

Mexicos, aus Ananas, Orangen, Citronen, Mangos u. dgl. zubereitet, zu verlangen. In der Zwischenzeit lungern die Weiber im Schatten ihrer Buden, die unvermeidliche Cigarette in den Fingern oder mit dem Fange jener kleinen, sechsfüßigen Menschenfresser beschäftigt, die hier ein Gemeingut von Groß und Klein, Jung und Alt zu sein scheinen. In der Mitte des Platzes befindet sich, wie erwähnt, die Centralstation der Pferdeeisenbahnen, welche, obschon erst seit einigen Jahren bestehend, doch schon einen großen Theil des Stadtverkehrs absorbiren. Nicht nur Menschen, auch Waaren werden mittelst eigener Lastzüge hier befördert, ja sogar die Leichenbegängnisse gehen per Tramway! So weit haben wir es in Europa doch noch nicht gebracht!



San Francisco-Kirche in Mexico.

Digitized by Google

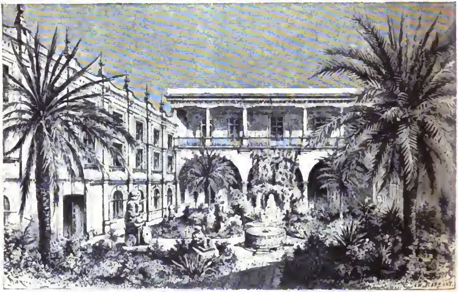
XV.

Aztekische Alterthümer.

Wenn es in Mexico irgend einen Ort gibt, wo man einigermaßen in die Mysterien der aztekischen Civilisation eindringen kann, und wo man eine kleine Vorstellung der Lebensweise, der Künste und Gewerbe der von den grausamen spanischen Horden unterdrückten alten Bewohner Mexicos erhält, so ist es das von Kaiser Maximilian gegründete oder doch namhaft erweiterte Nationalmuseum. Für Denjenigen, der die Ruinenstädte von Tula, Teotihuacan, Palenque, Uxmal u. s. w. besucht und dort nur die fremdartigen Kolossalbauten einer längst untergegangenen, vollständig verschwundenen Civilisation staunend betrachtet, gewährt der Besuch des Nationalmuseums eine überraschend vielseitige Ergänzung. Man kann sich dann sofort die Palastruinen eingerichtet, geschmückt, belebt, bevölkert ausmalen und sich im Geiste um fünf Jahrhunderte zurückversetzen in jene Zeiten, wo noch aztekische Civilisation ausschließlich in diesem großen Reiche geherrscht hat. — Aber wenn auch die im Museum ausgestellten Objecte eine ganze Reihe von Sälen füllen und in ihrer Masse und Mannigfaltigkeit fast erdrückend erscheinen, so sind sie doch im Verhältniß zu der hohen Civilisation, welcher sich die Azteken, den spanischen Geschichtsschreibern zufolge, erfreuten, sowie zu der ins Unendliche gehenden Zahl von Gegenständen, deren sie sich bedient haben mußten und die von der Erde nicht verschwunden sein können, sehr unbedeutend. Jedesmal beim Verlassen des Museums entbrannte von neuem meine Wuth gegen die entsetzlichen Räuber und Mordbrenner, die alten Spanier, und mit wahrer Wollust hätte ich die Halunken

Digitized by Google

wenigstens in effigie verbrannt, da ihnen doch nicht anders beizukommen ist. Wie mußten diese schändlichen Banden gehaust haben, daß selbst von für sie werthlosen todten Steinen nur so viele übrig blieben, um einige Säle des mexicanischen Museums zu füllen! Fast bedauert man, daß Cortez und seine Cumpane je geboren wurden, daß sie je den Fuß nach Mexico gesetzt! Fürwahr, Mexico wäre es viel besser ohne die Spanier ergangen, denn was die Spanier innerhalb dreier Jahrhunderte erreichten, das wäre den Azteken vielleicht beinahe



Hofraum des Nationalmuseums

ebenso gut gelungen. Die Spanier haben der Wissenschaft gegenüber ganz unsühnbare Verbrechen begangen, die Geschichtsforschung in ein Chaos von Muthmaßungen und Theorien zurückgedrängt, aus der sie kaum jemals ganz herauskommen wird; eine eigenartige Civilisation zerstört, die sie durch traurige Sprößlinge hispano-maurischer Cultur ersetzt haben. Wie anders verfuhren doch die Engländer in Indien, die Franzosen in Annam und Nordafrika! Mexico wird für ewig ein Schandfleck in der Geschichte Spaniens bleiben, und das Denkmal dieser Schande ist das mexicanische Nationalmuseum mit den traurigen, geringfügigen Ueberbleibseln aztekischer Cultur!

Digitized by Google

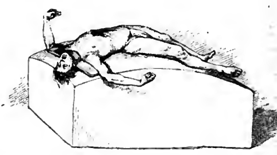
Die Mexicaner haben diese Ueberreste in anschaulicher Weise zur Aufstellung gebracht und sorgen auch für ihre gute Erhaltung. Kaiser Maximilian wies den zu seiner Zeit noch viel unbedeutenderen Sammlungen große stattliche Räume im mexicanischen Nationalpalaste an, Räume, die in jüngster Zeit noch namhaft-vergrößert wurden. Niemals werde ich den Eindruck vergessen, den der innere Hof des Museums bei meinem ersten Besuche auf mich machte. Inmitten stattlicher hoher Palmen und anderer tropischer Pflanzengruppen standen die alten steinernen Götter der aztekischen Mythologie, die Opfersteine, auf denen Menschenblut in Strömen geflossen, die Sculpturen mit den wunderlichen grotesken Zeichnungen — ich konnte sie aus unmittelbarer Nähe betrachten, mit den Fingern berühren! Welche Zeiten haben sie gesehen, welche Wanderungen durchgemacht, bis sie hier zwischen Palmen endlich ihre Ruhe fanden!

Das merkwürdigste der im Hofraum aufgestellten Objecte ist wohl der Stein von Tizoc oder Opferstein, wie er gemeinhin genannt wird — eine enorme kreisrunde Scheibe aus Trachyt von 8·28 Meter Umfang und 0·84 Meter Dicke, respective Höhe, die am 18. December 1791 gelegentlich einer Ausgrabung bei der Kathedrale gefunden wurde. Bis 1824 blieb er im Friedhof der Kathedrale aufgestellt, dann wurde er in die Universität geschafft und 1865 endlich auf seinen gegenwärtigen Standort transportirt. Rings um die Scheibe oder, wenn man will, den Cylinder, befinden sich 15 Gruppen von je zwei menschlichen Figuren aus dem Stein gehauen, von welch letzteren eine in allen Gruppen die gleiche ist und anscheinend einen siegreichen Krieger darstellt, der fünfzehn verschiedene vor ihm niedergebeugte Gefangene beim Schopfe hält. Der siegreiche Krieger ist Tizoc, siebenter König von Mexico, der 1481 bis 1486 regierte, und die fünfzehn verschiedenen Gefangenen stellen ebenso viele verschiedene Nationen dar, welche Tizoc während seiner kurzen Regierungszeit besiegt hat. Die Hieroglyphen längs des oberen Randes des Steines besagen die Namen dieser besiegten Nationen. Tizoc selbst ist in ein reiches Gewand gekleidet, sein Haupt ziert hoher Federschmuck, und seine Rechte hält einen Köcher und Schild. Die Gefangenen, alle mit Pfeilen in der Linken, sind nur spärlich oder auch gar nicht bekleidet. Auf der oberen Steinfläche ist das Sonnenbild mit ähnlichen Dreieckszeichen dargestellt, wie sie sich auf dem sogenannten Kalenderstein vorfinden. Auch hier sind die größeren Zeichen vier an der Zahl oder von einer durch vier theilbaren Zahl. In der Mitte des Sonnenbildes befindet sich eine runde Vertiefung, von welcher eine Rinne bis zum Rande des Steines läuft. War dieser letztere wirklich ein Opferstein?

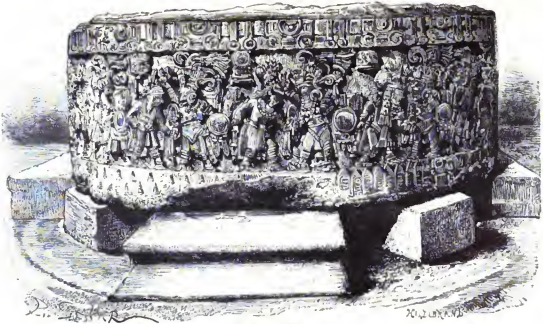
Digitized by Google

Diente die mittlere Vertiefung wirklich zur Aufnahme der Herzen der Menschenopfer und die Rinne zum Ablauf des Blutes?

Padre Duran liefert in seiner Historia de las Indias eine andere Beschreibung des Opfersteins. Ihm zufolge war er aus grünem Jaspis von länglicher Form; seine Länge betrug 5 Fuß, und seine Höhe reichte bis zum Gürtel der Priester; die obere convexe Fläche diente zur Aufnahme der zu opfernden Menschen, denen man die Brust aufschlitzte und das Herz aus dem Leibe riß. Dieser, Techcatl genannte Opferstein, war dem berühmten blutdürftigen Kriegsgott der Azteken, dem Huitzilopoxtli gewidmet, während der Opferstein im Museum, von Orozco y Berra Cuauhxicalli genannt, der Sonne gewidmet war. Im alten Mexico gab es eigene Sonnenpriester, „Ritter des Adlers" genannt, die an gewissen Tagen im Jahre einen Kriegsgefangenen in der



geschilderten Weise der Sonne opferten. Gewöhnlich wählte man zu den grausamen Menschenopfern einen jungen kräftigen Mann, den man zuerst eine Zeitlang in einem Käfig mästete, denn die Dicken scheinen den aztekischen Göttern am meisten behagt zu haben. Während einiger Monate gab man ihnen die delicatesten Speisen und zur Gesellschaft die schönsten jungen Mädchen. Diese Vorbereitungen zum Opfer ließe sich gewiß gerne Jeder gefallen; aber an dem bestimmten Unglückstage wurde der Arme in festliche Gewänder gehüllt und, begleitet von tanzenden und singenden Mädchen, nach dem Tempel geführt. Dort mußte er die Pyramide zum Opferstein emporsteigen und sich mit dem Gesicht aufwärts auf denselben legen. Hierauf stieß ihm einer der Priester das Obsidianmesser in die Brust, dieselbe ihrer ganzen Breite nach aufschlitzend. Ein zweiter senkte die Rechte in die weitklaffende Wunde und riß ihm mit einem Riß das Herz aus dem Leibe, dasselbe der Gottheit zu Füßen legend. Der Leichnam selbst wurde die Tempeltreppen hinabgestürzt. Alle Kriegsgefangenen



Der Stein der Sonne.

Digitized by Google

der Azteken mußten diesen entsetzlichen Tod erleiden, und die gefangenen Soldaten der Cortez'schen Räuberbanden bildeten keine Ausnahme. Die zahlreichen Zuseher dieser Ceremonien begleiteten diese mit Schreien und wildem Tanz, worauf sie nach ihren Wohnungen zurückkehrten und den Tag mit Festmahlen und reichem Genuß von Pulque beschlossen.

Derlei Opfertage fanden in jedem Jahre häufig statt; man opferte, um glückliche Ereignisse, z. B. einen Sieg, die Einsetzung eines neuen Königs 2c., zu feiern, oder auch um Katastrophen vorzubeugen und Unglück zu verhüten. Außerdem wurden bei jedem religiösen Feste Menschen geopfert, und da es deren wöchentlich einige gab, so kann man sich die Zahl von Menschenopfern und den Bedarf an Kriegsgefangenen im alten Mexico leicht vorstellen. Fast täglich floß das Blut in Strömen. Manchen Göttern mußten Frauen, Tlaloe, dem Gott des Wassers, Kinder geopfert werden. Je größer das Fest, desto mehr Menschen wurden geopfert. Bei der Krönung eines Königs fanden mehrere Tausend Menschen auf diese schauerliche Weise ihren Tod, und die Zahl der Menschenopfer wird auf 60.000 in einem Jahre geschätzt.

Zu all diesen entsetzlichen Ceremonien kommt noch eine schlimmere, nämlich der Cannibalismus! Die Priester labten sich am Fleische ihrer Opfer und warfen die Reste den für heilig angesehenen Tigern und Schlangen zu, die in einer Abtheilung des Tempels eingesperrt waren. Wenn man diese Einzelheiten liest, wäre man fast geneigt, die Wuth der Spanier zu verzeihen, mit welcher sie alle Spuren der grausamen aztekischen Gebräuche aus der Welt fegten und alle Tempel dem Erdboden gleich machten. Nur der harte Stein der Götzenbilder widerstand ihnen mitunter oder sie wurden durch Zufall verschont. Andere wurden von den Spaniern vergraben, um den Eingeborenen ihren Anblick zu entziehen, und so kommt es, daß sich einige dieser Kolossalfiguren heute im Nationalmuseum befinden, während vielleicht noch unzählige andere unter der Erddecke schlummern, bis auch die Reihe an sie kommt, ans Tageslicht gezogen zu werden, diesmal aber nicht mehr, um Menschenopfer zu fordern.

Gegenüber dem Sonnensteine befindet sich ein zweites berühmtes Object aus der alten Aztekenzeit, nichts Anderes als das Steinbild des entsetzlichen Kriegsgottes Huitzilopoztli, eine kolossale, aus einem Basaltblock gehauene Statue von 2·56 Meter Höhe und 1·53 Meter Breite, die 1821 ebenfalls auf der Plaza Mayor ausgegraben wurde. Als ich dieser grotesken, zwischen Palmengruppen auf einem Steinsockel stehenden Figur gegenüberstand, frug ich mich, was sie wohl darstelle — ob ein Thier, einen Menschen, eine Gottheit? Die

Digitized by Google

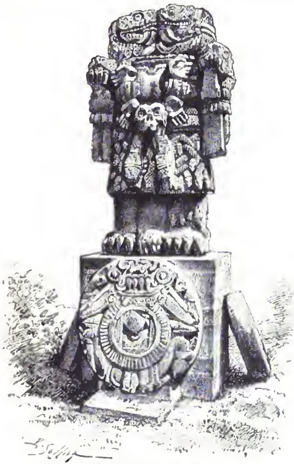
scheußlichste, entsetzlichste Zusammenstellung, die nur dem Hirn eines grausamen, blutdürstigen Volkes entspringen konnte! Der Kopf — ein Todtenkopf — sitzt in der Mitte des Leibes, umgeben von vier abgehauenen, offenen Händen; darüber befindet sich der Kopf eines scheußlichen Ungethüms mit vier Elephantenzähnen, an den übergroßen plumpen Füßen sitzen Tigerklauen und an den Seiten Geierflügel; der Körper selbst ist mit einem Netz dicht ineinander verschlungener Schlangen bekleidet. Ist dieses Unding wirklich der schreckliche Huitzilopoxtli, vor welchem Ströme Menschenblutes vergossen wurden? Ist es die Göttin des Todes, Coatlicue, wie es Chavero versichert? Ist es Teoyamiqui, wie Gama behauptet, der Gott, der auf den Schlachtfeldern die Seelen der gefallenen Krieger sammelte?



Chac-Mool, König von Chichenitza.

Welcher Götze es immer gewesen sein mag, jedenfalls muß er einer der gefürchtetsten und mächtigsten Götter der Azteken gewesen sein, denn er befand sich in dem großen Tempel von Tenochtitlan und, wie Bernal Diaz erzählt, war er derjenige, vor welchem Montezuma die größte Verehrung zeigte. Auch über die anderen steinernen Scheusale, die im Hofe des Museums aufgestellt sind, gehen die Meinungen der Archäologen weit auseinander. So behauptet Plongeon von einer dortigen Statue, die er selbst in Chichenitza entdeckt, daß sie den König der Itzacs, Chac-Mool, darstelle; nach Charnay ist es der Gott des Weines, der indianische Bacchus, und nach Chavero der Gott des Feuers! Man sieht also schon daraus, auf welcher Stufe die Kenntniß der aztekischen Mythologie heute noch steht und welches Chaos hier obwaltet!

Seit zwei Jahren befindet sich dieser ganze Hexensabbath nicht mehr im Hofe des Museums, sondern in einer neugebauten Galerie. Dorthin ist auch



Gott des Todes und des Krieges.

das berühmteste aller aztekischen Monumente, der Humboldt'sche Kalenderstein, transportirt worden, der sich, wie schon erwähnt, zur Zeit meines Besuches von Mexico noch in einem der Thürme der Kathedrale eingemauert befand und dort von den Einflüssen der Witterung sehr zu leiden hatte. Humboldt wunderte sich mit Recht

Digitized by Google

darüber, wie dieser gewaltige Trachytblock von 3·25 Meter Durchmesser und 21.400 Kilogramm Schwere von den Azteken so viele Kilometer weit aus den Bergen nach der Stadt transportirt und dort in dem großen Tempel aufgestellt werden konnte, wo ihnen doch nur die primitivsten mechanischen Mittel zu Gebote standen! Als dieser Tempel am 13. August 1521 dem Erdboden gleich gemacht wurde, blieb der Stein auf der Plaza Mayor liegen, bis er 1550 auf Befehl des Erzbischofs Montufar vergraben wurde. Erst 1790 wurde er wieder gefunden und in den Kirchthurm eingemauert, bis er endlich, hoffentlich für immer, seinen Platz im Museum fand. Ob dieser unter dem Namen Kalenderstein weit bekannte Monolith wirklich den mexicanischen Kalender darstellt, mag dahingestellt bleiben. Es sind darüber die weitläufigsten Erklärungen, Ausführungen und Deutungen seiner Eintheilung veröffentlicht worden, aber wohl alles nur aufs Gerathewohl. Die obere Fläche des Kalendersteins ist mit zahlreichen concentrischen Kreisen bedeckt, deren Mitte wieder ein Sonnenbild einnimmt. Die Eintheilung der Kreise durch eigenthümliche, umgekehrte V ist ebenfalls jener des schon geschilderten Opfersteines ähnlich und ebenfalls stets durch die Zahl 4 theilbar. Ich erwarb in Mexico eine sehr geschickte kleine Nachbildung des Kalendersteins, die mexicanischen Archäologen zum Studium ganz zur Verfügung steht. Vielleicht gelingt es Einem doch, das Räthsel zu lösen.

Andere Monumente im Hofe des Museums waren von den Azteken hergestellt worden, um wichtige Ereignisse ihrer Geschichte zu verewigen. Das merkwürdigste darunter ist ein mit Hieroglyphen bedeckter Denkstein der Erbauung des großen Tempels, ein anderes erinnert an die große Hungersnoth im Jahre 12 Tecpatl (1452). Aber unendlich mehr als diese Denkmäler interessirte mich hier ein merkwürdiges Kreuz aus Basalt von 1 Meter Höhe und 80 Centimeter Breite, dessen horizontale Arme durch zwei Schlangen mit den Köpfen an den Enden dargestellt werden. Die katholischen Priester fanden bei ihrer Ankunft im Aztekenreiche zu ihrer höchsten Verwunderung, daß das Kreuzeszeichen dort schon in allgemeiner Verehrung stand, und es wird von Amerikanisten vielfach behauptet, daß das Christenthum den Azteken bereits vor dem Eintreffen der Spanier in Mexico bekannt war. Thatsächlich tauften die Mexicaner ihre Kinder, um sie von einer Erbsünde zu reinigen; die Otomis glaubten an ein göttliches von einer irdischen Jungfrau geborenes Wesen; die Totonaken glaubten an das Kommen eines Erlösers, Sohn des obersten Gottes; ferner war bei den Azteken eine Art Communion und Beichte gebräuchlich; ihre Priester legten ihnen Fasten und Kasteiungen auf; sie hatten endlich Klöster für Mönche und Nonnen. Die Priester waren ebenso wie jene der Katholiken dem Cölibat unterworfen.

Alle diese Gebräuche wurden bereits drei Jahrhunderte vor dem Kommen der Spanier bei den Azteken eingeführt, und auf dem Amerikanisten-Congreß zu Kopenhagen 1883 wurden zahlreiche Beweise für diese seltsamen Thatsachen zur Sprache gebracht. Man sieht jedenfalls daraus, welch großes Feld Archäologen in Mexico noch offen steht und welche Ueberraschungen uns von dort her noch bevorstehen. Interessanter noch als die Hofräume des Museums sind indessen die Säle gefüllt mit Waffen, Kunstgegenständen und Handgeräthschaften der Azteken, alle von den verschiedensten Arten und Formen. Was den Besuchern des Museums gewöhnlich zuerst gezeigt wird, ist ein Schild aus Thierfellen, mit Federn geschmückt, der wohl kaum die Aufmerksamkeit der Passanten erregen würde, wäre er nicht der Schild Montezuma's II. Der unglückliche Kaiser gab ihn Cortez zum Geschenk, und dieser wieder Karl V. Ursprünglich wurde er im Museum zu Brüssel aufbewahrt, wo ich auch in der dortigen Porte de Hal 1880 den Mantel und Bogen des letzten Aztekenkaisers sah, Gegenstände, die sich wahrscheinlich noch jetzt dort befinden. Die Oesterreicher brachten den Schild nach Laxenburg, von wo ihn Kaiser Maximilian 1865 nach Mexico kommen ließ, um die dortigen Sammlungen zu vervollständigen.

In demselben Saale sind auch die Waffen der Azteken in Vitrinen aufgestellt; ihre elastischen Bogen mit Saiten aus Thierdärmen; ihre Pfeile mit Obsidianspitzen; Lanzen mit aufgesetzten Spitzen aus Stein; Streitkolben, Schleudern und Spieße, die letzteren aus Knochen. Wenn man diese primitiven Waffen betrachtet, so kann man sich die verhältnißmäßig leichte Bezwingung der Aztekenheere wohl erklären. Seltsam bleibt es, daß die Azteken bei ihren Waffen nicht Metalle benutzten. Es waren ihnen doch neben Gold, Silber und Blei auch das Kupfer und Zinn bekannt. Möglicherweise waren diese Metalle zu kostspielig, um sie zu Kriegszwecken zu benutzen. Sie wuschen die Metalle nicht nur aus dem Flußsand, sondern gewannen sie auch in regulären Bergwerken mit Schachten und Stollen, obschon ihnen hiefür nur Werkzeuge aus Obsidian zu Gebote standen. Auf besonders hoher Stufe standen bei ihnen die Goldschmiedekunst und Bearbeitung des Silbers, so daß die Spanier selbst erklärten, manche Gegenstände in solcher Vollendung nicht herstellen zu können. Leider ist von all diesen Kunstwerken weder in Mexico noch in Europa irgend etwas von Bedeutung mehr vorhanden. Die Goldgier der Spanier hat alles zerstört, zerbrochen, eingeschmolzen! Ein Ohrgehänge, drei kleine Figürchen und zwei kleine Goldmünzen mit der eingravirten Zeichnung eines Affen — das ist alles, was das Nationalmuseum zu Mexico von den aztekischen Schätzen aus Gold aufzuweisen hat.

Digitized by Google

Dagegen sind recht zahlreiche Objecte aus Kupfer vorhanden, welches bei den Azteken die Stelle des Eisens vertrat und das sie mit Zinn zu einer harten Composition verschmolzen. Aus diesem Metalle schufen sie Aexte, Messer, Scheren, Nadeln, kleine Zangen, wahrscheinlich zum Ausrupfen der Barthaare, und endlich eine Unzahl anderer Gegenstände. Schmucksachen, wie Ohr- und Nasenringe, Arm- und Fußbänder, Lippengehänge &c., ferner Amulets und Figürchen wurden indessen auch aus Bergkrystall, Opal, Achat, Feldspat und aus Muschelschalen hergestellt, von denen eine große Anzahl in den verschiedensten Formen hier zu sehen sind. Die bemerkenswerthesten Sachen sind die aus dem sehr harten Obsidian hergestellten, z. B. Gesichtsmasken von hoher Vollkommenheit und glatter Politur, ferner Vasen und Figürchen. Von den letzteren ist eine beträchtliche Zahl vorhanden, die allerhand Krieger, Priester, Volkstypen u. s. w. darstellen, ganz wie jene, die man so massenhaft in Aegypten findet, und mit denen sie auch eine unbestreitbare Aehnlichkeit haben. Von den Gesichtsmasken sind mehrere auch mit kleinen Opalen eingelegt. Ein Glaskasten des Museums enthält eine Sammlung alter aztekischer Musikinstrumente, darunter Flöten und Trommeln verschiedener Größen, aber keine besaiteten Instrumente. Die Trommeln bestehen aus hohlen Holzstücken, sind jedoch nicht mit Thierhäuten überspannt.

Den Rest der interessanten Sammlungen bilden einige alte aztekische Manuscripte und Zeichnungen auf Hirschhaut und Papierstreifen von verschiedener Länge. Das Papier wurde aus der Faser der Maguaypflanze hergestellt, und die Schriftzeichen wurden mittelst Pinseln aufgemalt. Sie bestehen aus symbolischen Zeichen, wie die ersten Hieroglyphen der Aegypter. Die Azteken waren in dem symbolischen Niederschreiben von geschichtlichen Ereignissen u. s. w. sehr erfinderisch und flink. So wurde die Ankunft der Spanier in Mexico dem Kaiser Montezuma sofort auf solche Weise zur Kenntniß gebracht. Der interessanteste dieser mexicanischen Papyrus stellt durch derlei symbolische Zeichen die Einwanderung der Azteken dar. Der Ausgangspunkt ist eine von einem Teocalli gekrönte Insel, und der Marsch des Volkes ist durch Fußstapfen ausgedrückt. Die in Mexico damals (im 13. Jahrhundert) ansässig gewesenen Tolteken scheinen dieser Darstellung nach vor den Azteken ohne Widerstand geflohen zu sein, wenigstens sieht man nirgends einen der letzteren dargestellt. Ein anderer Papyrus zeigt die bildliche Darstellung der Hauptstadt Tenochtitlan mit den Zwillingsbergen Popocatepetl und Iztaccihuatl. — Wenn das Museum an derlei Manuscripten und Zeichnungen nicht reicher ist, so hat dies seine Ursache wieder in der Zerstörungswuth der Spanier, besonders der Priester, welche die

Digitized by Google

kostbarsten Schätze dieser Art durch das Feuer vertilgten. Vieles, was ihrer Wuth entging, ist heute in verschiedenen Museen Europas zerstreut.

Auch interessante Gegenstände aus der ersten Zeit der spanischen Invasion sind im Nationalmuseum ausgestellt, vor allem Anderen das berühmte rothe Damastbanner des Fernando Cortez, ferner ein Porträt dieses abenteuerlichen Helden, der Helm und Panzer von Pedro de Alvarado und die Fahne des Heldenpriesters Hidalgo. Die Porträtgalerie zeigt die ganze lange Reihe der spanischen Vicekönige und ein vorzügliches Reiterporträt des Kaisers Maximilian. Als ich mit dem Hute in der Hand vor demselben stand, kamen eben einige mexicanische Officiere in Uniform vorüber, die ebenfalls ihre Käppi abnahmen und lange vor dem Bilde stehen blieben, eine merkwürdige Thatsache, die ich nicht unerwähnt lassen will. Ein vorzüglicher, beschreibender Katalog in spanischer Sprache, verfaßt von dem gelehrten Director des Museums, Gumesindo Mendoza, gibt den Besuchern alle erwünschten Aufschlüsse und findet noch in den sehr werthvollen, illustrirten „Annales“ eine willkommene Ergänzung. Glücklicherweise hat die Regierung die Ausfuhr aztekischer Antiquitäten aus Mexico ebenso verboten, wie die ägyptische, so daß die nun gefundenen Schätze dem Lande verbleiben und das Museum immer mehr bereichern.

Die zweite Abtheilung des letzteren enthält die naturhistorischen Sammlungen, darunter sehr zahlreiche fossile Gegenstände.

Digitized by Google

XVI.

Die mexicanische Armee.

Die Behauptung jenes Philosophen, daß man den Culturzustand eines Volkes nach seinem Seifenverbrauch beurtheilen könnte, gestattet eine Erweiterung: Auch nach dem Zustand seiner Armee kann man ein Volk und dessen Regierung beurtheilen. An Beweisen hiefür fehlt es nicht, wohin man sich auch wenden mag. Ohne Ausnahme haben die auf der höchsten Culturstufe stehenden Völker auch die strammsten, best disciplinirten, best bewaffneten Armeen. Je elender und verwahrloster die letztere, desto tiefer auch die Culturstufe des betreffenden Volkes. Das sieht man in den orientalischen Staaten, in den südamerikanischen Republiken und bis zu einem gewissen Grade auch in Mexico.

Ich sah mexicanische Soldateska auf meiner jüngsten Reise zuerst in El Paso del Norte am Rio Grande. El Paso del Norte ist die wichtigste Grenzstation der Mexicaner gegen die Vereinigten Staaten, aber die Regierung in Mexico legt für den Schutz der Grenzen augenscheinlich mehr Werth auf das breite Flußbett des im raschen Lauf dahinströmenden gelben Rio Grande, als auf die Wachsamkeit seiner Truppen. Es lungern wohl zum Schein ein paar Hundert Mann Infanterie und eine Schwadron Cavallerie, aus 20 Mann bestehend, in El Paso umher, allein die Kerle sehen so ausgehungert und vernachlässigt aus, daß man milde Sammlungen für sie veranstalten möchte.

Sie bilden, wie man mir versicherte, die Ueberreste jener Regimenter, welche man von der Hauptstadt als Expeditionscorps gegen die Apachen aus-

gesendet hatte. In der ersten Zeit schlugen sie sich unter der Anführung eines tapferen Generals ganz wacker; selbst Halbblutindianer, stöberten sie die wilden blutdürstigen Horden der im steten Guerillakrieg lebenden feindlichen Apachen in ihren Gebirgen und Schlupfwinkeln auf, machten viele nieder, nahmen andere mit Weib und Kind gefangen und zeigten, daß ein vortrefflicher Kern in ihnen stecke. Allein der Sold blieb aus, die Regimenter hatten nichts zu essen, nichts zu leben; so wurden sie denn in die einzelnen Dorfschaften auf den Steppen, den „Mesas", einquartiert und der Bevölkerung aufgehaist. Was Wunder, daß sie des Kriegerhandwerks überdrüssig wurden, mitunter ihre prachtvollen Remington-Gewehre und amerikanischen Säbel verkauften und dem Militärstande Valet sagten, d. h. desertirten. Von den Regimentern blieben 100 oder 200 übrig, die sich zu der Garnison nach El Paso schlugen.

Die Amerikaner — „los Americanos" (so bezeichnet man in der neuen Welt kurzweg die Bewohner der Vereinigten Staaten) — scheinen sich fest einzubilden, daß man in Mexico Soldaten nicht zu Zwecken der Kriegsführung hält, denn wenn während ihrer eigenen Kriege in Neu-Mexico und Arizona die feindlichen Indianer sich auf das Gebiet von Alt-Mexico zurückziehen, so kümmern sie sich den Teufel um die mexicanischen Grenzpfähle und ziehen mit dem ganzen Expeditionscorps bis tief ins Innere der Republik. Erst vor drei oder vier Jahren drang der amerikanische General Orth mit seinen Truppen den Indianern nach bis über die „Casas grandes" hinaus, etwa 100 englische Meilen weit in Mexico, und ohne daß sich die Regierung in Mexico gemuckst hätte.

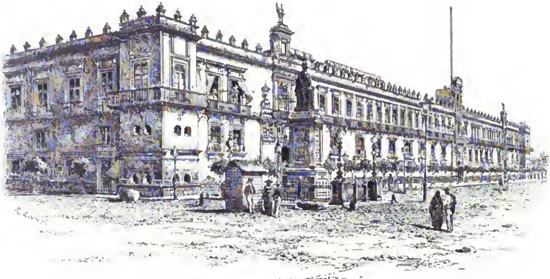
Daß die Mexicaner selber von ihrer Soldateska keinen zu hohen Begriff haben, sah ich täglich auf meiner Fahrt gegen Süden. An manchen Stellen war die Eisenbahn, „ferrocaril central mexicano", bereits hergestellt, und ich konnte somit streckenweise die Züge benutzen. Jedem Zug war, wie schon in einem früheren Capitel erwähnt, zum Schutz gegen räuberische Ueberfälle eine Waggonladung „Rurales" oder Gendarmen unter Anführung eines Officiers beigegeben, aber die Reisenden trugen nichtsdestoweniger durchwegs lange Revolver, Dolche und mitunter Gewehre. Bei jeder Station wurden die mit Waffen und Patronen überladenen „Rurales" aus dem Zug commandirt; einzelne besetzten die Station und die Billetcasse, andere mußten die Eingänge in die Waggons und die Locomotive bewachen, bis das Signal zur Weiterfahrt gegeben war. Dann schwangen sie sich in die Waggons, und die Fahrt ging weiter. Alle sechs Stunden wurden sie von anderen Truppen abgelöst.

In den Hauptstädten jener Staaten, die ich passirte, Chihuahua, Durango, Zacatecas, Aguas Calientes, Queretaro u. s. w., befanden sich durchschnittlich

kaum mehr als 200 bis 300 Mann „reguläres Militär", sobald von solchem überhaupt die Rede sein kann. Ihre einzige Obliegenheit schien in der Bewachung des Staatsgefängnisses und des Regierungsgebäudes zu bestehen. Das „Gros" der Armee befand sich augenscheinlich in der Hauptstadt Mexico selbst — etwa 6000 Mann, darunter die gesammte Feldartillerie. Diese Concentrirung der Artillerie unter den Augen der Regierung hat ihre guten Gründe. Jeder der vier Divisionen der Armee, welche aus je zwei Infanteriebrigaden à drei Regimentern, zwei Cavallerieregimentern und einem Ingenieurscorps bestehen, sind wohl vier Feldbatterien beigegeben, allein die Regierung kennt nur zu gut die Neigung ihrer Generale zu Pronunciamentos und sucht ihnen die Mittel zu dergleichen „Unregelmäßigkeiten" dadurch zu benehmen, daß sie den Generalen die Verfügung über die Artillerie entzog. Diese mit sämmtlichen Geschützen garnisonirt in der Hauptstadt, so daß im Falle einer Revolution die Centralregierung nebst der größeren Truppenzahl auch noch die Artillerie ins Feld stellen kann. Seit 1885 besitzt diese letztere die französischen De Bange-Stahlgeschütze von 8½ Centimeter Caliber, welche noch unter Präsident Gonzales in Frankreich angekauft wurden.

Die 60 activen und 150 pensionirten Generale, die 2000 Oberste und Stabsofficiere erhalten ihren Sold mit passabler Pünktlichkeit, allein von den 15.000 activen Truppen sind, wie mir Officiere selbst erzählten, nur jene bezahlt, welche in der Hauptstadt garnisoniren. Der Rest hat seit Jahr und Tag keinen Sold mehr gesehen. Zuweilen bekommen sie ein Paar Centavos als Almosen, aber in der Regel halten sie sich an der Bevölkerung schadlos oder gehen Nebenbeschäftigungen nach, die, so geringfügig sie auch sein mögen, doch noch einträglicher sind als der Waffenrock. Warum die Truppen der Residenz so pünktlich bezahlt, so verhätschelt und fêtirt werden? Das wird ein Beispiel leicht erklären: Während meines Aufenthalts in der Hauptstadt revoltirte das in Morelia stationirte Regiment und drohte, sich den ausständigen Sold mit Gewalt aus der Staatscasse zu holen. Sofort wurde eines der treuen hauptstädtischen Regimenter nach Morelia geschickt, welches die Revoltanten entwaffnete und gefangen nahm. Derlei kleine Unannehmlichkeiten passirten in den letzten Jahren ziemlich häufig bald in diesem, bald in jenem Staate, allein man machte nicht viel Aufhebens damit.

Gewöhnlich werden die Soldaten in der Provinz von ihren Weibern gefüttert, von denen bei Märschen gewöhnlich ein ganzer Troß mit den Truppen marschirt und die Küche besorgt. Aber auch in der Garnison ist es die Geliebte, welche den im Waffenrock schmachtenden Mars erhält, indem sie sich auf irgend



Der Regierungspalast in Mexico.

Digitized by Google

eine Weise, sei es durch Arbeit, sei es auf weniger legitimem Wege, die Mittel hierzu erwirbt — ein rührendes Verhältniß.

In der Hauptstadt ist der Sitz des Kriegsministeriums, welchem auch die, allerdings nur aus vier Kanonenbooten bestehende Marine untersteht. Zwei dieser letzteren sind in den atlantischen, zwei in den pacifischen Gewässern.

Die Bureaux des Ministers und seiner zahlreichen Generale, Oberste und Officiere befinden sich im Regierungspalast, in welchem der Präsident der Republik und die anderen Minister residiren. Die Ein- und Ausgänge sind stark bewacht, und man sollte voraussetzen, es herrsche hier unter den Augen der höchsten Executivgewalt die strammste Disciplin, aber man wird darin gewaltig enttäuscht. Als ich den Nationalpalast zum erstenmal besuchte, lungerten auf den Steinbänken vor dem Palaste blutjunge Officiere, kaum dem Knabenalter entwachsen, in schmierigen Uniformen, entweder schlafend oder die unvermeidliche Zigarrette schmauchend. Im Thorwege schliefen die Soldaten; die Wachposten hatte ihre Gewehre in eine Ecke gelehnt und kauerten schnarchend daneben.

Ein Major in fadenscheiniger Uniform schlenderte vor dem Palaste auf und ab. Die Soldaten waren in alte Leinwandkittel und ebensolche weite Beinkleider gekleidet, trugen weißleinene Czakos mit über den Kragen fallendem Nackenschutz. Die Fußbekleidung war verschieden. Die Einen trugen Stiefel, die Anderen Sandalen, mit Riemchen an die Sohle gebunden, Andere wieder waren barfuß. Die Officiere „vom Dienste" waren ähnlich gekleidet, nur hatten sie den Leinenkittel mit einem dunklen Waffenrock von französischem Schnitt und ebensolchem Käppi vertauscht. Die Paradeuniform der mexicanischen Truppen ist wie jene der Amerikaner blau.

Der Gotha'sche Hofkalender gibt die Friedensstärke der mexicanischen Armee auf circa 35.000 Mann und 2300 Officiere an; ein mexicanisches Handbuch von 1884 spricht von 22.000 Mann activem Militär. Im Regierungspalast erhielt ich ein officielles Staatshandbuch, dem zufolge der Stand der Armee sich auf 45.000 Mann mit 7000 Pferden und 3000 Maulthieren, ferner 60 Generalen, 600 Obersten und 3000 Officieren beläuft. Die Kriegsstärke sei 131.000 Mann Infanterie, 25.000 Mann Cavallerie und 4000 Mann Artillerie. Total 160.000 Mann.

Indessen kann die mexicanische Armee, vorausgesetzt, daß die erforderlichen Geldmittel vorhanden sind, im Nothfall vielleicht auf eine halbe Million Krieger, allerdings größtentheils undisciplinirte Truppen, gebracht werden. Immerhin bilden sie in Anbetracht ihrer Zähigkeit, Genügsamkeit und bewährten

Digitized by Google

Tapferkeit selbst den Amerikanern gegenüber keinen verachtenswerthen Feind. Die Eintheilung der regulären Armee ist schon erwähnt worden. Von den vier Divisionen befinden sich die Hauptquartiere in Mexico, Tehuacan de los Granados, San Luis Potosi und Guadalajara. Außerdem ist jedoch das ganze Land wieder in Territorialdistricte und jeder der letzteren wieder in Militärzonen eingetheilt, deren Commandant dem Kriegsminister direct untersteht. Es geschieht dies auch nur mit der Absicht, den Einfluß und die Macht der Divisionscommandanten zu schwächen und die Möglichkeit von Militäraufständen auf ein Minimum herabzudrücken.

Die Regimenter bestehen nach der neuen Organisation aus je vier Compagnien à 240 Mann. Diese letzteren sind jedoch nicht etwa streng gesonderte Truppenkörper, sondern es besteht der Gebrauch, sämmtliche Soldaten bei Antritt eines Marsches oder einer Uebung in eine einzige Masse zu formiren und dann erst für die Dauer der Uebung die einzelnen Compagnien abzutheilen, denen man beliebige Officiere zutheilt. Es geschieht dies theilweise auch wieder, um einer Intimität zwischen den Mannschaften und Officieren vorzubeugen, andererseits, um mißliebige Officiere vor Attentaten zu schützen.

Neben der regulären Armee Mexicos unterhält jeder einzelne Staat noch seine eigenen Miliztruppen, welche eine Art Polizeidienst innerhalb der Staatsgrenzen versehen und dem Staatsgouverneur unterstehen. Auch die ausgezeichnete berittene mexicanische Gendarmerie, die sogenannten Rurales, seien hier angeführt, deren 150 Officiere und etwa 2000 Mann in neun Corps eingetheilt werden und wohl die Elitetruppe des Landes, was Tapferkeit und Disciplin betrifft, ausmachen. Ihre Uniform besteht aus dem mexicanischen Nationalcostüm, silberbesetzten Lederjacken, ebensolchen Beinkleidern und dem breiten, großen Sombrero. Ihre Bewaffnung besteht aus einem Karabiner, einem Säbel, der beim Reiten unter dem linken Bein, mit dem Griff vor dem Knie, steckt; zwei Revolvern, zwei Dolchen und einem Lasso, das vorne vom Sattelknopf herabhängt. Dabei sind diese wandernden Arsenale die vorzüglichsten Reiter und tapfersten Haudegen. Ihr Sold beträgt einen Peso per Tag.

Das Budget der Armee und Marine beläuft sich auf $12^1/_2$ Millionen Pesos (à $3^1/_2$ Mark). Der Minister bezieht 8000 Pesos Gehalt und fast ebenso hohe Repräsentationskosten.

Bis vor Kurzem, d. h. bis vor der Eröffnung der Eisenbahnen, wurde indessen die Armee nicht vom Minister, sondern von einflußreichen Generalen beherrscht, und wer sind diese? Alte politische Rädelsführer die man unschädlich machen, Revolutionäre, die man auf die Seite der Regierung bringen will, ja

selbst Briganten, die zu mächtig und zu einflußreich waren, als daß man sie mit einer unbesoldeten, unwilligen Soldateska hätte bezwingen können. Nur ein Beispiel: Während meines Besuches in Morelia, der schönen Hauptstadt des Staates Michoacan, erzählte mir der Wirth der Fonda, das Militär des Staates würde vom Divisionsgeneral P. commandirt, der früher einer der mächtigsten und gefürchtetsten Briganten von Mexico war. Es sei stadtbekannt, daß er auch später noch eine Zeit lang mit seinen alten Kameraden unter einer Decke steckte und von jedem Raube seinen Antheil erhielte. Während mehrerer Jahre kamen nämlich bei derlei Ueberfällen von vereinsamten Haciendas, Einbrüchen, Straßenräubereien &c. die ausgesandten Truppen mit peinlicher Pünktlichkeit stets 24 Stunden zu spät an, ja es wurden während dieser Jahre fast gar keine Briganten gefangen genommen.

Die Regierung hatte weder Gewalt noch Autorität, und unter diesen erbärmlichen Verhältnissen machte man derlei Creaturen wie General P. und viele Andere dadurch unschädlich, daß man ihnen fette Stellen in der Armee zuschanzte und sie diesermaßen an der großen allgemeinen Krippe mitessen ließ. Kann da von Disciplin und Subordination die Rede sein? Wer General in der regulären Armee werden wollte, brauchte nur irgendwo ein Pronunciamento anzuzetteln und sich an die Spitze von ein paar Hundert Revolutionären zu stellen. Sofort wurden Unterhandlungen mit ihm eingeleitet, um ihn gefügig zu machen!

Diese Generale und Stabsofficiere sind also bis auf die jüngste Zeit viel eher Politiker und Briganten der schlimmsten Sorte als Soldaten gewesen, und ihre Unwissenheit in militärischer Hinsicht hat sich in so zahllosen Fällen der letzten Kriege gezeigt, daß einzelne Beispiele wohl kaum anzuführen sind. Als ich in Gesellschaft mehrerer Amerikaner von Mexico nach Pueblo reiste, gesellte sich ein stattlicher Officier von kaum 30 Jahren zu uns. Er trug schwarze enge Reithosen mit hell blinkenden Reihen von Silberknöpfen an den Seiten, große Silbersporen, eine Leinenblouse mit den Abzeichen eines Majors und einen jener gewaltigen Sombreros, den Stolz jedes mexicanischen Caballero. Aus weißem Filz angefertigt, die breiten Ränder mit den schwersten Silberborten eingefaßt, und juwelenbesetzte Agraffen an der Seite, mußte dieser allerdings sehr unmilitärische Hut wohl seine 100 Pesos Fuertes gekostet haben. Die einzige Waffe des Officiers bestand aus einem kolossalen, auf das Prachtvollste in Silber gefaßten, reich ciselirten Revolver, der in einem mit großen Patronen besetzten breiten Leibgürtel steckte. Er stellte sich uns nachher als Major der Gardegendarmerie vor, des Eliteregimentes von Mexico. Mir war die Begegnung

Digitized by Google

recht willkommen, da ich auf der langweiligen Fahrt durch die staubreiche Steppe bis Apizaco Auskünfte über die Armee einzuholen gedachte. Er war höchst liebenswürdig, versprach uns Empfehlungsschreiben an die Commandanten der Fortificationen von Puebla (nebenbei bemerkt die einzigen Festungswerke im ganzen Inlande), wollte uns am nächsten Morgen gesattelte Pferde nach dem Hotel senden u. s. w. Wir wußten, was wir davon zu denken hatten, denn der Mexicaner verspricht in seiner übergroßen Liebenswürdigkeit Alles, Alles — sein eigenes Haus, um es eine Minute darauf wieder zu vergessen. Ich wollte mich mit seinen Mittheilungen über die Armee zufriedengeben, allein auch darin wurde ich enttäuscht, denn er vermochte nicht einmal das Caliber der mexicanischen Feldgeschütze und die Organisation der Artillerie anzugeben! Nur eines erfuhr ich von ihm, daß die Garnison von Puebla schon seit Monaten keinen Sold erhalten hätte.

Das Hauptquartier der Armee ist in Mexico selbst. Dort befindet sich auch das Arsenal, die Kanonengießerei und der Artilleriepark, zu denen ich leider keinen Zutritt erhielt. Hingegen war es mir vergönnt, einer Revue der Garnison vor dem Präsidenten der Republik auf dem prachtvollen Hauptplatz der Stadt, der Plaza de la Constitucion, beizuwohnen. Das Gardegendarmerie-regiment mit unserem alten Bekannten, dem wackeren Major an der Spitze, defilirte voraus, prächtige Kerle von martialischem Aussehen, voll Feuer und Stolz. Ihnen folgten die Zöglinge der Militärakademie von Chapultepec, der mexicanischen Ecole de Saint Cyr. Die jungen Herrchen marschirten wacker drein, in guter Ordnung unter Vorantritt einer jener famosen Militärmusik-banden, welche den Stolz der Armee bilden und fast durchwegs aus ganz vortrefflichen Musikern zusammengesetzt sind. Das Volk applaudirte sie ebenso sehr wie die Zöglinge, die zukünftigen Officiere der Armee. Vielleicht galt der Applaus mehr noch der vortrefflichen Neuerung, den Officiersnachwuchs in der Armee durch geschulte Militärzöglinge, statt durch Ernennung von Briganten und einflußreichen Deputirtensöhnen erfolgen zu lassen. Ihnen folgte die Artillerie, die schweren Geschütze durch Maulthiere gezogen. Die Artilleristen, durchwegs Indianer, saßen stramm auf ihren Thieren und verstanden sich vortrefflich in deren Leitung. Weniger brillant ist die Infanterie, in schlechten Uniformen steckend, schlapp und nachlässig marschirend. Allein vor dem Feinde sind sie wackere, brave, todesmuthige Soldaten. Die Kriege haben dies hinlänglich bewiesen. Allgemein schlugen sie sich auf das Tapferste, folgten einem guten, beliebten Officier unbedenklich überall hin und fragten nicht, wofür und auf welcher Seite sie kämpften. Wird der mexicanische Soldat gefangen und

Digitized by Google

nach dortigem Gebrauch unter die Reihen seiner Unterwerfer gesteckt, so kämpft er gleich darauf mit derselben Tapferkeit gegen seine früheren Kameraden.

In Mexico ist Jedermann vom 20. bis zum 50. Jahre wehrpflichtig, d. h. soweit der Bedarf an Soldaten eben reicht. Eigenthümlich ist jedoch die Art der Recrutirung, die sogenannte „Leva" (Aushebung), wozu der mexicanische Generalstab augenscheinlich Studien in Tunis oder Marokko gemacht haben muß.

Einzelne Compagnien, deren Commandanten die Regierung trauen kann, werden als Werbetruppen ausgesandt. Bei irgend einem Dorfe angekommen, wird dieses heimlich umzingelt und die männliche Einwohnerschaft, soweit Alter und Gesundheit es eben zulassen, als Gefangene nach der Garnison geschleppt. Die Wohlhabenderen dieser Muß-Recruten kaufen sich gewöhnlich durch Bestechung der Officiere los, der Rest bleibt Soldat für Lebenszeit, sollte er nicht desertiren oder sonst ein Mittelchen finden, um loszukommen. Man kann sich lebhaft vorstellen, welche Zustände unter derlei Truppen herrschen. Niemals dürfen die Soldaten einzeln ausgehen. Sie werden unter scharfer Bedeckung spazieren geführt oder dürfen vielleicht auch der Militärmusik auf der Alameda zuhören. Daß jedoch die lustigen Weisen des „Blaubart" oder „Indigo" sie über ihre Entführung aus der Heimat besonders trösten würden, ist nach ihren jämmerlichen Gesichtern nicht gerade anzunehmen. Der mexicanische Soldat ist nur dann bewaffnet, wenn er zu Exercitien oder Manövern commandirt wird. Sobald die Truppe in die Kaserne zurückkehrt, werden die Waffen sorgfältig unter Schloß und Riegel gebracht, um „Ueberraschungen" vorzubeugen, welche in dem Lande der Pronunciamentos nur zu leicht vorkommen könnten.

Um die Desertionen auf das geringste Maß zu beschränken und die Achtsamkeit der Officiere — eigentlich nur Gefangenwärter — bezüglich ihrer Untergebenen zu erhöhen, besteht das Gesetz, daß der verantwortliche Officier im Falle einer Desertion die von dem Flüchtigen mitgenommenen Waffen und Kleidungsstücke aus seiner Tasche ersetzen muß.

Die Disciplin der regulären Truppen ist trotz der geschilderten eigenthümlichen Verhältnisse doch eine ganz vortreffliche, denn Vergehen werden in der strengsten Weise bestraft. So besteht beispielsweise bei der Artillerie eine Strafe, bei welcher dem Schuldigen an Händen und Füßen Seile befestigt werden, deren andere Enden an die Räder zweier einander gegenüberstehender Kanonen gebunden sind. Diese letzteren werden dann so weit als möglich voneinander gezogen und der Unglückliche bleibt so ausgestreckt stundenlang hängen. Gewisse Vergehen werden auch mit Ruthenstreichen bestraft, deren Zahl bis auf

Digitized by Google

fünfhundert steigt. Desertion vor dem Feinde wird mit Erschießen bestraft, wobei auch mitunter ganz eigenthümliche Methoden angewendet werden. Dem Delinquenten wird befohlen davonzulaufen, und im nächsten Augenblicke wird dem bereitstehenden Peloton „Feuer" commandirt. Der Arme macht dann gewöhnlich keinen Schritt mehr weiter, sondern fällt, von Kugeln durchbohrt, todt zu Boden. Im Uebrigen sind die Indianer sehr genügsam — ihr Sold besteht aus sechs Centavos täglich, von welchen sie sogar noch eine Kleinigkeit für ihre Menage beitragen müssen. In Cordoba, einem kleinen, schon in den Tropen gelegenen Städtchen, wohnte ich zufällig ihrem Diner bei. Als Kaserne diente eine alte, hohe Kirche. Der ungeheuerlichste Trompetenlärm rief die hungernde Bande zur Mahlzeit zusammen. Ich dachte, es würde Alarm geblasen, die Briganten stünden vor den Mauern Cordobas, oder am Ende sei gar Revolution ausgebrochen, so urfalsch und gräßlich schlugen diese Trompetentöne an mein Ohr. Ein blutjunges Lieutenantchen stand mit einem großen Suppenlöffel in der Kirchenthüre und vertheilte sorgfältig die Menage, die aus Brühe, etwas Fleisch, Brot und dem Nationalgericht der Mexicaner, den unvermeidlichen Frijoles (schwarzen Bohnen), bestand. Dieses Menu wird nur einmal im Jahre, am Jubiläumstage der Unabhängigkeitserklärung, insoferne abgeändert, als noch eine Fleischspeise und etwas Dolce (Süßigkeiten) hinzukommen. Des Morgens und Abends erhalten die tapferen Leutchen Kaffee und Brot. Auch in Cordoba war das Militär sechs Monate lang ohne Sold, und der Capitän stand eben im Begriffe, seine Truppen in den einzelnen Haciendas einzuquartieren, da die Gelder zur Beschaffung der Menage ausgegangen waren.

Vielfach wurde während meines Aufenthalts in Mexico behauptet, diese Mißwirthschaft würde bald ein Ende nehmen; es ginge jetzt schon viel besser als früher, die Soldaten würden nunmehr regelmäßig bezahlt werden u. dgl. mehr. Allein ich kannte nun meine guten Mexicaner und fürchte, mit den Versprechungen der Regierung ist es ebenso weit her, wie mit jenen des Herrn Majors, der mir in Puebla seine Pferde und sein Wohnhaus versprach.

Indessen sind die Verhältnisse seit dem Regierungsantritte des neuen Präsidenten Porfirio Diaz in der That besser geworden. Diaz selbst ist wohl augenblicklich der bewährteste, tapferste General der Armee, wie er es oft genug vor dem Feinde bewiesen hat, und es war eine seiner ersten Sorgen, die Zustände der Armee zu verbessern und dem Lande dadurch den Frieden zu sichern, daß er durch Concentrirung der Gewalt in seinen Händen den untergebenen Generalen in den Provinzen die Mittel nahm, auf ihre eigene Faust Pronunciamentos in Scene zu setzen.

Digitized by Google

XVII.

Frauenleben in Mexico.

Mögen das rauhe Kriegsleben, die beinahe mittelalterlichen Zustände Mexicos in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts — ich spreche dabei nicht von den Hauptstädten — ihre Marke dem Manne aufgeprägt haben, die Mexicanerin ist aus dieser trüben Periode glücklicherweise wenig verändert hervorgegangen. Warum? Weil eben die Frau in Mexico nicht in die Oeffentlichkeit tritt, weil ihr Wirken und Trachten auf die Räume ihres Heims fast in dem gleichen Grade beschränkt war, wie bei den Orientalen, und auf den guten Kern der aztekischen Einwohner deshalb das Reis altspanischer Corruption nicht aufgepfropft werden konnte. Die Männer allein kamen in Berührung mit diesen rohen, sittenlosen Volksverderbern; weniger drangen diese über die Schwelle des mexicanischen Hauses, in das Heim, in welchem die Hand der Frau über der Familie waltet. Heute sind diese trüben Tage der Prüfung wohl vorüber, und jetzt, wo die Strahlen der Cultur wieder ein wenig durch die Wolken dringen, tritt auch die Frau wieder, ohne Gefahr zu laufen, in die Oeffentlichkeit. Ihr wohlthätiger Einfluß läßt sich schon heute in Mexico herausfühlen.

Gerade wie im Orient, kommt auch in Mexico die Frau mit dem Fremden wenig in Berührung, und man geht kaum fehl, diese allerdings halb freiwillige Absperrung der Frauenwelt indirect dem orientalischen Einflusse zuzuschreiben. Die Mauren haben in Spanien gar viel von ihren Sitten und Gebräuchen zurückgelassen, und als ein paar Jahrhunderte darauf die Spanier Mexico und

Digitized by Google

Centralamerika eroberten, brachten sie auch die ererbten maurischen Sitten mit sich. In Spanien, das mit dem übrigen Europa immer eifrige Beziehungen unterhielt, gingen diese maurischen Sitten nach und nach unter, aber das von aller Welt abgeschlossene Mexico blieb bis auf die jüngste Zeit ebenso, wie es die Spanier umgestaltet hatten. So pflügt heute noch der mexicanische Peon mit demselben biblischen Pfluge, welchen der Syrier und Aegypter gebraucht; so sitzen heute noch Grundherren in ihren feudalen Burgen mit Thürmen und Zinnen, wie die Mauren einst in Spanien und jetzt in Marokko; so haben sich gewisse Haremsgebräuche auch bei den christlichen Frauen der Mexicaner erhalten.



Mexicanerin.

Auf meinen Reisen in Mexico habe ich viele Städte besucht und überall die gleichen Verhältnisse gefunden. Was den Reisenden am freundlichsten und heimlichsten berührt, das ist überall die Sorgfalt, mit welcher in den Städten die Parks und öffentlichen Gärten gepflegt werden, und die Vorliebe für Musik aller Art.

Die Häuser freilich sind düster, mit ihren eisenbeschlagenen, schweren Thoren und stark vergitterten Fenstern Festungen gleich; aber wer durch die kleinen Gucklöcher der Thore in die Höfe blickt, der wird überall die schönsten Blumen und tropischen Gewächse gewahren. In den Bogengängen, welche den Patio des mexicanischen Hauses auf den vier Seiten umgeben, sitzen Papageien auf Ständern, sind Vogelbauer mit Singvögeln aufgehängt. Hinter den Eisengittern der Fenster stehen mehrere Reihen blühender Topfblumen, und gar häufig gewahrt man auf den Spaziergängen durch die stillen Straßen die kleinen Händchen mancher Señorita, wie sie die welken Blätter pflückt, die Blumen begießt und die Vögel liebkost. Frauen, welche Blumen und Gesang so zärtlich lieben wie die Mexicanerinnen, können nicht schlecht sein; und jenes ist nicht

nur der Fall in den großen Städten und bei den besseren Ständen, sondern selbst in den elenden, offenen Palmenhütten der Indianer, in Michoacan Yucatan und Jalisco, fand ich überall einen prächtig gefärbten Papagei oder Singvögel und Blumen.

Was auch manche Reisende gegen die mexicanischen Frauen sagen mögen, ich hörte meistens nur Gutes von ihnen, und je mehr ich selbst von ihnen sah, desto höher lernte ich sie schätzen. Der Fremde kommt eben auf seinen flüchtigen Streifzügen durch das Land selten in Berührung mit der eigentlichen Mexicanerin. Er sieht nur das niedere Mischvolk in den Straßen oder fremdgeborene Spanierinnen in den Salons der fremden Colonisten. Er bewegt sich sonst fast ausschließlich nur unter Menschen seines Geschlechts. Die Verkäufer in den Kaufläden, die Aufwärter in Cafés und Restaurants, die Dienerschaft in den Hotels sind ausschließlich Knaben oder Männer. Selbst auf Reisen kommt man selten zu der Gelegenheit, Frauen zu Gefährten zu haben; denn der Hauptverkehr zwischen den einzelnen Städten geschah bis auf die jüngsten Jahre noch immer mittelst der Diligencia, und der vornehmere Mexicaner miethet gewöhnlich einen eigenen Reisewagen, wenn er mit seiner Familie reist, oder er unternimmt seine Reisen, wenn er nur mit seiner Gattin und nicht mit den Kindern reist, zu Pferd oder Maulesel. Erst die Eisenbahnen, welche in den letzten zwei bis drei Jahren geschaffen wurden, führen zuweilen auch Mexicanerinnen in die Waggons erster Classe. Aber auch dann halten sie sich abgesondert von der Männerwelt.

Ganz wie im Orient stehen auch in Mexico die Frauen dem geselligen Leben großentheils fern. Es gibt selbst in der Hauptstadt nur wenige echt mexicanische „Salons", wie etwa bei uns, und die wenigen Männer, die man dort erblickt, gehören fast ausschließlich dem Kreise der Verwandten an. In den Straßen, bei ihren Einkäufen oder des Nachmittags auf den Promenadeplätzen sind die Frauen in der Regel nur untereinander, gleichviel ob zu Fuß oder in der eleganten Equipage, so daß man beinahe ähnliche Eindrücke empfängt, wie in Constantinopel oder Cairo.

Die einzigen „Salons" nach europäischen Begriffen findet man fast nur in der Hauptstadt und auch da nur bei den fremdländischen Gesandten und einigen Kaufleuten, denn sogar die lange im Lande seßhaften Fremden mit ihren Familien schließen sich vielfach den herrschenden mexicanischen Sitten an. Kleinere, schwer zugängliche gesellschaftliche Kreise bestehen auch wohl unter der sogenannten Aristokratie Mexicos, unter den „Criollos". Wie in Cuba, Louisiana und anderen Ländern am mexicanischen Golf, bilden auch im Lande der Azteken die

Digitized by Google

Creolen die vornehmste Gesellschaftsclasse. In Louisiana sind es die französischen Creolen, in Mexico und Cuba spanische „Criollos“, ohne daß sie sich in ihren gesellschaftlichen Prätensionen, in ihren Sitten und Manieren besonders voneinander unterschieden. In Louisiana fand ich mich wenig zu den Männern hingezogen, wurde aber bald ein eifriger Bewunderer der Creolinnen, deren Schönheit, Grazie und Temperament wohl auch den kältesten Yankee zu ihrem Sklaven machen würde. Aehnlich erging es mir in Mexico. Auch hier sind die Creolen, die Abkömmlinge der alten, mitunter hocharistokratischen Colonialbeamten und der andalusischen Ansiedler, noch immer die vornehmste Gesellschaftsclasse geblieben. Wohl nahm ihnen die große Erhebung der Indianer gegen die spanische Oberherrschaft, zu Beginn dieses Jahrhunderts, den Rückhalt an das spanische Mutterland, aber sie schlossen sich desto fester aneinander. Wohl werden sie noch heute von den Mestizen und Indianern, welche die übergroße Mehrheit der Bevölkerung bilden, verächtlich „Gachupinos“*) genannt und etwas über die Schulter angesehen, allein dem liegt ein gutes Stück Neid zu Grunde, zu dem die mexicanischen Creolen dadurch Veranlassung geben, daß sie, im Gegensatz zu ihren französischen Vettern in Louisiana, von ihrem einstigen, sprichwörtlichen Reichthum viel bis auf heute erhalten haben. Was gab es damals für Schätze! Welche Unmassen Gold und Silber wurden in diesem reichsten Minenlande der Welt dem Boden abgewonnen und nach Spanien gesandt! Mir fällt augenblicklich nur das Beispiel des spanischen Grafen Regla ein, der im vorigen Jahrhundert in Mexico zwei große Schiffe aus Mahagoni und Ebenholz herstellen ließ und sie dem Könige von Spanien mit dem Versprechen schenkte, er wolle ihm, sollte er Mexico besuchen, den Weg von Vera Cruz bis nach der Hauptstadt — eine Entfernung von 400 Kilometer — mit Silberbarren pflastern.



Mexicanerin beim Kirchgang.

*) Vom aztekischen Wort Cac-chopina, gleichbedeutend mit „stechender Schuh“ den Spaniern gegeben, weil sie Sporen an ihren Stiefeln trugen.

Digitized by Google

Diese Großartigkeit ist freilich vielfach dem heutigen „amerikanischen“ Zeitalter zum Opfer gefallen, aber doch zeigt sie sich in den engeren Kreisen der Hauptstadt noch immer. Die „Criollos“ nennen sich nicht mehr, wie einstens, Marquis, Herzöge und Vicomtes, aber sie tragen dafür Sorge, daß man von ihrer aristokratischen Abkunft erfährt und protestiren auch nicht, wenn man sie dementsprechend titulirt. Sie sind stolz auf ihre spanische Abkunft und auf ihr rein europäisches, „weißes“ Blut, obschon es nur noch wenige Familien gibt, denen nicht ein bißchen Indianerblut beigemengt wäre.

Der Unterschied zwischen den Creolinnen und den Mestizen (Mischlingen) ist im Aeußeren nicht besonders auffallend, und gleichviel, ob Creolin oder Mestize, die Mexicanerin ist durchschnittlich eine sehr einnehmende Erscheinung. Sie ist dies selten im europäischen oder amerikanischen Sinne, aber dennoch ist sie mir lieber, als manche der fahlgesichtigen, geschniegelten und geschminkten Puppen aus New-York. Die Mexicanerin ist das Prototyp häuslicher, stiller, dabei doch passionirter Weiblichkeit. Das Yankeemädchen mit seiner vorlauten Suada, seiner sich überall vordrängenden „Selbstständigkeit“, seiner übertriebenen Putzsucht und Koketterie läßt den Europäer häufig kalt und stößt ihn ab. Die Mexicanerin, obschon geistig tief unter der Amerikanerin stehend, zieht an durch ihre Weiblichkeit, ihre Anmuth und Einfachheit, unter der allerdings oft große Leidenschaftlichkeit glühen mag. Von den Toilettenkünsten ihrer Schwestern in Nordamerika verstehen die Creolinnen nur wenig. Sie geben sich wie sie sind. Krankhaft geschnürte Taillen, gewaltige Federhüte à la Rubens und Gainsborough, mit Vogelnestern, Blumenbeeten und Weingärten, Straßentoiletten in wahren Papageifarben, mit Bändern und Schleifen und Volants, sind in Mexico unbekannt, ja sogar in der Hauptstadt nicht einmal zu finden.

Des Morgens wird die Mexicanerin selten sichtbar. Sie waltet zu Hause in ihrem Heim, und die böse Fama behauptet, sie wäre in ihrem Negligé unschön und reizlos. Das mag wohl sein; auf der Straße jedoch zeigen die Mexicanerinnen sich als die liebenswürdigsten und anmuthigsten Geschöpfe, vielfach an ihre Cousinen in Andalusien, vielleicht auch im südlichen Frankreich erinnernd. In den letzten Jahren wagen sie sich, wie gesagt, wohl schon paarweise, ohne Männerbegleitung, in die Straßen, oder sind sie allein, so pflegt ihnen nur noch ein Diener zu folgen. Das ist ein ganz gewaltiger Umschwung der Dinge, ein Beweis großen Fortschritts; denn es ist nur wenige Jahre her, daß eine Frau allein nicht auf die Straße treten konnte, ohne von den leichtsinnigen, stets auf galante Abenteuer lauernden jungen Creolen verfolgt oder gar insultirt zu werden. Heute würde das Niemand mehr wagen. Zudem

benehmen sich diese mexicanischen Señoritas auf der Straße so sittsam, daß man ihre gute häusliche Erziehung auf den ersten Blick erkennt. Ihre Toilette ist gewöhnlich einfach schwarz. Mitunter ist es Sammt und Seide, reich mit den prachtvollsten spanischen Spitzen besetzt, häufig auch nur Kattun und gröberes Material, aber zumeist nur schwarz. Viele Damen zeigen sich in Toiletten nach dem neuesten europäischen Schnitt, andere einfacher, aber stets sind diese Toiletten kleidsam und verrathen bei den Jüngeren einen schlanken, zierlichen Wuchs. Die Mexicanerin trägt auch heute noch keinen Hut. Die schweren, schwarzen Flechten sind in koketter Weise aufwärts gesteckt, vielleicht mit einem bescheidenen Röschen geschmückt. Die Stirn wird von kleinen Löckchen und Kraushaar umrahmt und über Allem thront der große andalusische Schildkrotkamm, eine Stütze für das zarte, seidene Spitzentuch, den Reboso, der das Köpfchen lose umhüllt und, auf die Schultern herabfallend, vorn an der Brust kokett zusammengesteckt ist. Vielleicht schmückt die Brust noch eine Rose oder ein kleines Sträußchen Die Hände sind stets mit Handschuhen bekleidet, meist in lichter, perlgrauer Farbe. Ein schwarzer Sonnenschirm und ein ebensolcher Fächer vervollständigen die Toilette.

Der größte Stolz der Mexicanerin ist ihr Fuß, und ich habe die mexicanischen Damen stark im Verdacht, daß sie ihre Toiletten nur so kurz tragen, um ihre erstaunlich kleinen und eleganten Füßchen zu zeigen. Bei keinem der Völker, welche ich kennen gelernt, fand ich so kleine und dabei so wohlgeformte Füßchen, wie bei den Frauen Mexicos. Sie scheinen denn auch, neben dem Spitzenschleier und dem Fächer, auf ihre Beschuhung die größte Sorgfalt zu verwenden. Man spricht den Spanierinnen viel Geschicklichkeit, ja Beredsamkeit in der Fächersprache zu; aber die Mexicanerinnen sprechen entschieden auch ebenso gut und ebenso deutlich mit ihrem Schleier und ihren Füßchen eine Sprache, deren Wörterbuch noch nicht geschrieben ist. Auf der Straße zeigt sich dies freilich nicht so deutlich, aber auf dem Balcon und in der Theaterloge sind die Mexicanerinnen beredt, ohne den Mund zu öffnen. Dort entfalten sie Abends die Schmetterlingsflügel, die sie des Morgens im schwarzen Puppenkleide verbergen; dort tragen sie ganz reizende Toiletten europäischen Schnittes und entfalten mitunter so viel Anmuth und Pracht, daß sie auch in vornehmen europäischen Salons eine beneidete Rolle spielen könnten. Damit ist es aber allerdings auch abgethan, denn auf besondere Geisteseigenschaften können sie keinen Anspruch machen. Sie sind vorzüglich für das Familienleben erzogen, kochen, stricken, nähen und verrichten alle möglichen Hand- und Hausarbeiten auf ganz geschickte Weise; sie sind brave Gattinnen, hingebende Mütter, ehrlich, aufrichtig und erfreuen sich darin des besten Rufes bei allen Jenen, die sie

durch vieljährigen Aufenthalt im Lande genau kennen gelernt haben. Aber ihre geistige Erziehung ist, wie gesagt, bis auf die letzte Zeit sehr vernachlässigt worden. Wie die Creolinnen in Louisiana und Cuba, lernen sie wohl ein bißchen Französisch, das sie vornehmlich zur Lectüre moderner französischer Romane verwenden. Mit dem Schreiben und weiteren Schulkenntnissen hat es seine gute Weile. Eine geistreiche Frau sagte über sie: „In Europa gibt es für sie nur Spanien, woher sie stammen, Rom, wo der Papst herrscht, und Paris, woher ihre Kleider kommen.“ Erst in der neuesten Zeit wurde eine Anzahl vorzüglicher Mädchenschulen errichtet und die Anstrengungen, die von Seiten der einzelnen Staaten gemacht werden, die Frau einer höheren Bildungsstufe entgegenzuführen, sind von gutem Erfolge gekrönt, ein Beweis, daß die Mexicanerinnen bei weitem nicht talentlos sind. Es war nicht ihre Schuld, daß sie Jahrhunderte lang allen höheren Strömungen fern und so auf die kleinen häuslichen Verrichtungen und eine beschränkte Sphäre weiblicher Thätigkeit angewiesen blieben. Der Friede und die verhältnißmäßig geordneten Zustände des heutigen Mexico gestatteten es den Mexicanerinnen, aus ihrer stillen Häuslichkeit hervorzutreten. Sie bewerben sich in einzelnen Fällen schon um öffentliche Stellungen in Kaufläden, Telegraphenbureaux u. s. w., und es wird nicht lange dauern, bis sich die Mexicanerin ähnlicher Freiheiten und Zugeständnisse wird erfreuen können, wie man sie der Frau in anderen Ländern gewährt; besonders in der Hauptstadt dürfte dies rasch vor sich gehen. Heute freilich kann man kaum annehmen, daß die Mexicanerin nach unseren Begriffen das Leben genießt. Sie wächst abgeschieden und abgeschlossen, streng bewacht von ihren älteren Verwandten, in ihrer Häuslichkeit auf, kommt selten in Berührung mit der Gesellschaft und dem Manne. Wie vor 100 Jahren werden in Mexico die Ehen auf dem Balcon geschlossen. Die jungen Brautwerber entdecken den Gegenstand ihres Sehnens vielleicht am Arme ihrer Mutter auf der abendlichen Promenade, bei der Musik auf der Alameda, im Tramwaywagen oder vielleicht gar nur hinter den vergitterten Fenstern ihres Hauses, wo sie häufig erscheint, um ihre Blumen zu pflegen oder mit den Vögeln zu spielen. Dann tritt die stumme und doch so beredtsame Fächer- und Schleiersprache in ihre Rolle. Die Fensterpromenaden des jungen Werbers werden häufiger, die kleine, hübsche Muchachita setzt sich des Abends immer mehr der Gefahr von Erkältungen aus, es wiederholen sich mit einem Worte ähnliche Scenen, wie sie uns Shakespeare im zweiten Act von „Romeo und Julia“ schildert. Dann aber finden die nöthigen officiellen Schritte durch die älteren Verwandten statt, und regelrecht vor dem Bürgermeister und in der Kirche geschlossene Ehen machen der „Romantik“ ein Ende.

Daß die mexicanischen Frauen mit Vorliebe Cigaretten rauchen und sie mit ganz besonderer Geschicklichkeit zu drehen verstehen, ist bekannt. Das erscheint selbst dem Fremden in jenem Lande, wo Alles raucht, nicht anstößig. Die mexicanischen Damen spielen mit der Cigarette und genießen sie mit so viel Grazie und so viel Naivetät, daß man ihnen das Rauchen nicht übelnehmen kann. Neben dem Cigarettenrauchen haben sie noch eine andere Leidenschaft: sie naschen Süßigkeiten für ihr Leben gern. In keinem Lande werden so kolossale Quantitäten „Dolces" vertilgt, so vielerlei Früchte candirt und verzuckert, so



Lavanderas im Quartier San Lazaro.

mannigfache erfrischende und kühlende Getränke gebraut wie in Mexico. Für ein oder zwei Centavos erhält man die köstlichsten tropischen Früchte, Bananen, Ananas, Mangos u. s. w., frisch oder verzuckert; um dieselbe geringe Summe werden den Spaziergängern kühle, schmackhafte Fruchtsäfte oder Fruchteis angeboten und finden auch in den Señoritas stets bereite Abnehmerinnen. So vergeht den mexicanischen Frauen ihre Jugend, ihr Leben zwischen Früchten und Blumen in ihrem eigenen stillen Heim; und sie finden deshalb wenig Gelegenheit, den Fremden zu beweisen, daß sie besser sind als der Ruf, den sie vielfach noch im alten Europa genießen.

Digitized by Google

XVIII.

Der Popocatepetl.

Eine ganze Woche hatte ich in Mexico vergeblich auf das Vergnügen gewartet, den Popocatepetl zu sehen. Die kühnen Formen dieses mit ewigem Schnee bedeckten Bergriesen waren mir durch zahlreiche Abbildungen wohl bekannt, und schon als ich Monate vorher, den Rio Grande del Norte überschreitend, den Wüstenboden von Chihuahua betrat, sehnte ich mich nach dem Tage, an welchem meine langwierige und beschwerliche Reise durch den Anblick dieses zweithöchsten Berges von Nordamerika gekrönt werden würde.

Nun saß ich in der Hauptstadt, zu Füßen des Vulcans, und mochte ich früh Morgens schon auf den Beinen sein, mochte ich allabendlich das Observatorium des Hotels Iturbide, in welchem ich wohnte, besteigen, der Popocatepetl ebenso wie sein gleichfalls mit ewigem Schnee bedeckter Zwillingsriese, der noch schönere Iztaccihuatl, blieben meinen forschenden Blicken verborgen Dichter Dunst und Wolken lagen über das so herrliche Hochplateau von Anahuac gebreitet, und nur der Chapultepec mit dem Kaiserschlosse Maximilian's wie Montezuma's ragten in nächster Nähe aus der Ebene empor. Fast hätte ich an der Existenz dieser von Sagen umwobenen Bergriesen zu zweifeln begonnen, würde ich nicht auf der schönen Plaza Mayor, einige Straßen weiter, täglich die Nieve de Popocatepetl genossen haben — Schnee von seinen Hängen, versetzt mit köstlichen Fruchtwässern.

Hätte ich den Popocatepetl während dieses langen Wartens so schön und klar und deutlich vor mir gesehen, wie später den Perote, den Nevado de Toluca

und vor Allem den wunderherrlichen Pico de Orizaba, seine Besteigung hätte mich nicht gereizt, und diese Zeilen wären nicht geschrieben worden.

Aber gerade die Beharrlichkeit, mit welcher dieser nahe 18.000 Fuß hohe König der Berge Nordamerikas sich verbarg, verbunden mit den Warnungen meiner Freunde, ließen mich den Entschluß fassen, seinen Gipfel zu ersteigen und seinen Krater mit eigenen Augen zu sehen. Sie kommen ja doch nicht hinauf, amigo, hieß es; Sie gehen ja auf dem Wege zugrunde, wie so viele Andere; entgehen Sie auch den Gletscher- und Schneemassen, den Lawinen, den erstickenden Schwefeldämpfen des Kraters, so entschlüpfen Sie doch den Briganten nicht! Nehmen Sie sich ja in Acht! Um den Berg herum schwärmt es von Ladrones und Rateros, die lassen Ihnen auch nicht das Hemd am Leibe! ....

Am nächsten Morgen stand ich auf der Plaza Mayor, um die Tramvia nach dem San Lazaro-Bahnhof zu nehmen. Es war so früh, daß ich nicht erwarten konnte, die Sprecher von gestern Abend auf der Straße zu sehen. Wären sie mir begegnet, sie hätten mich kaum erkannt und meine Nähe wohl sorgsam gemieden. Ich war entschlossen, daß mir die Brigantes und Rateros von Ameeameca nichts anhaben sollten, und hatte mir deshalb meinen alten, abgenutzten Reiseanzug, die graue Blouse, die Lederhose mit Ledergamaschen und gewaltigen Sporen wieder angelegt, die ich auf meinen Streifzügen in Arizona und Sonora getragen. Auf meinem Kopfe saß ein breitkrämpiger, schwerer Sombrero, im Gürtel staken Revolver, Puñon (Dolch) mit einer Reihe von Patronen, deren glänzende Metallhüllen sichtbar waren, und auf der Schulter ruhte die alte Winchester Flinte, mein treuer Reisebegleiter. So sah ich selbst eher einem Briganten ähnlich, als ich auf der Tramvia dem Bahnhofe von San Lazaro entgegenrüttelte. Vor zwei Jahren noch hätte ich die etwa 58 Kilometer lange Strecke nach Amecamea, am Fuße des Popocatepetl gelegen, noch zu Pferde zurücklegen müssen, auf demselben Wege, den einst Cortez auf seinem Eroberungs- und Raubzuge nach der Hauptstadt der Azteken genommen. Seither war aber eine schmalspurige Eisenbahn von Mexico über Ameeameca, dem Fuße des Popocatepetl entlang nach Morelos, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates, gebaut worden, und man kann deshalb heute von Mexico aus die Schneegrenze des Bergriesen leicht in einem Tage erreichen. Der Bahnhof liegt in dem ärmsten, elendesten Stadttheile von Mexico, dem ruinenhaften, schmutzstarrenden Quartier der Leperos, der Aguadores, Cargadores und Vaequeros — gewiß nicht mit Unrecht nach dem König der Bettler San Lazaro genannt. Diese elenden, abgemagerten, zerlumpten Gestalten erinnerten mich lebhaft an die Fellachen in den Vororten von Alexandrien und Kairo.

Digitized by Google

Ganz wie dort umdrängen sie die Passagiere, um ihr Handgepäck nach der Station zu tragen, aber man muß hier noch besser aufpassen als im Orient, denn diese Leperos sind geborene Diebe, wie gewiß die Hälfte aller Reisenden hier ausgefunden haben dürfte. Welches namenlose Elend in dieser üppigen, sonnigen, tropischen Natur!

Am Billetschalter wurde mir, als ich ein Billet nach Amecameca verlangte, ohne weitere Frage ein solches dritter Classe ausgefolgt, worüber ich



Cargadores im Quartier Son Lazaro.

recht erfreut war, denn es zeugte von der Vortrefflichkeit meiner Briganten-vermummung. Nach dreistündiger Fahrt über die üppig bebaute, lachende Hoch-ebene, an den Ufern des sagenreichen Sees von Chalco vorbei, gelangte ich nach Amecameca, diesem Interlaken von Mexico, und bald war ich für die Nacht in dem ganz passablen Hotel de Ferrocarril untergebracht. Ich befand mich nun am Fuße des Popocatepetl, aber selbst von hier sollte ich sein schneeiges Haupt erst am folgenden Tage zu sehen bekommen.

Amecameca ist ein so reizendes Städtchen, mit so frischer, gesunder Berg-luft, so hübscher, schattenreicher Umgebung, daß ich mich fragte, warum es nicht

schon seit Langem zum beliebtesten Sommeraufenthalt der mexicanischen Reichen geworden. Statt hierher flüchten sie sich über den tropischen Sommer nach Tacubaya, San Angel, Tlalpam u. s. w. Läge Amecameca in Nordamerika, die Yankees hätten daraus längst ein Interlaken gemacht mit großen, fashionablen Karawanseraien, wie in Saratoga und womöglich auch mit einer Drahtseilbahn zum Krater des Popocatepetl. Aber die Invasion der Yankees in Mexico ist jetzt noch von kurzer Dauer. Sie wird auch Amecameca erreichen, und dann Adieu Romantik!

Das Städtchen schlummert jetzt friedlich im Schatten mächtiger Lebenseichen und Cedern, umgeben von goldigen Mais- und Gerstefeldern, die mit Aloëhecken eingefaßt sind. Auf der großen Plaza Mayor stehen Jahrhunderte alte Riesenbäume, durch die stillen, mit ärmlichen Adobehäusern besetzten Straßen murmeln klare, von den Schneebergen herabkommende Bächlein, und der fortschrittliche Geist der Municipalität hat sich bisher nur darin geäußert, daß sie vor einigen Jahren die Straßenbeleuchtung einführte — nicht etwa Gas — sondern Petroleumlampen, die sie auf galgenartige Pfähle an den Straßenecken aufhissen ließ. Am ersten Abend allgemeine Freude unter der Bevölkerung. Am nächsten Morgen große Enttäuschung. Die Petroleumlampen waren sämmtlich verschwunden, gestohlen. Die Rateros hatten sich ihrer bemächtigt. Seit diesem Tage schlummert Amecameca wieder allnächtlich in tiefer Dunkelheit.

Am nächsten Morgen gelang es mir ohne Mühe, zwei indianische Peones und drei Pferde für die Bergbesteigung anzuwerben. Um mich aller Werthsachen der Briganten wegen zu entledigen, hinterlegte ich den Lohn für die Leute bei meinem Wirth, was sie augenscheinlich sehr befriedigte, denn ich mochte ihnen wahrhaftig nicht allzuverlockend aussehen. Decken und Lebensmittel, sowie die sehr nothwendigen Schneebrillen hatte ich glücklicherweise von Mexico mitgebracht. In Amecameca hätte ich sie gewiß nicht bekommen. — Nachmittags unternahm ich noch einen Ausflug auf den Calvarienberg der Stadt, den Sacro monte, der sich von der Plaza ausnimmt wie die große Aztekenpyramide bei Cholula, die ich ein paar Tage vorher bestiegen hatte. Aber der Sacro monte von Amecameca ist kein Werk der Azteken, sondern ein vulcanischer Hügel, dessen Gipfel von einer Kirche und einem ehemaligen Kloster gekrönt wird. Im Schatten uralter, riesenhafter Cypressen und Steineichen, über und über behangen mit dem grauen, in langen Strängen herabfallenden Bartmoos, stieg ich die steinernen Treppen empor, und eben, als ich das Plateau des Gipfels betrat, zerriß die Wolkenhülle, welche die zwei Riesenberge Anahuacs umschleiert hatte,

Digitized by Google

Popocatepetl und Iztaccihuatl erhoben sich vor meinen entzückten Augen in den klaren blauen Himmel!

Wer diese herrlichen Zwillingsberge jemals gesehen hat, der wird sie auch nie wieder vergessen, und selbst jetzt, während ich diese Zeilen niederschreibe, stehen sie in ihrer ganzen blendenden Majestät vor meinem geistigen Auge: Der Popocatepetl ein vollkommener Kegel von wundervollem regelmäßigen Umriß,



Der Iztaccihuatl von Tlamacas gesehen.

der sich scharf von dem klaren blauen Himmel abhebt, der Iztaccihuatl ein langgestreckter, wildgezackter Bergrücken, durch einen tiefen, weiten Sattel von seinem hohen Genossen getrennt, beide bis auf einige 1000 Fuß vom Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt. Der Popocatepetl ist der höhere von beiden, der Iztaccihuatl der schönere. Bei der herrlichen Abendbeleuchtung zeigten sich die beiden Riesen in ihrem schönsten Schmucke. Ich habe sie nie wieder so schön gesehen wie an jenem Abende, und über eine Stunde mochte ich sie bewundert haben. Langsam stiegen die Schatten von ihrem Fuße aufwärts, zuerst an die

goldenen, schnittreifen Mais- und Gerstefelder, dann an den grauen Gürtel der Agaven und Cacteen; dann wieder eine Stufe höher an das satte Dunkelgrün der Fichtenwälder, die ihre Hänge bedecken; unter mir war alles schon in Dämmerung und Nebel gehüllt, aber noch immer brannte die Sonne auf den dunkelbraunen Gürtel vulcanischen Gesteins, der oberhalb der Waldregion die Berge umgibt, noch immer blitzten und leuchteten die meilenlangen weißen Schneefelder grüßend zu mir herüber. Allmählich verschwommen ihre Umrisse in der von der untergehenden Sonne tief dunkelroth durchleuchteten Atmosphäre, das blendende Weiß der Schneefelder wurde wärmer, goldiger, rosiger; endlich verschwand auch der Rücken des Iztaccihuatl in der Dämmerung, und nur die rothgoldene Kuppe des Popocatepetl wurde noch von den letzten Strahlen der längst untergegangenen Sonne geküßt — so hoch oben, so weit entfernt, daß es schien, als wäre sein Gipfel am Firmament aufgehängt, und als hätte er keinen Zusammenhang mit der Erde. Wo noch auf dem weiten Continente nördlich des Isthmus hätte man dieses Schauspiel genießen können?

Und dort sollte ich morgen bei Tagesanbruch hinauf? Die Höhenangaben des Popocatepetl schwanken zwischen 5400 und 6400 Meter. Humboldt, der den Berg nicht bestiegen, sondern nur trigonometrisch gemessen hat, berechnete seine Höhe auf 17.716 Fuß. Der mexicanische Geograph Garcia Cubas auf 5400 Meter, und der Besitzer des Berges selbst, General Ochoa, auf 19.643 Fuß; ja dieser Letztere rechnet für den Pico Mayor, die höchste, noch den Kraterrand um etwa 1500 Fuß überragende Spitze, 21.373 mexicanische Fuß. Mein Freund Jules Leclercq, der Präsident der belgischen geographischen Gesellschaft, welcher den Vulcan sechs Monate vor mir bestiegen hatte, fand nach genauen Messungen 5420 Meter für den höchsten Gipfel und dürfte damit wohl nicht weit von der Wahrheit entfernt sein. Mein eigenes Reisebarometer konnte ich leider für solche Höhen nicht verwenden.

General Ochoa Besitzer des Berges? Gewiß. Der Popocatepetl ist das Privateigenthum von General Gaspar Sanchez Ochoa, Chef des Ingenieurwesens der mexicanischen Armee. Als er noch in der Militärschule zu Mexico studirte, war sein Lehrer Señor Andres del Rio, den Humboldt auf die großen Schwefelablagerungen des Popocatepetl aufmerksam gemacht hatte. Del Rio veranlaßte den jungen Ochoa, von der Regierung die Concession zur Ausbeutung dieser Schwefelminen zu erwirken. Er erhielt nicht nur diese, sondern auch den ganzen Vulcan bis zur Vegetationsgrenze, und der Vulcan wurde zur Quelle seines gegenwärtigen Reichthums. So seltsam und unglaublich es auch klingen mag, der Krater dieses nahezu 18.000 Fuß hohen Berges enthält Schwefel-

Digitized by Google

lager, welche schon seit Jahren und heute noch von indianischen Arbeitern ausgebeutet werden, wohl die höchsten Minen der Welt! Von Mexico aus kann man den Rauch und die Schwefeldämpfe, die dem Popocatepetl (der rauchende Berg) zu seinem Namen verhalfen, nicht erkennen, aber der Vulcan ist noch lange nicht erloschen. Seine letzte Eruption soll zu Ende des vorigen Jahrhunderts stattgefunden haben. Auch Diego Ordaz schildert einen Ausbruch im Jahre 1521, allein die Gestaltung des Kraters und seiner Gesteinsarten läßt nicht darauf schließen.

Als ich am nächsten Morgen mein Zimmer verließ, fand ich Diego meinen Volcanero, gerade mit dem Satteln der kleinen mageren Pferde beschäftigt, und eine halbe Stunde später trabten wir, Amecameca verlassend, auf elendem Wege dem Popocatepetl zu, um das Rancho von Tlamacas, etwa 18 Kilometer entfernt, zu erreichen. Dort sollten wir übernachten und die Besteigung am folgenden Morgen mit Tagesanbruch fortsetzen. Es war eine übel berüchtigte Gegend, welche wir eben durchzogen. Diego vertrieb mir die Zeit mit der Erzählung unzähliger Mordthaten und Raubgeschichten, welche hier in den letzten Jahren vorgekommen waren, und die vielen einfachen, schwarzen Kreuze am Wege schienen seine Angaben zu bestätigen. Bei jedem derselben bekreuzten sich Diego und der Peon, wohl auch ein kurzes Gebet murmelnd. Noch vor einigen Monaten war eine Gesellschaft Amerikaner von Banditen gerade an dieser Stelle angefallen worden, und ich knüpfte deshalb meine Revolvertasche auf und legte meinen Winchester vor mich quer über den Sattel, wohl nur um Diego zu beruhigen, der ungemein ängstlich that und bei jeder Wendung des Weges, bei jeder Barranca (trockenen Bergschlucht) verstohlen um sich schielte. Ich zweifelte nämlich sehr daran, daß die gefürchteten Banditen sich bei unserem martialischen, nichts weniger als philisterhaften Aussehen an uns ihre Zähne ausbeißen würden. Sie hätten uns viel eher für ihresgleichen halten können. Statt der Raubgesellen begegneten wir auch nur kleinen Rinder- und Schafheerden, begleitet von halbnackten, zerlumpten Kindern, oder wohl auch Holzladungen, die aus den großen Fichtenwäldern weiter oben auf ungeschlachten Rollen nach der Stadt herabgeschleift wurden. Wir mußten dann jedesmal die steilen Seitenhänge des schmalen, erbärmlich schlechten Weges hinauf, um den Holztransport vorbeizulassen. Wenn immer wir aus den Schluchten und Hohlwegen herauskamen, gewahrte ich überall üppige Mais- und Gerstefelder und ausgedehnte Fichtenwälder, aus welchen sich die beiden gewaltigen Bergriesen, diesmal in ungemeiner Klarheit, in die Lüfte erhoben. „Sehen Sie jetzt, Señor", meinte Diego zu mir, „können Sie auf dem Gipfel des Iztaccihuatl

Digitized by Google

die Formen der weißen Frau erkennen?" In der That. Der langgestreckte, schneebedeckte Rücken des Berges nahm sich von hier aus wie eine weibliche Gestalt mit aufgelöstem, lang herabfallendem Haar, auf einer Todtenbahre gebettet und mit dem schneeigen Leichentuche bedeckt. Das war also die berühmte „Mujer blanca", „die weiße Frau", welche dem ungeheuren Bergkoloß den Namen gegeben.

„Nosotros indios," erzählte Diego, „glauben immer noch, die beiden Berge werden einmal auferstehen. Sie sind nicht Berge, Señor, sie sind Riesen, Menschen wie wir. Vor langer, langer Zeit hat das Riesenpaar den höchsten Gott herausgefordert, und in seinem Zorne hat er sie zur Strafe in Stein verwandelt. Hier steht der Popocatepetl, und neben ihm liegt seine Gefährtin, die Iztaccihuatl auf der Todtenbahre. Wüthend über seine Ohnmacht vergoß er Lavathränen und schüttelte sich, um sich von den steinernen Fesseln zu befreien, daß die Erde ringsum erdröhnte. — Darum nannten unsere Vorfahren ihn auch Tlaloc, ‚Herr der Stürme'." Mit einem überlegenen Seitenblick auf mich setzte er hinzu: „Aber das glauben nur noch die dummen Peones, nicht wir „gentes de educacion!" —

Je höher wir auf dem elenden, holperigen, von Wildbächen zerrissenen Wege emporkamen, desto seltener wurden die Felder. Riesige Orgelcactus und graublätterige Agaven bedeckten den steinigen Boden, hie und da zeigten sich auch schon Gruppen verkrüppelter Fichten. Nach etwa zweistündigem Ritt erreichten wir auch die beiden isolirten Hügel, den Tetepetongo und Tusantepec, einstige Grabstätten und Opferaltäre der Azteken, in welchen im vergangenen Jahre der Archäologe Charnay bedeutende Ausgrabungen unternommen hatte. Von hier an wurde der Wald dichter, die Fichten immer höher und mächtiger, daß ihre Stämme den Pfeilern einer ungeheuren, natürlichen Kathedrale glichen. Wir waren nun etwa 11.000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, erhaben über aller menschlichen Cultur. Nichts störte die ergreifende Einsamkeit und Stille dieses Urwaldes. Nur der Hufschlag unserer mühselig über Stock und Stein kletternden Pferde war hörbar. Welch prächtiger Ort für einen Raubanfall, dachte ich mir, aber die Herren Banditen ließen die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, obschon gerade hier der Saumpfad von Pueblo nach Mexico mit unserem Wege zusammentrifft. Hier an dieser Stelle, Paraque genannt, war auch Fernando Cortez vor dreieinhalb Jahrhunderten gestanden, als er mit seiner tapferen Soldateska den Eroberungszug nach der Hauptstadt des Aztekenreiches unternahm. Von hier aus hatte er das blühende, üppige Thal von Anahuac mit seiner glänzenden Metropole zum erstenmal gesehen!

Digitized by Google

Wolken, nun schon unter uns, versperrten uns leider den Anblick, den einst der erstaunte Cortez genossen. Wir hätten sonst die große moderne Stadt gesehen, die aus den Trümmern der Residenz Montezuma's aufgebaut wurde; die sechs großen, sie umgebenden Seen, die Städte und Dörfer und Culturen der weißen Eroberer, die seither entstanden sind.

Bald hatten wir, immer höher steigend, auch die Waldregion durchschritten, die Bäume wurden immer spärlicher, und an ihre Stelle traten Moos und graue, buschige, steife Grasknollen, zwischen welchen unsere ermüdeten Pferde vorwärts stolperten. Der majestätische Schneekegel lag nun gerade vor und über uns. Wir hatten weit über die Hälfte seiner Höhe zurückgelegt, aber seine blendenden Schneefelder dehnten sich noch immer so unendlich weit himmelwärts, daß mir sein Gipfel von hier aus noch viel höher vorkam, als von seinem Fuße. Zwischen uns und dem gezackten, in Schluchten und Ravinen tief abwärts greifenden Rande des ewigen Schnees dehnte sich eine steil ansteigende Wüste von Porphyr- und Basaltfelsen und Lavasand aus, die nur mehr spärlicher Vegetation Nahrung bot. Der Weg war so schwierig geworden, daß die armen Pferde nur mit der größten Anstrengung vorwärts konnten und ich sicherlich abgestiegen wäre, hätte ich nicht all meine Kräfte für den kommenden Tag bewahren müssen.

Es war empfindlich kalt geworden. Ich fror ungeachtet meiner dicken Wollkleidung und ungeachtet der häufigen Pulque- und Aguardientestärkungen, zu welchen mich Don Diego immer aufforderte, um die Gelegenheit selbst auch benutzen zu können. Wolken hingen an den Seiten des Vulcans wie leichte Baumwollflocken, aber sie wurden schwerer, dichter, dunkler und verhüllten bald den ganzen majestätischen Kegel, während gerade unter uns eine zweite Wolkenschicht, von der Sonne glänzend beleuchtet, sich wie ein schaumgekröntes Meer unabsehbar weit ausdehnte, mit täuschenden Welleneffecten und schäumender Brandung an den Flanken des Berges. Noch während ich dieses herrliche Schauspiel bewunderte, sandte uns der Bergriese von seinen Schneeflächen her dichte kalte Nebelflocken als Begrüßung. Bald folgten ihnen Schnee und Hagel, dessen Eiskörner dumpf auf unsere Sombreros aufschlugen — Schnee und Hagel im Monat Mai unter 19° Breite, der Breite von Indien, Südarabien und Centralafrika! Schweigend ritten wir, trotz unserer Serapeumhüllung bald bis auf die Haut durchnäßt, weiter. Der Nebel war so dicht, daß wir nur wenige Schritte vor uns hinsehen konnten. Ich hatte zur größeren Sicherheit den Peon mit dem Packthier vorausgesandt, um den von vielen Barrancas zerrissenen, stellenweise ganz weggeschwemmten Saumpfad auszukundschaften, und

Digitized by Google

alle Augenblicke erscholl sein „Cuidado!“ „Aufgepaßt!“ Die Wolke, die wir wahrscheinlich durchritten, hatte uns in weiße Finsterniß gehüllt; ich sah nichts als weiße Watte vor meinen Augen und mußte es schließlich ganz meinem klugen Thiere überlassen, den besten Weg auszufinden. Endlich nach langem Ritt erscholl ein Freudenausruf des Peons durch den Nebel — Aqui está Tlamacas! Wir waren also an dem höchsten Rancho des Popocatepetl, 3960 Meter, fast so hoch wie die Jungfrau über dem Meere gelegen, angekommen.

Vor der Hand sah ich davon freilich gar nichts. Ich hörte rauhe Stimmen, verspürte erstickenden Schwefelgeruch und wurde schließlich von Jemandem bei der Hand genommen, um nach einem anscheinend geschlossenen Raume geführt zu werden, wo ein mächtiges Holzfeuer dunkelroth flackerte. Hier konnte ich wenigstens meine durchnäßten Kleider trocknen. Eine Stunde lang blieben die Wolken auf Tlamacas zu Besuch, dann zogen sie weiter, bergab, die Atmosphäre wurde klarer, wärmer, und plötzlich strahlte auch wieder die Sonne auf den majestätischen Schneekegel, der sich von meinem Standpunkte aus noch weitere 5000 Fuß hoch über mir erhob.

Tlamacas ist ein elendes, nur aus drei ruinenhaften Holzhütten bestehendes Rancho, welches den indianischen Minenarbeitern des Vulcans als nothwendige Unterkunft dient; aber so erbärmlich es auch sein mag, auf der respectablen Höhe von nahezu 13.000 Fuß über dem Meere darf man nichts Besseres erwarten. Der Wind bläst durch die zahllosen Ritzen und Löcher der dünnen Bretterwände, das einzige, kaum taschentuchgroße Fenster meiner Hütte besaß keine Scheiben, und ich beglückwünschte mich darüber, daß zum wenigsten die Thür verschließbar war. Das Thermometer stand nämlich auf 4° C., und wie ich zu meinem Schaden ausfand, sank es zur Nachtzeit sogar unter den Gefrierpunkt. Man kann auch unter den Tropen erfrieren.

Ungeachtet der vielen Besuche, welche Tlamacas in jedem Jahre nicht nur von Volcaneros, sondern auch von Touristen empfängt, mangelt es hier an jedem Comfort. Weder ein Bett zum Schlafen, noch ein Sessel zum Sitzen, noch irgend ein Geräth zum Kochen. Die Einrichtung dieses „Hotels der vier Winde“ besteht aus ein paar etwas über den Erdboden erhöhten, zusammengenagelten Latten, welche als Schlafstellen dienen, wobei man sich gewöhnlich des Sattels als Ruhekissen bedient, einem wackeligen Tisch und einem Gestell zum Aufhängen des Reitzeuges.

Der Rauch des prasselnden Holzfeuers hat keinen Abzug, reizt fortwährend zum Husten und macht die Augen derart schmerzen, daß man sie kaum offen halten kann. Ich ließ demnach das Feuer, sobald wir unsere

Digitized by Google

frugale Mahlzeit nebst köstlichem Kaffee beendigt hatten, wieder ausgehen. Neben dem „Grand Hotel de Tlamacas" befindet sich der Reductionsofen für den aus dem Krater des Popocatepetl gewonnenen Schwefel. Die bläulichen Flammen tanzten bei Einbruch der Dunkelheit gespensterhaft über den großen, irdenen Schmelztöpfen, und die ihnen entsteigenden höllischen Dämpfe vertrieben mich bald aus dem Rancho. Die Umgebung dieser höchsten menschlichen Wohnung Nordamerikas *) ist von unbeschreiblicher Wildheit. Tiefer schwarzer vulcanischer Sand bedeckt den Boden. Der Fichtenwald rings um das Rancho ist durch die Volcaneros stark gelichtet worden, und die übriggebliebenen Stämme tragen nur spärliche Kronen mit von Wind und Wetter stark zerzaustem Geäste. Einige mochte der Blitz gefällt haben, denn sie lehnten geknickt an ihren Nachbarn, während andere halbverwittert auf dem Boden lagen. Alles war mit Schnee bedeckt. Ein paar Dohlen flatterten erschreckt von Baum zu Baum und schüttelten den losen Schnee wie Sand von den Aesten, der im Fallen jenen der unteren Aeste mit fortnahm und in schweren Massen zu Boden fiel.



Volcaneros.

Aehnlich trostlosen Gegenden war ich häufig genug in den Minenregionen der Sierra Nevada in Californien und weiter nördlich in Oregon und Britisch-Columbien begegnet — aber hier unter den Tropen! Ueber alles hinweg ragte hier wieder der vereiste Gipfel des Vulcans, eine herrliche Pyramide, dem zur Rechten das schwarze Basalthorn des Pico del Fraile vorlag, wie die Somma zur Seite des Vesuvs. Von Amecameca aus schienen die starren Massen des Iztaccihuatl nur durch einen kurzen tiefen Sattel von dem Hauptkoloß getrennt; von hier jedoch sah ich, daß die Entfernung wohl an 12 Kilometer betragen mußte. Ueber das Hochplateau von Anahuac lag noch immer eine Wolkenschicht gebreitet, und nur gegen Osten ragte aus diesem feuchten Bett der 13.500 Fuß hohe, wunderbar schöne Kegel des Malinche empor, wie eine Felseninsel aus

*) Mit Ausnahme des Observatoriums auf dem 14.200 Fuß hohen Pikes Peak in Colorado, den ich am 4. August 1876 bestiegen hatte.

Digitized by Google

dem Meere. Die ganze Gegend, die ich von meinem hohen Standpunkt aus gewahrte und in deren Mitte ich mich befand, erinnerte mich eher an die Einöden Labradors und der Hudsonbailänder, so öde, trostlos, verlassen war alles, so traurig die Natur.

Unter Nebel und Wolken ging der Tag zu Ende. In dem Rancho umkauerten die mageren, wilden Gestalten der Volcaneros, in ihre Serapes gehüllt, den Sombrero tief in die Stirne gedrückt, schweigsam ein großes Holzfeuer, dessen Flammen hoch emporlodernd, die Umgebung dunkelroth beleuchteten. Die Pferde standen nahebei, dicht aneinander gedrängt, die Köpfe zu Boden gesenkt. Die armen müden Thiere wußten wohl, daß ihnen morgen ein noch schwererer Ritt bevorstand. Bald lag auch ich, in meine Serapes gehüllt und die Flinte neben mir, in tiefem Schlaf.

Digitized by Google

XIX.

Der Aufstieg zum Krater des Popocatepetl.

Es war 3 Uhr Morgens, als ich bei der bittersten Kälte wieder erwachte. Die Indios lagen noch immer regungslos in ihren Decken. Das Feuer war ausgebrannt, sogar die Asche schon kalt. Mit Mühe rüttelte ich sie aus ihrem Schlafe. Die Pferde waren bald wieder gesattelt, und nachdem wir uns noch durch frischen heißen Kaffee und einen tüchtigen Schluck Aguardiente gestärkt hatten, ging es wieder vorwärts, diesmal, um die Spitze des Vulcans zu erreichen.

Für den ersten Kilometer ritten wir noch durch den Fichtenwald; aber als wir eine breite, tiefe Barranca durchritten und die jenseitige Schluchtwand erklettert hatten, befanden wir uns schon in dem tiefen, losen, schwarzen Sand, welcher den Fuß des eigentlichen Vulcankegels umgibt. Nicht ein einziger Baum wagt sich über die Waldgrenze hinaus; mit scharfem Rande hört hier der Baumwuchs vollständig auf, und nur hie und da zeigten sich noch Moose und buschige Grashalme als letzte Reste der Vegetation. Unsere armen Pferde sanken fußtief in den losen Sand; kaum konnten sie einige Schritte vorwärts waten, ohne zu rasten. Ihre blutunterlaufenen Nüstern waren weit geöffnet, die Augen traten aus den Höhlen, und nur mit Anstrengung konnten sie in dieser dünnen Luft Athem schöpfen. Es war in der That zum Erbarmen, allein wir bedurften später aller unserer Kräfte zu sehr, um jetzt schon abzusteigen. Mein Mozo, den ich auf den trostlosen Zustand der Thiere aufmerksam machte, meinte nur: „Es wird schon gehen, nur langsam vorwärts, poco-a-poco", so daß wir

Digitized by Google

nachher den Vulcan scherzweise den poco-a-pococatepetl nannten. Zwei Stunden ging es so mühselig aufwärts, und ich weiß nicht, ob die Pferde mehr leiden konnten als ich, während ich Zeuge und gleichzeitig die Ursache ihrer jammervollen Anstrengungen war. Endlich erreichten wir die dunklen, La Cruz genannten Felsen, bei welchen die Schneegrenze beginnt. Ein schwarzer verhärteter Lavastrom zieht sich von hier in gerader Linie den Berg hinab, gegen Puebla zu, wie ein Rückgrat aus der ihn umgebenden vulcanischen Asche hervorragend. An seinem obersten Ende steht ein hohes schwarzes Kreuz, La Cruz, das von den Minenarbeitern zum Andenken an die zahlreichen Unglücksfälle errichtet wurde, mit welchen bisher das Gewinnen des Schwefels verbunden war. Manche waren auf der glatten Schnee- und Eisfläche des Kegels ausgeglitten und Tausende Fuß hinabgekollert, Andere waren oben im Krater vor Müdigkeit eingeschlafen, um nie wieder aufzuwachen, wieder Andere waren von wüthenden Stürmen überrascht worden oder hatten im dichten Nebel den Weg verloren und waren irgend einen Felsen herabgestürzt. Nein, so gefahrlos ist die Besteigung des zweithöchsten Berges Nordamerikas gewiß nicht!

Hier stiegen wir endlich von den ermatteten, gänzlich erschöpften Thieren und sandten sie unter Begleitung des Peon nach Tlamacas zurück. Nun kam die Reihe der Arbeit an uns. Ich schnallte mir nochmals meine Ledergamaschen gehörig um, während Diego seine Beine und Füße mit dicken wollenen Fetzen umwickelte, so daß sie bald aussahen, als leide er an Elephantiasis. Bevor ich die dunklen Schneebrillen aufsetzte, um die Besteigung über die schmerzhaft blendenden, glatten Schneeflächen fortzusetzen, warf ich noch einen Blick um mich, denn wer weiß, ob nicht schon in der nächsten Stunde eine Wolke das herrliche, unbegrenzte Panorama wieder verdecken und das offene Buch von Mexico, das nun aufgeschlagen zu meinen Füßen lag, wieder zuklappen würde! Wir waren so hoch, daß wir auf die schneeigen Brüste, auf die kolossalen Formen der Mujer blanca schon herabsehen konnten! Weit draußen in der farbenreichen Ebene lag wie ein Pygmäendörflein die Halbmillionenstadt, mit einem leichten Wölkchen über ihr. Zu ihren Seiten aber wie kleine Spiegelscherben die fünf großen Seen — Hunderte von Städten und Dörfern und Bergen und Flüssen lagen wie eine bunt gemalte Landkarte ganz flach zu Füßen des Berges, und in weitester Ferne begrenzte die hohe Küstenkette von Orizaba und Jalapa das Panorama — eine Landkarte im Maßstabe von 1 zu 1 gezeichnet und einen Flächenraum von vielleicht 10.000 Quadratkilometern umfassend!

„Llegamos Señor Caballero!" Diego weckte mich aus meiner Verzückung, und wir begannen den Aufstieg. Während der ersten halben Stunde

Digitized by Google

wechselten Schnee und vulcanische Asche. Trotz meiner Schneegläser waren die Schneeflächen so blendend, daß ich mich nach der dunklen Asche sehnte, und befand ich mich auf dieser, so sanken meine Füße so tief ein, daß ich froh war, wieder auf den Schnee zu kommen. Je höher wir emporkamen, desto schmerzlicher, beschwerlicher wurde jeder Schritt, und ich mußte nach je fünf, sechs Schritten stehen bleiben, um Athem zu schöpfen, der aber dennoch ausblieb.



Der Kraterkegel des Popocatepetl von Tlamacas gesehen.

Ich war noch nie auf solcher Höhe gewesen, zum erstenmal empfand ich den stechenden Schmerz in meiner Brust, das ungemein heftige Pochen des Herzens, einen Druck auf den Schläfen, als wollte mein Schädel zerspringen. Aber auf halbem Wege umkehren? Nimmer. Also vorwärts! Ich vermeinte stundenlang gestiegen zu sein, und die Uhr sagte mir, es sei nur eine Stunde vergangen! Jeden Augenblick blickte ich aufwärts, um den zackigen Rand des Kraters zu suchen, diese nackten Felsen auf 17.800 Fuß Höhe, die mir jetzt als mein einzig ersehntes Paradies galten, aber je höher wir stiegen, desto weiter, einsamer,

Digitized by Google

eintöniger dehnten sich die blendenden Schneeflächen ohne Grenzen! Schließlich verfiel ich in eine Art stumpfen Brütens, die Fassungs- oder, wenn man will, Denkkraft war geschwunden, ich sah nichts, als den glatten, an der Oberfläche gefrorenen Schnee vor mir und die dicken Beine Diego's, in dessen Fußstapfen ich meine Füße setzte. An Gefahren dachte ich nicht, und doch drohte mit jedem Schritte Verderben! Wäre Einer von uns ausgeglitten, er wäre unrettbar den steilen, Tausende Fuß tiefen Abhang herabgekollert und unten als Leiche angekommen. Gerade eine Woche vorher war dies einem Peon passirt, und der arme Teufel war von seinen Gefährten an derselben Stelle verscharrt worden. Er hatte noch nicht einmal sein hölzernes Kreuz bekommen. — Immer weiter, immer höher! 14-, 15-, 16- bis 17.000 Fuß; und immer noch kein Krater! Es war mir auch gleichgiltig geworden — ich hatte die Empfindung halb eingebüßt. Nach je sechs bis zehn Schritten blieben wir Beide unwillkürlich stehen, um Athem zu schöpfen, die aufs höchste gespannten Nerven zu beruhigen, dann ging es wieder vorwärts, ohne daß der glatte, glitzernde Schnee irgend welche Unterbrechung, Felsen, Lawinenstreifen, Risse gezeigt hätte. Plötzlich verspürte ich starken Schwefelgeruch, und in demselben Augenblicke rief Diego mir zu: „Aqui está el Crater!"

Mit zwei Sätzen stand ich neben Diego, und unwillkürlich faßte ich schutzsuchend seinen Arm, als meine vom Schnee geblendeten Augen den für den ersten Moment unabsehbar tiefen, schwarzen weiten Schlund erblickten. Dann mußte ich die Augen schließen und sank geblendet, ermüdet, von Schwindel erfaßt zu Boden. Ein paar Cocablätter, die mir Diego reichte und die ich kaute, schienen mich bald zu erfrischen, und ich konnte nun ruhiger, wenn auch unter beständigen heftigen Schmerzen an den Schläfen und in der Brust das großartige Naturwunder erfassen. — Ein Riesenkessel von elliptischer Form, 5 Kilometer im Umfang und 300 Meter tief! Vom Fuße dieses gewaltigen Berges gesehen, nahm sich der Gipfel fast wie eine scharfe, klar gegen den Himmel abstechende Spitze aus, und nun sah ich, daß der Umfang des Kraters allein 5 Kilometer betrug! Fast senkrecht fallen die in allen Farben des Regenbogens prangenden Basaltwände in die Tiefe des Feuerschlundes hinab, heller Schwefel sitzt in großen Massen an allen Rissen und Spalten, Rauch und Wasserdampf, geschwängert mit Schwefel, steigt aus Hunderten von Solfataras, über den ganzen Krater vertheilt, herauf und sammelt sich in einer Wolke, welche wie eine Krone hoch über dem Krater lagert.

Stoßweise zischt und pfeift und heult der Dampf aus den Ritzen dieser Teufelsküche, und der Hexenlärm wird durch das von den großartigen Kessel-

Digitized by Google

wänden zurückprallende Echo noch verstärkt. Fast wage ich es nicht, über den aus losem Sand bestehenden Rand des Kraters hinab bis auf den Boden des Schlundes zu blicken. Selbst der Kühnste dürfte hier auf der schmalen Kante des Kraters erbeben, wenn er auf der einen Seite zu seinen Füßen diesen Riesenkrater mit seinem tosenden Innern, auf der anderen die Oberfläche der Erde ein paar Kilometer tief unter sich erblickt! Schüchtern gleitet der Blick die verticalen Basaltwände, diese einstige Bahn des feuerflüssigen Erdinnern, hinab. Drunten füllt ein See mit milchgrünem Wasser den Kraterboden, während rings um ihn die Solfataras heiße Dämpfe aushauchen mit solcher Gewalt, daß sie große Felstrümmer emporheben. Rings um diese Sicherheitsventile der Erde hat sich in großen Mengen und phantastischen Formen hellgelber Schwefel abgesetzt. Der heiße Hauch dieser Respiradores dringt bis zu uns herauf und läßt den schneeigen Hermelinmantel, welcher die Schultern des Popocatepetl bedeckt, nicht bis an den Krater selbst gelangen. In Massen von 6 bis 10 Fuß Dicke liegt der Schnee hier an den zackigen Felskanten, ja seine vereiste Decke tritt über die Schneewand hinweg, aber der heiße Dampf zischt diesem eisigen Mantel ein „Bis daher und nicht weiter!" zu. Gegen Westen erhebt sich der Rand des Kraters noch um ein beträchtliches Maß über unseren Standpunkt, und dieser bisher unerstiegene und auch unersteigbare Punkt, der Pico mayor, ist der höchste des Popocatepetl, jener, auf welchem wir uns befanden, wird Espinazo del Diablo, des Teufels Rückgrat genannt. — Während ich bewundernd einige Aufnahmen des Kraters machte, zog sich ein Ungewitter zusammen. Diego, ein alter erfahrener Volcanero, meinte, es würde nicht lange anhalten, und wir müßten jedenfalls den Sturm vorüberziehen lassen, bevor wir etwas Weiteres unternehmen. In eine Höhlung der Kraterwand gekauert, brauchten wir in der That nicht lange zu warten. Dumpfes Grollen und betäubender Donner in den Tiefen des Vulcans verkündeten das Nahen der Borrasca. Der Dampf und Rauch blieb im Krater liegen, und zeitweilig schossen gelbe und blaue Flammen zischend aus den Schlünden der Solfataras. Die Hitze in unserem Schlupfloch wurde unerträglich, und doch blies über uns eisiger Sturm und trieb dichte Schneeflocken vor sich her, die, innerhalb des Kraterbereiches kommend, sofort schmolzen. — Ich hatte ein ähnliches, grauenhaftes Schauspiel im Jahre 1880 auf dem Vesuv erlebt, aber hier saß ich 14.000 Fuß höher an der Innenwand des Kraters! Niemals werde ich die bange Stunde vergessen, die ich hier oben, eingeschachtelt zwischen den eisigen Massen ewigen Schnees, auf einem der höchsten Berge der Welt und gleichzeitig am Rande des feurig-flüssigen Erdinnern, zubrachte. Aber

Digitized by Google

der Moment hatte doch seine heitere Episode. Diego, der sehr über Durst klagte, zog plötzlich, mit einem zaghaften Seitenblick auf mich, eine schon entkorkte Champagnerflasche aus der Tasche, die er aus meinem Vorrath von Tlamacas mitgenommen hatte und die ihres Inhalts schon zur Hälfte entledigt war. Zaghaft reichte er sie mir, und der herzhafte Schluck that mir auch ganz wohl. Wir benutzten die leere Flasche, welche die Vignette Perier Jouet, Epernay trug, um ein Stück Papier mit unseren Namen und Datum hineinzuschieben und am Grunde der Felsspalte zurückzulassen. — Wer sie wohl gefunden haben mag?

Es erschien mir kaum glaublich, daß hier auf dieser eisigen Höhe von 17.800 Fuß menschliche Wesen wochenlang leben und arbeiten sollten! Und doch, hier waren die Beweise: eine tornamalacate, eine über den Kraterrand hinwegreichende Winde mit dem Seil und Kübel, dem Caballo de las minas, zum Herablassen der Arbeiter und zum Heraufziehen des Schwefels. Hier lagen auch die petates, geflochtene Säcke, in welchen der Schwefel die steile Bergwand bis an die Schneegrenze hinabgeschleift wird. Schon seit 20 Jahren beutet General Ochoa diese höchsten Schwefelminen der Erde aus. Die Volcaneros arbeiten, wenn immer sich eine hinreichende Menge Schwefel abgesetzt hat, abwechselnd eine Woche lang im Krater und erholen sich darauf eine Woche im Rancho von Tlamacas. Eine Woche lang im Krater des Popocatepetl! Der Gedanke allein macht uns schaudern. Die Gefahren für Gesundheit und Leben sind so groß, daß sich die Volcaneros, durchwegs Indianer, ihre Arbeit auch theuer in Geld bezahlen lassen, um nachher selbst einen theuren Tribut an die Natur zu zahlen. Sie leiden schrecklich an ihren Athmungsorganen. Sie verlieren die Zähne und erfreuen sich in der Regel ihres Erwerbes nicht lange. Sie sind an die ungemein verdünnte Luft so gewöhnt, daß sie den Aufenthalt auf dieser Höhe — $5^1/_2$ Kilometer über dem Meeresniveau — leichter ertragen, aber für einen Weißen würde das Wagestück, eine Nacht hier zuzubringen, wohl verderblich werden. Vor einigen Jahren bezahlte es ein Amerikaner, Namens Conkling, mit dem Leben.

Plötzlich, wie das Unwetter gekommen, zog es auch wieder vorüber, und wir krochen aus unserem Versteck. An diesem Tage mochte ich wohl auf Gottes weiter Erde der einzige Mensch gewesen sein, der sich dem Firmament auf diese Höhe genähert, es sei denn, daß ein zweiter Humboldt den Chimborazo, ein zweiter Schlagintweit an demselben Tage die Himalayaspitzen erstieg. 17.884 Fuß über dem Meere, das 200 Kilometer östlich von mir den Continent bespülte, und das ich zur Seite des weißen Zuckerhutes des Orizaba in

der weitesten Ferne zu unterscheiden glaubte! 3000 Fuß höher als der Montblanc, eine der höchsten Erhebungen des Erdballs. Und doch, als ich meine Blicke gegen Himmel erhob, gewahrte ich gerade über mir in stolzen Bogen ruhig einen Adler kreisen! Wie arm und unbehilflich erschien ich mir ihm gegenüber! Hätte ich doch seine Flügel für einige Minuten gehabt! Ich hätte sie wahrhaftig nicht benutzt, um seine Höhen zu erreichen, sondern um auf die bequemste und schnellste Weise aus der Polarregion, in der ich mich befand, wieder in die Tropen zu meinen Füßen zu gelangen.

Polarregion und Tropenregion, beides, mit Allem, was dazwischen liegt, auf dem kleinen Stück Erde von wenigen Kilometern Ausdehnung! Der Reihe nach hatte ich in zwei Tagen alle Zonen der Erde durchstiegen. Wollte ich dasselbe auf ebener Erde ausführen, ich hätte von Amecameca aus eine Reise von 4000 Kilometer direct nördlich ausführen müssen. Den Meridian des Popocatepetl, den 99.° westlicher Länge zu dieser Reise benutzend, hätte ich in Mexico die Tropen, in Texas die Cacteen, in Jowa und Missouri die Weizenregion, an den canadischen Seen die Waldregion, an der Hudsonbai die Grenze der Vegetation erreicht, und den ewigen Schnee, den ich hier 20 Kilometer von Amecameca fand, hätte ich in den eisigen, unzugänglichen Regionen des Baffinslandes suchen müssen!

Diese Betrachtungen stellte ich allerdings erst nachher an. Während ich droben auf der scharfen Kraterkante zwischen Eis und Feuer umherbalancirte, war mein armer Kopf wahrhaftig hierzu nicht angethan. Es fröstelte mich gewaltig, denn das Thermometer war, obschon es eben Mittag war, auf 5° unter Null gesunken, und ich sehnte mich heimlich wieder zurück nach dem schönen warmen Feuer und der behaglichen Holzhütte von Tlamacas. Sie, die mir gestern noch so erbärmlich vorgekommen, war nun das Ziel all meines Strebens. Wenn wir nur schon wieder unten im Walde wären! Wie schön ist doch die Natur dort zu Füßen des Berges, wie verlockend schien sie mir erst recht von hier! — Diego mochte dieselbe Sehnsucht hegen, denn er eilte zu der Tornamalacate und holte eine Petate herbei, die er an den Kraterrand auf den Schnee legte. Wir sollten nämlich den Abstieg nicht wie Caballeros aufrecht, sondern auf dem bescheidensten Theil unseres Körpers vollführen. Ich setzte mich auf die kleine Strohmatte und nahm das vorn darangeknüpfte Seilstückchen zwischen die Beine, Diego setzte sich hinter mich, mit seinen Beinen meinen Leib umfangend. Noch ein letzter Blick auf den Krater, ein Ruck, und im Fluge sausten wir auf der glatten Schneefläche dahingleitend den Kegel hinab. Der Schnee stob zu beiden Seiten in dichten Flocken auf, wie Schaum vom Bug

Digitized by Google

eines Dampfers aufgeworfen. Die eisige Luft durchdrang unsere warmen Kleider, daß wir bitterlich froren und die namenlose Angst mich doch wieder warm werden ließ. Wie, wenn wir auf einen unter dem Schnee verborgenen Felsen stießen? Wie, wenn der losgelöste Schnee in einer Lawine uns verschüttete? Wie, wenn wir in diesem ganz unlenkbaren raschen Fluge an einen Felssturz, in eine Barranca kämen? Aber schneller als diese Gedanken und Befürchtungen flogen wir selbst gleich einem abgeschossenen Pfeil den weißen, blendenden Abhang hinab. Ich hatte die Augen geschlossen, und während ich noch der schrecklichen Dinge harrte, die da kommen sollten, fuhren wir schon auf den harten, losen Sand zu Füßen der Schneegrenze auf.

Von hier hatten wir noch etwa zwei Stunden weit nach dem Rancho von Tlamacas zu gehen. Auch sie waren bald überstanden, und Abends tranken wir bei warmem Feuer die letzte Flasche Champagner, deren Schwester, ihres Inhalts entleert, auf dem Krater des Popocatepetl vielleicht noch heute friert.

Digitized by Google

XX.

Chapultepec und seine Riesenbäume.

Chapultepec! Noch sehe ich sie vor mir, die stolze Kaiserresidenz, diese Alhambra von Neu-Spanien, dieses Miramare der neuen Welt! Feenhaft heben sich seine weißen Mauern und Arcaden über den waldumgürteten steilen Porphyrfelsen empor, und ein Kranz der üppigsten Blumen des Tropenlandes windet sich ihrem Fuß entlang. Vielhundertjährige Cypressen hüten den Aufgang zu diesem, das weite Thal von Anahuac krönenden Herrschersitz, die einzigen stummen Zeugen der bewegten Geschichte desselben, die gleichzeitig die Geschichte Mexicos bildet. Chapultepec ist wohl der schönste Punkt in der schönen Umgebung der alten Aztekenstadt, und seine historischen Erinnerungen sind so reich, so vielumfassend, daß es wohl das erste Ziel der Wanderungen jedes Touristen bildet.

Wenigstens war es mein erstes Ziel nach meiner Ankunft in Mexico, eine Wallfahrt, die ich zu dem schönsten, sichtlichen Denkmal unternahm, das Kaiser Maximilian in Mexico hinterlassen hat. Eine Woche vorher war ich auf dem öden, weißen Cerro de las Campanas bei Queretaro gestanden, wo der edle Monarch unter den Kugeln der Füsiliere vor 22 Jahren sein Leben aushauchte. Kein Denkmal zierte dort jene Unglücksstätte. Drei kleine Steinhaufen mit drei hölzernen Kreuzchen darauf war alles. Keine liebende Hand hatte auch nur das bescheidenste Blümlein dort gepflanzt, von all den 10 Millionen seiner einstigen Unterthanen hatte sich, kaum daß er gefallen war, kein Einziger mehr weiter um ihn bekümmert! Maximilian hat sich sein Denkmal in Mexico

selbst gesetzt durch zahlreiche Schöpfungen zur Verschönerung der Hauptstadt, und ein solches ist, wie gesagt, Chapultepec.

Jeder Stein, jeder Baum auf dem Wege von der schattigen Alameda Mexicos nach der alten Kaiserresidenz ist eine Erinnerung an Maximilian. Von dem kleinen Plazuelo mit der Bronzestatue Karl IV., der ersten großen Statue, welche in der Neuen Welt gegossen wurde, führt eine 2 Kilometer lange schattige Avenue nach Chapultepec, dessen weiße Mauern schon von hier aus, hoch über die Umgebung hinwegragend, sichtbar sind. Auch diese Avenue, der Paseo de la Reforma, wurde von Maximilian geschaffen. Es war in den ersten Morgenstunden, als ich unter den schattigen Bäumen auf der wohlgepflegten Straße hinausritt; zu beiden Seiten der Fahrstraße, heute die beliebteste Nachmittagspromenade der eleganten Welt, sind Fußwege für Spaziergänger, beschattet von mächtigen Eucalyptusbäumen, die am besten geeignet sind, auch die sumpfige, tiefgelegene Ebene zu entwässern. Hier kann man das erstaunlich schnelle Wachsthum dieser Bäume wohl erkennen, denn andere Bäume, Cypressen und Magnolien, welche gleichzeitig mit ihnen gepflanzt wurden, sind Zwerge geblieben im Vergleich zu den gewaltigen Eucalypten. Maximilian, der sumpfigen, ungesunden Lage seiner Hauptstadt bewußt, hatte bei der Anlage des Paseo die Absicht, die Stadt nach dieser westlichen Richtung hin zu erweitern, wo das Terrain etwas höher ist. Wie merkwürdig, daß auch hier in der Neuen Welt sich dieser hauptstädtische „Zug nach dem Westen“ äußert, gerade wie in den Hauptstädten der alten Welt, in Paris, London, Berlin. Was er geträumt, soll nun 25 Jahre später in Erfüllung gehen. Hier wollen die Amerikaner das Fremdenviertel der Stadt, die mexicanischen Champs Elysées, anlegen, und



Auf der Alameda.

Digitized by Google

schon ist eines ihrer Riesenhotels — allerdings eine Nothwendigkeit in Mexico — im Bau begriffen. Die Mexicaner wollten keine Fremdlinge und widersetzten sich den Franzosen wie dem habsburgischen Kaiser; nun kommen die Amerikaner und setzen sich hier auf derselben Stelle fest. Sie sind verhaßter als diese beiden Erstgenannten, aber gegen diese Invasion ist für die Mexicaner kein Kraut mehr gewachsen!

Auf dem Wege nach Chapultepec enthält der Paseo sieben kreisrunde, ebenfalls von hohen Bäumen umgebene Plätze, Rondeaux, und diese sind zur Aufnahme großer geschichtlicher Denkmäler bestimmt. Das erste derselben bildet eben die erwähnte Statue Karl's, das zweite ist ein herrliches Denkmal des Entdeckers der Neuen Welt, wohl das schönste und großartigste, das Columbus bis jetzt gesetzt wurde; das dritte, noch nicht vollendete, ist dem Andenken Guatemozin's, des letzten Kaisers der Azteken, geweiht, und sonderbarerweise wird das nächste Denkmal seinen grausamen Mörder, Fernando Cortez, darstellen, denselben, der den Aztekenkaiser wie einen gewöhnlichen Missethäter an einen Baum aufknüpfen ließ! Der Nachbar Cortez' in dieser steinernen Galerie ist niemand Anderer als Juarez, der Mörder Maximilian's, und wer weiß, ob der nächste noch unbesetzte Platz nicht etwa seinem Opfer, dem Kaiser selbst, bestimmt ist? Wie doch die Geschichte mit uns Fangball spielt, wie ironisch sie mitunter im Lauf der Jahrhunderte das Blatt wenden läßt! Wer mag doch auf den letzten Platz, den Chapultepec am nächsten liegenden, aufgestellt werden? Vielleicht der dritte der drei letzten hingemordeten Kaiser, vielleicht Iturbide?

Die Stadtverschönerungspläne Maximilian's haben wenigstens gute Früchte getragen, nicht nur in der Anlage dieser Werke, sondern auch in ihrer guten Pflege. Während meines Spazierrittes auf dieser Schubra-Allee wurden die Wege eben mit Wasser bespritzt, aber auch wieder in echt mexicanischer Weise. Halbnackte Aguadores holten sich das Wasser in Eimern aus den nahen Wasserleitungen und gossen den Inhalt mit kräftigem Schwunge über die ganze Breite der Straße. Ob dies mit den Grundsätzen der Oekonomie im Einklang steht? Ein Paar Wasserfässer würden die Arbeit von 100 Aguadores ersetzen!

Ein Eisengitter umschließt den großen, weltberühmten Cypressenpark von Chapultepec, aus dessen Mitte der gewaltige, 200 Fuß hohe Porphyrfelsen mit dem ihn krönenden Schloß emporsteigt. An der Eingangspforte lungerten die Soldaten der Wachmannschaft — die Einen lagen schlafend auf dem grünen Rasen, Andere unterhielten sich in recht ungenirter Weise mit jungen Mädchen, und der Wachtposten selbst saß, das Gewehr neben sich, auf der Treppenstufe

des Wachthauses und verzehrte eine Banane! Ich galoppirte unbeanständet an ihnen vorüber, durch den schattigen Park zum Schloß hinauf. Von den Bauten, welche schon im 8. Jahrhundert von den Tolteken und mehrere Jahrhunderte später von den Chichimeken hier errichtet wurden, ist heute ebensowenig mehr eine Spur vorhanden, wie von dem Palast Montezuma's. Nur einige halb zerstörte Basreliefs in einer Felswand sprechen von den früheren Besitzern dieses herrlichen Ortes. Das gegenwärtige Schloß wurde zuerst unter dem Vicekönig Galvez im letzten Jahrhundert mit einem Kostenaufwand von 300.000 Dollars aus den Trümmern des Aztekenpalastes erbaut, war aber damals mit seinen Bastionen und Thürmen viel eher eine Bergfeste als ein Lustschloß. 1847 wurde es von den Amerikanern unter General Pillow erstürmt. Hier sowie auch bei der Erstürmung der nahen Molino del Rey (Königsmühle) am 8. September 1847 zeichnete sich Lieutenant Grant, der spätere Schlachtenlenker, durch seine Tollkühnheit aus. Maximilian wählte Chapultepec (gleichbedeutend mit „Heuschreckenberg") zu seiner Residenz und ließ das alte Gemäuer derart umbauen und verschönern, daß es zu einem wahren Feenpalast wurde. Das untere Schloß, auf der ersten Terrasse stehend, enthält heute das „Colegio militar", die Militärakademie Mexicos, wo etwa 250 Zöglinge während einer fünf- bis siebenjährigen Studienzeit zu Officieren herangebildet werden. Das ehemalige Kaiserschloß erhebt sich auf einer etwas höher gelegenen Terrasse und krönt mit seinen ebenso malerischen als prachtvollen Façaden, Bogengängen und pompejanischen Galerien den in der weiten Ebene isolirt dastehenden Felsen. Blendend weiße Marmortreppen mit vergoldeten Geländern führen in die oberen Stockwerke, Statuen und reiche Wandgemälde zieren das Treppenhaus und die Corridore. Von der luxuriösen Einrichtung der kaiserlichen Gemächer ist nichts übrig geblieben als einige Tische und Candelaber — alles Andere ist verschwunden, in alle Winde verstreut. Mehrere Toiletten der Kaiserin und einzelne Schmuckgegenstände, darunter auch ein mit Diamanten reich besetztes Opernglas, befinden sich nebst vielen Andenken an den Kaiser im Besitze eines deutschen Apothekers in Mexico. Nur der Palast selbst ist zurückgeblieben, weil er eben nicht fortzutragen war; der Palast mit seinen zu Blumengärten ausgelegten, mit Fontainen geschmückten Höfen, seinen langen Bogengängen, seinen Terrassen und den flachen Dächern, von denen man die entzückendste Aussicht auf die weite Ebene von Mexico, auf die großen Seen, die beiden Schneeriesen Popocatepetl und Iztaccihuatl und endlich auf die Stadt selbst genießt, die sich von hier aus mit ihren zahlreichen Thürmen und Kuppeln Florenz nicht unähnlich zeigt. 1887 wurde der Palast, auf demselben Boden stehend,

Digitized by Google

der einst den Toltekenfürsten, dann den Aztekenkaisern, später den spanischen Vicekönigen und schließlich dem Habsburger Kaiser als buen retiro gedient hat, neuerdings restaurirt und eingerichtet, und seit 1888 dient er dem Präsidenten der modernen Republik Mexico als officielle Residenz. Eine tausend-



Das Schloß des Kaisers Max am Chapultepec.

jährige, reich bewegte Geschichte liegt hinter ihm; was birgt noch die Zukunft in ihrem Schoß?

Aber Chapultepec wäre nicht zu solcher Berühmtheit gelangt, besäße es nicht in seinem weiten Park zu Füßen des „Heuschreckenberges" ein achtes Weltwunder. Staunend betrachtete ich hier die gewaltigen Cypressen, wahre Riesenbäume, die sich an Massigkeit wohl nur mit den berühmten Sequoyas von Mariposa und Calaveras in Californien vergleichen lassen. Sie mögen schon gestanden haben, als die Tolteken hier hausten, in ihrem Schatten mögen Montezuma und gewiß auch Cortez geruht haben. Wenn sie doch sprechen,

Digitized by Google

erzählen könnten! Die Geschichte mit ihren großen Ereignissen ist über sie hinweggezogen und hat sie unversehrt gelassen, während rings um sie Städte vernichtet wurden, Paläste Stein um Stein zerfielen und selbst die Natur sich geändert hat! So sind sie wie eine Haarlocke der Neuen Welt, als sie noch eine blühende Jungfrau war, unbezwungen von dem weißen Verführer. Mit Stämmen von 12 bis 15 Meter Umfang und auf 50 bis 60 Meter Höhe emporsteigend, breiten sich ihre Kronen wie Dome über den Garten zu ihren Füßen, und obschon die Blätter dieser Cypressen*) klein und jenen der Akazien nicht unähnlich sind, so sind sie doch undurchdringliche Schattenspender. Die Ursache davon sind die ungeheuren Massen von Tillandsien, die in grauen, wolligen Strängen von jedem Zweig, jedem Aste auf 1 bis 2 Meter Länge herabhängen, wie graue Bärte von Greisen. An manchen Stellen bedecken sie den Baum so vollständig, daß man kaum die Rinde seiner Aeste wahrnehmen kann — man könnte sagen, der Staub und Moder von Jahrhunderten ruhe auf ihnen. Aus der Ferne betrachtet sehen sie aus wie gewaltige Trauerweiden von grauer Farbe. — Diese Tillandsien sind übrigens in den amerikanischen Tropen überall zu finden, selbst in den Urwäldern am Mississippi bis hinauf nach Tennessee, und östlich bis Florida bedecken sie die Bäume. Ebenso in Westindien und Südamerika bis in das südliche Brasilien, wo sie barba blanca, „weißer Bart" genannt werden. In Nordamerika sind sie unter dem Namen Mississippimoos bekannt.

Die Stämme der Riesencypressen von Chapultepec sind sämmtlich noch saftig und unverdorben. Auf 10 bis 20 Meter Höhe spalten sie sich in kolossale Aeste, die gewöhnlich unter einem spitzen Winkel schräg auslaufen und an ihren vielverzweigten Enden durch das Gewicht des Moos- und Blätterschmuckes nach abwärts gedrückt werden, so daß sie in schönen Bogen geschwungen erscheinen. Die Rinde dieser Riesenbäume ist ebenfalls eigenthümlich. Sie erscheint wie mit einem Geflecht starker gewundener Drahtseile bedeckt, die sich ähnlich kreuzen, wie die Stäbe der Muscharabies in den Fenstern der alten Häuser in Cairo. Eidechsen eilen massenhaft auf diesen Stämmen auf und ab und verstecken sich raschelnd im Grase bei der Annäherung eines Menschen. Wie alt diese gewaltigen Bäume, deren es wohl mehrere Hunderte gibt, sein mögen, kann auch nicht annähernd bestimmt werden, denn selbst auf die Jahresringe kann man sich in den Tropen in Folge der gleichmäßigen Jahrestemperatur und aus anderen Gründen durchaus nicht verlassen.

*) Cupressus disticha; ihr aztekischer Name ist Ahuehuete.

Der größte der Baumriesen von Chapultepec ist der Arbol de Montezuma, mit einem Stamm von 15 Meter Umfang und einer Höhe von 60 Meter. Leider spaltet sich dieser mächtige Stamm auf etwa 5 Meter Höhe in zwei Aeste, deren jeder bei einem Umfange von 6 Meter (!) noch 9 Meter ungetheilt emporsteigt. Erst auf dieser Höhe von 15 Meter über dem Erdboden entsteht die eigentliche Baumkrone! Madame Calderon de la Barca, der wir ein reizendes Buch über Mexico verdanken, war ganz überwältigt von dem Anblick dieses Riesen, und in seinem Schatten träumend, läßt sie den letzten Kaiser der Azteken hier mit den Schönen seines Harems lustwandeln. Diese Stelle ihres Buches ist von fast allen folgenden Verfassern mexicanischer Reisebücher nachgesprochen worden. Indessen hatte dieser letzte Kaiser, Guatemotzin, während seiner kurzen Regierung in beständigem Zwist mit den spanischen Eroberern, wahrhaftig keine Zeit zu solchen Schäferspielen, und meint die Verfasserin den Kaiser Montezuma, so mag ihr entgegnet werden, daß Montezuma wohl einen Harem besaß, welcher aber gerade wie die türkischen Harems eingesperrt war und mit dem er nie lustwandelte.


Die Montezuma-Cypresse zu Chapultepec.

In der Nähe der Montezuma-Cypresse sprudelt eine klare, starke Quelle aus dem Felsen, Montezuma's Bad genannt, deren Wasser mittelst eines großartigen Aquäducts von 900 Bogen nach der alten Aztekenstadt geleitet wurde. Die Spanier stellten den Aquäduct 1779 wieder her und führten das Wasser nach dem südwestlichen Theil Mexicos, wo der Aquäduct in einer eigenthümlichen Fontaine in aztekischem Stil, Salto del Agua genannt, endigt. Noch ein zweiter Aquäduct führt den Park von Chapultepec entlang nach der Stadt, aber er bringt sein Wasser aus etwa 30 Kilometer Entfernung von derselben aus den Bergen de los Leones und der el Desierto genannten Wildniß, lange Zeit ein Schlupfwinkel der Straßenräuber und Diebe.

Als ich nach einem vortrefflichen Almuerzo in der, Chapultepec nahen reizenden Gartenstadt Tacubaya wieder mein Roß bestieg, um nach Mexico zurückzukehren, bot der Paseo de la Reforma ein ganz anderes Bild dar als am Morgen. Auf den beiden Fahrwegen rollten elegante, offene Equipagen, bespannt mit herrlichen mexicanischen Pferden und bemannt mit den reizendsten Vertreterinnen des schönen Geschlechtes in eleganten Toiletten, aber noch immer mit dem schwarzen spanischen Schleier statt dem europäischen Hut auf dem hübschen dunklen Kreolenköpfchen. Auf dem Reitwege zwischen den Fahrstraßen galoppirten echte mexicanische Caballeros auf stolzen Pferden einher. Die Reiter waren der Mehrzahl nach in der kleidsamen mexicanischen Nationaltracht, Lederjacken und ebensolche Beinkleider reich mit Silberverschnürungen und Silberknöpfen bedeckt; an den Stiefeln prangten große silberne Sporen, und auf den Köpfen trugen sie den mächtigen grauen Sombrero, ebenfalls schwer mit Silber verbrämt. Um den Gürtel hatten sie einen großen, mit Silber ausgelegten Revolver geschnallt, und an der Linken klirrte ein Säbel. Wie lange wird es währen, bis auch hier der letzte Rest des Nationalcostüms ebenso geschwunden sein wird wie in unseren europäischen Hauptstädten? Schon hat die amerikanische Invasion in ihrem Gefolge moderne Pariser Damenhüte, New-Yorker Filzcylinder und die scheußlichen schwarzen Männeranzüge mit sich gebracht, und leider fangen tiefer stehende Nationen gewöhnlich damit an, sich der modernen anglosächsischen Civilisation anzuschmiegen, daß sie ihre Kleidertrachten adoptiren! Der Occident ist darin ein treues Spiegelbild des Orients geworden!

Digitized by Google

XXI.

Das Hochthal von Mexico und seine Seen.

Wer Mexico aus den vielen populären Schilderungen des Landes und seiner schönen Hauptstadt kennen lernt, macht sich gewöhnlich eine ganz unrichtige Vorstellung von den Bildern, die er dort in Wirklichkeit zu sehen bekommt. Nach zahlreichen Holzschnitten und colorirten Ansichten zu schließen, würde man glauben, die alte Aztekenstadt liege eng zusammengepfercht in einem Hochgebirgsthale, aus dem man nicht heraustreten kann, ohne sofort mit der Nase an irgend einen hohen schneebedeckten Vulcan anzustoßen. Der gewaltige Popocatepetl wird gewöhnlich als in eine scharfe Spitze auslaufend und Rauchmassen auspustend dargestellt, und auf manchen Bildern erscheinen noch mehrere andere schneebedeckte Bergriesen neben ihm.

In Wirklichkeit liegt Mexico indessen auf einer weiten, vollständig flachen Hochebene von etwa 60 Kilometer Durchmesser, um das sich in einer Ellipse ein Kranz hoher Gebirgszüge legt, Gebirgszüge, deren zahlreiche Gipfel auf 3000 bis 5500 Meter emporsteigen. Aber selbst der nächste derselben, der Cerro de Ajusco, ist an 30 Kilometer von Mexico entfernt, während der Gipfel des Popocatepetl in horizontaler Projection nahezu 70 Kilometer weit entfernt ist. Dieser Kranz von Gebirgen ist nur gegen Norden zu offen, obschon auch hier niedrige Höhenzüge sich quer über die Hochebene legen.

Wegen seiner Lage auf vollkommen ebenem Flachlande hat man in Mexico nach keiner Seite hin jene Gebirgsvistas, wie man sie sich vorzustellen pflegt. Zudem sind die Straßen Mexicos schachbrettförmig angelegt, aber sie laufen

Digitized by Google

leider derart, daß man zwischen den Häuserfronten hindurch keinen der Bergriesen, dieser Wahrzeichen der Stadt, sehen kann. Man kann also in Mexico lange verweilen, die Alameda, die Plaza Mayor und andere große Plätze mit etwas freierem Ausblick besuchen und wird sich dennoch keine Vorstellung von der bewundernswerthen Lage der Stadt, inmitten so großartiger Gebirge, machen können. Erst wenn man das Observatorium im Nationalpalast oder noch besser den Thurm der Kathedrale besteigt, sieht man mit jedem Schritt aufwärts ein sich immer mehr erweiterndes, großartigeres Panorama, das nur an wenigen anderen Punkten der Erde seinesgleichen haben dürfte. Alles, was man sieht, die weite kreisförmige Hochebene mit ihren vier großen Seen, die aus der Ferne in wundervollem Azur herüberleuchtenden, sie umschließenden Bergzüge und die schwarzen gewaltigen Massen des Popocatepetl und Iztaccihuatl mit ihren weißen, wie in Hermelin gehüllten Häuptern — alles das weist darauf hin, daß man sich im Mittelpunkt eines ausgestorbenen, vor Zeiten schon ganz angefüllten Kraters befindet, des Kraters eines der kolossalsten Vulcane des Erdballs. Noch heute wird diese Kraterdecke häufig genug durch Erdstöße erschüttert, und daß die den Kraterrand bildenden Gebirgszüge vulcanischer Natur sind, das beweisen nicht nur die großen Lava- und Basaltmassen, die Obsidian- und Porphyrlager derselben, sondern vor allem Anderen der am Kraterrande selbst später entstandene Riesenvulcan des Popocatepetl, der heute noch immer thätig ist und aus den Solfataras seines Kraters Schwefel und heiße Dämpfe in gewaltigen Massen emporsendet. Nur erscheinen an seiner Spitze keine so mächtigen Rauchwolken, wie sie auf vielen phantasiereichen Bildern Mexicos zu sehen sind. Im Gegentheil, von Mexico aus gesehen, ist die Spitze des Vulcans vollkommen rauchlos, und nur wenn man selbst oben steht, sieht man gerade über seinem Krater eine schwache Rauchwolke. Und auch in dem weiten ebenen Thalkessel findet man genug Spuren vulcanischer Thätigkeit, obgleich der Boden ganz aus Alluvialmassen und vegetabilischen Resten gebildet wird. An manchen Stellen treten heiße Quellen zu Tage, an anderen wird Naphtha gefunden. Und wie die meisten Krater erloschener Vulcane, so hat auch dieser seinen See oder vielmehr die Reste eines einzigen Sees, der früher wohl zwei Drittel des ganzen Thales bedeckt haben mochte, heute aber großentheils eingetrocknet ist und nur an den tiefsten Stellen Wasserbecken zurückgelassen hat. Noch zur Zeit des Aztekenreiches, also vor 370 Jahren, war der größte Theil des Hochplateaus mit Wasser bedeckt, und auch die Stadt Mexico selbst stand, ein aztekisches Venedig, im Wasser, aber aus verschiedenen Ursachen: theils durch die große Verwüstung der Wälder, theils durch vulcanische Boden-

Digitized by Google

veränderungen, zog sich der Wasserspiegel seither zurück und hinterließ jene vier großen Seen, welche heute eine so charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Hochthales sind. Der größte und der Hauptstadt am nächsten gelegene dieser Seen ist jener von Texcoco.

Da er keinen Abfluß besitzt und von allen Seen am tiefsten gelegen ist, empfängt er auch all die Salzmassen und anderen mineralischen Substanzen, welche die tropischen Regen von den Bergen herabspülen. Er ist ein Salzsee, mit mehr Salzgehalt als das Baltische Meer, nicht ganz so viel als der Ocean. Seine auch den Abfall der Stadt Mexico empfangenden verpesteten Wassermassen entwickeln viel Schwefelwasserstoffgas. Ebenso wie andere Salzseen, enthält auch dieser keine Fische, aber dafür ist er die eigentliche Heimat jenes eigenthümlichen Molchs, der so lange Zeit den Naturforschern Kopfzerbrechen verursachte, des Axolotl (Amblystoma Axolotl); wohl eines der häßlichsten und abstoßendsten Thiere, welche die Naturgeschichte kennt. Halb Salamander, halb Fisch, von schmutziggrauer Farbe, mit schwarzen Flecken, besitzt es einen dem Chamäleon ähnlichen Kopf und dahinter an jeder Seite an Stelle der Kiemen je vier fleischige Auswüchse in der Form kleiner Palmenwedel. Seit seiner Endeckung im vorigen Jahrhundert bis zum Jahre 1865 hielt man diese Gestalt für die des ausgewachsenen Thieres. Erst 1865 wurde die Entdeckung gemacht, daß sie nur die Larve eines in Amerika häufig vorkommenden Molches ist. Die Länge eines ausgewachsenen Thieres ist 6 bis 10 Zoll.

Ich sah das scheußliche Thier in großen Mengen auf den Märkten in Mexico, denn so seltsam es erscheinen mag, der Axolotl wird von Indianern wie von Spaniern als ein Leckerbissen angesehen und auf verschiedene Weise als Speise zubereitet. Sein zartes, weißes Fleisch erinnert an das des Aales, und ich kann gar nicht wissen, ob es mir während meines Aufenthalts in Mexico nicht häufig als Aal vorgesetzt wurde.

Ein anderes merkwürdiges Product der mexicanischen Seen und vornehmlich des Texcocosees sind die Milliarden von Wasserfliegen, von den Mexicanern axayacatl (Ahuatlea mexicana) genannt, welche in förmlichen Wolken über dem See schweben oder sich auf deren Oberfläche in solchen Massen niederlassen, daß sie große schwarze Felder bilden und sich, aus der Ferne betrachtet, etwa ähnlich ausnehmen, wie die Lagunen Venedigs zu einer gewissen Zeit der Ebbe. In Brehm's Thierleben, das vom Axolotl eine vorzügliche Beschreibung liefert, habe ich diese eigenthümliche Art Wassermücken nicht angeführt gefunden. Auf einer Fahrt, die ich vom Canal von San Lazaro aus quer über den seichten See nach dem gerade gegenüberliegenden Texcoco unternahm,

wurde ich selbst durch diese schwarzen Mückeninseln getäuscht. Glücklicherweise hielten sie sich fern und ließen sich nicht auf unserem Boote nieder, was übrigens nur durch ihre große Anzahl unangenehm gewesen wäre, denn sie stechen nicht. Diese Axayacatl werden von den Indianern in den unglaublichsten Mengen aus dem Wasser geschöpft, zu einem Brei gestampft, in Maishüllen gethan und so gekocht. Diese Mückenkuchen sind auch häufig in den inneren Stadttheilen Mexicos auf den Märkten in Stößen aufgeschichtet zu finden und werden gerne gegessen. Dasselbe geschieht mit den Eiern der Wassermücken, die auch in den unglaublichsten Massen auf den Wasserpflanzen abgesetzt werden. Die Indianer pressen die Eier in einen Brei, versetzen sie mit Vogeleiern und bringen sie dann zu Kuchen gebacken auf den Markt, wo sie besonders zur Fastenzeit gern gekauft werden. Ja es hat sich in dem Seedistrict eine eigene Industrie entwickelt, indem die Indianer in passenden Zwischenräumen voneinander Schilfrohrbündel derart in den Grundschlamm stecken, daß nur die Spitzen über dem Wasser hervorstehen. Diese werden bald mit Eiern nicht nur vollständig bedeckt, sondern sie sitzen in großen Knollen auf denselben. Dann werden die Rohrbündel aus dem Wasser gehoben, über einem Tuch gehörig geschüttelt, und neuerdings in den Schlamm gesteckt. Auch die Larven der Mücken, kleine, gelblichweiße Würmer, werden zu ähnlichen Zwecken angesammelt.

Der größte von den vier Seen ist, wie gesagt, der Texcoco, deren westliches Ufer heute etwa $4\frac{1}{2}$ Kilometer von der Hauptstadt entfernt liegt. Er hat in nordsüdlicher Richtung eine größte Länge von etwa 25 Kilometer und eine (ostwestliche) größte Breite von etwa 22 Kilometer, obschon sie in Bishop's „Old Mexico" mit 30 englischen Meilen angegeben wird. Seine Tiefe dürfte an keiner Stelle 2·5 Meter überschreiten, während sie durchschnittlich wohl nur 1 Meter beträgt. An zahlreichen Stellen ist der See so seicht, daß die leichten, zwischen San Lazaro und der Stadt Texcoco am gegenüberliegenden Ufer verkehrenden Boote mit langen Stangen gestoßen werden können und häufig genug auf den Grund gerathen. Bei meiner Ueberfahrt blieb das Bot zweimal im Schlamm stecken. Der Wasserspiegel liegt bei mittlerem Wasserstand etwa 1·1 Meter tiefer als die Hauptstadt.

Wenn ich nur von vier Seen des Hochplateaus sprach, während in manchen geographischen Werken von fünf Seen die Rede ist, so hat dies seinen guten Grund. Ihre Zahl kann entweder mit vier oder mit sechs angegeben werden, aber nicht mit fünf. Außer dem Texcocosee sind nämlich noch vorhanden der Zumpangosee, der nördlichste und kleinste; dann der San Cristobalsee, zwischen diesem und dem Texcoco; ferner der Chalco und der Xochimilco, beide

südlich des Texcoco. Nun bilden aber die beiden letztgenannten Seen eigentlich nur einen einzigen See, durch dessen Längenmitte ein nord-südlich laufender Damm führt. Er kann somit als ein einziger See angesehen werden, was die Gesammtzahl auf vier und nicht auf fünf bringt. Wenn Andere indessen den Chalco und den Xochimilco als zwei verschiedene Seen betrachten, dann müßten sie dies ebenfalls mit dem San Cristobalsee thun, weil auch dieser durch einen ähnlichen künstlichen Damm in zwei Hälften getheilt wird, deren südliche der eigentliche San Cristobalsee ist. Der nördliche Theil heißt nach einer in demselben gelegenen Insel und Ortschaft See von Xaltocan. Damit wären aber sechs Seen verschiedenen Namens vorhanden.

In hydrographischer Hinsicht gibt es jedoch nur vier verschiedene Seebecken im Hochthal von Mexico, deren tiefstgelegenes, wie gesagt, das des Texcocosees ist. Der Chalco und Xochimilco liegt mit seinem Wasserspiegel bereits 1¹/₄ Meter über der Hauptstadt, der San Christobal und Xaltocan 2¹/₄ Meter über derselben, und der nördlichste und kleinste der Seen, der Zumpango, gar 7 Meter über der Hauptstadt. Dieser letztgenannte (Süßwassersee) gehört heute in Folge der großartigen, unter den Spaniern hergestellten Ableitungsgräben von Huehuetoca nicht mehr zu dem hydrographischen Gebiete der Hauptstadt, sondern gibt sein Ueberschußwasser dem Tulafluß ab, einem Nebenfluß des sich bei Tampico in den Golf von Mexico ergießenden San Juan (Panuco). Der San Cristobalsee ist etwas salzhaltig, aber die südlichen Seen (Chalco und Xochimilco) enthalten Süßwasser und sind ebenfalls nur von sehr geringer Tiefe.

Wie man sieht, liegt die Mehrzahl dieser Seen hoch über dem Niveau der Hauptstadt, welch' letztere nahezu den tiefsten Punkt des ganzen Kessels einnimmt. Vier dieser Seen haben keinen anderen Abfluß als das etwas tiefer liegende Becken des Texcocosees. Bei heftigen Regengüssen, denen Mexico leider so häufig ausgesetzt ist, steigt der Wasserspiegel des Texcoco demnach rasch derart hoch, daß er auf das gleiche Niveau mit der Hauptstadt kommt und damit jedem Abfluß des Regenwassers und, was noch viel schlimmer ist, jenem der Cloaken Mexicos vollständig ein Ende macht. Ja, häufig genug steigt der Wasserspiegel noch höher und setzt die Straßen der Hauptstadt 1 bis 2 Fuß tief unter Wasser, wie es leider in dem eben vergangenen Winter (1888 auf 1889) der Fall war.

Diese Ueberschwemmungen waren in den beiden vergangenen Jahrhunderten derart häufig *) und verursachten derartige Calamitäten, daß man den Haupt-

*) Mexico war bisher siebenmal vollständig überschwemmt, und zwar in den Jahren 1446, 1553, 1580, 1604, 1607, 1617 und 1629, welch letztgenannte Inundation bis 1634 währte; theilweise überschwemmt war Mexico in den Jahren 1620, 1630, 1748, 1819 und 1865

Digitized by Google

ruhestörer, den Zumpango, durch das Riesenwerk des Durchstiches von Nochistongo von dem Thale Mexicos überhaupt ganz ablenken mußte. Aber der Hauptstadt ist damit nur wenig geholfen. Die Ueberschwemmungen dauern fort, wenn sie auch nicht dasselbe Maß erreichen, und augenblicklich geht man ernstlich daran, das Thal durch ein System von Canälen mit sehr großen Kosten zu entwässern. Für Mexico selbst ist diese Entwässerung zu einer Lebensfrage geworden, denn die stagnirenden, schmutzigen Gewässer, die abzugslosen Cloaken der Stadt, sowie der von beiden durchtränkte Boden hauchen die schädlichsten Miasmen aus und sind die Ursache zahlreicher Fieber, Typhus und mehrerer anderer Krankheiten. Besäße Mexico nicht seine 2200 Meter über dem Meeresspiegel erhabene, hohe Lage, läge es beispielsweise in der Tierra Caliente nicht viel höher als das Meer, die Krankheiten hätten längst vielleicht schon den letzten Einwohner hingerafft. In Folge der hohen Lage der Stadt ist aber die Luft derart verdünnt und dabei ihr Feuchtigkeitsgehalt ein derart geringer, daß die Fäulniß der seit Jahrhunderten hier sich ansammelnden organischen Substanzen lange nicht in demselben Maßstab vor sich geht, wie in den tiefer gelegenen Regionen. Für diese sich im Texcocosee und fast gleichzeitig auch in den Straßen der kellerlosen Hauptstadt ansammelnden Wassermassen gibt es heute keinen Abfluß. Sie bleiben wochenlang in den Straßen der Hauptstadt und verschwinden erst allmählich durch die Verdunstung. Aber auch selbst in der trockenen Jahreszeit ist der Spiegel des Texcocosees nicht viel tiefer als die Hauptstadt, und auf 2 Fuß Tiefe wird man hier immer auf Wasser stoßen. Deshalb ist auch in der günstigsten Jahreszeit der Fall gegen den See nicht hinreichend stark, um die Cloaken dahin mit der erforderlichen Schnelligkeit abfließen zu lassen. Dazu kommt noch der Umstand, daß das Becken des Texcoco allmählich durch die Abfälle der über 300.000 Einwohner zählenden Stadt immer mehr ausgefüllt wird. Welche Abfallsmassen von einer solchen Einwohnerzahl im Laufe eines Jahres resultiren, kann man sich wohl leicht vorstellen, und sie vertheilen sich nur über einen Flächenraum von etwa 300 Quadratkilometer. Eine andere Ursache der langsamen, aber sicheren gänzlichen Ausfüllung des Texcocosees sind die großen Staub- und Sandmassen, welche in der trockenen Jahreszeit von den ausgedörrten, sonnverbrannten Bergwänden herabgeweht werden. Ganze Sandwolken ziehen im Sommer über und durch die Stadt, über die Ebene hinweg und versinken in dem See. So groß sind diese Sandmassen, daß zuweilen der von Mexico nach dem Texcocosee führende Canal von San Lazaro stellenweise innerhalb drei Tagen vollständig ausgefüllt oder verschüttet wird — eine Thatsache, die auch in den

Digitized by Google

„Archives de la Mission Scientifique au Mexique", II. Band, S. 323, zum Ausdruck kommt.

Auf diese Weise ist die vollständige Ausfüllung des einzigen, tiefer als Mexico liegenden Seebeckens nur eine Frage mehrerer Jahrzehnte, und es ist als ein wahres Glück für die Stadt anzusehen, daß der jährliche Regenfall im Laufe der Zeit, wie vorne bemerkt, abgenommen hat. Aber auch jetzt noch ist er hinreichend groß, daß die Ausfüllung des Texcocosees die schwersten Folgen für Mexico haben wird, wenn nicht gar seine Existenz bedroht.

Jedenfalls sieht Mexico in Folge seiner unglücklichen Lage einer traurigen, unsicheren Zukunft entgegen, selbst wenn die großen, in der Ausführung begriffenen Canalisirungsarbeiten ausgeführt sein werden. Denn werden die Wassermassen auch endlich durch diese kolossalen, kostspieligen Werke abgeleitet und der Texcocosee trockengelegt, so ist es leicht möglich, daß die Stadt dadurch aus dem Regen in die Traufe gelangt. Heute stehen ihre Bauten auf sumpfigem Boden oder, besser gesagt, auf einer dünnen, festen Erdkruste, die auf ausgedehnten, die ganze Stadt unterminirenden Sümpfen ruht. Vertrocknen nun diese, so wird sozusagen der Boden unter ihren Füßen weggezogen und es frägt sich, ob die feste Erdkruste stark genug sein wird, um die Häusermassen zu tragen? Noch ein anderer Umstand drängt sich dabei der Betrachtung auf: Die Erdbeben haben in dem großen Thalkessel durchaus nicht aufgehört, und wenn sie in der Stadt Mexico nicht in ihrer vollen Kraft gefühlt werden, so hat dies seinen Grund gerade in der schlammigen Unterlage, auf der sie steht; wird nun diese trocken gelegt, so werden die Erdbeben mit viel größerer Heftigkeit ihre Wirkung äußern können als bisher.

Nach der Zerstörung der alten Aztekenstadt durch die spanischen Horden unter Cortez war es beabsichtigt worden, die neue Stadt der Spanier weiter südlich, auf dem höher gelegenen Plateau von Tacubaya anzulegen, aber Cortez ließ sich durch das in den Trümmern der zerstörten Stadt vorhandene Baumaterial verleiten, seine Hauptstadt an derselben Stelle zu erbauen. Dieser Entschluß hat sich in der bittersten Weise gerächt. Unter Maximilian's kurzer Regierung war es sogar beabsichtigt worden, die Residenz nach dem viel gesünderen, besser gelegenen Puebla zu verlegen, und man kann heute gar nicht voraussagen, was die Zukunft bezüglich Mexicos noch mit sich bringen wird.

XXII.

Die schwimmenden Gärten von Chalco und Xochimilco.

Die schwimmenden Gärten von Xochimilco! Wie bei der Erwähnung der schwebenden Gärten der Semiramis eilen unsere Gedanken zurück zu längst vergangenen Zeiten, zu längst vergangenen Reichen. Unsere Phantasie malt sich herrliche Bilder, orientalische Traumscenen aus, voll Sonnengluth und Farbenpracht, belebt von reizenden fremdartigen Gestalten, die uns so fern, so sagenhaft, so unfaßbar erscheinen wie die Bewohner anderer Welten.

Aber möge auch in Babylon von der Pracht der Gemahlin Menon's nicht die geringste Spur mehr vorhanden sein, die schwimmenden Gärten der alten Azteken bestehen heute noch. Ihre Existenz wird in vielen Büchern über Mexico in mir ganz unerklärlicher Weise als zweifelhaft dargestellt, ja sogar zu den Zeiten der Herrschaft Montezuma's als ein Mythus erklärt. Es gibt keine schwimmenden Gärten! so las ich erst jüngst in einem Reisebuche über das Aztekenreich, und doch fuhr ich selbst auf kleinem Nachen zwischen ihnen umher, und wurde auf einer dieser idyllischen Roseninseln von den Bewohnern derselben gastlich bewirthet! Gewiß, die Chinampas sind heute noch in ungezählten Exemplaren vorhanden, einer der geringen Ueberreste altaztekischer Cultur, welche der spanischen Zerstörungswuth widerstanden haben — eines der wenigen Glieder, das uns mit dem herrlichen Reiche Montezuma's und Guatemotzin's in directe Verbindung setzt.

Verschwunden sind die Chinampas allerdings aus der unmittelbaren Nähe Mexicos, denn die Seen, deren Fluthen zur Zeit Montezuma's die

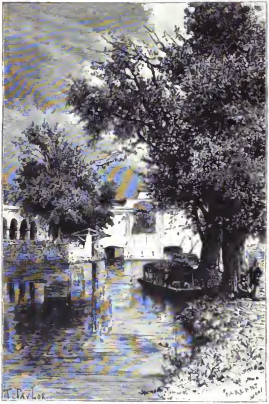
Mauern der Stadt bespülten und durch die Straßen dieses occidentalen Venedigs wogten, sind heute nicht mehr da. Sie haben sich aus der Nähe Mexicos zurückgezogen und den Boden auf Meilen in der Runde trocken gelegt. Die Chinampas, welche damals hier die Stadt wie mit einem Kranz von blühenden Rosengärten umgaben, senkten sich auf den trocken gelegten Boden und bilden heute einen Bestandtheil der Terra Firma. Das mag die Ursache sein, warum so viele Bücherschreiber heute von den Chinampas als von einem Plusquamperfectum sprechen. Sie haben sich eben nicht die Mühe genommen, ihre Nase in dem großen erloschenen Krater des gigantischen Vulcans, auf welchem Mexico steht, etwas weiter herumzuführen und die Reste des großen Sees zu durchstöbern, der einst das ganze Kraterbett bedeckte.

Reste des Sees nenne ich sie, und doch sind sie immer noch selbst große Seen, die sich in einem weiten Halbkreis östlich um die Hauptstadt hinziehen, zwischen der letzteren und ihren Ufern traurigen Wüstenboden von 6 bis 10 Kilometer Breite zurücklassend. Der größte unter ihnen ist der Texcoco, aber es sind hauptsächlich seine beiden südlichen Nachbarn, der Chalco und der Xochimilco, welche auf ihrer mehrere hundert Quadratkilometer großen Wasserfläche die Chinampas, die schwimmenden Rosengärten, tragen. Auf wenig Dinge war ich bei meinem Besuche Mexicos mehr gespannt, als auf diese merkwürdigen, in ihrer Art wohl einzigen, schwimmenden Inseln. Schon am Tage meiner Ankunft in der Hauptstadt erkundigte ich mich bei „Tom Dick und Harry" nach den Chinampas.

„Chinampas? No hay. Es gibt keine!" war die gewöhnliche Antwort; oder man rieth mir, einen Ausflug auf dem Canal de la Viga nach Santa Anita zu machen. Dort würde ich sie finden, aber sie schwämmen nicht mehr auf dem Wasser, sondern seien so gut wie irgend ein anderer Garten. Geben Sie sich doch keine Mühe, Señor!

Vielleicht gibt es aber doch welche, dachte ich mir, und fuhr hinaus zum Paseo de la Viga. Im Hafen des Canals schaukelten sich im Schatten überhängender Riesenbäume zahlreiche Fahrzeuge, venetianische Gondeln, gewöhnliche Ruderboote und große Frachtschiffe. Die aztekischen Gondolieri, echte rothbraune Indianer, schliefen auf den Sitzbänken. Es war Mittag, der große Blumen- und Gemüsemarkt war vorüber, und nur ein Fremder konnte in der heißen Sommergluth um diese Zeit da hinauswandern. Zu irgend einer anderen Zeit wäre ich von den Gondolieri wohl ebenso überfallen und herumgezerrt worden, wie auf der Piazzetta vor dem Bacino di S. Marco. So aber lag alles in tiefem Frieden, und nur ein alter, runzeliger Indianer saß halb träumend und ein

Papyros rauchend, an einen Baumstamm gelehnt auf dem Boden. „Ja wohl, Señor," meinte er auf meine Frage, „Sie können Chinampas sehen, aber nicht hier, sondern in der Laguna. Dazu brauchen Sie zwei oder drei Tage Zeit. Wenn Ew. Gnaden wünschen, will ich Sie dahin führen." Bald waren wir



Canal von Santa Anita.

handelseinig, und am nächsten Morgen, in aller Frühe, stand ich reisefertig auf dem Hafenquai. Aber wie anders war das Bild desselben heute! so fremdartig, so einzig, so unerwartet im Herzen einer spanischen Stadt, daß man sich sofort zurückversetzt fühlte in die Zeit Montezuma's. In langen mehrfachen Reihen drängten sich die eigenthümlichen Canoes und Frachtfahrzeuge längs

Digitized by Google

des Hafenquais, alle beladen mit den duftigsten, süßesten aller Frachten, mit Blumen! Blumen aller Arten zu kleinen Bergen aufgehäuft, zu kleinen und großen Sträußen gebunden, zu Guirlanden gewunden, Blumen auf den Sombreros der indianischen Boteros, Rosenkränze auf den Köpfen der dunkeläugigen, mitunter recht hübschen Muchachas, Rosen in langen Strängen von den Schultern der zahlreichen halbnackten Kinder herabfallend! Welche Fülle von Blumen bei den niedrigsten Classen einer so gesunkenen Menschenrasse, bei den verkommenen Nachkommen der alten Azteken! Zwischen diesen Bergen von Blumen lagen Gartenfrüchte und Obst aller Art, Gemüse unserer Heimat, wie fremdartige Genüsse, auf den Booten aufgespeichert, alles der Ertrag der sagenhaften Chinampas! Hier wurden diese Ladungen von den Marktweibern in Empfang genommen, um auf den städtischen Märkten verkauft zu werden.


Alte Aztekenfrau mit Ruder.

Während ich in Betrachtung dieses seltsam belebten Bildes versunken dastand, nahte sich der alte Indianer von gestern und führte mich durch das Gedränge indianischer Marktweiber, zumeist originelle Gestalten in recht spärlicher Kleidung, zu unserer Gondel. Wir sollten den etwa 10 Kilometer langen Vigacanal entlang nach dem Xochimilcosee fahren und diesen bis zum anderen Ende kreuzen. Bald glitt das Fahrzeug zwischen den zahlreichen, uns von dort entgegenkommenden Frachtenbooten hindurch den Canal aufwärts. Wäre es nicht das eigenthümliche, echt local gefärbte, in ähnlicher Art anderswo kaum zu findende Leben am frühen Morgen, ich wüßte nicht, warum dieser schon in den Zeiten Montezuma's vorhandene Vigacanal so berühmt geworden wäre. In allen Reisebüchern wird er als besondere Sehenswürdigkeit Mexicos dargestellt, und zahllos sind die Fremden, die enttäuscht von dem Ausfluge zurückkehren, vorausgesetzt, daß sie ihn nicht am frühen Morgen oder an einem Nachmittage während der Fastenzeit besucht haben. In seiner Anlage erinnerte er mich lebhaft an die Brüsseler Allee Verte oder mehr noch an den sonnigen Brentacanal zwischen Venedig und Padua. Derselbe seichte, schmutzige Canal mit steilen, dicht überwucherten Ufern; dieselben doppelten Reihen großer alter Schattenbäume neben ihm, mit einer breiten, schnurgeraden Fahrstraße, und dieselbe Einsamkeit, derselbe Verfall. Gerade wie die Allee Verte, so war auch dieser Paseo de la Viga in früheren Jahren die große Promenade der eleganten Welt der Hauptstadt. Aber seit Kaiser Maximilian

Digitized by Google

auf der entgegengesetzten Seite Mexicos den herrlichen Paseo de la Reforma geschaffen, hat sich die elegante Welt, wie Mücken immer dem Licht des Hofes zufliegend, dorthin gezogen, und la Viga ist vereinsamt. Nur in der Osterwoche zeigt er noch an den Nachmittagen das großartige Leben von ehemals: Hunderte eleganter Equipagen mit reizenden, juwelenbedeckten Insassen, den berühmten Creolinnen; schöne Pferde in silberbeschlagenem Geschirr ziehen die süßen Lasten, und ihr Lenker prangt vielleicht noch in dem mexicanischen Nationalcostüm, mit dem breiten Sombrero auf dem Kopfe. Alles strahlt von Glück und Reichthum, von Fröhlichkeit und Eleganz, und ein Fremder, der Mexico an einem dieser Ostertage besucht, würde sich das Leben in der Aztekenstadt sehr rosig vorstellen können, wären nicht die zahlreichen elenden Leperos vorhanden, entsetzliche Bettlergestalten, die zu beiden Seiten der Avenue des Glanzes eine Kette des Elends bilden und von den Reichen Almosen erflehen! Zu anderen Zeiten ist der Paseo de la Viga zumeist wie ausgestorben, und nur in den Morgenstunden tummeln zuweilen einige Mexicaner, diese geborenen Reiter, diese Centauren der Neuen Welt, ihre schönen Rosse.

Der Paseo begleitet den Canal auf etwa 2 Kilometer in die Ebene hinaus. Auf der Hälfte des Weges sah ich vom Canal aus zwischen den Bäumen hindurch die Umrisse eines Denkmals, und als ich meinen Botero anhalten ließ, um mir dasselbe näher zu besehen, fand ich eine recht armselige Büste des letzten Aztekenkaisers Guatemotzin, der im Alter von 23 Jahren den Thron Montezuma's nur bestieg, um seine Hauptstadt und mit ihr sein Reich von den spanischen Mordbrennern zerstören zu sehen. Sein Scepter brach nach wenigen Wochen seiner Herrschaft, und er selbst wurde von Cortez wie ein Verbrecher an einen Baum geknüpft! Und nun haben ihm die Nachkommen desselben Cortez ein Monument errichtet! Der Sockel trägt eine Inschrift in aztekischer Sprache, die hier Platz finden möge, um den Charakter der letzteren zu zeigen:

„Sa igniti o Tlato catix Aztecalte Cuautemotzin, Chicagtlapiani Tlalanakuae Yol Tlapaltic.

Jpam in Maltiloni-Tlanahuatil Altepepixque in 1869."

Da es gewiß einige Leser geben dürfte, welche mit der aztekischen Sprache nicht ganz vertraut sind, so will ich die Uebersetzung beifügen:

„Dem letzten Monarchen der Azteken, Guatemotzin, heroisch in der Vertheidigung seines Vaterlandes, erhaben in seinem Märtyrerthum, errichtet von der constitutionellen Municipalität von 1869."

Obschon drei und einhalb Jahrhunderte seit der Vernichtung des Aztekenreiches vergangen sind, haben sich die einstigen Unterthanen Guatemotzin's doch

Digitized by Google

nur wenig verändert. Fast in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt findet man noch reine Aztekendörfer, und gerade der District der Seen, wohin ich eben zu reisen im Begriffe war, ist ganz aztekisch geblieben. Auch mein indianischer Bootsmann sprach wohl mit den Ciudadanos*) und den Fremden spanisch, aber mit Seinesgleichen nur aztekisch. — Immer noch kamen uns fruchtbeladene Boote entgegen, elende, alte, zerbrechliche Fahrzeuge, welche durch aufrecht stehende Indianer mit langen, in dem Grundschlamm häufig steckenbleibenden Stangen vorwärts gestoßen wurden. Hinter den Fruchtbergen in der Mitte der Boote befand sich auf den meisten derselben die ganze Familie der Boteros; auf manchen wurde während der Fahrt das Desayuno**) zubereitet. Auf dem Grund des Bootes war dazu ein kleines viereckiges Gerüst aus Holzstücken aufgestellt; feuchte Erde lag darüber ausgebreitet, und auf dieser glimmte das Holzkohlenfeuer, die irdenen Kochtöpfe tragend. Die Frauen machten sich um diese zu schaffen, während die nackten Kinder sich so gut, als es der enge Raum gestattete, zwischen den Blumen- und Gemüsehaufen herumtummelten, oder auf der hinteren Sitzbank ruhend, einander die kleinsten, aber gefräßigsten aller Raubthiere, welche auf den Menschen Jagd machen, aus den Haarwäldern hervorsuchten. Zwischen den Booten sah ich wohl schon hie und da kleine schwimmende Inselchen den Canal hinabtreiben — ein Labyrinth von Wurzeln, mit dem üppigsten Graswuchs oder niedrigen großblätterigen Sträuchern bedeckt, Stücke, die sich in den Seen draußen von größeren Inseln losgerissen haben mochten und nun mit dem Strom den Canal abwärts, dem Texcocosee zutrieben.


Am Canal la Viga.

An manchen Stellen waren Flachboote festgeankert, deren Insassen die vorbeischwimmenden Massen aus dem Wasser fischten und andere, die, an den Ufern

*) Stadtbewohner. **) Frühstück.

hängen bleibend, schon feste Wurzel gefaßt hatten, mit scharfschneidigen großen Schaufeln herausstachen. Geschieht dies nicht unausgesetzt, so wird der Canal binnen wenigen Wochen ganz von ihnen bedeckt und hört auf, fahrbar zu sein.

Nach etwa dreistündiger langsamer Bootfahrt gegen die diesmal sehr starke Strömung hatten wir Santa Anita erreicht, ein elendes Aztekendörfchen am östlichen Ufer des Canals, das St. Cloud von Mexico, der beliebteste Sonntagsausflug der niederen Volksclassen. Inmitten von Obstgärten und kleinen Palmengruppen stehen die elenden Bambushütten, die Lehmhäuser und Flugdächer der armen Bevölkerung, aber was macht es? Wenn nur die Sonne warm durch die Luken scheint, wenn es Obst und Blumen genug gibt, was verlangt der Indio mehr? Hier in Santa Anita, diesem trotz allem Elend, aller Armuth im warmen Sonnenlicht lachenden Dörfchen, zogen wir unser Canoe ans Ufer, und während mein Botero ein Schläfchen hielt, ging ich den schäkernden, singenden Indianern nach, die vor uns hier gelandet waren. Es war eine fröhliche Gruppe, vielleicht gar ein Hochzeitszug? Schon während der Canalfahrt schollen von dem uns vorfahrenden Boote die Klänge der Jaranita (der mexicanischen Guitarre) und Frauengesang herüber, und als ich aufmerksamer lauschte, hörte ich deutlich die reizende Melodie der Paloma, dieses echt mexicanischen Volksliedes. Wie oft hatte ich sie in der Alten und Neuen Welt vernommen, vom Munde der größten Sängerinnen zuweilen, aber niemals gingen mir ihre melancholischen Weisen so zu Herzen wie hier, als ich sie in ihrem Heimatslande aus dem jungen, frischen Munde eines Aztekenmädchens hörte; jene Paloma, die hier auf diesem Boden ihre Wiege gehabt: „El dia que nos casemos Valgamé Dios! . . . . Yo te daré la manita, con mucho amor . . . .“ Ja, gewiß, es war ein Hochzeitszug, denn sie waren Alle mit Rosen bekränzt, selbst der Botero trug einen Kranz von Blumen auf seinem Sombrero, und auf der Bootstange war oben ein Rosenstrauß befestigt! Kaum war die Paloma verklungen, so stimmte der wohl durch Pulque aufgeheiterte Spielmann auf seiner Jaranita den Fandango an, und sofort tanzten Alle nach der packenden Melodie, soweit es eben der enge Raum des Bootes gestattete. Selbst der Bootsmann setzte seine Stange nach dem Tonfall der Musik in den Grundschlamm des Canals, und dadurch schien es, als ob das Boot selbst nach dem Tacte über die Fluthen tänzelte.

Mein Indio hatte sich nicht getäuscht. Santa Anita war das Ziel dieser fröhlichen Ausflügler: Santa Anita mit seinen Pulqueschänken und seinen Rosen. Jede einzelne der elenden Bambushütten in der engen Dorfstraße ist eine Pulqueria, mit kleinen Gärtchen daneben, deren Bäume mit Rosenguirlanden

geschmückt sind. Lange, aus Schwertlilien- und Schilfblättern geflochtene Guirlanden zogen sich rings um alle Häuser, sowie von Baum zu Baum in allen Gärtchen, und in den Lücken dieser Guirlanden steckten Rosen, Mohnblumen und hellrothe Cactusblüthen einzeln oder zu Sträußen und Kränzen zusammengebunden, ein ungemein zierlicher Schmuck, der selbst diese elenden Wohnstätten anziehend machte. Auf den offenen Holzkohlenfeuern vor den Pulquerias schmorten allerhand aztekische Leckerbissen in den Bratpfannen, und als die Wirthe den Gesang unseres Hochzeitszuges hörten, standen sie auch Alle sofort vor den rosenumkränzten Thüren. Hier herein, patroncito! Aqui las Señoritas! tamales calientitos! Hier ist der beste Pulque!

In einer solchen Pulqueria — San Angel besteht eigentlich nur aus solchen — waren meine Indianer auch bald verschwunden und ich trollte weiter durch das Dorf, an dem kleinen, buntbemalten Kirchlein vorbei, hinaus zu den Feldern. Aber an der Grenze des Dörfchens hören die Fußwege plötzlich auf, schmale Canäle treten an ihre Stelle, in denen kleine Canoes, manche nur aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehend, schaukelten. „Treten Sie ein, Patroncito," rief mir einer der Boteros zu, kommen Sie die Chinampas ansehen? Nur für einen Real! Aqui, Señor! Aber das war zwecklos, denn die kaum mehr als anderthalb Meter breiten Canäle mit stagnirendem Wasser sind tief in das Land eingeschnitten, und in dem Boote sitzend, hätte ich doch noch viel weniger zu sehen bekommen, als von meinem Standpunkt auf der Tierra Firma.

So weit man sehen kann, ist das Land hier in kleine Rechtecke von einem Viertel- oder einem Achtelmorgen Größe getheilt, alle von derlei engen Canälen umschlossen und mit den üppigsten Blumen- und Gemüsegärten bedeckt, während sich in der unmittelbaren Umgebung des Ortes Obstgärten mit Orangen-, Mango- und Aguacatbäumen befinden. Tomaten, Blumenkohl, Bohnen und andere Gemüse gedeihen hier vortrefflich, aber sie sind lange nicht so wohlschmeckend wie die unserigen. Die Gärtner fahren zwischen diesen Feldern in Canoes umher und bewässern sie in der trockenen Jahreszeit, indem sie das Wasser aus den Canälen mittelst Holzschaufeln über sie hinweg spritzen. Diese Felder waren früher, zur Zeit der Aztekenherrschaft, als diese Gegend noch einen Theil des Texcocosees bildete, in der That Chinampas, jene schwimmenden Gärten, welche Cortez so sehr in Erstaunen gesetzt haben. Aber heute, nach dem Zurückziehen des Sees, sind sie Terra firma, und deshalb die Enttäuschung so Vieler, welche Chinampas in Santa Anita suchen, statt bis an das Ende der Desagüe, zu den Seen zu fahren.

Digitized by Google

In Santa Anita warben wir noch einen zweiten Ruderer an, denn ich fürchtete, mein guter alter Botero würde mit der Fahrt über den Xochimilcosee nicht fertig werden. Lägen nicht einzelne kleine Aztekendörfer längs des Canals der Viga, ich hätte mich während der Weiterfahrt ebenso gut auf dem alten, halbversumpften Canal von Torcello befinden können, dieser herrlichen Insel in den Lagunen Venedigs, dieser einst großen volkreichen Stadt, die in Attila, der Geißel Gottes, ihren Hernando Cortez fand. Das einzige interessante Object auf der Weiterfahrt von Santa Anita nach dem See ist der merkwürdige, steil aus der Ebene oberhalb Iztapalapa emporsteigende Bergkegel, der Cerro de la Estrella (Sternberg), an dessen Fuß der Canal vorüberführt. Fast könnte man glauben, er wäre eine jener großen Pyramiden, welche die Azteken gleich den Ägyptern in der Umgebung ihrer Hauptstadt erbauten, so regelmäßig sind seine Umrisse, so glatt seine Wände. Auch dieser Berg war der Schauplatz jener grausamen Menschenopfer, welche die Azteken in ihrem Aberglauben den Göttern widmeten. Bei ihnen zählte das Jahrhundert nur 52 Jahre und sie glaubten, das Ende der Welt würde mit dem Ende eines dieser Jahrhunderte zusammentreffen. Am Vorabende des erwarteten Unglückstages, der auf den 26. December fiel, verlöschten sie alle Feuer in ihren Tempeln und Wohnhäusern, zerrissen ihre Kleider, zerstörten ihre Möbel. Eine ungeheure Procession, geführt von Priestern, wurde zu dem Sternberge unternommen. Dort bestiegen die Priester den Gipfel, und nachdem sie einen Kriegsgefangenen geopfert hatten, warteten sie, in Gebet versunken, bis die Plejadengruppe den Zenith passirt hatte. Damit glaubten sie, ein neues Jahrhundert wäre ihnen gesichert, sie stießen dem auf dem Opferstein liegenden Unglücklichen Holzscheite in die Brust und entzündeten sie. Der aufsteigende Rauch verkündete den unten Harrenden den Beginn des neuen Jahrhunderts, und damit begannen auch große Festlichkeiten, die in ganz Anahuac an 13 Tage lang währten, eine Art aztekischer Carneval mit Musik und Tanz und ausschweifenden Vergnügungen aller Art. Heute noch sind auf dem Gipfel des historischen Berges die Grundmauern des Opferaltars zu sehen, aber der Opferstein ist verschwunden und mit ihm auch die Priester, ebenso wie die entsetzlichen blutigen Menschenopfer. Keine Spur ist mehr davon vorhanden. Oder doch? Kleine blutrothe Feldblumen wachsen an den Bergabhängen. Haben sie ihre Farbe aus dem blutgetränkten Boden gesaugt?

„Aqui la laguna, Señor,“ schreckte mich mein alter Cicerone aus meinen Gedanken. Hier ist der See! — Wo? Ich sah nichts davon. Wir befanden uns nach wie vor in dem Canal, nur daß das Schilf an beiden Ufern hier noch dichter und höher stand und die hohen Pappeln, welche den Canal bis

Digitized by Google

über den Estrellaberg hinaus begleiten, hier nicht mehr vorhanden waren. Erst als wir 1 Kilometer weiter gerudert hatten, sah ich, daß sich die Ufer des Canals langsam zu wiegen schienen, daß unregelmäßige Seitencanäle, bald schmal, bald breit, von unserer offenen Wasserstraße rechts und links abzweigten und ein weites Labyrinth verschieden großer Wasserflächen bildeten, so daß ich kaum wußte, ob ich mich zwischen Festland oder auf einem inselreichen See befand. Aehnlich merkwürdige Bodenerscheinungen hatte ich vor einigen Jahren im District des großen Regenflusses zwischen dem Superior- und dem Winnipegsee in Canada getroffen. Nur waren dort die Inseln felsig und bewaldet, das Wasser ungemein klar und fließend. Hier war es schmutzig und undurchsichtig, die Inseln aber bedeckte hohes Schilfgras und niedriges Gestrüpp, dabei Wasserlilien, Binsen, Hahnenfuß (ranunculus), Weißwurz (polygonum) und andere Wasserpflanzen. Ganz wie in den Lagunen Venedigs waren die offenen fahrbaren Canäle in diesem Labyrinth durch Pfähle bezeichnet. In dichten Wolken flogen Wassermücken über unsere Köpfe hinweg oder lagerten wie schwarze Inseln auf dem glatten, stillen Wasserspiegel, die eigenthümlichen, schon im vorhergehenden Capitel geschilderten Axayacatl (Ahuatlea mexicana). Mitunter stießen wir auf eine seichte Stelle, und wenn dann meine Ruderer das Boot vom Grundschlamm flott zu machen suchten, kamen große Blasen übelriechender Gase an die Oberfläche, oder einer der Bootsleute sprang an das Ufer der trügerischen Landmassen, um das Boot vorwärts zu ziehen, sank aber dabei nebst dem Lande unter seinen Füßen knietief unters Wasser. Die erhitzte Luft zitterte über diesem grünen Moraste, und am Horizont hob sich derselbe scheinbar in die Luft, eine Fata Morgana, wie sie auf dem Hochplateau um Mexico herum so häufig vorkommt.

Das also war der See von Xochimilco, und das Trugland um uns war das Material, aus welchem die Azteken die schwimmenden Gärten schufen! Je weiter wir gegen die Mitte des Sees kamen, desto offener wurde die Wasserfläche und desto besser konnte ich den Charakter dieser eigenthümlichen Inseln erkennen. Eine unentwirrbare Masse dunkler langer Wurzelstränge, ohne Zusammenhang mit dem Seeboden, bildete die Grundlage der schwimmenden Massen. Die furchtbaren Staubwolken, welche in der trockenen Jahreszeit über die Stoppeln hinwegfegen, sowie die Ansammlung verfaulter Pflanzen- und Thierreste legte ihnen im Laufe der Zeit eine Erdschicht auf, der Wind brachte Pflanzensamen, und so entstanden die grünen Inseln, je nach ihrer Form von den Mexicanern cintas (Bänder) oder bandoleros (Lederstreifen) genannt. Sie treiben mit dem Winde auf dem See umher, stauen sich bald auf dieser, bald auf jener Seite

Digitized by Google

desselben, stranden mitunter bei heftigem Sturme an den Ufern, eine auf der anderen, bald miteinander verwachsend und, ihres Vagabundenlebens müde, einen Theil des wirklichen Festlandes bildend. Häufig genug treiben sie mit dem Strom in das Fahrwasser und in den Vigacanal, diesen ganz verstopfend, so daß beständig Leute damit beschäftigt sind, den Canal zu räumen und das Fahrwasser offen zu halten. Wir begegneten manchem Boote und auch einem riesigen Flosse aus vielen Tausenden von Baumstämmen, die in den Wäldern oberhalb des Chalcosees geschlagen werden. Die Stämme lagen in drei Lagen übereinander und mochten bei einem Durchmesser von 20 bis 25 Centimeter wohl 6 bis 10 Meter lang sein. Der Transport dieser oft 100 bis 200 Meter langen Flöße von Chalco bis Mexico erfordert gewöhnlich fünf Tage Zeit.

Auf dem Wege nach Tlahuac, am anderen Ende des Xochimilcosees, sah ich keine einzige cultivirte Chinampa, aber mein alter Indio vertröstete mich auf die morgige Fahrt über den Chalcosee. Dort wären ihrer zahlreiche vorhanden. Die Nacht galt es, in Tlahuac zuzubringen, einem elenden alten Aztekendorfe, das in der Mitte des langen, den Xochimilco vom Chalcosee trennenden Dammes auf einer kleinen Insel liegt. Ueber die Bambushütten der armen Einwohner ragte die glänzende bunte Kuppel einer alten Kirche hervor, deren Padre uns für die Nacht in seiner Wohnung, einem alten ruinenhaften Dominicanerkloster, gastlich aufnahm. Dies war also Tlahuac, die Inselstadt, wo Cortez mit seinen Soldaten auf seinem Zuge nach Mexico 1519 durchkam! Der Padre behauptete, die alte Stadt läge heute auf dem Seegrunde. Sie sei im Laufe der Zeit versunken und man könnte an klaren Tagen an manchen Stellen die Bauwerke und selbst das Straßenpflaster durch das Wasser schimmern sehen. Auch seine Kirche sei etwas gesunken, und nur ein Wunder hätte sie über dem Erdboden erhalten. In der That konnten die Pfeiler im Innern der Kirche die schwere Last der Kuppel nicht tragen und sanken mit ihrem Fundamente etwa 1 Meter tief in den Grund.

Am nächsten Morgen verließen wir wieder das alte, von echten, unverfälschten Azteken bewohnte Nest, um quer über den großen Chalcosee nach der am jenseitigen Ufer gelegenen Stadt Chalco zu rudern. Hier war die Seefläche offener, das Wasser klarer, aber sobald wir die kleine Felseninsel Xico mit ihrem steil emporragenden, heute erloschenen Vulcan passirt hatten, sah ich auch schon die so lang ersehnten Chinampas. Längs der südöstlichen Ufer und auf weit hinaus in den See ist die Wasserfläche mit schwimmenden Gärten bedeckt, auf deren Ertrag allein die Strandbewohner für ihren Lebensunterhalt angewiesen sind. Mais, Hülsenfrüchte und Gemüse aller Art, dazu köstliche Blumen werden

auf den Chinampas gezogen, und der Ertrag ist ein ungemein reicher. Die Indianer schneiden aus der schwimmenden Erdkruste lange rechteckige Stücke ab, schieben sie von dem Rest derselben etwas weg, um einen Canal rings um dieselben zu schaffen (sogenannte ocalotes) und häufen dann auf ihnen weichen Grundschlamm auf, den sie vom Seeboden herausbaggern. Das Feld sinkt mit jeder neuen Lage tiefer und tiefer, bis es vielleicht auf dem Seeboden eine feste Unterlage findet, oder es bleibt auch schwimmen. Dann wird es mittelst Pfählen fest verankert — aber häufig genug kommt es vor, daß man die Chinampas nach einer anderen günstigeren Stelle im See bugsirt, oder daß ein Sturm eine oder die andere Chinampa losreißt und weit in den See hinaus treibt. Auf manchem dieser schwimmenden Gärten haben sich ihre Eigenthümer Hütten erbaut und wohnen während der Saat- oder Erntezeit in ihrem fluthenumwogten kleinen Reiche, vollkommen unabhängig von der Außenwelt, Souveräne im wahren Sinne des Wortes. Ja sie haben vor diesen sogar noch etwas voraus. Sind sie mit ihren Nachbarreichen nicht zufrieden, so brauchen sie ihr Landgebiet nur loszuankern und nach einer anderen Stelle im See zu ziehen. Man nennt die Schnecke das stärkste Wesen der Welt, weil sie ihr Haus mit sich trägt. Aber was ist sie gegen die kleinen Souveräne im Chalcosee, die nicht nur ihr Haus, sondern noch ihr Land mit sich führen können, wenn sie wollen! — Sie mögen elend sein und verkommen nach unseren Begriffen, aber sie erwerben sich mit Leichtigkeit das, was sie brauchen. Ihre Felder liefern ihnen Früchte und Gemüse und Rosen, der Ueberfluß wird auf den Märkten von Mexico verkauft und gibt ihnen etwas Baarmittel. Der See liefert ihnen die wohlschmeckenden, höchst eigenthümlichen Axolotl, diese nur in den mexicanischen Seen vorkommenden Unthiere, halb Salamander, halb Fisch, halb Chamäleon, dazu kommen schmackhafte Mückenkuchen und Tortillas, aus den Larven dieser Mücken zubereitet. Wir schaudern, wenn wir an diese Leckerbissen denken, aber haben unsere guten Azteken nicht dasselbe Recht zu schaudern, wenn sie an unsere Austern, Caviar, Gartenschnecken und Schnepfendreck denken? de gustibus &c.

Auf vielen Karten ist Chalco, die alte aztekische Fürstenresidenz, welche dem See ihren Namen gegeben, an den Ufern des letzteren verzeichnet, und ich staunte daher nicht wenig, als wir von den sumpfigen, mit Cintogewucher bedeckten Ufern durch einen schmalen Canal noch etwa 3 Kilometer landeinwärts fahren mußten, ehe wir Chalco erreichten. Um so viel war der See seit 300 Jahren zurückgegangen und Chalco ist heute ein mexicanisches Stavoren, dessen Glanz und Größe der Vergangenheit angehören — ein elendes, zerfallenes Indianernest, dessen einziges größeres Gebäude, eine hübsche Kirche, von dem

Digitized by Google

überall sichtbaren Verfall keine Ausnahme bildete. Es kommen so selten Reisende hierher, daß Chalco trotz seiner mehreren Tausend Einwohner keine Fonda besitzt, wo man für eine Nacht Unterkunft finden könnte. So ließ ich mich denn durch einen schmalen Seitencanal mit schilfigen Ufern nach der nahen Station El Compaña an der Morelos-Eisenbahn rudern, und während meine Boteros die Nacht in ihrer Chalupa zubrachten, dampfte ich mit dem letzten Zuge auf der zwischen dem Chalco- und Tlacocosee dahinführenden Eisenbahn wieder nach Mexico zurück.

Digitized by Google

XXIII.

Die Eisenbahninvasion in Mexico.

Noch vor einem Jahrzehnt war die einzige nennenswerthe Eisenbahn in dem großen mexicanischen Reiche die bekannte Linie zwischen Vera Cruz, dem Haupthafen, und Mexico, der Hauptstadt der Republik. Seit 1880 sind zu dieser ihrer Naturschönheiten wie ihrer schwierigen Construction wegen bald berühmt gewordenen Bahn eine ganze Anzahl anderer Bahnlinien hinzugekommen, und wenn man heute eine Eisenbahnkarte Mexicos betrachtet, so wird man dieselbe mit einem dichten Netz von Kreuz- und Querlinien überzogen finden, was den Glauben erwecken könnte — es sei in den letzten Jahren des Guten fast zu viel geschehen. Die Amerikaner waren es, welche die Erbauung all dieser Eisenbahnen ausschließlich unternommen und außerdem eine Anzahl Concessionen zur Herstellung weiterer Linien erhalten haben. Seit 1880 wurden in Mexico an 15.000 Kilometer Eisenbahnen concessionirt, von welchen 5000 heute thatsächlich fertiggestellt und in Betrieb sind. Die Amerikaner versprechen sich von dieser Erschließung des alten Aztekenreiches durch Eisenbahnen ganz Erkleckliches, und auch Mexico hofft davon einen so beträchtlichen Aufschwung, daß es daraufhin sofort in England eine neue Staatsanleihe von 5 Millionen Pfund Sterling machte.

Diese Eisenbahnen sind indessen nicht nur für Amerika von Interesse, sondern in vielleicht noch höherem Maße für Deutschland, denn der Handel Mexicos liegt großentheils in deutschen Händen. Nicht, daß die Amerikaner für das augenblicklich schon bestehende Eisenbahnnetz über 100 Millionen Dollars

Digitized by Google

geopfert hätten, um den deutschen Kaufleuten des mexicanischen Landes die Kastanien aus dem Feuer zu holen, sie unternahmen die Versorgung Mexicos mit Eisenbahnen in der Hoffnung auf reiche Einnahmen und in der Voraussetzung, daß diese Eisenbahnen die Pionniere amerikanischer Cultur in Mexico sein würden, wie sie es unstreitig in Texas, Neu-Mexico, Colorado, Californien und anderen Gebieten der Vereinigten Staaten waren, Gebiete, die ja auch früher zu Mexico gehörten und heute große, fruchtbare und ertragsreiche Culturländer geworden sind. Bisher haben die Resultate diese Hoffnungen nicht gerechtfertigt. Der Eisenbahnbau ist zu sehr überstürzt worden und es dürfte lange Jahre dauern, bis der Ertrag der Eisenbahnen mit den Ausgaben für dieselben im richtigen Verhältniß stehen wird.

Der kleine Maßstab, in welchem die gebräuchlichen Karten Mexicos gehalten sind, läßt auch das Eisenbahnnetz viel dichter erscheinen, als es wirklich ist. Um eine richtige Vorstellung des bisher Geleisteten zu erhalten, möge man sich das gesammte Deutsche Reich statt mit 45 mit nur 3 Millionen Menschen bevölkert denken. Hierauf entferne man sämmtliche schiffbaren Flüsse Deutschlands, sämmtliche Poststraßen, sowie 38.500 Kilometer von den bestehenden 40.000 Kilometer Eisenbahnen und lasse nur Bahnlinien in einer Länge von 1500 Kilometer bestehen, dann erhält man das richtige Verhältniß der augenblicklichen Verkehrswege von Mexico.

Immerhin sind die über das 2 Millionen Quadratkilometer große Mexico vertheilten 5000 Kilometer Eisenbahnen ein Fortschritt, der in seiner ganzen Bedeutung gar nicht hinlänglich geschätzt werden kann. Sie ermöglichen es zum mindesten, die früher mehrere Wochen dauernde Fahrt von der Grenze nach der Hauptstadt in höchstens zwei Tagen zurückzulegen; sie gestatten es, die hauptsächlichsten Entfernungen zwischen der Hauptstadt und den Küstenstaaten auf der Eisenbahn zu unternehmen und nur den Rest des Weges auf die bisherigen, ungemein beschwerlichen Reisemethoden, nämlich Diligence oder Reitpferd, zu beschränken. Von den Mühsalen derartiger Reisen durch Mexico kann sich Jemand, der sie, wie der Verfasser dieser Zeilen, nicht selbst unternommen hat, gar keine Vorstellung machen.

Bayard Taylor, der berühmte amerikanische Reisende, der als Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin vor einigen Jahren starb, unternahm noch vor der Epoche der Pacificbahnen eine Reise von Californien durch Mexico zum Atlantischen Ocean. Er landete in Mazatlan an der Stillen Oceanküste Mexicos und brauchte für die Durchquerung Mexicos nach Vera Cruz, also eine Reise von etwa 1500 Kilometer, sechs Wochen. Er sagt darüber selbst:

Digitized by Google

„Ich mußte große Strecken in brennender Sonnenhitze über kahle, vegetationslose, sonnverbrannte Wüsten zurücklegen, ohne irgend welche Bevölkerung, ohne Quellen, und konnte meinen Durst nur selten an spärlichen Wasserpfützen löschen; meine Nahrung bestand aus Frijoles (schwarze Bohnen) und Tortillas, welch letztere mitunter auch nur schwer zu erlangen waren — ein Gemisch von Maismehl und so viel rothem Pfeffer, daß der Sage nach weder Aasgeier noch Wölfe die Leiche eines Mexicaners berühren; ich mußte unter freiem Himmel oder auf dem schmutzigen Lehmboden von Adobehütten schlafen, und selbst dieser Luxus wurde mir durch die Gesellschaft von Schweinen, bissigen Hunden oder anderen Feinden — Flöhen, Mosquitos ꝛc. — vergällt; dazu wurde ich von Briganten beraubt, gebunden und vollständig hilflos in einer einsamen Schlucht zurückgelassen, wo mich nur der reine Zufall vor dem Hungertode rettete."

Wer heute in entlegenen Staaten Mexicos, in Jalisco oder Sinaloa reist, wird ganz ähnliche Erfahrungen zu machen haben, ja die Ladrones lassen ihm zuweilen, wie ein Franzose einst geistreich bemerkte, von seiner Habe nichts, „que les yeux pour pleurer". Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß das Reisen in Mexico bis zur Aera der Eisenbahnen auf das Allernothwendigste beschränkt war, und daß man in Mexico jede Meile Eisenbahn mit Enthusiasmus begrüßt. Die Centralregierung in Mexico hatte früher weder die Gewalt, noch die Mittel, dem Räuberunwesen ein Ende zu machen, noch die zahllosen Aufstände zu unterdrücken, die alljährlich in verschiedenen Gebieten des unwegbaren Landes auftauchten. Aber selbst in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt war es nicht besser. Das Geld zur Zahlung der Wochenlöhne in den Fabriken der Nachbarschaft konnte bis auf die jüngste Zeit nicht ohne starke Militärbewachung von der Hauptstadt dahin gesandt werden, und in den letzten Jahren kam es häufig genug vor, daß sogar die Tramwaywagen in den Vorstädten Mexicos von Räubern überfallen und ihre Insassen beraubt wurden. Die Hauptrouten der Diligencen werden fortwährend von Militärpatrouillen bewacht, und Raubanfälle kommen trotzdem*) so häufig vor, daß die Zeitungen davon gar nicht Notiz nehmen. 1885 sandte die mexicanische Regierung eine Deputation von Officieren von der Minenstadt Zacatecas aus zu dem berüchtigten Banditenhäuptling Eraclie Bernal, um mit ihm über Friedensbedingungen zu unterhandeln. Nach dem officiellen Bericht der Parlamentäre verlangte der Straßenräuber einen Generalpardon für sich und seine Bande, eine Entschädigung von 30.000 Pesos (à 4 Mark) für sich

*) David Wells, a Study of Mexico. 1885.

selbst und die Erlaubniß einer Bedeckung von 25 Mann in Waffen oder die Stelle eines Generals und Commandanten der Regierungstruppen im Staate Sinaloa.*) Derartige Abmachungen und Friedensabschlüsse mit Straßenräubern sind in Mexico keine Seltenheit, und ich machte selbst im Staate Michoacan die Bekanntschaft eines Truppencommandanten, der auf solche Weise vom Briganten zum Stabsofficier avancirt war.

Daß unter solchen Umständen die Regierung Mexicos den Eisenbahnbau in der denkbar liberalsten Weise unterstützt und subventionirt, wird man begreifen können. Unter der Präsidentschaft der Generale Gonzales und Porfirio Diaz sind, wie vorne erwähnt, an 15.000 Kilometer Eisenbahnen concessionirt worden, und die Mehrzahl der Concessionäre erhalten für den Bau Subventionen von 6000 bis 8000 Dollars pro Kilometer oder beiläufig ein Drittel der ganzen Baukosten. Die Regierung zieht ungeachtet dieser Subventionen von den Eisenbahnen unabsehbaren Nutzen, ohne dabei von ihren eigenen Interessen etwas zu opfern. Sie zahlt ja die Subventionen doch nur aus dem etwaigen Ueberfluß in den Staatscassen. Ist kein Geld vorhanden, so wird die Zahlung der Subventionen einfach eingestellt, wie es unter Porfirio Diaz thatsächlich geschah. Aber trotzdem fanden sich in den Vereinigten Staaten hinreichend Speculanten, ebenso wie solide Gesellschaften, die aus dem Eisenbahnbau großen Nutzen zu ziehen hofften. So kam es, daß in den letzten fünf Jahren in Mexico jährlich 1000 Kilometer und mehr Eisenbahnen gebaut wurden, eine Thätigkeit, die in den nächsten zwei bis drei Jahren in demselben Maße fortgesetzt werden dürfte.

Wenn man sich die eigenthümliche Configuration Mexicos vor Augen hält, das gewaltige centrale Hochplateau, das, von den Ufern des Rio Grande südwärts sich immer mehr verengend, an seiner Südgrenze bei Mexico und Puebla eine Höhe von beiläufig 2300 Meter erreicht und dabei seiner ganzen Längen- und Breitenausdehnung nach so gleichmäßig eben ist, daß man nach Humboldt von Mexico bis zum Rio Grande bequem in einem gewöhnlichen Reisewagen fahren kann; wenn man ferner bedenkt, wie steil dieses von den mächtigsten Gebirgszügen umschlossene Plateau gegen die beiderseitigen Meeresküsten abfällt, so wird man es erklärlich finden, daß die ersten der neuen Eisenbahnen vom Rio Grande aus über das Hochplateau, also in nord-südlicher Richtung, gebaut wurden. Die wichtigsten derselben, wie überhaupt die wichtigste aller Bahnlinien Mexicos, ist die Central Mexicano, im Anschluß an das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten von El Paso del Norte am Rio Grande nach der Haupt-

*) Siehe die Consularberichte der Vereinigten Staaten über die Zustände in Mexico.

Digitized by Google

stadt Mexico führend. Die Entfernung zwischen El Paso und Mexico beträgt 1970 Kilometer und wird von den Zügen dieser (breitspurigen) Bahnlinie in 60 Stunden zurückgelegt. Ursprünglich hatten die Erbauer die Absicht, die Bahn über Durango, die wichtigste Stadt des centralen Hochplateaus, zu leiten. Indessen waren die Terrainschwierigkeiten doch so bedeutend, daß man davon absah und der geraden Linie zwischen den beiden Endpunkten so viel als möglich folgte. Die Bahn berührt die Stadt Chihuahua, vorher die abgeschiedenste und entlegenste der mexicanischen Hauptstädte; führt durch die Osthälfte des Staates Durango, nach dessen gleichnamiger Hauptstadt eine Zweigbahn projectirt ist; durchschneidet die Staaten Zacatecas und Aguas Calientes, deren Hauptstädte sie berührt, zieht dann durch die Staaten Jalisco (nach dessen Hauptstadt Guadalajara gleichfalls eine bereits fertiggebaute Zweigbahn führt) und Guanajuato, mit der gleichnamigen Hauptstadt, die durch eine 24 Kilometer lange Eisenbahn mit der Hauptlinie verbunden ist, berührt hierauf Queretaro und Hidalgo und schließlich den Staat Mexico. Die Linie steigt von El Paso, das 3717 englische Fuß über dem Meere liegt, bis zu dem 7500 englische Fuß hohen Mexico um nahezu 4000 Fuß. Nur an einer einzigen Stelle, bei Marquez, 120 Kilometer nördlich von Mexico, wird das Hochplateau durch einen sich in westlicher Richtung von den Hauptketten vorschiebenden Querriegel unterbrochen, bei dessen Ueberschreitung die Bahn eine Höhe von 8134 englische Fuß erreicht. Diese vortrefflich gebaute Eisenbahn, sozusagen das Rückgrat im Verkehrswesen Mexicos bildend, gestattet es, von New-York aus die Stadt Mexico innerhalb sechs Tagen zu erreichen. Die Bahn wurde im Frühjahr 1884 dem Verkehr übergeben.

Außer den bereits angeführten Zweigbahnen wird die Gesellschaft noch eine transcontinentale Bahn von dem pacifischen Hafen San Blas nach dem am Golf von Mexico gelegenen Hafen Tampico im Staat Tamaulipas bauen, und es sind heute schon die Strecken von San Blas nach Tepic (26 Kilometer) und von Tampico nach Valles (160 Kilometer) fertig gestellt. Von Valles wird die Bahn in westlicher Richtung nach San Luis Potosi und von dort nach Aguas Calientes geführt, wo sie auf die Hauptlinie El Paso-Mexico trifft. Die Strecke Aguas Calientes-San Luis Potosi ist bereits im Bau begriffen und etwa 110 Kilometer, nämlich die Strecke von Aguas Calientes nach Salinas, sogar fertiggestellt.

Da an eine directe westliche Fortsetzung dieser Strecke nach Guadalajara wegen der Gebirgszüge und des steilen Absalles nicht gedacht werden konnte, so wird die westliche Hälfte dieser transcontinentalen Bahn weiter südlich, von Chico, im Staate Guanajuato, ausgehen und auf dem Wege nach Guadalajara

den großen See von Chapala berühren. Im Zusammenhang mit dieser Central Mexicana-Eisenbahn kann auch die Sanara-Eisenbahn genannt werden, welche von beiläufig derselben Gesellschaft nach vor der Central Mexicano fertiggestellt wurde und bereits seit neun Jahren dem Verkehr übergeben worden ist. Diese Bahn führt von Benson, im Vereinigten Staaten-Territarium Arizona, über Nogales und Hermosillo, den nordwestlichsten Staat Mexicos, nämlich Sanara in nord-südlicher Richtung durchschneidend, nach Guaymas, einem kleinen Seehafen am Golf van Californien. Die Länge dieser ziemlich unbedeutenden Bahn beträgt 285 Kilameter, soweit sie auf mexicanischem Territorium gelegen.

Die zweite Verbindungsbahn zwischen den Vereinigten Staaten und Mexica ist die Mexican Nacionaleisenbahn, welche am 1. November 1888 eröffnet worden ist. Dieselbe schließt bei Laredo, südlich von San Antonio, auf dem texanischen Ufer des Rio Grande gelegen, an das texanische Eisenbahnnetz und führt über Monterey (die Hauptstadt von Nueva Leon) und Saltillo (die Hauptstadt van Coahuila) nach San Luis Potosi. Von dort geht sie in nord-südlicher Richtung, die Central Mexicano-Eisenbahn bei Celaya kreuzend, direct nach Mexico. Diese Nacionaleisenbahn ist zum Unterschied van den anderen mexicanischen Eisenbahnen schmalspurig. Die Länge der Strecke Laredo-Mexico beträgt circa 1250 Kilometer und kürzt die Reise von New-York nach Mexica um anderthalb Tage ab.

Außer dieser Hauptlinie baut die Mexican Nacionalgesellschaft auch an einer Eisenbahnverbindung zwischen Mexico und Manzanillo, einem wichtigen Hafen am Stillen Ocean, welche bis Patzcuaro im Staate Morelia bereits hergestellt und im Betriebe ist. Die Bahn wird von dort über Chapala und Colima nach Manzanilla führen und nach ihrer Vollendung nicht nur für den Handelsverkehr, sandern auch für die Tauristenwelt von graßer Wichtigkeit sein. Der Verfasser hat einen großen Theil dieser Strecke var vier Jahren nach per Diligence und zu Pferde zurückgelegt, und spricht dabei aus eigener Erfahrung.

Eine zweite Nebenlinie der Mexican Nacionalbahn ist jene, welche den Hafen Matamoras, an der Mündung des Rio Grande in den Mexicanischen Galf liegend, mit Manterey verbinden sall. Vorläufig sind hiervon 120 Kilameter — also etwa die Hälfte — vollendet, nämlich die Strecke Matamaras-San Miguel d'Allende (im Staate Tamaulipas am Rio Grande gelegen).

Die dritte Nebenlinie der Nacionaleisenbahn wird von San Luis Patosi nach Zacatecas führen; van dieser sind vorläufig nur 7 Kilameter, von Zacatecas bis Guadalupe, vollendet.

Die dritte wichtigste Eisenbahn des Hochplateaus, el Ferrocaril internacional, schließt bei Piedras Negras in Coahuila, gegenüber Eagle Paß, an das texanische Bahnnetz, durchkreuzt den Staat Coahuila in südlicher Richtung und erreicht bei Lerdo im Staate Durango die Verbindung mit der Mexican Centralbahn.

Noch eine vierte Verbindungsbahn zwischen den Vereinigten Staaten und der Hauptstadt Mexico, die Mexican Southern-Eisenbahn, ist in Aussicht genommen und diese wird, wenn einmal vollendet, die kürzeste Eisenbahnroute zwischen Mexico und dem amerikanischen Bahnnetz bilden. Vorderhand ist sie allerdings erst auf dem Papier, und nur 132 Kilometer davon sind in Mexico, in nördlicher Richtung bis La Luz (Irolo) dem Verkehr eröffnet. Diese Southern-Eisenbahn wird, wie die Nacionalbahn, von Laredo ausgehen, anstatt aber auf das Hochplateau hinanzusteigen, am Ostfuße desselben in direct südlicher Richtung, also nahezu parallel mit der Ostküste Mexicos, den Staat Tamaulipas durchziehen. Erst bei Valles, nahe der Grenze des Staates Vera Cruz, wird sie das Thal des Rio Panuco und Rio San Juan benutzen, um auf das Hochplateau hinaufzusteigen und dort, den Staat Hidalgo durchschneidend, Mexico erreichen. Indessen ist auch schon eine Verlängerung dieser erst auf dem Papier bestehenden Bahn von Mexico südwärts concessionirt worden, allein ihre Herstellung von Mexico über Puebla durch den gebirgigen Staat Oajaca nach Tehuantepec steht doch noch in weitem Felde. Sie wird in Tehuantepec an die gleichnamige Eisenbahn anschließen, die über den Isthmus von Tehuantepec vom Stillen Ocean nach Coatzacoalcos, dem Hafen am Golf von Campeche, gebaut werden soll.

Wie diese beiden letztgenannten Bahnen, so ist auch die Interoceanic-Eisenbahn vorläufig noch größtentheils auf dem Papier. Die einzige fertige Strecke dieser Bahn ist jene von Mexico nach dem 132 Kilometer entfernten Yautepec im Staate Morelos. Sie ist auch die einzige von Mexicanern mit mexicanischem Capital erbaute Eisenbahn und erlangte bei ihrer Eröffnung 1883 durch den Einsturz einer Brücke und einen schrecklichen Unglücksfall traurige Berühmtheit. Diese Eisenbahn ging nebst der Concession für weitere Strecken vor wenigen Jahren in den Besitz einer englischen Gesellschaft über, welche sich verpflichtet hat, innerhalb dreier Jahre die ganze Linie in einer Gesammtlänge von über 1000 Kilometer auszubauen. Wenn fertig, wird sie von Acapulco, dem Haupthafen der Republik am Stillen Ocean, durch den Staat Guerrero nordwärts nach Mexico und von dort über Jalapa nach Vera Cruz führen. In den letzten zwei Jahren ist an dieser Bahn so fleißig gearbeitet worden, daß bereits 585 Kilometer fertiggestellt und weitere 162 Kilometer im Bau begriffen sind.

Digitized by Google

Neben den vorstehend genannten Linien besteht schon seit Jahren die bekannte alte Mexican Railway, von Vera Cruz nach Mexico führend, 423 Kilometer lang, mit ihren Seitenlinien Apizaco-Puebla, 47 Kilometer, Yrolo-Pachuco, 60 Kilometer und Vera Cruz-Jalapa, 114 Kilometer, so daß im Ganzen in Mexico augenblicklich ein Eisenbahnnetz von nahe 5000 Kilometer Länge im vollen Betriebe ist. Auf dem Papiere, aber doch wenigstens concessionirt, sind indessen noch eine Menge anderer, deren Erbauung wohl hauptsächlich von dem Erfolg der bestehenden Linien abhängen dürfte. Es sind dies hauptsächlich einige Linien an der Westküste Mexicos, z. B. eine Pacific Coast-Eisenbahn, die von San Diego am Südende Californiens längs des Golfes von Californien und der Stillen Oceanküsten bis zum Isthmus von Tehuantepec laufen und alle Häfen miteinander verbinden soll. Ferner die Topolobampo-Eisenbahn, die von Topolobampo, einem an der Nordspitze des Staates Sinaloa gelegenen pacifischen Seehafen, ausgehend, die Sierra Madre überschreitend und über das ganze Hochplateau von Chihuahua und Coahuila führend, bei Piedras Negras mit dem texanischen Bahnnetz verbunden werden soll. Ein anderer Zweig dieser Linie soll von Guaymas in Sonora durch ganz Sinaloa nach Mazatlan und San Blas gebaut werden. Eine dritte Eisenbahn, die Sinaloa und Durango-Railway, wurde concessionirt, um eine Schienenverbindung zwischen Durango und dem Seehafen Atlata in Sinaloa herzustellen. Dazu gelangen noch mehrere andere Projecte am Isthmus von Tehuantepec und im Staate Chiapas, dem Grenzstaate gegen Guatemala, das ja auch bereits eine Concession für eine Eisenbahn zum Anschluß an das mexicanische Bahnnetz ertheilt hat.

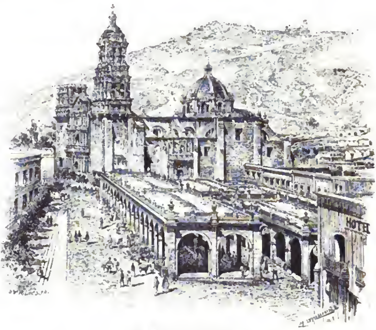
Dieses ganze, weit über 15.000 Kilometer umfassende Eisenbahngewebe Mexicos soll binnen wenigen Jahren zur Ausführung gelangen. Wenigstens ist hierzu, wenn auch nicht die gesunde ernste Absicht, so doch das Speculationsfieber vorhanden. Im Verhältniß zu der Ausdehnung des Landes wäre dieses projectirte und zu einem Drittel fertiggestellte Bahnnetz durchaus nicht zu viel. Zieht man aber die spärliche Bevölkerung Mexicos in Betracht, so ergeben diese Projecte 1 Kilometer Eisenbahn auf je 600 Einwohner, während das Deutsche Reich nur 1 Kilometer auf je 1200 Einwohner besitzt. Man würde in Mexico damit ein Bahnsystem erhalten, das jenem der Vereinigten Staaten im Verhältniß zu der Bevölkerung des letzteren nahekommt! Sollen also all die mexicanischen Eisenbahnen floriren, so müßte dementsprechend auch der natürliche Reichthum des Landes jenem der Vereinigten Staaten gleichkommen und auch der Wohlstand der Bevölkerung, Industrie und Handel müßten eine

Digitized by Google

ähnliche Blüthe erreicht haben. Nun besteht aber bekanntlich die Bevölkerung Mexicos, mit Ausnahme von etwa 3,000.000 Seelen, aus Indianern, die für derlei Berechnungen kaum von Werth sind, und es bleiben also nur jene 3,000.000 Weißer, Ausländer und Mischlinge, die sich mit der Bevölkerung der Vereinigten Staaten halbwegs vergleichen lassen, was das Verhältniß noch viel ungünstiger für Mexico gestaltet. Daß ferner Mexico ungeachtet der Fabeln, die über seine Naturschätze in der Welt verbreitet sind, in Wahrheit ein verhältnißmäßig armes, wenig fruchtbares Land ist, wird gewiß von Niemandem, der mit den Verhältnissen vertraut ist, bestritten werden. Es ist zu befürchten, daß die Amerikaner, ermuthigt durch die glänzenden Erfolge ihrer Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten, sich hier in eine tolle Speculation eingelassen haben, die innerhalb der nächsten Jahre und selbst Jahrzehnte zu nichts Gutem führen kann. Sie scheinen zu vergessen, daß Mexico nicht ein Land für fremde Einwanderung ist, und daß die Eisenbahnen dort nicht, wie in den Vereinigten Staaten, sozusagen Canäle sind, durch welche sich die Hochfluth der europäischen Einwanderung — im Ganzen 9,000.000 Menschen innerhalb 30 Jahren, nach den Prairien gewälzt hat, daß ferner diese Prairien ungemein fruchtbare Länderstriche mit günstigen klimatischen und socialen Verhältnissen sind und in den Oststaaten hochcivilisirte, cultur- und industriereiche Hinterländer besaßen, mit denen ein reger Handelsverkehr unterhalten wurde. Diese amerikanischen Eisenbahnenthusiasten scheinen die gleichen Verhältnisse auch auf das arme, dünn bevölkerte Mexico übertragen zu haben und ähnliche Resultate erwarten zu wollen. Sie werden sich darin unendlich täuschen und es wäre nur zu wünschen, wenn deutsches Capital sich an diesem tollen Wagstück vorläufig gar nicht oder doch nur mit vollständiger Garantie betheiligen würde. Mit echt amerikanischer Ueberhastung wird das Unglück dort noch schneller reiten als anderswo — es wird ja auf Dampfesflügeln und Eisenbahnschienen herbeieilen. Die Amerikaner haben heute bereits für Eisenbahnbauten in Mexico an 180,000.000 Dollars verausgabt; die zu erbauenden Bahnen werden noch weitere 250,000.000 fordern; wo sollen die Interessen (etwa 20,000.000 jährlich) in einem Lande herkommen, das im Ganzen kaum das doppelte Budget Einnahmen besitzt? Wäre Mexico von 10,000.000 Anglosachsen bevölkert, statt von Indianern, so könnte man erwarten, daß diese Verkehrserleichterungen binnen Kurzem entsprechende Resultate haben würden. Aber die Indianer sind dieser Cultur, dieser raschen Entwickelung gar nicht fähig. Sie kommen nur sehr langsam vorwärts, sie sind über alle Maßen arm und ferner weder Producenten noch Abnehmer. Die Amerikaner versprechen sich Großartiges von der

Digitized by Google

Einfuhr amerikanischer Industrieproducte und dem Austausch mit mexicanischen Naturproducten. Zunächst beläuft sich die gesammte Ausfuhr der letzteren (abgesehen von Edelmetallen) auf 14,000.000 Dollars, von welchen etwa 11,000.000 nach den Vereinigten Staaten gehen. Die Einfuhr von dort nach Mexico hat einen Gesammtwerth von etwa gleicher Höhe, beides aber bewegt sich doch immer auf dem wohlfeilsten Verkehrswege, nämlich zur See. Soll



Der Marktplatz von Zacatecas.

also etwa dieser geringfügige Waarenverkehr hinreichende Einnahmen für die mexicanischen Eisenbahnen ergeben? Das Ganze sieht, figürlich gesprochen, etwa so aus, als ob man goldene Remontoiruhren unter den Congonegern verkaufen wollte.

Dazu kommt noch ein weiterer Umstand: die hohen Einfuhrzölle in Mexico. Bisher hat Mexico jede Zolleinigung mit den Vereinigten Staaten abgelehnt und so hohe Zollschranken errichtet, daß Waaren in Mexico fast um die Hälfte ihres Werthes theurer sind als in den Vereinigten Staaten. Nun

ist ein so hoher Zoll Eisenbahnen gegenüber etwa dasselbe, als ob nach der glücklich erfolgten Verbindung zweier Länder durch Schienenstraßen vulcanische Kräfte ein großes Gebirge längs der Grenzen aufwerfen würden, welches den Transport der Waaren und den Verkehr im Allgemeinen neuerdings verhinderte. Eine beschränkte Anzahl Eisenbahnen, etwa die augenblicklich vorhandenen, würden dem Bedarf für Jahrzehnte hinaus vollkommen genügen und sie würden auch ihr Auskommen finden. Allein nach sattsam bekannter Weise hat sich amerikanische Ueberhastung nun auch nach Mexico gelenkt; es wird an allen Ecken und Enden gebaut, und statt daß die verschiedenen Linien einander vermeiden, streben sie nach gleichen Zielen, gleichen Endpunkten, sich auf derartige Weise selbstmörderische Concurrenz schaffend.

Noch ein anderer Uebelstand, einer der gewichtigsten, muß berücksichtigt werden. Mexico hat kein Holz und keine Kohle. Wohl sind in den Sierras große Wälder, aber sie sind zu weit von den Bahnlinien entfernt und fast unzugänglich; Kohle wird wohl längs der Nordgrenze Mexicos in geringen Quantitäten gegraben, aber die bisher gefundenen Lager sind viel zu spärlich, um irgendwie die enormen Kohlenpreise herunterzudrücken. Die Vera-Cruz-Eisenbahn bezieht ihre Kohle aus England (!), und die Centraleisenbahn benutzt als Brennmaterial elendes Mesquiteholz, das sie mit 15 bis 17 Dollars pro Cord bezahlt! Auch dieses Material ist nur spärlich vorhanden und der Preis wird bei dem fortdauernden Bedarf noch weiter bis zur Unerschwinglichkeit steigen. Dazu ist das tropische Klima dem Eisenbahnmaterial ungemein schädlich. Die theuren Schwellen haben dort ein kurzes Leben; sie springen in der trockenen und verfaulen in der nassen Jahreszeit; Brückenmaterial geht rasch zugrunde, selbst die Waggons leiden unter den klimatischen Extremen. Die Bahnen erfordern demnach in Mexico viel mehr zu ihrer Instandhaltung als anderswo.

Viele andere Umstände könnten angeführt werden, um zu zeigen, daß sich die Eisenbahninvasion in Mexico auf ungesunden Grundlagen vollzieht; aber schon aus dem Gesagten wird man erkennen, daß, wie gut auch die bereits bestehenden Schienenwege Mexico bekommen werden, ein fortgesetzter Bau nur zu einer finanziellen Katastrophe führen kann, und es wäre den Deutschen anzurathen, vorläufig den Geldstrumpf zuzuhalten, oder doch die größte Vorsicht zu beobachten, wenn eine Betheiligung an derlei Unternehmungen in Frage käme.

Digitized by Google



Zweiter Theil.

Digitized by Google

Oestlich und westlich der Sierras.

I.

Jenseits der mexicanischen Sierras.

So schön und großartig die Natur in der unmittelbaren Umgebung von Mexico auch sein mag, der in scenischer Beziehung weitaus schönste Theil des großen Aztekenreiches liegt jenseits der Sierras, zwischen ihrem westlichen Abfall und den Gestaden des Großen Oceans, die ausgedehnten Staaten Michoacan, Guerrero und Jalisco umfassend.

Die wenigsten Reisenden besuchen die herrlichen Gegenden westlich der Sierras, selbst die Eingeborenen meiden sie nach Thunlichkeit. Und das hat seine guten Gründe. Die Sierras mit ihren kahlen, himmelanstrebenden Kämmen, ihren 15.000 bis 17.000 Fuß hohen Vulcanen, ihren steilen, unwirthlichen Hängen umschließen das Hochplateau von Anahuac wie mit einer chinesischen Mauer. Nur wenige Pässe führen von hier nach den Küsten des Stillen Oceans hinab, und selbst diese sind mit ein oder zwei Ausnahmen nur für Saumthiere passirbar. Auch die großen Verkehrswege zwischen Mexico und den Haupthäfen am Stillen Ocean, Acapulco und Manzanillo, sind nicht für den Wagenverkehr eingerichtet, und das Reiten durch unwirthliche Gebirge nach den viele Tagereisen entfernten Küstenplätzen ist nicht Jedermanns Sache. Dazu kommt noch ein anderes wichtiges Hinderniß: das Brigantenwesen. Gerade Michoacan, Jalisco und Guerrero erfreuen sich in dieser Hinsicht eines abscheulichen Rufes. Auf dem weiten Hochplateau hat das schreckliche Räuberunwesen, dank der neuen Eisenbahnen, in den letzten Jahren stark abgenommen, obschon auch hier noch fast allwöchentlich irgend ein Raubanfall vorkommt. Führen doch die Eisen-

Digitized by Google

bahnzüge heute noch stets eine Abtheilung Gendarmen oder Landjäger unter dem Commando eines Offiziers mit sich! Aber jenseits der Sierras, in den Schluchten und Thälern, durch welche die Verkehrswege nach der Seeküste führen, blüht das Brigantenwesen heute geradeso wie vor Jahren. Als ich in Freundeskreisen in Mexico meine Absicht kundgab, eine Reise dorthin zu unternehmen, rieth mir alles davon ab. Man erzählte mir die schauerlichsten Räubergeschichten, und zum Beweis der Unsicherheit jener Gegenden ließ ein wohlmeinender Freund in meinem Hotel noch eine Zeitung abgeben, in welcher der letzte Ueberfall einer Conducta in Guerrero mit peinlicher Detailmalerei geschildert war. Die Señores Brigantes hatten den Reisenden nicht nur ihre Habe zum Andenken abgenommen, sondern hatten sie auch noch ihrer Kleider beraubt und in echtem Indianercostüm auf der Landstraße zurückgelassen. Glücklicherweise liegt Guerrero ebenso wie Michoacan und Jalisco in den Tropen, so daß man in dieser leichten Bekleidung ohne Strafe unter den Palmen wandeln kann.

All die Schaudergeschichten, die mir in Mexico den Kopf durchschwirrten, konnten mich indessen von meinem Entschluß nicht abbringen, wenigstens dem historischen See von Patzcuaro und dem von Humboldt so eingehend geschilderten thätigen Vulcan Jorullo einen Besuch abzustatten. Die Wahrheit gesagt, ich glaubte an das mexicanische Brigantenwesen gar nicht mehr. Ich war monatelang durch ganz Mexico umhergezogen, ich hatte übel berüchtigte Gegenden, wie jene von Chihuahua, Zacatecas und Amecameca durchstreift, und auf all diesen mitunter recht einsamen Reisen war mir auch nicht das bescheidenste Räuberchen untergekommen. Zudem führte ja seit einigen Monaten schon eine schmalspurige Eisenbahn von Mexico über die Sierra bis nach Morelia, der Hauptstadt des Staates Michoacan, und von dort hatte ich nur mehr einen Ritt von etwa zweiwöchentlicher Dauer vor mir.

Als ich an einem herrlichen Morgen des Monats Mai aus der Station La Colonia herausfuhr, konnte ich mir gar nicht recht klar machen, auf welche Weise unser Eisenbahnzug die vor uns liegende, 10.000 Fuß hohe Sierra de Ajusco überschreiten würde. Allerdings wurde die Eisenbahn von Amerikanern gebaut, und diesen ist ja kein Berg zu hoch, keine Felswand zu steil. Aber 10.000 Fuß!

Während der ersten 8 Kilometer sauste unser Zug auf vollständig ebenem Boden zwischen Agaven und Maisplantagen dahin, an den elenden Indianerdörfchen Tacuba, Naucalpan vorbei, den dicht bewaldeten Hügel von Chapultepec mit dem ihn krönenden Kaiserschlosse zur Linken lassend. Bei San Bartolo erreichten wir den Fuß der Sierra, und von hier aus ging es

Digitized by Google

während der nächsten zwei Stunden beständig aufwärts — steilen Schluchtenwänden entlang mit den rauschenden Wässern des wilden Rio Hondo tief zu unseren Füßen, über trockene Gräben, sogenannte Barrancas, über Felsgrate, durch tiefe Einschnitte und über hohe Brücken von zarter kühner Eisenconstruction, da der Trockenmoder hier die Anlage von Holzbrücken nicht gestattet. Die Thalwände sind hier so hoch, als wir sehen konnten, mit den breitblätterigen wildwachsenden Agaven und dem stachligen Nopal bedeckt. Hie und da flogen wir an erbärmlichen Indianerhütten vorbei, deren halbnackte Bewohner das moderne, eben erst in ihre Berge eingedrungene Dampfroß kaum beachteten.

Armes verkommenes Volk! Das sind die Nachkommen jener Azteken, von denen uns die spanischen Eroberer so farbenreiche Schilderungen hinterlassen, und die sie damals, wie sie behaupten, in herrlichen, goldstrotzenden Palästen gefunden hatten! Heute wohnen sie in Hütten, deren Wände aus dünnen, in den Boden gesteckten Baumstämmen und Aesten gebildet sind, zwischen welchen Strauchwerk und Binsen zum Ausfüllen der Zwischenräume stecken. Als Dächer für diese fenster- und thürlosen, und doch so lustigen Behausungen dienen ebenfalls nur Aeste, welche über die Pfahlwände gelegt und dann mit Steinen beschwert wurden. Manche Hütten, besonders in den höher gelegenen Gegenden, sind zum Schutz gegen Kälte und Stürme halb in die Erde versenkt, ganz wie die Dug-outs der Trapper und Büffeljäger in den nordamerikanischen Prairien. Die kleinen Maisfelder in der Nähe der Hütten waren mit Agave- (Maguay-) Hecken eingefaßt, und diese Pflanzen mit ihren gezahnten, Schwertern ähnlichen Rippenblättern bildeten gewiß einen sichereren Schutz gegen Eindringlinge, als irgend eine andere Art von Hecken es könnte. Neben den Hütten sahen wir zuweilen etwa 10 Fuß hohe, aus Adobeziegeln gebaute Thürme, die Cincolotes, zur Aufbewahrung der Maiskolben dienend. Stroh und Grasfutter wird auf den Feldern auf Gerüsten, etwa 8 Fuß hoch vom Boden, aufbewahrt, um es gegen den unersättlichen Appetit der Maulesel zu schützen.

Je höher wir emporkamen, desto mehr mußten wir über die Kühnheit des Eisenbahnbaues staunen. Auf einer kaum 3 Kilometer langen Strecke übersetzten wir den Rio Hondo nicht weniger als vierzehnmal auf Steinbrücken, und an einer Stelle wurde er sogar in ein neues Flußbett gelenkt, damit sein altes Bett für den Bahnbau benutzt werden konnte, ähnlich wie auf der canadischen Pacificbahn, nördlich des Superiorsees, oder wie auf der Eisenbahn zwischen Valencia und Puerto Cabello in Venezuela, die ich einige Monate nachher als erster Passagier der eben vollendeten Bahn befuhr. Neben uns zeigte sich zuweilen der alte „Camino Real", der Reitweg, welcher vor der Herstellung der

Digitized by Google

Bahn den Verkehr zwischen Mexico und Michoacan vermittelte. Aber was bedeuteten doch die zahlreichen Kreuze, mit welchen der Weg wie ein katholischer Kreuzweg besetzt war? Mein Nachbar, ein Haciendero aus Acambaro in Michoacan, belehrte mich darüber. An allen diesen Stellen waren Raubmorde vorgekommen und die Einwohner hatten den unglücklichen Opfern der Brigantes diese Kreuze errichtet! Wir waren auf unserem Aufstieg nach der Kammhöhe der Sierra nun auf etwa 9000 Fuß gekommen, und nach der Durchfahrt durch den einzigen Tunnel der Linie bei Via de Escape bot sich uns noch ein herrlicher Rückblick auf den ganzen Thalkessel von Mexico dar, die kuppelreiche Großstadt mit ihren sechs sie umgebenden Seen und dem hohen, schneebedeckten Orizaba ganz im Hintergrunde. Zu unseren Füßen sahen wir die glänzenden Schienenstränge, auf welchen wir ihren unglaublichen Windungen und Steigungen folgend, bis herauf gekommen waren. Die directe Entfernung vom Fuß der Berge bis hierher, nahe der Kammhöhe, mochte 10 Kilometer betragen, die Länge der Eisenbahnlinie ist jedoch 40 Kilometer! Englische Bahnbauer hätten Tunnels gebohrt, Einschnitte durch die Felsen gebrochen, um nicht von dem geraden Wege abzuweichen. Die Amerikaner vermeiden diese jedoch wo immer sie können und folgen der Oberfläche. Hier auf der Strecke der Nacionaleisenbahn hatte dies noch einen anderen, viel triftigeren Grund. Die Amerikaner erhielten von der mexicanischen Regierung für den Bahnbau einen 8000 bis 10.000 Dollars betragenden Zuschuß für jeden Kilometer. Kein Wunder, daß sie die Strecke nach Thunlichkeit verlängerten und dadurch diese stählerne Riesenschlange schufen, welche sich über die Sierra krümmend und windend, Mexico mit Toluca, der jenseits der Sierra gelegenen Hauptstadt des Staates Mexico,*) verbindet. Noch sahen wir Toluca nicht, denn hier oben auf der eisig kalten Paßhöhe verbarg uns dicker Nebel jede Aussicht. Die unmittelbare Umgebung zeigte ganz alpinen Charakter — Grasmatten mit einzelnen Gruppen zwerghafter Sprossenfichten und klaren, sprudelnden Bächlein, die sich durch die Felsen einen Weg nach tieferen Regionen bahnten, nur flossen sie hier nach verschiedenen Richtungen ab. Die Quelle zur Linken der Bahngeleise ist der Rio Hondo, dessen Lauf wir den ganzen bisherigen Weg gefolgt waren und der in das Thal von Mexico abfließt. Der Bach zur Rechten der Bahn jedoch, kaum einige Schritte

*) Neben den Vereinigten Staaten von Mexico und ihrer Hauptstadt gleichen Namens, gibt es noch einen Staat Mexico, dessen Hauptstadt eben Toluca ist. Die Stadt Mexico liegt wohl im Mittelpunkte dieses Staates, bildet jedoch einen eigenen, vom Staate unabhängigen District, ähnlich wie Washington oder Buenos Ayres, oder andere Hauptstädte der amerikanischen Föderativrepubliken.

Digitized by Google

vom Rio Hondo entfernt, ist der Rio Lerma, einer der größten Flüsse Mexicos, der hier entspringend den großen See von Chapala durchfließt, und im fernen Jalisco, nördlich von San Blas, den Stillen Ocean erreicht. Ich sollte seinem vielgewundenen Laufe auf meinen folgenden Reisen noch vielmal begegnen, nicht mehr so klar und munter über Stock und Stein hüpfend wie hier, sondern als mächtigen Fluß mit trüben gelben Fluthen.

Hier oben auf diesen Wasserscheiden zwischen den beiden Weltmeeren, 9974 Fuß über ihrem Wasserspiegel, befindet sich die Station Salazar, wohl die höchste Eisenbahnstation Nordamerikas, vorläufig allerdings nur aus einem von den Rädern gehobenen, und auf nackte rothe Trachytfelsen gestellten Eisenbahnwaggon bestehend, in welchem ein Amerikaner allerhand Schnäpse und Flaschenbier feilbictet. Hier oben bei der eisigen Kälte mundete uns ein Gläschen Pulque vortrefflich, und mein Reisegefährte Thomas Lee aus Boston konnte nicht umhin, auch den armen Indianern ein Schlückchen ihres Lieblingsgetränkes anzubieten. Sie umstanden uns trübselig, ungeachtet ihrer dicken, wollenen Serape, die sie um den Oberkörper bis hoch an die Ohren geschlungen trugen, denn ihre schlotternden Beine waren nur mit den gewöhnlichen losen Leinenbeinkleidern bedeckt und ihre Füße waren bloß! Dabei zeigte das Thermometer hier, obschon wir auf 19° Breite, also in gleicher Breite mit dem ägyptischen Sudan waren, 4° R.!

Nach kurzem Aufenthalt in Salazar ging es wieder abwärts, diesmal im Thale des Lerdo, das, sich bald erweiternd, an den Wänden schöne dichte Fichtenwälder zeigt. Bei der Station Camina de Toluca, 44 Kilometer von Mexico, machte mich Lee, der die ganze Zeit mit seinem Feldglase die Wege beobachtet hatte, auf einen gewaltigen Bergriesen aufmerksam, der gerade vor uns in direct südlicher Richtung alle anderen Gipfel der Sierras hoch überragte. Sein rosenrother Kegel war von großer Regelmäßigkeit und erschien mir viel spitzer zulaufend, als der Kraterkegel des Popocatepetl, den ich gerade vor zwei Wochen bestiegen hatte. Mit dem Feldglas konnte man in den Ravinen und Felsspalten Schnee entdecken. Kein Zweifel, das war der berühmte Vulcan Nieve de Tocula, 4625 Meter (15.156 Fuß) hoch, einer der fünf mit ewigem Schnee bedeckten Berge Mexicos. Die geringe Menge Schnee, die sein erhabener Gipfel zeigte, enttäuschte mich ein wenig, denn in den meisten Beschreibungen, die ich gelesen, wird er ähnlich wie der Popocatepetl und der Orizaba als ganz mit ewigem Schnee bedeckt dargestellt. Ohne seine Krystallkrone schien mir der Nieve de Toluca viel von seinem Nimbus, seiner Majestät einzubüßen. Um seine, dem Montblanc fast gleiche Höhe in ihrem ganzen Werth

zu ermessen, mußten wir ihn mit den Bergen seiner Umgebung vergleichen. Dann erst nahm er den ihm gebührenden Rang wieder ein.

In unglaublichen Windungen ging es auf der Bahn bei einem Fall von $4\frac{1}{2}$ Procent rasch abwärts durch das fruchtbare, in vollem Frühlingsschmuck prangende Thal des Rio Lerma, das wir von hier oben bis weit in



Ausblick auf Huisquilucan von „Paso Blanco“.

die Ebene hinaus verfolgen konnten. Bei Jajalpa, auf 8872 Fuß Höhe, erschienen die Weizen- und Maisfelder wieder. Das erste nennenswerthe Dorf, an welchem wir vorbeifuhren, ist Ocoyoacac, ärmlich und erbärmlich, wie alle anderen. In den Geographien ist Ocoyoacac sogar als Stadt angegeben, trotz der niedrigen Holz- und Strohhütten und den mit großen Pflastersteinen bedeckten Dächern. Dabei sind die Straßen der Stadt ungepflastert. Ihr Pflaster befindet sich augenscheinlich auf den Dächern. Erst Lerma, schon am Fuße der Sierra an dem gleichnamigen Flusse gelegen, zeigt ein besseres

Digitized by Google

Aussehen, obschon auch hier die Häuser aus ungebrannten Adobeziegeln gebaut sind. Die Umgebung der Stadt ist weit hinaus mit Maguey (Agaven) bepflanzt, und Lerma ist auch weit berühmt wegen des vorzüglichen, aus den Agaven gewonnenen Pulque. 10 Kilometer weiter erreichten wir Toluca, die höchstgelegene Stadt Mexicos, 2625 Meter über dem Meere gelegen.

Wie in jeder anderen mexicanischen Stadt, liegt auch hier der Bahnhof weit außerhalb, im freien Felde, und ein Tramwaywagen brachte uns nach der interessanten Fahrt über die Sierra bald nach dem Hotel de Diligencias.

Digitized by Google

II.

Ein Stiergefecht in Toluca.

Toluca, die Hauptstadt des Staates Mexico, bietet dem Reisenden ebenso viel, oder besser gesagt, ebenso wenig, wie die vielen anderen größeren Provinzstädte des Aztekenreiches.

Wenn ich dennoch in Toluca Halt machte, so lag die Ursache in dem Stiergefechte, das morgen, Sonntag, in der Plaza de Toros abgehalten werden sollte. In der Hauptstadt Mexico kann man ein solches nicht zu sehen bekommen, denn dort sind die „Corridas de Toros" gesetzlich verboten. Dagegen sind sie überall in den Provinzen das beliebteste Nationalvergnügen. Jede Stadt von 10.000 Einwohnern hat ihren Plaza de Toros (Stierkampfarena), und Sonntags pflegen diese erhebenden Schauspiele die Bevölkerung aus der ganzen Umgegend anzuziehen. Daß man übrigens auch in Mexico selbst die Stierkämpfe nicht verschmäht, sahen wir schon heute auf der Fahrt von Mexico hierher. Der Zug war mit Hidalgos gefüllt, die in Gesellschaft mehrerer Damen der grausamen Stierabschlachtung beiwohnen wollten und während der ganzen Reise von nichts Anderem, als von der Quadrilla, dem Torero und den Kampfstieren sprachen, geradeso wie man bei uns von Primadonnen und neuen Opern spricht. — In ähnlicher Weise war der Stierkampf von Toluca auch überall längs der ganzen Eisenbahnlinie angekündigt. Die Mauern trugen große bunte Placate, auf welchen in Riesenlettern zu lesen war:

Esplendida Corrida de Toros
en la Villa de
Toluca

Digitized by Google

und bei welcher Gelegenheit cuatro tremendos y bravos Toros (vier mächtige tapfere Stiere) geopfert werden sollten.

Aber auch ohne Stierkampf hätte mich der kurze eintägige Aufenthalt in Toluca nicht gereut, denn die Stadt ist doch reinlicher, schöner und dabei viel romantischer gelegen, als die Städte der mexicanischen Hochebenen. Welche von ihnen hätte doch — Mexico natürlich ausgenommen — einen so großartigen Hintergrund, wie der gewaltige Nieve de Toluca, der, scheinbar mit seinem Fuße an die Stadt anlehnend, sein kahles Haupt auf Montblanchöhe erhebt? Thatsächlich ist der Vulcan etwa 20 Kilometer von hier entfernt, und es ist nur die, auf solcher Höhe — Toluca liegt 2625 Meter (8635 Fuß) über dem Meere — ungemein verdünnte, scharfe klare Luft, die hier Fernrohrdienste versieht, und die Topographie des Landes dem Auge zurechtrückt. Als ich nach Mexico kam, trug ich mich mit dem festen Vorsatz, unter Anderem auch den Nieve de Toluca zu besteigen. Aber nun war ich gerade kurz vorher auf dem Kratergipfel des Popocatepetl gewesen, und diese Expedition steckte mir noch in allen Gliedern. Deshalb begnügte ich mich mit einer photographischen Aufnahme des Bergriesen und erklomm nur eine der kleinen reizenden Höhen in der Umgebung der Stadt, von einer Kirche gekrönt, von wo aus die Aussicht vielleicht ebenso schön, wenn auch nicht so umfassend war wie vom Gipfel. Sieht man doch von dem Kraterrande des Nieve die beiden Weltmeere und alles dazwischen liegende Land! Humboldt erstieg ihn am 29. September 1803, und nach der Steilheit des höchsten Gipfels, des Pico del Fraile, kann man sich die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, lebhaft vorstellen. Merkwürdigerweise trug der Bergriese zur Zeit meines Besuches, wie schon erwähnt, das blendende Schneebild nicht, das ihm zu seinem Namen Nieve (Schnee) verholfen hat. Gewöhnlich ist das oberste Drittel des Berges mit Schnee bedeckt. Im Sommer soll er dieses kalte Gewand nur anlegen, wenn es in Toluca regnet. Gerade unterhalb seiner Waldgrenze befindet sich ein Rancho, wo die Bergbesteiger übernachten können. Ich zog es, wie gesagt, vor, im Hotel de Diligencias zu übernachten und mir das Stiergefecht Tolucas von einem bequemen Sitze der Arena, statt von der Spitze des Nieve anzusehen.

Welchen Einfluß das Klima doch auf die Bevölkerung nimmt! Die kältere schärfere Luft hier oben scheint den 12.000 Einwohnern, obschon sie von derselben Rasse sind, wie jene der tiefergelegenen Gegenden, mehr Thatkraft und Arbeitslust zu verleihen. Wenigstens kam es mir bei meinen Spaziergängen durch die Straßen, durch die schönen, weiten belebten Colonnaden und auf den schattigen Plazas der Stadt so vor. Ich trug in mein Reisejournal Folgendes darüber ein: „Die

Indianer erschienen mir energischer, mit härteren Gesichtszügen, und auch kräftiger als jene von Mexico. Dafür waren die Frauen elender, mit scheuem, unstetem Gesichtsausdruck und schwächerem Körperbau. Den letzteren zu beurtheilen hatte ich hier, sowie in der Umgegend, auf den Dörfern hinlänglich Gelegenheit. Der Oberkörper war bei der Mehrzahl der Weiber bis an die Lenden unbekleidet. Sie hatten nur ein großes Stück Canevas um den Leib gebunden, das bis an die Knie herabfiel. Manche von ihnen trugen wohl einen Shawl lose über die



Carmen-Kirche.

Schultern geworfen. Ihr dunkelbraunes, zerzaustes Haar war rückwärts in zwei Zöpfe geflochten, die mit ihren Enden durch bunte Bänder oder Schnüre aneinander gebunden waren. Die Wenigsten trugen als Kopfbedeckung den gewöhnlichen Sombrero. Ihre Hautfarbe erschien mir dunkler als die der Indianer des centralen Hochplateaus, etwa die Farbe von zerriebenem Kaffee. Jedenfalls rührt dieser ausgeprägtere indianische Typus davon her, daß sie hier in den Bergen sich viel weniger mit anderen Rassen vermischt haben, als dies in Mexico selbst der Fall ist."

Digitized by Google

Die wichtigste Industrie von Toluca scheint das Schweineschlachten zu sein, wenigstens hat die Stadt den Namen des mexicanischen Porcopolis. Im ganzen Thale des Rio Lerma werden sehr viel Schweine gezüchtet, und dennoch hat es hier bisher an hinreichendem Unternehmungsgeist gefehlt, um eine Pökelanstalt im Stile der amerikanischen Pork packing Houses einzurichten. Die guten Mexicaner scheinen es vorzuziehen, gepökelte amerikanische Schinken zu 2 Mark das Pfund, und westfälischen Schinken zu $2\frac{1}{2}$ Mark einzuführen,



Frucht- und Fleischmarkt in Toluca.

während Toluca ihnen die gleichen Genüsse zu weniger als eine Mark liefern könnte. Wahrscheinlich wird auch dieser einträgliche Erwerbszweig, wie so vieles Andere während der letzten Jahre, in die Hände der speculativen Yankees übergehen.

In unserem Hotel hatten wir indessen weder westfälischen noch einheimischen Schinken zu verzehren, sondern wieder nur die gewöhnliche Tageskost der Mexicaner, gedünstetes Huhn, Tortillos, die schwarzen Frijoles und Reis, so stark mit Chile Colorodo gepfeffert, daß uns den ganzen Nachmittag die Zunge brannte, und endlich noch eine Tortilla mit Eiern zubereitet. Tag

für Tag das ewige Einerlei! Aber wir waren nun schon seit Monaten an das elende Hotelwesen in den mexicanischen Provinzstädten gewöhnt, und wenn es uns diesmal wieder etwas mehr als sonst auffiel, so lag das an einem amerikanischen Tischgenossen, der erst vor einigen Tagen in Vera Cruz gelandet war und Mexico nach der beliebten Manier der Amerikaner in acht Tagen bereisen wollte, um dann vielleicht Westindien ebenso viel Zeit zu widmen, und befriedigt von seiner Reise wieder nach dem Paradiese des Yankeethums, New-York, zurückzukehren. Der rothe Pfeffer hatte ihm den Aufenthalt in Mexico gründlich verleidet, und die Grimassen, die er zur Belustigung der Mexicanos bei Tische schnitt, linderten auch unsere Gaumenleiden.

Der Nachmittag war nun gekommen und das Leben in den Straßen sagte uns, daß auch wir nach der Plaza de Toros aufbrechen müßten. Wir hatten uns zum Voraus eine Loge belegen lassen, konnten also ruhig dem Menschenstrom folgen, der sich nach der Arena zu bewegte. Zahlreiche Vaqueros, Hacienderos und Feldarbeiter, durchaus Indianer, waren aus allen Ortschaften der Umgebung herbeigeströmt, und als wir endlich an der Plaza de Toros anlangten, war der Eingang so umdrängt, daß es einer geraumen Zeit bedurfte, ehe wir, gedrückt und gestoßen, mit dem dichten Menschenknäuel in die Arena eindringen und die Plätze einnehmen konnten. Ein Piquet Soldaten hielt die Leute vor und in der Arena in Ordnung. Wir hatten unsere Sitze auf der Sombra- (Schatten-) Seite, in der Nähe der Loge der städtischen Behörden und der Schiedsrichter, und rings um uns befand sich ein Kranz dunkeläugiger Mexicanas, mit dem schwarzen Reboso, auf kokette Art mit ihren Fächern spielend, dabei schwätzend und kichernd, ohne sich im Geringsten um das dunkelhäutige Musikcorps zu bekümmern, das, durchwegs aus Indianern bestehend, ohne Noten ganz vortrefflich allerhand Stückchen spielte. Die Indianer besitzen große Vorliebe und dabei auch viel angedorenes Talent für Musik, und man findet in jeder Stadt ausgezeichnete Musikcorps, ohne daß manche der Mitglieder jemals ein Notenblatt zu Gesicht bekommen hätten.

Den interessantesten Anblick boten die malerischen Zuseherguppen auf der in helles Sonnenlicht gebadeten gegenüberliegenden Seite, el Sol genannt, dar. Hier befanden sich auf den hölzernen Bauten eng aneinandergedrängt die armen Peones mit ihren Familien, durchwegs Indianer in großen Strohsombreros und reinlichen weißen Kattunanzügen, welche die dunkelbraune Farbe ihrer Gesichter und Hände noch schärfer hervortreten ließen. Was dem Bilde jedoch Leben und Farbe verlieh, waren die in allen erdenklichen Farben gehaltenen Serapes, dieses nationale Kleidungsstück, ohne welches man einen Peon selten,

Digitized by Google

bei festlichen Gelegenheiten wie dieser vielleicht niemals sehen wird. Manche hielten sie über die Schultern geschlagen, Andere trugen sie auf den Armen oder legten sie über die Lehnen vor sich, und dieses bunte Gemenge von Roth, Gelb, Blau, in allen Schattirungen, auf dem vorherrschenden Weiß der Anzüge, bot einen seltsamen Anblick dar.

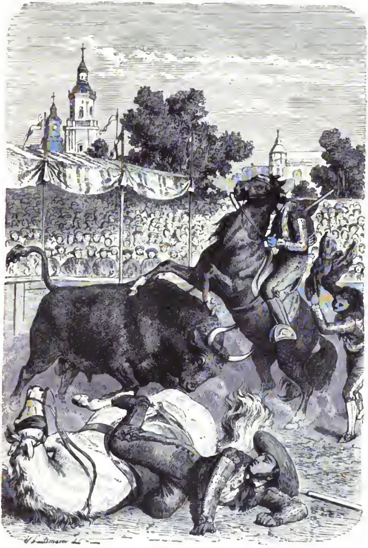
Was uns unter dieser großen Menge von Indianern hauptsächlich auffiel, war ihre Lebendigkeit und Erregtheit, die sie fast in dem gleichen Maße zur Schau trugen, wie die Südfranzosen oder Spanier. Wir waren durch monatelangen Verkehr mit den Peones so sehr an ihre charakteristische Schweigsamkeit, ihren Gleichmuth und Stumpfsinn gewöhnt, daß wir sie solcher Lebhaftigkeit kaum für fähig gehalten hätten. Ein unaufhörliches Geschwätz, Gesang, Auf- und Abtanzen zum Tacte der Indianermusik. Wahrscheinlich mochte auch diesmal, wie bei allen festlichen Gelegenheiten in Mexico, der übermäßige Genuß von Pulque zu dieser ausgelassenen Fröhlichkeit beigetragen haben.

Eine Fanfare verkündete endlich den Beginn der Vorstellung. Aus der weitgeöffneten Gitterpforte der Arena trabten zunächst drei rothbehangene Maulthiere, geführt von Muleteros, das gewöhnliche Gespann zum Herausschaffen der getödteten Stiere. Hinterdrein ritten zwei Picadores, bei deren Erscheinen wir uns eines Lächelns nicht erwehren konnten. Waren das nicht zwei leibhaftige Don Quixotes, wie sie im Buche stehen? Zwei lange, magere Kerle mit traurigen Minen, auf elenden mageren Rosinanten einherzottelnd, als sollten beide, Roß und Reiter, auf die Schlachtbank kommen. Statt der Stahlrüstung des spanischen Ritters trugen die Reiter dicke Anzüge oder eher Rüstungen aus Leder, und auch die Pferde waren mit einem Kuhlederharnisch bedeckt, zum Schutz gegen die Hörner der wüthenden Stiere. In Spanien sind die Picadores nicht auf solche Weise geschützt. Den seltsamen Reitern folgten in raschem Schritt ein halbes Dutzend Chulos oder Capeadores in bunter, spanischer Nationaltracht, wie sie einst in Spanien war und jetzt leider so wenig mehr gesehen wird. Sie waren flinke Kerle, mit strammen Gliedern und prallen Waden, die Mütze keck auf dem Ohr, die bunten Tücher zum Reizen des Stieres über die Schulter geworfen. Hinter ihnen kamen ebenso flinken Schrittes und in ähnlichen farbenreichen Costümen wie Figaro im „Barbier von Sevilla" die Banderilleros, die kurzen, mit bunten Bändern geschmückten Banderillos in die Hüfte gestemmt, die Mützen in galanter Weise schwenkend. Nun trat gravitätisch der Cachetero in die Arena, aber das Interesse der Zuschauermassen concentrirte sich auf den Torero, den Matador, ein schöner Geselle mit kokettem Schnurbart, sein langes Haar rückwärts zu einem dicken Zopf gebunden, mit der Rechten den

Digitized by Google

blinkenden Stahldegen schwingend. Begeisterter Jubel durchbrauste die Arena, als die ganze Quadrilla vor der Loge der Autoritäten Front machte und salutirte. Unmittelbar darauf trabten die Maulthiere wieder aus der Arena heraus, die Picadores stellten sich einander gegenüber an die Wand der Arena, die Chulos vertheilten sich längs der letzteren, und auf einen Trompetenstoß stürzte der Stier, ein großes, kräftiges, rabenschwarzes Thier, durch die Pforte in den weiten Raum.

Ohne sich lange zu besinnen, galoppirte er mit gesenkten Hörnern direct auf einen der Picadores zu. Geschickt warf dieser das Pferd zur Seite und hielt dem Stier die gesenkte Lanze entgegen, so daß der Stier im Laufe sich selbst an der Lanzenspitze einen langen Ritz an der Flanke zuzog. Sofort wandte er sich, die geschwenkten bunten Tücher der Chulos nicht achtend, auf den zweiten Picador. Dieser vermochte nicht schnell genug auszuweichen, und die Hörner des Stieres trafen so gewaltig auf die Flanken des Pferdes, daß dieses zu Boden geworfen wurde und der Picador mit seiner Lanze vom Pferde ab, gegen die Wand geschleudert wurde. Mit einem zweiten Satze stand der Stier über dem Pferde, um seine Hörner in dessen Bauch zu bohren. Aber in diesem Augenblicke lenkten die geschickt geschwenkten Tücher der Chulos den Stier wieder ab. Während er nun wie toll, mit schäumender Schnauze und umherpeitschendem Schweif bald auf dieses, bald auf jenes der Tücher stieß, wurde das Pferd wieder auf die Beine gebracht und es zeigte sich, daß es keine erhebliche Verletzung davongetragen hatte. Fesselnd war es, die geschickten Sprünge der Chulos zu beobachten. Sie ließen den Stier so dicht an sich herankommen, daß sie ihn bei den Hörnern hätten fassen können, aber eben als er damit das Tuch berührte, schwangen sie sich geschickt zur Seite oder sprangen sogar mit kühnen Sätzen über das wüthende, und eben durch seine Wuth ungeschickte Thier hinweg, was jedesmal von einem tosenden Beifallssturm begleitet war. Endlich schien der Stier zu ermüden. Die Chulos und Picadores verließen die Arena, und die Banderillos traten mit ins Gefecht. Sobald der Stier sich mit gesenkten Hörnern auf einen der flinken Kerle stürzte, stießen sie ihm mit jeder Hand eine Banderillo in den Nacken und sprangen katzengleich im selben Augenblick um das Thier herum. Es mochte sich schütteln und bäumen und voll Wuth den Boden stampfen, die Banderillos saßen mit ihren scharfen Widerhaken in der zähen Haut fest. Binnen einer Minute mochten wohl an zehn dieser bunt geschmückten Lanzen um den Kopf des Stieres sitzen und seiner anfänglichen Wuth machte allmählich die Ermüdung Platz, woran theilweise auch der Blutverlust schuld sein mochte.



Stiergefecht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Trotz seines bunten Schmuckes bot der Stier jetzt einen erbärmlichen, entsetzlichen Anblick dar. Der Matador mochte ihn mit der blanken Klinge und dem rothen Tuche reizen, der Stier blieb bluttriefend und gesenkten Hauptes stehen. Deshalb trat der Matador zurück, der Cachetero sprang, mit einem kurzen breiten Messer in der Rechten, durch die Arena auf den Stier zu. Ein sicherer kräftiger Stoß in den Nacken, und das vor einer halben Stunde noch so stolze, prächtige Thier lag todt im Sande, zur größten Enttäuschung der durch den Kampf erregten Zuseher. Auf ein Signal trabten die drei Maulthiere wieder in die Arena und schleiften das verendete Thier davon.

Unmittelbar darauf stürzte ein zweiter, diesmal hellbrauner und womöglich noch kräftigerer Stier in die Arena, ein herrliches Thier, voll Kraft und Leben. Ohne sich lange zu besinnen, galoppirte er auf den schon beim ersten Kampf verunglückten Picador zu. Das Pferd folgte nicht rasch genug dem Zügel, die Lanze prallte an den Hörnern ab, und diese bohrten sich zwischen dem Lederpanzer und der Weiche tief in den Bauch der unglücklichen Rosinante, während ihr Reiter unter ihr zu liegen kam. Ein Schrei des Entsetzens durchbrauste den weiten Raum, als der Stier ansetzte, um auch den Picador zu spießen, ein Schrei aus tausend Hälsen, so markerschütternd, daß ich ihn noch heute zu vernehmen glaube. Aber ein behender Chulo war schon von rückwärts herbeigesprungen, und — entsetzlich! biß in den Schweif des Stieres. Wutherfüllt und vor Schmerz laut brüllend, ließ das Thier von seinen Opfern, um auf den Chulo zu stürzen, der den Stier so geschickt, nicht bei den Hörnern, sondern am entgegengesetzten Ende gepackt hatte. Eine Secunde lang schien es, als sollten die Hörner des Stieres den davoneilenden Chulo ebenfalls an der Rückseite fassen und Gleiches mit Gleichem vergelten. Aber der Chulo hatte eine der Schutzwände erreicht, die dicht längs der Arena, parallel mit ihrer Einfassung, angelegt sind und nur Raum für einen Menschen gewähren. Im Nu war er dahinter und die Hörner des Stieres bohrten sich, statt in das Sitzfleisch des Angreifers, in die Bretterwand, diese mit lautem Krach durchstoßend. Zuseher wie Kämpfer erkannten nun, daß sie es mit einem ausnehmend tapferen Thiere zu thun hatten, und die Aufregung während des nun folgenden, für die Chulos und Banderilleros sehr gefahrvollen Spieles war auf das höchste gestiegen. Jeden Augenblick drohte einer der Leute seine Thierquälerei mit einem Rippenbruch, wenn nicht gar mit dem Leben bezahlen zu müssen. Aber die tolle Hetze ging vorüber, ohne daß das Gefürchtete geschah. Als Krone des Ganzen trat nun der Matador vor, erwartete den mit gesenktem Kopf auf ihn zustürzenden Stier, und eben als dieser mit den spitzen Hörnern seinen Unterleib zu berühren

Digitized by Google

schien, saß ihm auch schon wie ein Blitz die scharfe lange Stahlklinge im Nacken. Schwer wie Blei brach das stolze Thier unter dem frenetischen Jubel der Zuseher zusammen. Der Matador setzte den rechten Fuß auf den Leichnam, und während er stolz lächelnd seinen Hut dem Publicum zuschwenkte, regnete es an Münzen, harte blanke Silberdollars, Reales, Quartillos, selbst Kupfermünzen kamen als Anerkennung für die geschickte That zugeflogen. Graziös, wie eine Primadonna Blumensträuße von der Bühne sammelt, raffte auch unser Torero unter fortwährenden Dankesverbeugungen die Münzen auf.

Mit dem dritten und vierten Stier spielten sich ähnliche Scenen ab — eine Rindviehtragödie in vier Acten, welche die Mexicaner mehr aufzuregen vermag, als das schönste Shakespeare'sche Trauerspiel. Es war dabei unendlich interessant, die Zuseher zu beobachten, Bilder, die mich lebhaft an die herrlichen Darstellungen der spanischen Stierkämpfe durch Nicaise de Kaizer erinnerten. Endlich saß der blanke Stahl des Torero auch dem vierten und letzten Stier in dem Nacken; die Corrida war vorüber und der bessere Theil des Publicums zerstreute sich, augenscheinlich sehr befriedigt von dem zweifelhaften Genusse; aber nur der bessere Theil, denn die Peones, die Frauen aus dem Volke und die Kinder blieben. — Warum? — Wir sollten es gleich sehen. Kaum war nämlich der letzte todte Stier aus der Arena geschleift worden, so öffneten sich die Gitterthore abermals, und ein kleiner Stier mit weichen Ballen auf den Hörnern galoppirte ungeschlacht in die Arena. Hinterdrein einige Dutzend indianischer Rangen von 12 bis 16 Jahren, mit Sacktüchern, leeren Getreidesäcken oder vielleicht gar einem alten Reboso der Mutter. Unter tollem Geschrei rannten sie um den Stier herum und reizten ihn auf ihre Art, gerade wie es die Chulos gethan hatten, zur größten Freude und sichtlichem Stolz der Mütter, die jeden geschickten Sprung mit lauten Zurufen und Bravos belohnten. Alza! Bernardo! Por mi amor Juanito! Viva Don Jesus! Bonito, Muchacho! Ai, Pepito, bravo, bravo! So ging es durcheinander, und als ich nach einer halben Stunde die Arena verließ, schien das tolle Spiel noch kein Ende nehmen zu wollen.

Wie man sieht, weichen die Stierkämpfe in Mexico von jenen der Spanier nur wenig ab. Auch die Kampfplätze sind die gleichen wie in Spanien, nur sind sie hier fast sämmtlich aus Holz erbaut, statt der steinernen Bauten im alten Castilien. Jedenfalls sind die Corridas de Toros hier ebenso populär wie dort, und sie bilden unter den Nachkommen der alten Azteken den Ersatz für die greulichen Menschenopfer, die blutigen Abschlachtungen, welche zur Zeit der spanischen Eroberung unter den Unterthanen Montezuma's so gebräuchlich waren.

III.

Durch Michoacan.

„Sie wollen heute, an einem Dienstag, eine Reise nach dem Raubstaat Michoacan antreten?“ So frug mich verwundert mein Hotelwirth in Toluca, als ich ihm meine Silberpesos als Bezahlung für die „Gastfreundschaft“ auf den Tisch legte. „Kennen Sie unser Sprichwort nicht?

En martes ni te cases, ni te embarques
ni de tu casa te apartes.

Heute ist ein Unglückstag und Sie müssen noch in Toluca bleiben!“ Aber lachend entgegnete ich ihm, bei uns Europäern wäre der Freitag und nicht der Dienstag ein Unglückstag,*) und fuhr in seiner elenden Patache nach der Eisenbahnstation, um ein Billet nach Morelia, der Hauptstadt von Michoacan, zu lösen.

Als der Zug mit der üblichen Verspätung von Mexico eintraf, sah ich, daß sich in der That kein einziger mexicanischer Passagier in demselben befand, und daß wir, Tom Lee und ich, nur einige Amerikaner zu Reisegefährten hatten, Ingenieure, welche nach dem gegenwärtigen Endpunkt der Eisenbahn, Morelia,

*) Bei den Italienern sind allerdings beide Tage Unglückstage, wie das nachstehende Sprichwort beweist, das überdies merkwürdige Aehnlichkeit mit dem erwähnten spanischen Sprichwort besitzt:

Ne di venere, ne di marte
Ne si sposa, ne si parte
Ne si mette man' all' arte.

Digitized by Google

reisten, um den Weiterbau der Bahn nach dem herrlichen Seendistrict am Chapala in Angriff zu nehmen. Während der ersten 60 Kilometer, so lange wir uns noch im Staate Mexico befanden, folgte die Bahn fast unausgesetzt dem Oberlaufe des Rio Hondo de Lerma, dessen trübe, gelbe Fluthen zwischen hohen, dicht mit Cypressen und Mesquitebäumen besetzten Ufern dahinströmten. Die weite, öde, sonnverbrannte Ebene des Flusses schien wenig bevölkert; nur wenige Hacienden zeigten sich hie und dort. Das Land ist von zahlreichen tiefen Barrancas zerrissen, welche von der furchtbaren Gewalt des Wassers zur Regenzeit sprechen, während sie jetzt nicht einen Tropfen Naß enthielten. In der Nähe der Hacienden arbeiteten Peones auf den Feldern; kleine, dunkelhäutige Gestalten, die indessen ihren sichtlichen Mangel an Körperstärke durch große Ausdauer und Zähigkeit ersetzen. Ihre Bekleidung bestand aus Leinenhemden, weiten Leinenhosen und dem gewaltig großen Sombrero. Viele hatten das Hemd abgelegt und zeigten ihren dunklen, nackten Torso bis an die Hüften. Die Jugend war noch spärlicher bekleidet, so daß man in Bezug auf ihr Geschlecht selten in Zweifel kam. Die langen Aufenthalte in den einzelnen Stationen gaben uns auch Gelegenheit, landwirthschaftliche Studien zu machen und Einrichtungen wahrzunehmen, die vielleicht auch in Europa ihren Platz finden könnten. So bemerkte ich, daß in manchen Hacienden jedes der zahlreichen frei umherlaufenden Hühner ein etwa 2 Meter langes Schnürchen hinter sich schleppte, das an einem Beine festgebunden war. Will man Hühner einfangen, so braucht man nicht erst lange Zeit hinter den Bestien einherzulaufen, sondern tritt einfach auf die hinter ihnen nachschleifenden Schnüre. Auf einer Hacienda trieb ein splitternackter Junge eben eine Zahl großer Truthühner nach dem Stall und bediente sich dazu als Peitsche eines Stockes, an dessen Ende ein Marderfell festgebunden war. Die Marder sind hier die gefährlichsten Feinde der Truthühner und sie scheinen in der That, wie ich bemerkte, selbst vor dem Fell des todten Feindes gewaltigen Respect zu haben. Bei der Station Tepitongo, nahe der Grenze zwischen den Staaten Mexico und Michoacan, hielt der Zug aus Anlaß einer von Marodeurs verbrannten Eisenbahnbrücke so lange, daß wir der befestigten Hacienda mit ihrem Castillo einen Besuch abstatten konnten und von dem Administrador in gastfreier Weise bewirthet wurden. Rings um das Castillo mit seinen starken Mauern und Schießscharten liegen die landwirthschaftlichen Gebäude der Hacienda, in welchen wir die primitive Weise mexicanischer Landwirthschaft beobachten konnten. Obschon die Amerikaner seit Jahren versucht haben, ihre Pflüge, Mäh- und Dreschmaschinen hier einzuführen und in Erwartung sicheren Erfolges große Massen von derlei Maschinen per Eisenbahn hierhergebracht

Digitized by Google

haben, verrosten dieselben unbenutzt auf den Stationen und die Mexicaner sind nicht zu bewegen, aus ihrer traditionellen Routine herauszutreten. So sahen wir in Tepitongo ein weites flaches Amphitheater mit gepflastertem Boden, der sich gegen die Mitte etwas senkte. Hier in dieser mit Flugdächern rings umgebenen Arena wird seit zwanzig Dekaden die Ernte der Getreidefelder abgelagert und es sind die Maulthiere, welche, über das geschnittene Getreide im Kreise umhertrabend, dasselbe mit ihren stets ungeschuhten Hufen dreschen. Von



Dorfbild in Michoacan.

hier führt eine gepflasterte Rampe nach einem niedrigen kreisrunden Thurm, dessen gepflastertes Dach ringsum mit Parapetmauern und Schießscharten umgeben ist, und auf welchem überdies in Mannshöhe ein von Pfosten getragenes Flugdach ruht. Hierher, nach dem sogenannten Aventadero, wird das gedroschene Getreide in Körben heraufgeschleppt, und den von allen Seiten frei durchziehenden Winden zum Aussäubern ausgesetzt. Wie lange wird es doch noch brauchen, bis die grell bemalten, blinkenden Maschinen der Amerikaner all diese patriarchalischen Einrichtungen verdrängt haben werden?!

Während unseres zweistündigen Aufenthalts in der Ebene von Tepitongo war die verbrannte Brücke über die trockene, etwa 3 Meter breite Barranca nothdürftig durch mitgebrachtes Material ersetzt worden, und nicht ohne Bangen fuhren wir über das in allen Fugen krachende und schwankende Gerüst weiter durch den äußerst fruchtbaren nordöstlichen Theil von Michoacan, an Maravatio vorbei nach Acambaro, wo wir übernachten mußten, um am nächsten Morgen auf einer Zweigbahn die Reise nach Morelia fortzusetzen. Die Hauptlinie der Nacionalbahn geht nämlich von Acambaro, das wieder jenseits der Grenze von Michoacan, im Staate Guanajuato liegt, in nördlicher Richtung über Celaja und Guanajuato nach der Vereinigten Staatengrenze weiter und schließt bei Laredo an das texanische Eisenbahnnetz an.

Acambaro war früher einer der wichtigsten Verkehrspunkte dieses Theiles von Mexico, denn die Straßen von Morelia, Guanajuato, Queretaro und Mexico kreuzen sich hier, und so spielte Acambaro auch während der Kriege der letzten Kaiserzeit eine große Rolle. Aber seit der Schaffung der Eisenbahn hat es seine ehemalige Bedeutung größtentheils eingebüßt. Die Maulthierkarawanen, welche sonst in Acambaro Nachtquartier nahmen, haben aufgehört, ebenso wie die Diligencen und der Verkehr der Reisenden zu Pferde. Heute sind die genannten Städte untereinander per Eisenbahn in einem Tage zu erreichen, und Acambaro, das früher den Verkehrsvermittler spielte, ist aufs Trockene gesetzt. So war denn auch auf der Station, in deren Umgebung früher ähnliches Leben herrschte, wie auf den großen Inlandmärkten des Hochplateaus, gelegentlich unseres Besuches alles todt, und die einzigen Waaren, welche wir bemerkten, waren einige Dutzend von Kampfhähnen, die in Acambaro mit Eifer gezüchtet und nach verschiedenen Theilen Mexicos gesandt werden. Damit sie sich nicht schon während der Reise die Kämme zerzausen, steckt man jeden Hahn mit dem Kopf voraus in einen langen cylindrischen Korb, so daß nur die schön geschwungenen Schwanzfedern und wohl auch zuweilen die Sporen der nach hinten gelegten Beine heraussteheu. Derlei Körbe waren in horizontaler Lage zu mehreren Dutzend auf dem Bahnhof aufgespeichert. Man wird diese seltsame Verpackungsweise vielleicht eine grausame nennen, aber sind die Hahnenkämpfe selbst nicht noch viel grausamer? Sie bilden in jeder Stadt, fast in jedem Dorfe das beliebteste Sonntagsvergnügen, und an vielen Orten des Landes gibt es eigene Zuchtanstalten für Kampfhähne. In Patzcuaro, das wir nach einigen Tagen erreichten, zeigte man uns ein Großhandlungshaus in Hähnen, welches brillante Geschäfte machte. Noch böser als bei den Kämpfen werden die Hähne aber bei dem beliebten „El Gallo" genannten Spiele der

Haciendados und Vaqueros auf den Haciendén zugerichtet, ein Spiel, das ich nur einmal auf dem Hochplateau von Puebla sah. Ein Hahn wurde mittelst eines dünnen Schnürchens mit den Füßen an einem kahlen Baumaste festgebunden und sein Hals und Kopf mit fettiger Seife beschmiert. Die berittenen Haciendados stellten sich auf eine gewisse Entfernung von dem Baume auf, und galoppirten auf ein Zeichen diesem Ziele zu, wobei sie trachteten, den Hahn mit der Rechten beim Halse zu erwischen und vom Baume loszureißen. Eine Zeitlang tummelten sie sich, in Staubwolken gehüllt, in einem dichten Knäuel um den Baum. Endlich schien Einer doch das arme Thier losgerissen zu haben, denn er jagte davon, während die Anderen ihm folgten und den Hahn wieder zu entreißen suchten. So tummelten sie sich etwa eine Viertelstunde auf der staubigen Ebene umher, und als sie endlich zu uns zurückkamen, hatte jeder Reiter ein bluttriefendes Stück Hahn oder doch eine Schwanzfeder in der Hand. Das arme Thier war während dieses grausamen, ekelerregenden Spieles buchstäblich in Stücke zerrissen worden! Dieses Gallospiel erscheint mir wie eine höchst unglückliche Verbindung zwischen dem bekannten Aalstechen der Holländer in den Canälen von Amsterdam und den Schnitzeljagden. Wie leicht wäre es den Mexicanern, statt des lebenden Hahnes einen Federbusch oder sonst ein Object als Jagdziel zu wählen, aber sie scheinen eben auf Blut förmlich versessen zu sein!

In Acambaro wurden wir in dem einzigen passablen Hotel der etwa zehntausend Einwohner zählenden Stadt nothdürftig untergebracht. Der Name dieses Gasthofes ist „Hotel Dolores“, und einen passenderen Namen hätte man dafür gewiß nicht auftreiben können. Elende Zimmer und noch elendere Mahlzeiten! Der Wirth entschuldigte sich damit, daß eben in Folge der Eisenbahn der Verkehr der Passanten ganz aufgehört hätte und er kaum darauf rechnen könne, daß noch Reisende bei ihm einkehren, es seien denn amerikanische Eisenbahnarbeiter, von denen in der vergangenen Woche Einige bei ihm waren. „Gott sei Dank,“ meinte er, „daß sie wieder fort sind, sonst wäre kaum Einer mehr am Leben!“ Auf unsere Frage erzählte er nun, sie hätten sich in schändlicher Weise benommen, wären vollständig betrunken, allnächtlich lärmend und schreiend durch die Straßen gezogen, hätten aus ihren Revolvern fortwährend geschossen, bis endlich einige entrüstete Mexicaner den Kampf mit ihnen aufnahmen. Die Folge war der Tod zweier Mexicaner und eines Amerikaners; zwei andere Amerikaner wurden verwundet und der Rest machte sich mit den Verwundeten aus dem Staube. Ueberall, wo wir hinkamen, hörten wir ähnliche Geschichten und der Haß der Mexicaner gegen ihre nördlichen Nachbarn scheint demnach wohlbegründet zu sein.

Digitized by Google

An Sehenswürdigkeiten hat Acambaro wenig aufzuweisen: Zwei hübsche Plazas mit schattigen Bäumen und herrlichen Rosenbeeten, große Kirchen und alte, weitläufige Klostergebäude, staubige Straßen mit ärmlichen Adobehäusern besetzt, wenige Kaufläden, alles sonnig, schläfrig, leer, so daß unsere Schritte auf dem Pflaster laut wiederhallten und die Hausbewohner an die vergitterten Fenster lockten. Vielleicht fürchteten sie schon eine abermalige Invasion von Americanos! Auf der Plaza Mayor erhebt sich neben der stattlichen Hauptkirche ein großes Kloster, in dessen weiten Räumen heute die Behörden und Schulen untergebracht sind. „Acambaro" heißt in der Sprache der Tarasker „der Ort, wo Ueberfluß an Maguey herrscht"; obschon wir gerade hier weniger Maguey vorfanden, als auf der Hochebene von Anahuac. An der Stelle der alten Ansiedelung der Tarasker gründete 1526 der mit den Spaniern verbündete Kazike von Xilotepec, ein Otomite, das heutige Acambaro, und noch jetzt sind die Bewohner hauptsächlich Tarasker und Otomiten. Acambaro kommt in der Geschichte Mexicos vielfach vor. Unter Anderem war es auch hier, daß Hidalgo seine an 100.000 Köpfe zählende Indianerarmee sammelte, bevor er 1810 auf Mexico losmarschirte. Ob Acambaro sich wohl die Vortheile als Eisenbahnknotenpunkt je zunutze machen wird? Heute hat es durch die Eisenbahn nur verloren und der Bevölkerung scheint aller Geschäftsgeist zu mangeln.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise auf der erst kürzlich fertiggestellten Zweigbahn gegen Morelia fort. Kaum waren wir wieder in den Staat Michoacan eingefahren, als sich auch schon wieder große Fruchtbarkeit bemerkbar machte, denn wir näherten uns dem großen Cuitzeosee, und das flache, haciendenreiche Land, das wir durchflogen, ist einstiger Seeboden. Nach etwa 30 Kilometer erreichten wir den See selbst, der mich mit seinem blauen ruhigen Wasserspiegel, seinen zahlreichen Felseninseln, den ungemein malerischen Felsenufern an der Nordseite und der ganzen, bei aller Lieblichkeit doch großartigen Scenerie lebhaft an den großen Salzsee in Utah, mehr noch an einen anderen wenig gekannten See, den Pend d'oreille an der Nordgrenze von Idaho erinnerte. Während der nächsten 20 Kilometer fuhren wir fast beständig längs der südöstlichen Seeufer entlang und bei stets wechselndem Panorama. Bald schossen wir an hoch emporragendem Schilfgestrüpp vorüber, aus welchem sich bei unserer Annäherung unzählige Wasservögel der verschiedensten Arten erschreckt erhoben; bald waren die Ufer von Gruppen stattlicher Mesquitebäume und großer Cypressen eingefaßt, deren Stämme mitunter 3 bis 4 Meter Durchmesser zeigten. Dann wieder erreichten wir weite, saftiggrüne Savannen, einstiger Seeboden, auf welchem Rudel von Pferden frei umhergaloppirten. Es war mir hochwill-

Digitized by Google

kommen, daß unser Zug keiner der gewöhnlichen Personenzüge, sondern ein „Constructionstrain" war, der Material für den Eisenbahnbau an verschiedenen Stellen abzulagern hatte und dann gewöhnlich ein bis zwei Stunden lang anhielt, so daß wir uns bequem dem Durchstreifen dieser wenig bekannten, ungemein interessanten Gegend hingeben konnten.

Noch bevor wir den See erreicht hatten, waren uns viele Salinen aufgefallen, welche große Strecken Landes zu beiden Seiten der Bahn einnahmen. Der Cuitzeosee ist sehr salzreich, und der ehemalige Seeboden enthält dessen ebenfalls so viel, daß sich die Ausschlämmung desselben sehr gut lohnt. Die Höhenzüge südlich des Sees sollen sehr reich an mineralischen Schätzen sein, aber die ganze Gegend ist noch viel zu wenig erforscht, um darüber Bestimmtes sagen zu können. Dasselbe gilt von dem Cuitzeosee selbst, dem zweitgrößten aller mexicanischen Seen, und hätte ich in den spärlichen, elenden Indianerdörfern an seinen Ufern ein Boot auftreiben können, ich hätte mich wahrhaftig die Mühe nicht verdrießen lassen und wäre eine Woche hier geblieben. Aber ich fand nirgends ein Boot, ausgenommen die engen, aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Indianercanoes, die nur für einen Mann Platz boten. Auch in dem größeren Dorfe Cuitzeo am westlichen Ende des Sees, das wohl dem See den Namen gegeben, wäre kein Boot vorhanden (so wurde mir erzählt), denn der Verkehr zwischen den Uferorten sei gleich Null, die Inseln seien mit einer einzigen Ausnahme unbewohnt, und der See enthielte nur eine Sorte ganz kleiner Fischchen, die wie die englischen Whitebaits gebacken und ganz verzehrt werden. Und doch, welch ungemein reiches Feld bietet sich hier für den Naturforscher! Jedesmal, wenn wir uns den Schilfmassen des sumpfigen Südufers mehr näherten, flogen ganze Schwärme von Cormoranen, Pelicanen und Wasserhühnern aus demselben auf. Reiher saßen ruhig am Wasser, und das ganze Gebaren dieser reichen Thierwelt sagte uns, daß Jäger kaum häufig hierher kämen. Die größte Länge des Sees beträgt beiläufig 55 Kilometer, seine größte Breite 18 Kilometer und er erscheint mir deshalb auf den Landkarten verhältnißmäßig als viel zu klein angegeben. Die Seefläche dürfte nach meiner Berechnung beiläufig 700 Quadratkilometer einnehmen. An dem nördlichen, auch an höheren Gebirgszügen eingefaßten Ufer ist der See tiefer als am südlichen, wo seine Tiefe bis gegen die Mitte zu kaum 2 Meter übersteigt; dagegen beträgt sie in der nördlichen Hälfte nach der Aussage der Indianer an manchen Stellen 5 bis 10 Meter.

Weiterhin, auf dem Wege nach Morelia, kamen wir an heißen Quellen vorüber, die an dem Ostabhange eines vulcanischen Felsens wohl mehrere

Digitized by Google

Morgen Landes bedecken und eine Temperatur von 70° R. zeigten. Das Wasser war trübe und geruchlos, der Boden, aus dem es an verschiedenen Stellen hervorquoll, schwankte unter unseren Schritten. Etwa 60 Meter oberhalb dieser Stelle sahen wir einige Indianer baden, und als wir emporklommen, gewahrten wir eine wasserreiche, klare Quelle von etwa 50° R., die aus dem Felsen emporsprudelte und ein großes Becken bildete, das zum Bade wie geschaffen war. Die Indianer beiderlei Geschlechts machen sich dies auch Morgens und Abends zunutze, und da sie sich selbst zu ihren Feldarbeiten nur auf das Nothdürftigste kleiden, so war es wohl verzeihlich, daß sie sich im Bade auch dieser spärlichen Kleidung gänzlich entledigten. Rings um dieses primitive Wildbad sahen wir hunderte kleiner Kreuzchen, nur aus je zwei zusammengebundenen Holzstückchen bestehend, im Boden stecken, welche die von ihren Leiden geheilten Indianer aus Dankbarkeit hier zurückgelassen hatten, eine wohlfeile Art, Curtaxe und Doktorsrechnung zu begleichen!

Je mehr wir uns Morelia näherten, desto vulcanischer wurde die ganze Gegend, fast jeder der Berge schien ein erloschener Vulcan zu sein. Ueberall zeigten sie genau ausgeprägte Krater, und an den Seiten Lavaablagerungen. Auch die Felder sind mit Mauern eingefaßt, die aus Lavastücken zusammengesetzt sind, nur war es auffallend, daß sie alle vollständig abgerundet waren, selbst Trümmer von 1 bis 1·5 Meter Durchmesser zeigten diese Rundung, was von einer gewaltigen Action von Wasser spricht. Uebrigens ist der ganze Staat Michoacan mit vulcanischem Gebirge bedeckt, und kaum eine Tagereise südlich der Bahn nach Morelia befindet sich der berühmte Distriet des Vulcans Jorullo, welch letzterer sich bekanntlich in der Nacht vom 29. auf den 30. September 1759 plötzlich gebildet hat und der heute noch nicht erloschen ist. Ebenso erzählte man mir in Morelia, Patzcuaro und Urnapan von Erdbeben und Terrainveränderungen, welche fast beständig bald hier, bald dort auftreten.

Endlich hatten wir Morelia, den damaligen Endpunkt der Eisenbahn, erreicht, von wo aus wir die Reise zu Pferd nach Patzcuaro und Chapala fortsetzten.

IV.

Morelia.

War denn heute ein Festtag in der Hauptstadt von Michoacan? Der Klang unzähliger Glocken, nah und fern, hell und dumpf, weckte uns am frühen Morgen aus dem Schlaf; Trompetensignale, Trommelwirbel in den Straßen; dazu das Rasseln der Carretas, das Getrappel von Pferden unter unseren Fenstern und im Corridor des Hotel Soledad, wo wir abgestiegen waren, schlürften schon trotz der frühen Stunde geschäftig die Mozos umher. Vom Balkon unseres großen, luftigen, ziegelgepflasterten Zimmers sahen wir Morelia zum erstenmal bei Tageslicht — eine italienische Stadt mit italienischer Umgebung, und fast hätten wir uns eher in Florenz oder Pisa gedacht, als im Herzen von Michoacan, diesem Andalusien von Mexico. Unter uns, in der Straße, gingen Frauen, in ihre dunklen Rebosos gehüllt, auf den Markt oder in die Kirche; in den Thorbogen der Häuser lungerten Indianer, die Serape auf den Schultern, die unfehlbare Cigarette im Munde, und der leichte blaue Rauch umkräuselte ihre Sombreros; Cavalleristen sprengten durch die Straße der Plaza zu, und von dort her hörten wir das Gebimmel der Glocken der Tramvia. Es war kein Festtag, so belehrte uns der Mozo, als er die köstliche Chocolate ins Zimmer brachte: Morelia erwacht täglich so aus seinem nächtlichen Schlafe.

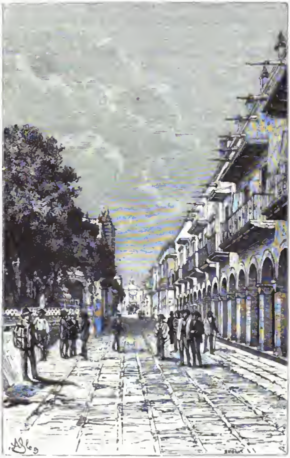
Ich war mit großen Erwartungen nach Morelia, oder wie es früher hieß, Valladolid, gekommen, denn man hatte mir viel von der Schönheit der Stadt erzählt. Gewiß, ihr guter Ruf ist vollkommen gerechtfertigt. Ich habe eine

schönere Stadt in ganz Mexico nicht gesehen und nur drei Städte können sich überhaupt mit ihr darin messen: Aguas Calientes, Guadalajara und Puebla. Morelia war mir wieder ein Beweis dafür, wie Unrecht man thäte, ganz Mexico nach seiner Hauptstadt zu beurtheilen und dieser letzteren einen ähnlichen dominirenden Einfluß zuzuschreiben, wie etwa Paris in Bezug auf Frankreich, London in Bezug auf England. In wenigen Ländern ist es so nothwendig wie in Mexico, größere Reisen nach den verschiedenen Provinzen zu unternehmen, will man sie gründlich kennen lernen, und ich beglückwünschte mich dazu, die Excursion nach Michoacan und in die Staaten am Stillen Ocean unternommen zu haben.

Morelia, obschon mit seinen 30.000 Einwohnern durchaus nicht eine der größten Städte Mexicos, ist eines Besuches gewiß mehr werth, als viele der letzteren. Weder San Luis Potosi, noch Queretaro oder Leon sind so schön, so prachtvoll gelegen, so voll des Interessanten, wie die Hauptstadt Michoacans, und jetzt, wo dieselbe durch eine Eisenbahn mit dem Rest des Continents in directer, rascher Verbindung steht, wird die „schöne Unbekannte" gewiß bald zur verdienten Anerkennung kommen. Es weht vornehmere, freiere Luft hier, als anderwärts; das Klima ist das entzückendste der ganzen Republik; die hohe Lage der Stadt auf einem aus dem weiten Thalkessel emporragenden Hügel gibt ihr sanitäre Vorzüge, die in anderen Städten leider nur zu sehr fehlen; Morelia hat prachtvolle Promenaden, reizende schattige Plazas, einen großen herrlichen Park, und was gewiß für fremde Besucher am werthvollsten ist, ganz passable Hotels, wie sie kaum in der Landeshauptstadt viel besser sind.

Auf der großen Plaza ist in neuester Zeit ein sumptuöser Gasthof, das Hotel Oseguera entstanden, in der Nähe ist das alte, ganz vortreffliche Hotel Michoacan, und wir selbst waren in dem Hotel Soledad vorzüglich aufgehoben. Es mochte wohl früher der Palast eines spanischen Granden oder eines reichen Minenbesitzers gewesen sein, denn die auf dorischen Säulen ruhenden Arcaden, die rings um den Hof durch beide Stockwerke liefen, die breiten Veranden mit Blumen geschmückt, die großen Zimmer, deren Thüren auf die Veranda führten, und die hohen Fenster mit Balkonen vor denselben sprachen deutlich von vergangener Pracht. Morelia ist überhaupt reich an ähnlichen anspruchsvollen Bauten, und wohl wenige Städte Europas von gleicher Größe haben davon auch nur halb so viele aufzuweisen. Aehnlich ist es mit dem imposanten Aussehen der wohlgepflegten, reinlichen Straßen, der prächtigen Plätze, der zahlreichen herrlichen Kirchen. Welch ein Wunder, welcher Wallfahrtsort der Touristen wäre doch Morelia, wenn es durch Feenhand etwa in das Herz von

Deutschland verpflanzt würde und zum Ueberfluß auch sein entzückendes Klima mitbringen könnte! Fromme Wünsche! Wer Morelia sehen will, hat eine Reise



Plaza in Morelia.

von 10.000 Kilometer zu machen, und deshalb ist es so wenig, ja kaum dem Namen nach bekannt!

Wie in Italien und Spanien, hat sich die katholische Clerisei auch in Mexico überall die reizendsten Plätzchen für ihre Kirchen und Klöster aus-

Digitized by Google

gesucht und so besitzt auch Morelia deren eine ganz erkleckliche Zahl, denn wohl nirgends ließe sich ein so angenehmes, beschauliches Leben führen, wie hier! Wie muß Handel und Wandel hier gewesen sein, als die mexicanische Regierung noch nicht mit rücksichtsloser Hand all diese Klöster und religiösen Institute aufhob! Man denke nur: Morelia mit seinen 30.000 Einwohnern zählte 34 Klöster und Kirchen, noch dazu von der allergrößten Sorte! Staunend durchwanderten wir die Straßen, in welchen sich noch heute fast an jeder Ecke die gewaltigen Mauern und imposanten Façaden dieser Mönch- und Nonnenpaläste erheben; manche darunter nehmen mit ihren weitläufigen Flügeln und Arcadenhöfen ganze Straßengevierte ein, und wie sie durch Straßen für die Außenwelt untereinander verbunden sind, so erzählt man sich, wären sie für den privaten Verkehr durch unterirdische Gänge miteinander verbunden gewesen. Die ganze Stadt sei auf diese Weise unterminirt. Jetzt sind sie freilich durchwegs säcularisirt, geradeso wie viele der Kirchen, und dienen als Kasernen, Stallungen, Militärdepots! Das älteste Kloster, ein gewaltig großer, 1536 gegründeter Franciscaner-Convent, ist heute ein Ruinenhaufen; ein Jesuitenkloster, dessen Architektur Humboldt rühmend hervorhob, enthält heute eine Correctionsanstalt; ein Theil des Klosters von San Juan de Dios wurde in einen öffentlichen Ballsaal verwandelt, ein anderer Theil ist eine Dependance des Hotels Michoacan, und das alte Nonnenkloster von Santa Catarina beherbergt das erste Regiment der föderalen Infanterie!

Aber damit ist die Macht der Kirche in Michoacan lange nicht gebrochen. Im Gegentheil. Nirgends in Mexico ist sie mächtiger als hier im einstigen souveränen Reiche der Tarasker, und nirgends ist die indianische Bevölkerung religiöser geblieben wie hier. Hat man auch viel von den überreichen Kirchenschätzen confiscirt, so ist doch noch hinreichend zurückgeblieben, um die kirchlichen Feste mit großer Pracht feiern zu können, wie ich mich gelegentlich der Sonntagsmessen in der Kathedrale selbst überzeugte. In Anbetracht der Religiosität des Volkes konnte die Regierung hier auch nicht die strengen Maßregeln durchführen, die sie sonst für ganz Mexico decretirt hatte. Der Gouverneur liebäugelt in höflichster Weise mit dem Bischof, er drückt ein Auge zu, wenn Processionen oder das Allerheiligste in der Straße erscheinen, er ist taub, wenn die Kirchenglocken zum Angelus läuten, er ist blind, wenn er einem Priester auf der Straße im geistlichen Gewande begegnet. Während all dies in anderen Staaten absolut verboten ist und strenge bestraft wird, ist in Michoacan so ziemlich das Meiste beim Alten geblieben, und nur Mönche wie Nonnen sind aus den Klöstern verschwunden.

Seltsam contrastirt zu der architektonischen Pracht der Kathedrale und zu dem reichen Pomp des Gottesdienstes die Armuth der Bevölkerung. Auch in Morelia scheint mir die Religiosität bei den Reichen großentheils geschwunden zu sein, denn selbst bei der Sonntagsmesse fand ich hauptsächlich nur arme Indianer, die untersten Stände der Bevölkerung in der Kirche. Oder gibt es keine Reichen in Morelia? Fast hat es den Anschein. Auf der Alameda sah ich an den Nachmittagen nur wenige Equipagen, und die Leute, denen man in den Straßen begegnet, zeigen große Einfachheit, ja Aermlichkeit in der Kleidung. Die Frauen sind stets in dunkler Tracht, den obligaten Reboso kokett über das üppige Haar geworfen, die Füßlein in enge, schwarze Schuhe gezwängt, die Cigarette zwischen den zarten Fingern. Am sonntäglichen Kirchengange ist die Toilette der Damen gewöhnlich ganz schwarz. Die Indianerinnen tragen meist dunkelblaue Kleidung, blauen Reboso und zuweilen, wenn sie es erschwingen können, wohl auch kleine, zierliche Schuhe. Sonst gehen sie barfuß, niemals aber tragen sie Sandalen, das gebräuchliche Schuhzeug der Indianer. Diese letzteren tragen gewöhnlich die stereotype Indianerkleidung von ganz Mexico, weiße Baumwollhemden und ebensolche weite Beinkleider. Ihr einziger Luxus beschränkt sich auf die Ausschmückung ihrer Sombrero, der nicht, wie auf dem Hochplateau, die dicken geflochtenen Silberwülste zeigt, sondern buntes Flitterwerk und wohl auch dazwischen rothe und grüne Glas„edelsteine".



Die Kathedrale von Morelia.

An Sonn- und Festtagen strömen die Indios der Umgebung in der Stadt zusammen und geben sich auf den Plazas so lange dem Vergnügen hin, so lange sie eben noch einen Real in der Tasche haben. Unter den Arcaden, welche den Hauptplatz auf drei Seiten umgeben, sind Verkaufsstände errichtet mit verschiedenen Dolces, ein Hauptproduct einheimischer Industrie, und mit Getränken, darunter das milchige Pulque, das rothe, aus der Nopalfrucht hergestellte Colonche, das braune Charape (gegohrener Saft der Goyavefrucht). Diesen wird nun fleißig zugesprochen, und bis in die späte Nacht bleiben die guten Indios hier versammelt. Dann werden die verschiedenen Tiendas durch Tausende von Fackeln aus harzreichem Holz erleuchtet, und der flackernde, rauchige Schein derselben gewährt dem belebten Bilde einen eigenthümlichen fremdartigen Reiz.


Indianerin, Tortillas bereitend.

In Morelia war es auch, wo ich zum erstenmale einigen Pintos begegnete, jenen Unglücklichen, deren Haut an verschiedenen Stellen des Körpers, häufig an Händen, Armen und Nacken, schmutzig blaßgelb gefleckt ist, und die von den anderen Indios wie Aussätzige behandelt werden. Die Ursache dieser eigenthümlichen Hautkrankheit ist niemals aufgeklärt worden; man schreibt sie dem schlechten Trinkwasser, den Fiebern sumpfiger Gegenden oder auch ererbter Syphilis zu. Thatsache bleibt es, daß viele Tausende von Indianern in den Thälern des Rio Balzas und des Rio Lerdo daran leiden, und da dort die genannten Ursachen kaum vorhanden sind, so würde ich eher geneigt sein zu behaupten, daß mangelhafte einseitige Nahrung zu der Krankheit beitrage, eine Ansicht, die ich auch von Mexicanern vielfach äußern hörte. Man erzählt, daß Pintos nur in den Thälern, in welchen sie aufgewachsen sind, leben können und bald sterben, sobald sie von dort auf das centrale Hochplateau versetzt werden.

An Wochentagen kann man die Indianer der Umgebung am besten auf Märkten beobachten. Sie kommen von weit her, bringen ihre Schnitzwaaren, Gemüse, wohl auch Kaffee, Cacao und die lackirten Gefäße aus dem Distriet von Uruapan auf den Markt und kehren in langen Märschen noch am selben Tage nach ihrer Heimat zurück.

Unter den Früchten sind Ananas hier am theuersten, dagegen kaufte ich selbst ein Dutzend Orangen für einen Real, und wohlschmeckende Bananen (kürzer und gedrungener als die westindischen) zu noch billigerem Preise. Der Marktplatz zeigt hier nicht die eigenthümlichen großen viereckigen Sonnenschirme, wie in den großen Städten des Hochplateaus, sondern lange Reihen kleiner Flugdächer aus Holzschindeln oder Bambusstäben, auf je vier Pfähle gesteckt. Zwischen diesen befinden sich nun unter jedem Flugdache je vier bis sechs Fruchtverkäufer mit ihren Waaren.

Wer die besseren Classen der Bevölkerung kennen lernen will, die reizenden Señoritas mit ihren schmachtenden dunklen Augen und elegantem schlanken Wuchs, muß des Nachmittags auf die Alameda oder in den schattigen Park von San Pedro wandern, oder am Abend die Plaza besuchen, wo fast täglich in dem kleinen erhöhten „Zocalo" eine vortreffliche Militärmusik concertirt. Man wird dort den reizendsten Gestalten begegnen, stets in Begleitung älterer Damen oder der Pater familias. Nirgends in Mexico sah ich vornehmere, elegantere Manieren als unter den besseren Classen von Morelia, und Fray Diego Basalenque, der Geschichtsschreiber, scheint wahrhaftig recht zu haben, wenn er sagt, daß er in Morelia die edelste Bevölkerung der Neuen Welt fand. Es gewährte mir großes Vergnügen, die Abende auf der Plaza zuzubringen und die bei aller Einfachheit herrschende Eleganz, die ruhige Vornehmheit und die unsagbare Grazie der Frauenwelt von Morelia zu beobachten, umsomehr, als ich gerade aus den Vereinigten Staaten kam, wo den Fremden die vorlauten, extravaganten, auffallenden Manieren vieler Yankeedamen unangenehm berühren. Die Letzteren rümpfen ihre Stumpfnäschen, wenn sie von Mexicanerinnen sprechen hören und werfen denselben das Cigarettenrauchen als abscheuliches Laster vor. Nun, sie mögen doch zusehen, mit welcher Grazie diese Señoritas mit ihren Rosenlippen den Rauch aus der Cigarette saugen, wie sie mit Mündchen, wie zum Kuß gespitzt, die zarten Wölkchen wieder freigeben! Indianerweiber trippeln zwischen den Sitzbänken der Plaza umher und bieten Fruchteis und die köstlichen Dulces feil, vornehmlich die „Suspiros de la monja" (Nonnenseufzer), eine Art Kuchen und die Guaravate aus der Guayavafrucht bereitet.

An Vergnügungen hat Morelia nicht viel aufzuweisen, ausgenommen die ziemlich häufigen Stiergefechte, die in einer aus Stein aufgeführten Plaza de Toros (ein Bau, der mich an das römische Colosseum erinnerte) aufgeführt werden. In den schönen breiten Straßen sieht man zahlreiche Paläste von imposanter Bauart. Der Kathedrale gegenüber erhebt sich der große Gouverneurpalast, der übrigens auch, was Wunder! eine an 15.000 Bände zählende Bibliothek

enthält! Die Festigkeit der Häuser, der Thore und Fenstergitter darf uns hier nicht wunder nehmen. Michoacan war lange Zeit als Brigantenstaat berüchtigt, und selbst in der Hauptstadt übte noch vor wenigen Jahren eine Räuberbande ihre Schreckensherrschaft aus, bis man dieselbe dadurch beendete, daß man den Räuberhauptmann zum General und Commandanten der Gendarmerie machte. Auch dann noch kam es regelmäßig vor, daß die letztere stets bei Raubanfällen mit ungemeiner Präcision erst dann auf dem Thatorte eintraf, als die Missethäter bereits über alle Berge waren. Man erzählte mir ganz offen, daß der wackere Gendarmeriecommandant noch lange mit den Räubern unter einer Decke steckte und seinen Antheil am Raube erhielt. Heute ist es dank der Eisenbahn damit vorbei, und der schlimme Mann soll sich jetzt sehr brav aufführen.

In einer Seitenstraße, nahe der Kathedrale, zeigte man mir das Geburtshaus des großen Patrioten Morelos, der als letztes Opfer der spanischen Inquisition in Mexico am 26. November 1815 erschossen wurde. Ihm zu Ehren hat die Republik nachher seine Geburtsstadt Valladolid in Morelia umgetauft. Nur einige Häuser weiter stieß ich auf ein bescheidenes Gebäude, das auf einer Marmortafel die folgende Inschrift trägt: „Am 27. September 1783 wurde in diesem Hause geboren Augustin de Iturbide, Befreier von Mexico." — Es ist eigenthümlich, daß alle großen Männer Mexicos auf dem Richtplatz starben — ein undankbares Geschäft, sich in Mexico um das Vaterland verdient zu machen.

Wenn ich des Abends vom Zocalo nach meinem Hotel zurückkehrte, fand ich vor den besseren Häusern stets schon die indianischen Pförtner, in ihre Serapes gehüllt und in tiefen Schlaf versunken, auf dem Straßenpflaster liegen, ganz wie die Fellachendiener an den Häusern in Cairo. Nur gestatten sich die letzteren schon vielfach den Luxus eines Strohsacks, ja sogar eines Bettgestells, das sie zur Nachtzeit auf die Straße tragen, während die guten Indios einfach auf dem Pflaster liegen. Sie bilden vorzügliche, treue, ehrliche Diener, und wo immer ich im Taraskerlande hinkam, hörte ich nur Gutes, niemals Ungünstiges von ihnen.

V.

Eine Diligencefahrt mit Hindernissen.

Wenn uns der gute Hotelwirth in Morelia so viel von dem Räuberunwesen in Michoacan erzählte, so war es deshalb, weil wir ihm von unserem Project, per Diligencia oder Pferd den ganzen Staat bis Guadalajara zu durchziehen, gesprochen hatten. Er meinte, ohne Militärbedeckung wäre eine solche Reise eine Tollkühnheit, die wir theuer bezahlen würden u. dgl. m., ganz dieselben Warnungen, die ich vorher schon im ganzen Lande erfahren hatte. Die Mexicaner sind die größten Feinde ihres eigenen Landes und kein Ausländer hat je mehr über dasselbe geschimpft und sich über das Brigantenwesen so beklagt, als die Mexicanos selbst. Natürlicherweise ließen wir uns durch die Räubergeschichtchen nicht abhalten, denn anderthalb Tagereisen gegen Südwesten lag doch der berühmte See von Patzcuaro, den Humboldt als einen der schönsten der Erde schildert; eine Tagereise weiter ist Uruapan, das Kaffeeparadies Mexicos; vier Tagereisen nordwestlich von Patzcuaro (die Betonung liegt auf der ersten Silbe) breitet sich der Spiegel des größten Sees von Mexico, des Lago Chapala aus, und von dort ist es ja auch nur zwei Tagereisen weiter nach Guadalajara, der großen Hauptstadt des romantischen, wilden Staates Jalisco — mit einem Worte kein Ende von Sehenswürdigkeiten, und da sollten wir, an der Pforte derselben stehend, wieder umkehren? Nimmermehr! Auch auf die militärische Bedeckung wollten wir verzichten. Tom Lee, mein bisheriger Reisegefährte aus Boston, war ein baumlanger kräftiger Yankee, der mit dem Revolver und nöthigenfalls mit seiner Faust vortrefflich

umzugehen wußte, und ich selbst hatte in meinen beiden Sechsläufern höchst zuverlässige Reisebegleiter, dem Winke eines Fingers gehorchend, gewiß sicherer und williger als die wilden Rurales, die Gendarmen von Michoacan. Indessen lächelten wir über die bange Furcht unseres Hotelwirthes und des Diligenciavermiethers, bei dem wir einen vierspännigen Reisewagen für den nächsten Morgen 5 Uhr bestellten. Waren wir doch vorher schon durch Gegenden gekommen, die als wahre Räuberhöhlen verschrien waren, und wir hatten auch nicht die Nasenspitze eines Ladroncillo zu Gesicht bekommen.

Also Mañana, morgen, sollten wir von Morelia Abschied nehmen, morgen um 5 Uhr, und um 4 Uhr saßen wir schon reisefertig bei der köstlichen Frühstückschocolade. 5 Uhr schlug es von den Thürmen der nahen Kathedrale. Wir vernahmen Pferdegetrappel, Wagengerassel, glaubten schon unsere Diligencia in den Hotelhof einfahren zu sehen und nahmen unser Gepäck zur Hand, um ja nicht eine Minute zu versäumen. Aber wir sollten wieder einmal kennen lernen, was in Mexico das Wort „mañana" bedeutet. Es wurde 6 Uhr — kein Wagen. 7 Uhr — und noch immer ließ sich Niemand sehen. Wir sandten einen Mozo zu dem Administrador der Diligencias, um zu sehen, was es gäbe. Nach einer halben Stunde kam dieser langsam wieder zurück. „Er kommt sofort," meinte er. Wieder verging eine Stunde, aber der Wagen war noch immer nicht da. Nun war ich böse geworden und ging selbst nach den Stallungen. Zwei Maulthiere standen geschirrt da, der Wagen neben ihnen. „Sehen Sie, wir spannen eben an, wir sind sogleich bei Ihnen." Ich kehrte nach dem Hotel zurück und wartete ungeduldig, denn die schönsten Morgenstunden verrannen und es war nunmehr unmöglich, Patzcuaro noch an demselben Tage zu erreichen. Lee war wüthend, aber ich wußte, daß es ebenso vergeblich war, einen Mexicaner zur Eile zu bewegen, wie einen Packesel in Galopp zu setzen. Dem mexicanischen „mañana" muß der Europäer hier „patiencia" entgegenhalten. Endlich, nach weiterem zweistündigen Warten, um 11 Uhr, erschien der Wagen, ein miserabler Marterkasten wie alle anderen Diligencias in ganz Mexico. Neben dem Kutscher saß der Mozo, ein Mestize, dem wir nicht besonders trauten. So thaten wir denn schon jetzt mit unseren Revolvern recht auffallend, und der Hotelwirth erzählte den Verdächtigen überdies, wir wären die besten Schützen, die er in seinem Leben kennen gelernt.

Im Galopp ging es nun zum Thore hinaus, die Straßen abwärts nach dem weiten, offenen, in blühendster Cultur befindlichen Thale, welches die Anhöhe von Morelia von den es umgebenden Höhen scheidet. Der „Camino Real", die königliche Straße, welche nach Patzcuaro führt, war in den ersten

paar Kilometern vortrefflich. Wir begegneten Indios mit schweren Lasten auf dem Rücken, die von Uruapan, Tacambaro und anderen Orten des Westabhanges der Sierra nach Morelia zu Markte zogen. Sie hatten wohl mehrere Tagemärsche hinter sich, schritten aber dennoch in leichtem Zottelschritt vorwärts, als ob sie ihren Rancho eben erst verlassen hätten.

Vier Kilometer von Morelia begann die Steigung nach den vulcanischen Höhen, welche den ganzen mittleren Theil von Michoacan (Betonung auf der letzten Silbe) erfüllen. Die ersten Anhöhen, auf deren Plateau wir dahinfuhren, waren nichts als Lavaberge mit tief eingerissenen Barrancas und kolossalen runden Lavatrümmern. Hier war es mit der Cultur zu Ende und die einzigen Pflanzen, die sich in größerer Menge zeigten, waren Yuccas mit dicken Stämmen, Nopal und dichtes Gestrüpp von Opopanax, das sich 2 bis 3 Meter hoch über dem Boden erhob, und auf jedem Zweig den üppigsten Schmuck seiner herrlich duftenden Blüthen zeigte. Ich hatte diese Pflanze zuerst in den Carolinas und in Georgien kennen gelernt, wo sie sorgfältig in Blumentöpfen oder auf Beeten gezogen werden und höchstens die Höhe von 1 Meter erreichen. Hier standen sie auf kilometerweiten Strecken als mannhohes dichtes Gestrüpp, und die gelben kugelrunden Blüthenköpfe saßen mit ihren geraden, dünnen Stielen auf den Zweigen wie große, gelbe Notenköpfe. Von diesem Lavaplateau aus hatten wir noch einen letzten herrlichen Blick auf die schneeweißen Mauern von Morelia, das sich wie eine italienische Stadt amphitheatralisch jenseits des Thales hinzog, überhöht von den beiden massiven Thürmen der Kathedrale, diesen Belfrieds der Kirchenherrschaft in Michoacan. Jenseits der Stadt war der Horizont in weiter Ferne von hohen, in blauen Dunst gehüllten Bergzügen abgeschlossen: die Gebirge des Cuitzeosees, denen wir eine Woche vorher entlang gezogen waren.

Je weiter wir ins Gebirge kamen, desto schlechter wurde der Weg, der „Camino Real", und ich frug mich, wie doch die gewöhnlichen Caminos von Michoacan sein mochten, wenn schon diese Königsstraße ein fortwährendes Gemisch von Felsblöcken und Barrancas war? Der Wagen kollerte und stolperte über mannsgroße Lavatrümmer, stürzte jeden Augenblick in metertiefe Auswaschungen, übersetzte auf den elendesten Brücken gefährliche Abgründe. Statt die Thäler zu benutzen, war diese Straße von den Spaniern quer über Berge und Thäler führend angelegt worden, wahrscheinlich den Pfaden der flinkfüßigen Indianer folgend. Ich hatte mir anfänglich nicht erklären können, warum der Administrador unserer Diligencia noch einen Mozo mitgab, da ich doch nicht für ihn bezahlte und ihn auch nicht verlangt hatte. Nun wußte ich es: seine

Aufgabe war, alle fünf Minuten, sobald die von dem entsetzlichen Klettern und den furchtbaren Anstrengungen ermüdeten Thiere erschöpft stehen blieben, vom Bock zu steigen und einen Korb voll faustgroßer Steine (an denen es wahrhaftig nicht mangelte) von der Straße zu lesen. Dann stopfte er sich noch zum Ueberfluß seine Taschen damit voll und begann die armen Thiere damit zu bombardiren, denn Peitschenhiebe allein schienen nicht die geringste Wirkung auf sie auszuüben. Nur so lange der Steinhagel fortgesetzt wurde, liefen die Bestien. War der Korb leer, blieben sie sofort stehen und das Spiel begann von neuem. Selbst uns waren diese kurzen Pausen willkommen, denn wir wurden in unserem Wagenkasten umhergeschleudert wie Haselnüsse in einer Trommel. Ich kam zu der Einsicht, daß mexicanische Diligencias zu den zähesten und unzerstörbarsten Dingen des Landes gehörten. Kein anderer Wagen hätte derlei Stöße, Stürze und Verrenkungen auch nur eine Stunde lang aushalten können. Wie leid that es mir nun, statt des Vierspänners nicht lieber ein Reitpferd genommen zu haben, was ich nur aus Rücksicht auf meinen Reisegefährten unterlassen hatte. Nächstenliebe fängt doch bei sich selber an! Nun hatte ich die Bescheerung!

Der Camino Real bestand auf zwei Drittel des 62 Kilometer langen Weges nach Patzcuaro aus einem schmalen Streifen Lavatrümmern, von der durchschnittlichen Größe eines Eimerkübels, manchmal größer, manchmal kleiner. Dieser Streifen war vielfach von den tiefen Betten wilder Regenbäche zerrissen, und nur wo er durch den Wald oder Thalgründen entlang führte, entbehrte er des Steinschmuckes, um dafür eine bodenlose Kothpfütze zu werden. In Michoacan geben die Caminos Reales nur die Hauptrichtung des Weges an, und nur wo es nicht anders geht, fahren die Wagenlenker über die gewaltigen Lavatrümmer. Sonst laufen die Radspuren sämmtlich auf 100 Meter Breite rechts und links neben dem Camino parallel mit diesem durch die Felder, und wo ein Haciendado versucht hatte, sich durch die Aufführung niederer Umfassungsmauern gegen die Diligenceninvasion seiner Felder zu schützen, waren am nächsten Tage schon Breschen in der Mauer und die Diligencen fuhren doch wieder querfeldein. Nur wo der Camino Real durch Sumpfgegenden kam, und wo demnach die Lavatrümmer festen Halt gewährten, schlugen die Fuhrwerke die „königliche Route" ein.

So kamen wir nur langsam vorwärts. Die Sonne brannte glühend heiß auf den verflixten alten Kasten, und wir waren nach den ersten fünf Stunden der Fahrt ganz erschöpft. In den elenden Taraskerdörfern, die wir passirten, in Tzicuaro, Tacicuaro und Ireco, hatten wir uns nicht die geringste Erfrischung, nicht einmal einen Trunk Mescal verschaffen können, und ich mußte meine mit-

genommenen Trinkvorräthe deshalb mit dem durstigen Kutscher und dem Mozo theilen. Gegen 7 Uhr Abends kamen wir an ein elendes Rancho, el Correo, und hier erklärte der Kutscher, mit seinen Maulthieren heute nicht mehr weiter zu können. Morgen würden wir aber die Fahrt schon in aller Frühe fortsetzen und Patzcuaro gewiß am Nachmittag erreichen. In der That waren die armen Thiere in erbarmenswerther Verfassung. So nahmen wir denn die Gastfreundschaft des Ranchero und seiner Familie — durchaus Vollblutindianer — in Anspruch, die in einer kleinen Adobehütte wohnten. Mit rührender Herzlichkeit setzte uns die alte Mama ihre besten Leckerbissen vor, Enchiladas, daß uns die Zunge wie Feuer brannte, und heiße, frisch gebackene Tortillas neben den obligaten Frijoles und Käse. Ein guter Trunk Rothwein aus meinem Handvorrath spülte alles glücklich herunter, und als wir nach der Mahlzeit unsere Puros (Cigarren) ansteckten, waren wir mit dem Camino Real wieder ausgesöhnt. Nun entstand die Frage, wo wir schlafen könnten? In der Hütte des alten Ranchero war nicht daran zu denken, denn in dem kleinen, dumpfen, übelriechenden Raume war seine ganze Familie — sieben Köpfe hoch — untergebracht, neben Papageien und Gott weiß welch anderem Ungeziefer. Aber draußen, ein paar Schritte weiter, befand sich neben dem Schweinestall ein „Techo", ein mit kleinen Holzschindeln (tejamanil) eingedecktes, auf vier Pfählen ruhendes Flugdach, allen Winden offen. Nun ließen wir uns Petates (geflochtene Matten) ausbreiten, hüllten uns in unsere Decken, schoben die Sitzkissen der Diligence unter den Kopf, und das Grunzen der benachbarten Schweine diente uns als Schlummerlied. Bei grimmiger Kälte — befanden wir uns doch auf 2100 Meter Höhe — ging es am nächsten Morgen um 4 Uhr weiter. Der wackere taraskische Ranchero wollte durchaus keine Entlohnung für seine Gastfreundschaft annehmen und ich vermochte nur nach langem Drängen einem seiner Kinder einen blanken Peso in die Hand zu schieben. Der schlechte Weg wurde durch die herrliche Gebirgsgegend, in welche wir nun einfuhren, hinreichend aufgewogen. Ueberall zeigten sich erloschene Vulcane mit genau gezirkelten Kratern und bewaldeten Hängen, an welchen sich hie und da vertrocknete Lavaströme abwärts zogen. In der Nähe des Dörfchens Sanzo sahen wir, wie kleine splitternackte Jungen mit einem kaum einjährigen Stier eine „Corrida de Toros" spielten, ein köstlicher Anblick. Die Jungen hatten an die Hörner des Stieres lange Seile gebunden und zogen in entgegengesetzten Richtungen, etwa 10 Meter von ihm stehend, fest darauf los. Gerade vor dem Stier stand ein dritter Junge, der sein Leinenhemd ausgezogen hatte und damit durch Hin- und Herschwenken den Stier reizte. Stürzte dieser auf ihn los,

dann ließ der tapfere Torrero das Hemd fallen und rannte schleunigst davon, während die beiden anderen nach Leibeskräften zogen, um den Stier zurückzuhalten, aber der letztere riß sie gewöhnlich so weit mit, bis er das auf dem Boden liegende Hemd erreichte, das er mit den Hörnern wüthend bearbeitete! Welche Kampflust doch schon in dieser kaum der Wiege entwachsenen Jugend steckt!

Die Häuser der Dörfer und Ranchos in dieser Gegend sind größtentheils aus großen Steinen gebaut, die lose aufeinander gelegt werden, daß sie eine Mauer bilden. Mörtel kommt nicht zur Verwendung und der Wind bläst durch alle Fugen, worauf man es wohl auch abgesehen hat. Darüber werden dünne Baumstämme oder roh gehauene Balken gelegt und diese mit Latten und den allgemein gebräuchlichen kleinen Holzschindeln eingedeckt, die durch aufgelegte große Steine in ihrer Lage erhalten werden. Um das ganze fensterlose Gebäude zieht sich noch eine aus Steinen lose zusammengestellte Mauer, und in dem so entstehenden Hofraum balgen sich gewöhnlich zahlreiche Schweine, Hühner, Truthühner und Hunde, Katzen und Kinder. Auf den steinernen, zur Hausthüre führenden Stufen, auf den Mauerabsätzen und auf Steinbänken neben den Häusern pflegen überall massenhaft Blumen in Töpfen zu stehen, und in den meisten Häusern halten sich die Frauen auch Singvögel und Papageien, denen sie große Zärtlichkeit widmen, gewiß mehr, als sich selbst und ihren Kindern. Die Männer sind auf den Feldern gewöhnlich nackt und nur mit einem Lendenschurz bekleidet, die Frauen tragen als Kleidung nur ein lose an den Schultern hängendes Hemd, das sie bei ihren Ausflügen nach anderen Dörfern oder nach der Stadt noch durch ein Röckchen ergänzen.

Zwischen Sanzo und Pilar war unglücklicherweise für uns die über eine tiefe Bergschlucht führende Brücke durch einen Regenbach weggerissen worden, was uns zwang, einen mehr als zweistündigen Umweg zu machen, so daß wir erst Nachmittags in dem Rancho von Portezuela ankamen. Auf den meisten Landkarten ist diese Hütte ebenso wie auch das Rancho del Correo mit Städteringelchen angegeben, während große Ortschaften, wie z. B. die mehrere Tausend Einwohner zählenden Dörfer Iguatzio, Santa Fé und andere am See von Patzcuaro gar nicht angegeben sind. Es wäre gewiß zu wünschen, wenn besonders auf den mexicanischen Landkarten für die einsamen Ranchos andere Bezeichnungen als derlei Ortsringelchen eingeführt würden.

Nach einer kurzen Siesta unter den gewaltigen Schattenbäumen von Portezuela setzten wir die Fart nach Patzcuaro fort. Bei Portezuela, das schon an der Grenze des einstigen Seebeckens liegt, zweigt sich ein elender, schwer fahrbarer Weg nach der ehemaligen Hauptstadt des Taraskerreiches Zinzunzan

ab. Als wir gerade vor dem Dorfe Vigas aus dem Walde auf den offenen Gipfel einer Anhöhe herausfuhren, sahen wir zum erstenmal den Wasserspiegel des Patzcuarosees weit rechts vor uns liegen. Gegen Osten verschwand er allmählich in einem weiten Sumpf, der dem Vieh der anliegenden Haciendas als Potrero diente. Die felsige Halbinsel, auf welcher die Ruinen der einstigen Residenzstadt der Taraskerkönige liegen, entzog uns den Anblick des eigentlichen Sees, der erst später, bei dem Dorfe Chapultepec zum Vorschein kam. Aber die Dämmerung war schon hereingebrochen, so daß wir kaum mehr die in der Nähe befindlichen Vorarbeiten der Eisenbahn wahrnehmen konnten, welche binnen Kurzem Morelia mit Patzcuaro verbinden sollte. Leider für uns war der Bahngesellschaft das Geld für den Weiterbau ausgegangen. Der fertiggestellte Bahnkörper war bereits wieder, bei dem üppigen Wachsthum in diesem halbtropischen Lande, mit Gestrüpp überwuchert, das Mauerwerk der Brücken von Wasser wieder unterwaschen, und die streckenweise aufgethürmten Schwellen vermoderten unbenutzt. Dazu war der Termin, in welchem die Eisenbahn fertiggestellt werden sollte, abgelaufen und dem Contracte zufolge waren die bisherigen Arbeiten der Regierung zugefallen. Aber zwei Jahre später wurde die Eisenbahn dennoch hergestellt und das Dampfroß legt heute den Weg, zu welchem wir anderthalb Tage brauchten, in wenigen Stunden zurück. Die letzten 10 Kilometer vor Patzcuaro hatten wir bei vollständiger Dunkelheit zu machen. Der Weg war so elend, so steinig und holperig und die Diligence schwankte so bedenklich hin und her, daß wir es vorzogen, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen und der Diligence mit ihrem fluchenden und schimpfenden Kutscher voranschritten. Viel hatten wir dabei freilich nicht gewonnen, denn waren wir auch der Gefahr eines Sturzes entgangen, so konnten wir doch bei jedem Schritt ein Bein brechen. Mit Händen und Füßen hatten wir manche Stellen dieses elenden Hohlweges zu durchklettern, denn ein Wildbach hatte bei den letzten Regengüssen seinen Weg hierdurch genommen, alles Erdreich fortgeschwemmt, den Boden aufgerissen und die großen Felstrümmer bloßgelegt. Dazu kam noch die Gefahr, von Briganten überfallen zu werden, denn wir waren in die Nähe der Stadt gelangt, in deren Umgebung sich stets Raubgesindel herumtreiben sollte. Unwillkürlich machten wir unsere Revolver bereit und lauschten aufmerksam auf jedes verdächtige Geräusch, aber glücklicherweise ließ sich Niemand blicken. Vielleicht war selbst den Ladrones der Camino Real zu schlecht, als daß sie sich hätten darauf wagen sollen.

Digitized by Google

VI.

Der See von Patzcuaro und seine Anwohner.

Im Herzen des alten Königreiches der Tarasker, dem heutigen mexicanischen Staate Michoacan, und eine starke Tagereise westlich an dessen Hauptstadt Morelia liegt mitten in den dicht bewaldeten Sierras der See von Patzcuaro.*) Wenngleich Humboldt ihn schon als einen der schönsten und malerischeften Seen der Neuen Welt bezeichnet hat, ist er doch bisher zu entlegen, zu schwierig zu erreichen gewesen, und nur die wenigsten Reisenden haben ihn im Laufe dieses Jahrhunderts besucht. Erst in neuester Zeit hat die Eröffnung der Eisenbahn zwischen Mexico und Morelia den ganzen Staat Michoacan, und damit auch den See von Patzcuaro den großen Verkehrslinien hinreichend nahe gebracht, um den Besuch desselben nicht zu einer so beschwerlichen und zeitraubenden Expedition zu machen, wie es früher der Fall war.

Es war spät am Abend, als unser elender, von vier mageren Maulthieren bespannter Marterkasten Patzcuaro erreichte, das für den ersten Augenblick durchaus keinen freundlichen, gastlichen Eindruck auf uns machte. Wir rasselten über eine alte steinerne Brücke, die eine tiefe, dichtbewachsene Ravine überspannt, von deren Grund das Rauschen mächtiger Wassermassen zu uns heraufdrang. Die engen, finsteren, elend gepflasterten Straßen waren menschenleer, und nur hie und da wurde einer der schweren hölzernen Fensterläden geöffnet, und neugierige Köpfe kamen zum Vorschein, um zu sehen, was es

*) Betonung auf die erste Silbe.

Digitized by Google

wohl gäbe? Eine Diligencia in Patzcuaro war ein seltenes Ereigniß, und wohl mochten die Einwohner dieser von Pronunciamentos und Revolutionen schwer heimgesuchten Stadt eine neue Invasion und Brandschatzung befürchten. Nur auf der großen Plaza im Herzen der Stadt herrschte noch einiges Leben. Zahlreiche Holzfackeln brannten hier und der dunkelrothe, flackernde Schein ihrer rauchigen Flammen verlieh dem Bilde, das sich uns darbot, etwas ungemein Phantastisches. Alte Indianerweiber, nur dürftig bekleidet, hockten bei ihren Marktwaaren, Kochgeschirren, Früchten und Lebensmitteln, die reihenweise auf der Plaza aufgeschichtet waren; andere schritten zwischen ihnen auf und nieder, oder feilschten mit den Verkäuferinnen. Viele eilten auf unsere Diligencia zu, als wir, die Plaza quer durchfahrend, vor dem Hotel Quiroga — Patzcuaro kann sich nämlich eines Hotels rühmen — stehen blieben. Neugierig betrachteten sie uns seltene Gäste. „Señores americanos" — Ingenieros — ferrocariles — hörten wir sie flüstern, und selbst der Hotelwirth hielt uns für amerikanische Eisenbahningenieure, die gekommen waren, um die Strecke zwischen Morelia und Patzcuaro zu vermessen. Die Kunde von der Eisenbahn war also bis zu ihnen gedrungen, und ganz im Gegensatz zu den Indios auf dem Hochplateau brachten sie dem Kommen des Dampfrosses große Sympathien entgegen. Diesem Umstande hatten wir es wohl auch zuzuschreiben, daß Señor Luis Solchaga, unser Wirth, uns die besten Zimmer des Hotels, wahre Säle, einräumte, und sich in der liebenswürdigsten Weise anbot, während unseres Aufenthalts in Patzcuaro unser Cicerone zu sein. „Heute Abends ist Theater, Señores," meinte er mit wichtiger Miene, „wenn Sie es besuchen wollen, führe ich Sie gerne dahin." — Trotz unserer Müdigkeit wollten wir uns dies nicht entgehen lassen. Wir schritten über die mit hohen, alten Eschen besetzte Plaza nach dem jenseitigen Ende derselben, und hielten vor einem festungsartigen Bau, dessen schwere, aus Balken gezimmerte Pforte fest verschlossen war. Wir rührten den Klopfer mehrmals, immer stärker und lauter, ohne daß irgend Jemand erschienen wäre. Erst nach langem Warten, als bereits alle Hunde der Nachbarschaft ein Bell- und Heulconcert begonnen hatten, hörten wir Schlüsselgerassel; von innen heraus wurde gefragt, wer da wäre, und nach langen Erklärungen unseres Wirthes wurde die Pforte geöffnet, die eher in ein Gefängniß als in ein Theater zu führen schien. Warum diese Heimlichkeit? War es eine heimliche nächtliche Orgie, der wir beiwohnen sollten, oder irgend ein grausames, indianisches Voudou-Fest? Im ersten Hofe standen Soldaten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett Wache; am Eingang zum zweiten Hofe forderte ein Cerberus mit einer Sammelbüchse unseren

Tribut an Reales ab, und wir betraten die Scene eines der beliebten mexicanischen Hahnenkämpfe, phantastisch erleuchtet von rauchenden, in den Boden gesteckten Fackeln. Bei ihrem flackernden Scheine sahen wir die Bänke der Arena gedrängt voll von Zusehern, die mit Spannung den Kampf der beiden Hähne in der Arena zu verfolgen schienen. Auf den obersten Bänken nichts als halbnackte Indianer, weiter unten auf den besseren Sitzen ganz elegant gekleidete Mexicanos, Herren wie Damen, Alle die unfehlbare Cigarette schmauchend. — Erst im dritten Hofe gelangten wir zum Theater, wo einige Hunderte Neugierige aus der „besten Gesellschaft“ von Patzcuaro irgend einem spanischen Drama, von Amateuren aufgeführt, lauschten. Unser Kommen zog indessen sofort ihre Aufmerksamkeit von den Letzteren ab. Aller Augen waren auf uns gerichtet, und mit großer Zuvorkommenheit standen sofort die Inhaber der besten Sitze des Auditoriums auf, um sie uns anzubieten. Es wäre unhöflich gewesen, abzulehnen. Nun begann eine allgemeine gegenseitige Vorstellung, und obschon wir mit unserer Umgebung spanisch sprachen, wurde uns doch bald französisch, bald englisch geantwortet, ein Beweis, daß die Außenwelt den guten Bewohnern dieser Stadt ganz gegen unser Erwarten viel besser bekannt war, als es Patzcuaro bei uns ist. — Nach der Vorstellung, die gegen Mitternacht endete, mußten wir noch ins Casino der Stadt wandern, und dort allerhand schöne Reden anhören, diverse Schnäpse und Fruchtwässer trinken, alles Beweise, wie selten die Besuche von Ausländern in diesen Thälern der mexicanischen Sierras sein müssen.

Am nächsten Morgen galt unsere erste Frage dem von Humboldt so sehr gepriesenen See. Don Solchaga rieth uns, ihn auf den Monte Calvario, westlich der Stadt zu begleiten, da man von dort aus einen vortrefflichen Ueberblick über den ganzen See genieße. So wanderten wir denn unter seiner Führung durch die engen, hügeligen Straßen der Stadt, an alten Kirchen und kolossalen Klostergebäuden vorüber, dem von einem prächtigen Gotteshaus gekrönten Monte Calvario zu.

Man sieht es der etwa 8000 Einwohner zählenden Stadt wohl noch heute an, daß sie einst, vor Juarez' Regierung, ein mächtiges Bollwerk der katholischen Kirche gebildet haben mochte, geradeso wie Puebla oder Morelia, ja sie ist in dieser Hinsicht von historischer Bedeutung. Obschon erst durch die Spanier zu Cortez' Zeit gegründet, war es doch hier, wo der noch heute von den Taraskern als heilig verehrte Quiroga*) als erster Bischof der neu-

*) Von dem auch das Hotel in Patzcuaro den Namen führt.

gegründeten Diöcese Michoacan so segensreich wirkte, und die durch den grausamen Barbaren Niño de Guzman unterdrückten oder vertriebenen Tarasker wieder versöhnte. Seltsamerweise war Vasco de Quiroga, der zuerst als Mitglied der an Karl V. gesandten zweiten Audencia nach Neuspanien kam, ursprünglich Advocat. Als jedoch der zum Bischof von Michoacan ernannte Fray Luis de Fuensalida auf diese Würde verzichtete, wurde sie Quiroga angeboten. Der ehemalige Advocat unterzog sich der Priesterweihe, errang rasch die verschiedenen Grade der Hierarchie, und wurde nach wenigen Jahren, 1538, Bischof von Michoacan. Als solcher gründete er zahlreiche Schulen und Hospitäler, lehrte den Taraskern verschiedene Handwerke und Künste, die noch heute hier floriren, importirte von Spanien Nutzpflanzen und Hausthiere, um sie in Michoacan zu acclimatisiren, und last, not least, gründete die erste Universität der Neuen Welt, die noch heute besteht, obschon ihr Sitz nach Morelia verlegt wurde. Er war es auch, der, allerdings mit den besten Absichten, den Jesuitenorden nach Neuspanien berief; würde dieser letztere die herrlichen Werke des 1565 im Alter von 96 Jahren verstorbenen Bischofs fortgesetzt haben, Mexico wäre heute das Gegentheil von dem, als was es sich leider präsentirt.

Als wir dem Monte Calvario zuschritten, hörten wir aus einer Kirche Orgelspiel ertönen; wir traten durch die weit geöffnete Thüre in das Innere und wohnten so zufällig einer Indianertrauung bei. Braut wie Bräutigam, Beide blutjung, gehörten augenscheinlich den ärmsten Ständen an, aber doch mußten auch sie ihre Trauringlein haben, nur daß der dunkelhäutige Bräutigam nicht wußte, wie die Ringe zu wechseln waren. Zwei Zeugen, ebenfalls Indianer, waren die einzigen Personen, welche der Trauung beiwohnten. Wie mir Don Solchaga erzählte, heiraten wohl 80 Procent der Bevölkerung durch kirchliche sowohl wie Civiltrauung, 10 Procent durch Civiltrauung allein und ebenso viele durch kirchliche Trauung allein.

Der herrlich beschattete Weg des Monte Calvario führt an den Capellen des Kreuzweges vorbei, durch hübsche Anlagen zum Gipfel, oder vielmehr zu dem noch deutlich erkennbaren Kraterrand dieses erloschenen Vulcans. Oben befinden sich unter schattigen Bäumen steinerne Bänke, von den Einwohnern Los Balcones oder Las Sillas genannt, und von hier aus genossen wir zum erstenmal den Totalanblick des herrlichen Sees von Patzcuaro, mit seinen zahlreichen dicht bewaldeten Inseln und seinen hohen, ebenfalls bewaldeten Uferbergen. Die blaugrüne große Wasserfläche lag spiegelglatt zu unseren Füßen; nirgends war ein Fahrzeug sichtbar, nirgends ein Anzeichen menschlichen Lebens, menschlicher Thätigkeit. Die Indianerdörfer auf den Inseln wie an den Ufern

sind durch üppigen Baumwuchs dem Anblick von den Sillas aus entzogen, und so zeigte der herrliche See sich uns in ganz derselben Jungfräulichkeit, in welcher ihn vor 600 Jahren die Tarasker auf ihrer Wanderung nach dem Süden fanden. Damals wohnten um den See die Chichimeken. Als die Tarasker eines schönen Morgens an seine Ufer kamen, fanden sie eine große Zahl chichimekischer Jungfrauen, verlassen von den in den Feldern beschäftigten Männern, gerade im Bade. Sofort sandten sie einen Theil ihrer Krieger gegen die Letzteren, um sie zu vertreiben. Den badenden Jungfrauen aber nahmen sie heimlicherweise ihre am Ufer liegenden Kleider weg. Als dieselben nun ans Ufer zurückkamen, stürzten sich die im Hinterhalt liegenden Tarasker auf sie, und den armen bronzefarbenen Dämchen blieb keine andere Wahl übrig, als entweder ins Wasser zurückzukehren, oder sich zu ergeben. Es braucht Niemand wunder zu nehmen, daß sie sich, statt den Wellen, den schmucken taraskischen Kriegern in die Arme warfen. Die Tarasker ihrerseits waren über die Schönheit ihrer in Evaeostüm erbeuteten mexicanischen Sabinerinnen ebenso entzückt, wie über die Schönheit der Gegend, und so ließen sie sich hier nieder und heirateten die chichimekischen Jungfrauen.

Von unserem hohen Standpunkt gesehen, zeigte sich der See von Patzcuaro etwa ähnlich dem Taeariguasee in Venezuela; seiner Form und dem Charakter der Uferlandschaften nach würde ich ihn am liebsten mit dem berühmten See von Killarney im südlichen Irland vergleichen. Nach den Messungen, die wir später vornahmen, hat der See eine größte Länge von 32 Kilometer in west-östlicher Richtung und eine Breite von 15 bis 20 Kilometer. Die größte Breite besitzt er in seiner östlichen Hälfte, wo allerdings eine felsige Halbinsel sich weit in den See hineinschiebt, und seine Wasserfläche in zwei beiläufig gleich große Buchten theilt, die beide in mehrere Kilometer große schilfbedeckte Sümpfe verlaufen. Die übrigen Ufer sind felsig und nur längs des Südufers, vornehmlich in der Nähe der Stadt Patzeuaro, gibt es noch einige sumpfige Uferstellen. Die südliche Hälfte des Sees ist auch die seichtere. Da uns in der Stadt Niemand sichere Auskunft über die Seetiefe geben konnte, unternahmen wir an verschiedenen Stellen Messungen und fanden die Tiefe zwischen Patzeuaro und der etwa die Mitte des Sees einnehmenden größten Insel Xanicho zwischen 3 und 5 Meter schwankend, weiter gegen die Nordufer jedoch 10 bis 22 Meter. Die Höhe des Sees über dem Meere beträgt 2105 Meter. Merkwürdigerweise ist der Seespiegel ganz im Gegensatz zu den meisten anderen amerikanischen Seen im Steigen begriffen, eine Thatsache, welche uns nicht nur von den indianischen Inselbewohnern, sondern auch durch unsere eigenen Beobachtungen bestätigt

wurde. Der See enthält neben acht größeren Inseln noch zahlreiche kleinere, zumeist nur nackte Felsen, welche kaum jemals ein menschlicher Fuß betreten haben mag, und die sichere Zufluchtsstätten von zahllosen Wasserhühnern, Enten und einsamen, großen weißen Fischreihern bilden. Fünf der Inseln sind bewohnt, nämlich Xanicho, das etwa 500 Einwohner aufzuweisen hat; Xaracuaro mit etwa 100, Pacanda mit 60 Einwohnern; auf den Inseln Tecuen und Yuguan wohnen nur einige Familien. Ihren Lebensunterhalt gewinnen sie hauptsächlich durch Fischfang. Der See ist ungemein reich an Fischen, deren es vornehmlich vier Arten gibt. Am wohlschmeckendsten ist der Acumara, eine Art Weißfisch, der durchschnittlich eine Länge von 25 Centimeter erreicht; dann der kleinere, etwa 15 bis 20 Centimeter lange Tiro, der Charari und der Guerepo. An den Markttagen (Dienstag und Freitag) sind diese vortrefflichen Fische, auf verschiedene Weise zubereitet, in Patzcuaro fast in jeder Familie auf dem Mittagstisch, eine willkommene Abwechslung von den täglichen Tortillas und Frijoles. – Jedenfalls würde ich den See von Patzcuaro als den schönsten der neuen Welt bezeichnen. Wenige Seen Nord- oder Südamerikas können sich mit diesem an Schönheit der Ufer, sowie an Inselreichthum vergleichen. Wohl hat der Lake Tahoe in den Felsengebirgen Nordamerikas schönere, wildere Ufer, aber es fehlen ihm die Inseln; wohl besitzt der Lake George oder der Lake Champlain in Neuengland die Inseln, aber es fehlen ihren Ufern bei aller Lieblichkeit doch die herrlichen Gebirgsformen, wie sie sich um den See von Patzcuaro zeigen, es fehlt ihnen auch die ungemein malerische, interessante Stadt gleichen Namens, es fehlt die Romantik und die viele Jahrhunderte alte, ereignißreiche Geschichte. Der See von Patzcuaro wird voraussichtlich auch einer der beliebtesten Zielpunkte der Touristen in Mexico werden. Sobald die Eisenbahn hergestellt ist, wird sich Yankee-Speculation seiner bemächtigen, große Hotels werden an seinen Ufern, Villen vielleicht auf seinen Inseln entstehen, und seine blaugrünen Fluthen werden von Dampfern durchfurcht werden. Allerdings ist es mit der Romantik dann vorbei, aber von seiner Schönheit kann dem herrlichen See nur wenig genommen werden.*)

Von Monte Calvario wieder nach der Stadt zurückgekehrt, eilten wir nach kurzem Imbiß zum Seeufer, um uns auf einem bereits vorausbestellten

*) Seit diese Zeilen geschrieben wurden, ist die Eisenbahn von Morelia in der That nach Patzcuaro gebaut worden, und täglich verkehrt zwischen den beiden Städten ein Zug in jeder Richtung; auch ein neues Hotel (Concordia) ist entstanden, und ein kleiner Dampfer, nach dem Gouverneur des Staates, Mariano Jimenez, benannt, macht an Wochentagen täglich eine Rundfahrt um den See und hält an allen interessanten Punkten.

Indianercanoe einzuschiffen. Andere Fahrzeuge, als diese ausgehöhlten Baumstämme mit flachem Boden, gibt es auf dem See nicht. Wohl brachte die spanische Regierung schon 1791 eine feluca (Segelboot) auf den See, die den Indianern als Modell für neue Fahrzeuge dienen sollte, und 1857 ließ man hier eine Barke mit sechs Rudern für den gleichen Zweck vom Stapel, aber beide Fahrzeuge blieben von den Indianern unbeachtet. Es genügten ihnen ihre primitiven Canoes, die sie mittelst kochlöffelartigen Rudern mit runden Scheiben an dem ins Wasser getauchten Ende fortbewegen. Die Canoes sind oben schmäler als am Boden, und wir mußten äußerst vorsichtig eintreten und Platz nehmen, denn die geringste Schwankung hätte das Fahrzeug umkippen lassen. Gelegentlich einer zweiten Expedition sahen wir am Ostrande des Sees, bei Zinzunzan, ein Canoe von etwa 12 Meter Länge aus einem Baumstamm hergestellt, ein Beweis von der Größe des Baumwuchses in der Umgebung.

Unser erstes Ziel war die gegenüberliegende Insel Xanicho, wie schon bemerkt, die größte und bevölkertste von allen. Das Indianerdorf gleichen Namens war vom See aus unseren Blicken durch dichte Gruppen von Eschen und Trauerweiden entzogen. Die Zweige der letzteren hingen tief ins Wasser, wie Amphibien, halb dem Lande, halb dem flüssigen Element angehörend, und zwischen ihnen tummelten sich unzählige Wasservögel umher. Als wir endlich ans Land stiegen, sahen wir das Dorf vor uns, ärmliche Adobehütten, malerisch um ein anspruchsvolleres Gebäude, die „Casa" des Alcalde, sowie um eine kleine Kirche gelagert. Die Einwohner, Tarasker von reinstem Blute, führen hier ein glückliches Dasein, unberührt von der Außenwelt, unbekannt mit den Genüssen und Entbehrungen, dem Glück und Unglück derselben. Die Insel liefert ihnen Obst und Feldfrüchte, der See gibt ihnen Fische; der Ueberfluß wird nach Patzcuaro auf den Markt geführt, und so spärlich der Ertrag dafür auch im Tage sein mag, er hat sich seit Jahren und Jahrhunderten angesammelt, so daß es unter den Einwohnern wahre Capitalisten gibt, die ihre Reichthümer in blanker Münze im Garten ihrer Häuser oder in den großen Höhlen vergraben haben sollen, an denen die Insel so reich ist. Wir besuchten mehrere dieser Höhlen, geführt von dem Alcalde, dessen rothes Calicohemd durch eine unfreiwillige Oeffnung in seiner weißen Canevashose hinten heraushing. Unzählige Fledermäuse umflatterten uns, als wir die Höhlen auf der Suche nach „Idolos", Gefäßen und Inschriften betraten, aber unsere Mühe war vergeblich. Was an derlei Antiquitäten vorhanden war, wurde längst verschleppt, und nur große Felsblöcke, die nicht fortzutragen waren, wiesen noch die bekannten rohen Thierzeichnungen und tief eingegrabene Bilderschrift auf, die wohl

Digitized by Google

von den Chichimeken herrühren mochten. Auch auf den anderen Inseln fanden wir wenig von Interesse, obschon vielleicht fleißige Nachgrabungen auch hier manchen Schatz zu Tage fördern würden.

Wie das alte Mexico, die Hauptstadt Anahuacs, von den Spaniern zerstört wurde, so hausten die Letzteren auch hier, in dem Hauptsitz des Taraskerreiches, und es verlohnt in der That kaum mehr, die einstige Residenz der taraskischen Könige, Zinzunzan, zu besuchen. Dennoch unternahmen wir am folgenden Tage einen Ausflug dahin. Unsere Diligencia konnten wir nicht benutzen, denn nur ein elender Saumpfad verbindet dieses gottvergessene Taraskerdorf mit dem etwa 20 Kilometer entfernten Patzcuaro. So beschlossen wir denn, uns in einem Canoe dahin führen zu lassen. Als wir uns auf der Fahrt dem Nordufer des Sees näherten, gewahrten wir die Kirchen und Adobehütten zweier größerer Taraskerortschaften, Santa Fé und Quiroga, beide am See gelegen, und weiter östlich, zwischen graugrünen Olivenbäumen*) ragten die alten Thürme der auf einer Anhöhe stehenden Kirche von Zinzunzan empor, während sich die elenden Adobehütten dieser einstigen Königsstadt bis nahe an die Seeufer hinabziehen. Indianerinnen waren dort eben mit der Ausbesserung von Fischnetzen beschäftigt; als sie jedoch wahrnahmen, daß wir Señores Americanos hier zu landen beabsichtigten, erhoben sie sich scheu und verbargen sich hinter den zerbröckelnden Mauern ihrer Häuser. Kaum irgendwo in Mexico sah ich ein solches Bild von Verfall, wie hier. Zinzunzan wurde uns doch von den spanischen Geschichtsschreibern als eine glänzende Königsstadt mit 40.000 Einwohnern geschildert; die Kunst der escrito-pintura und der Plumage, d. h. die Darstellung historischer Begebenheiten durch farbige Bilder aus dem bunten Gefieder von Vögeln zusammengesetzt, standen dort in höchster Blüthe, ebenso die Herstellung von Sculpturen und die Töpferindustrie. Ein mächtiger, über ganz Michoacan gebietender König, Calzontzin Sinzicha, hatte hier seinen glänzenden Palast, und Niño de Guzman, dieser Bösewicht, fand hier reiche Schätze.

Von all dem ist nichts mehr übrig; selbst aus der zweiten Blüthezeit der Stadt, der spanischen, sind nur noch die ruinenhaften Kirchen und die verfallenen, verlassenen Klöster vorhanden, die Bevölkerung aber ist von den

*) Wie der Maulbeerbaum und der Weinstock, so wurde von der spanischen Regierung auch der Oelbaum in Mexico ausgerottet, um diese einträglichen Culturen als Monopol dem spanischen Mittellande zu erhalten. Erst in neuester Zeit wendet man sich in Mexico dem Anbau dieser äußerst wichtigen Nutzpflanzen wieder zu, und zwar mit großem Erfolge. Die Oelbäume von Zinzunzan entgingen wohl diesem Autodafé nur deshalb, weil sie in den dortigen Klostergärten standen und Eigenthum der Kirche waren.

einstigen 40.000 auf kaum 2000 herabgesunken! Von dem Königspalast sahen wir nur noch einen Trümmerhaufen auf einer kleinen Erhöhung nördlich des Dorfes. Die verhältnißmäßig weiten Straßen des Ortes sind von zerbröckelnden Adobemauern eingefaßt, deren Lücken uns einen Blick in einsame, mit Gestrüpp überwucherte Höfe werfen ließen. Fast nur die Hälfte der Häuser ist bewohnt, elende Adobehütten mit einem anstoßenden Flugdach, unter welchem blöde aussehende halbnackte Weiber mit flinken Händen allerhand Gefäße aus Thon herstellten. Die Töpferei ist die große Industrie des Ortes. Der Thon wird auf einem nahen Hügel gewonnen und von den Weibern geschickt geknetet, bis er die nöthige Weichheit und Schmiegsamkeit besitzt. Dann pressen und schmieren sie ihn in steinerne Halbformen, und setzen die gepreßten Theile vor dem Brennen zusammen. Drehscheiben sind hier nicht im Gebrauch. Alles wird entweder mit der Hand geknetet oder in Formen gepreßt. Auch die Zusammensetzung von Bildern aus den Federn der hier sehr häufigen Kolibris (Zinzunzan hat von ihrem eigenthümlichen Summen seinen Namen erhalten) wird noch betrieben, obschon diese ererbte Kunst der Tarasker im Aussterben begriffen ist.

Unter schattigen Sykomoren vor dem „Gerichtspalast" lagerten wir uns auf den Boden, um unseren Mittagimbiß einzunehmen, denn Zinzunzan besitzt auch nicht den Schatten einer Fonda. Wozu auch? Fremde kamen nur alle paar Jahre einmal hierher, um nach kurzer Rast der „Stadt" wieder den Rücken zu kehren. Durch die morschen Holzgitter des Gefängnisses blickten zwei Gefangene, junge Burschen, sehnsüchtig nach unserem Eßkorbe, und Tom Lee reichte ihnen mitleidig einen Laib Brot. Daß sie sich von den gebrechlichen Stäben ihres Verschlusses so willig zurückhalten ließen, war uns ein Räthsel. Ein Gefangener, der etwas auf sich hält, hätte das Gitter sofort gesprengt und dann das Weite gesucht.

Die herrlichen Oelbäume, die wir schon vom See aus gesehen hatten, fanden wir in einem verwilderten Klostergarten wieder, und nun, als wir vor ihnen standen, war unsere Bewunderung noch größer. Ihre gewaltigen Stämme waren allerdings vielfach durchlöchert, ausgehöhlt oder gar derart geborsten, daß wir uns bequem durch den Spalt winden konnten, aber mit der den Oelbäumen eigenthümlichen Zähigkeit treiben sie immer wieder frische Sprossen. Mit ihrem wilden, zerzausten Geäste und ihrem graugrünen Laub paßten sie vortrefflich in das Bild der Zerstörung, des Verfalls, das sich überall zeigte. Das Kloster ist nur mehr eine Ruine, und die beiden Kirchen werden es ebenfalls bald sein. Auf den Wegen des Gartens wuchert Gestrüpp üppig empor, ebenso wie aus den Spalten und Ritzen der Kirchenmauern. Und dennoch birgt das Innere

der einstigen Kathedrale von Michoacan einen herrlichen Kunstschatz, den wir hier gewiß nicht erwartet hätten: eine Grablegung von der Meisterhand Tizian's! Wir trauten unseren Augen kaum, als uns der alte Priester in die Sacristei vor dieses Bild führte. Den Urkunden zufolge ist dasselbe ein Geschenk Philipp's II. an Bischof Quiroga, und die Einwohner verehren und hüten es mit solchem Eifer, daß schon die größten Summen dafür zurückgewiesen wurden, und sie sich um keinen Preis davon trennen wollen.

Eine alte wohlgepflasterte Straße führt von Zinzunzan nach einer zweiten historischen Stadt, nur einen halben Kilometer von ihr entfernt: Iguatzio. Sie scheint zur Zeit des Taraskerreiches die Citadelle der Hauptstadt gewesen zu sein, denn wir gewahrten Ruinen starker, massiver Thürme und Mauern. Eine abgestutzte Pyramide oder Teocalli dient heute als Plaza de Armas; zahlreiche kleinere Teocalli und Grabhügel umgeben sie, und die Kinder des Ortes liefen uns nach, um uns Idolos, kleine Thonfigürchen, den Gräbern entnommen, zum Kaufe anzubieten. Ein unterirdischer Gang verband Iguatzio mit Zinzunzan; als jedoch vor einigen Jahren von Amerikanern Nachgrabungen unternommen wurden, um diesen Gang seiner ganzen Länge nach zu verfolgen, verschütteten die Indianer regelmäßig wieder zur Nachtzeit das Werk jedes Tages, so daß man die Arbeit wieder einstellen mußte.

So wenig uns auch der Besuch der alten Königsstadt der Tarasker befriedigte, das Bild des herrlichen Sees von Patzcuaro wog diese Enttäuschung reichlich wieder auf, und die dort verlebten Tage gehören zu den schönsten meines Aufenthalts in Mexico.

Digitized by Google

VII.

Uruapan und seine Kaffeehaciendas.

Von Patzcuaro aus sollten wir unsere Reise über Zamora und la Barca zum großen See von Chapala fortsetzen, und zu diesem Zweck eine Strecke Weges gegen Morelia zurückkehren, wobei wir unsere Diligencia benutzen wollten. An dem Kreuzungspunkte der Wege sollten uns von Morelia gesandte Reitpferde erwarten. Indessen änderten wir unseren Reiseplan. Wir überließen unsere Diligencia einer Familie von Patzcuaro, welche nach Morelia reisen wollte, mietheten hier Reitpferde und zogen statt gegen Osten, in entgegengesetzter Richtung über die Sierra nach Uruapan. Zweierlei Gründe hatten sich hiefür geltend gemacht. Zunächst hatten uns einige unserer neuen Bekannten in Patzcuaro sehr viel von den landschaftlichen Reizen der jenseitigen, westlichen Abhänge der Sierra, vornehmlich in der Gegend von Los Reyes erzählt, und dann wollten wir auch die Kaffeehaciendas von Uruapan besuchen, ein Name, der wohl kaum jemals in Europa genannt werden dürfte, der jedoch in Mexico mit den besten Gattungen von Kaffee innig verknüpft ist. Uruapan, so behauptet man in Mexico, besäße den vorzüglichsten Kaffee der Welt. In der That hatten wir Proben davon jeden Morgen in Patzcuaro zum Frühstück bekommen. In ein nahezu litergroßes Glas wurde ganz wenig Kaffee-extract gegossen, so daß der Boden des Glases damit kaum bedeckt wurde, und das Glas hierauf mit Milch vollgefüllt. Dieser „Café au lait" war ein köstlicher Nektar und mundete uns dermaßen, daß wir auch nach unserer Rückkehr aus Mexico an dieser Zubereitungsart des Frühstückkaffees festhalten wollten.

Aber die außerhalb der Heimat des Kaffees zum Verkauf gelangenden alten Bohnen eignen sich nicht sehr dafür.

Uruapan ist von Patzcuaro etwa 65 Kilometer entfernt, und der elende Weg dahin führt durch so unwirthliche Gebirgsgegenden, daß wir eine recht anstrengende Tagereise vor uns hatten. Mit Tagesgrauen brachen wir, von einem indianischen Mozo begleitet, auf, und ritten auf unseren, ganz vortrefflichen Pferden durch die stillen einsamen Straßen der Stadt gegen Westen. Der See und die ganze Umgebung waren in leichten Nebel gehüllt, der besonders in den Thälern uns alle Aussicht entzog. Erst nach einstündigem Ritt, nachdem wir den Monte Calvario hinter uns hatten, sahen wir wieder durch die dunstige Atmosphäre die stille blaugraue Seefläche im Norden unter uns schimmern. Der Weg führte uns bald darauf wieder aus dem Hügellande abwärts nach der im Westen des Sees sich ausbreitenden Ebene, die wohl meist auch Seegrund gewesen sein mochte, jetzt aber den Potrero (Weidegrund) für das Vieh zweier Taraskerdörfer bildete, die wir auf dem Ritt nach den jenseitigen Bergen passirten. Nach dreistündigem Marsch begann der Aufstieg auf die mit üppigem Nadelholz bedeckte Sierra. Der Nebel hatte sich gehoben, und der ganze Thalkessel von Patzcuaro zeigte sich in all seiner Lieblichkeit unseren Blicken — ein herrliches, unvergeßliches Bild, das uns indessen eher an manche Gegenden der Alpen gemahnte, als an Mexico. Nur die Indianer, die uns zeitweilig auf dem sonst einsamen Wege begegneten, erinnerten uns daran, daß wir an 10.000 Kilometer von dort entfernt waren. Je höher wir emporkamen, desto dichter und großartiger wurde der Fichtenwald. Erst auf dem etwa 400 Meter über dem See gelegenen Kamm der Sierra erreichten wir eine Lichtung, und von dort aus bot sich uns zum erstenmal das großartige Panorama des westlichen Abfalles des mexicanischen Hochplateaus gegen den Stillen Ocean dar. Wohl waren die Küsten desselben von unserem hohen Standpunkt über 200 Kilometer weit entfernt, wohl wußten wir, daß der gewaltige Gebirgsknoten des 4200 Meter hohen Pic de Tancitaro uns schon die Aussicht auf viel geringere Entfernung versperren müsse, aber dennoch suchten wir mit unseren Gläsern über die Kämme der einzelnen Sierras hinweg durch den blauen Dunst zu dringen, der noch über der Gegend gebreitet war, und fast glaubten wir, in weitester Ferne an der Grenze des Horizonts die unermeßliche Fläche des Stillen Oceans zu erkennen. Wir waren auf unserem Standpunkte etwa 2500 Meter über dem Meere; in dreifachen Ketten zogen sich die dunkelblauen Sierras parallel mit der unserigen nach Ost und West; dichte Wolkenschichten lagen zwischen ihnen, und ihre Spitzen ragten an manchen

Stellen über diese hervor, wie Felseninseln aus einem Meere, vor Allem der mächtige Kegel des Pic de Tancitaro, während wir in einem zweiten Kegel gegen Nordost den Nevado de Colima zu erkennen glaubten. Auch der einst so furchtbare, noch immer nicht ganz erloschene Vulcan Jorullo mußte von hier aus sichtbar sein, aber es war noch zu früh, der Nebel war aus den Thälern noch nicht ganz geschwunden, und so blieb dieser interessanteste Berg des Westabhanges der mexicanischen Sierras uns entzogen.

Nach kurzer Rast begann der Abstieg in das weite, zu unseren Füßen ausgebreitete Thal; Karawanen von Mauleseln, schwer bepackt mit Säcken voll Kaffee und Zucker oder mit Baumwollballen, kamen uns entgegen auf ihrem Wege nach Patzcuaro und Morelia. Zur Rechten gegen Norden gewahrten wir das kleine Taraskerdörfchen Tingambato mit seinem weißen Kirchthurm, und weiterhin zeigten sich ein paar aus einigen Hütten bestehende Ranchos.



Auf den Sierras.

Nach zweistündigem Ritt abwärts auf einem elenden, steinigen Saumweg erreichten wir um Mittag Ziracuaritiro, wo wir zu rasten gedachten. Ziracuaritiro, ein Indianerdorf, umgeben von üppigen Bananenplantagen und halb verborgen zwischen den Kronen von Orangenbäumen, trägt bereits ganz den Charakter der nahen Tierra Caliente. Die Hütten seiner Einwohner sind viel leichter und luftiger gebaut als jene von Patzcuaro, und statt der Adobehäuser zeigen sich schon häufig viereckige oder runde Hütten aus Stäben zusammengestellt und mit Zuckerrohr verkleidet. In den Gärten und kleinen Plantagen, welche jede Wohnstätte umgeben, die größte Ueppigkeit des Pflanzenwuchses; zahlreiche Früchte und Blumen, und auf den Dächern der Hütten wohl schon hie und da ein zahmer Papagei. Wir kehrten in einer dieser Wohnstätten in der Nähe der verwahrlosten Plaza ein und baten die junge hübsche Indianerin, die eben unter einem Flugdache an einer Matte flocht, um die Erlaubniß, unseren Lunch hier einnehmen zu dürfen. Sofort sprang sie auf, ein paar andere Weiber, darunter eine kaum 15 Jahre alte Frau mit ihrem

Kinde auf dem Rücken, eilten herbei und breiteten eine Matte unter das Strohdach. Verschämt frug uns die Herrin des Hauses, ob wir einige Tortillas von ihr annehmen würden, und als wir dies bejahten, machte sie sich sofort an deren Zubereitung, während die Anderen alles herbeitrugen, was an Geschirr im Hause vorhanden war; ein paar irdene Schüsseln, Kalabaschen mit Wasser, aber selbstverständlich weder Messer noch Gabel. Ein junger Indianer half inzwischen unserem Mozo die Pferde absatteln und band diese an ein paar Orangenbäume. Futter dürfen die Pferde in Mexico während eines Tagesmarsches nicht erhalten. Während wir nach eingenommener Mahlzeit unsere Siesta hielten, machten wir die nähere Bekanntschaft der jungen Damen. Sie zeigten fast kindliche Neugierde, wurden nicht müde, unsere Uhren, Compaß, Waffen u. dgl. zu betrachten und uns nach dem Preise jedes einzelnen Gegenstandes zu fragen, der jedesmal das höchste Erstaunen in ihnen hervorrief. Aber als wir Fragen an sie stellten, konnten wir keine andere Antwort von ihnen erhalten, als „Si Señor" und „No Señor". Augenscheinlich waren sie zu verschämt und bescheiden, um in längerer Rede zu antworten. Als wir endlich aufbrachen, zeigten sie sich so betrübt, als müßten sie von alten Freunden Abschied nehmen. Nichts konnte sie bewegen, die angebotene Vergütung anzunehmen und es gelang uns nur, dem jungen Indianer verstohlen ein paar Reales in die Hand zu drücken. Welch bescheidenes, anspruchsloses und bei aller Armuth doch glückliches Volk!

So waren wir denn wieder auf dem Weg, der nun, nachdem wir den Wald verlassen hatten, zwischen üppigen Zuckerfeldern abwärts in das weite Thal hinab und dann die jenseitigen bewaldeten Höhen wieder aufwärts führte. Gruppen riesiger Fichten wechselten ab mit nackten Felsflächen, von denen wir gewöhnlich die herrlichste Aussicht auf die tropischen Thäler zu unseren Füßen genossen. Endlich, nach einem langen Aufstieg, gelangten wir auf einen kahlen Gebirgskamm, an dessen jenseitigem Fuße sich die etwa 10 Kilometer weite ungemein fruchtbare, mit Hacienden übersäete Ebene von Uruapan ausbreitete. Zwischen den Mais-, Zucker- und Gerstenfeldern schimmerte das Wasser in den schnurgeraden Acequias; und am jenseitigen Rande der Ebene, am Anhang der nächsten Sierra, zeigten sich uns die weißen Häuser von Uruapan, beschienen von der untergehenden Sonne; die Spiegel zweier Seen glänzten in der Nähe, und darüber erhoben sich wieder nur bewaldete Berge, deren zahlreiche kerzengerade aufsteigende Rauchsäulen uns die Thätigkeit der Holzkohlenbrenner verriethen.

Noch hatten wir zwei Stunden lang zu reiten, bis wir endlich die breiten, geraden Straßen Uruapans und die ähnlich wie in Morelia angelegte, doppelte Plaza erreichten. In einer elenden Fonda fanden wir Unterkunft, wie, möge

mir erspart bleiben zu schildern. Konnte es uns doch sogar wunder nehmen, überhaupt einen Raum zum Schlafen, eine Stallung für unsere Pferde zu finden. Wer in aller Welt reist denn nach Uruapan, und was hatten erst recht wir dort zu suchen? Nur Wissensdurst, oder richtiger gesagt, Neugierde hatte uns hierhergeführt, und sie war es auch, die uns sofort nach dem dürftigen Imbiß in die Straßen hinaustrieb, auf die Plaza, wo zahlreiche Marktweiber beim flackernden Scheine ihrer im Boden steckenden Holzfackeln ihre sieben Sachen feilboten. Die halbe Stadt schien auf den steinernen Bänken der Plaza ihr Nachtessen einzunehmen, die Kaufläden unter den die Plaza rings umgebenden Arcaden waren noch geöffnet und wir machten uns deshalb sofort auf die Suche nach den hübschen lackirten Waaren, eine Specialität Uruapans, die wir schon in Mexico bewundert hatten und von denen ich Einzelnes sogar auf verschiedenen Weltausstellungen in Europa gesehen hatte. Nirgends aber fanden wir auch nur annähernd so schöne Sachen. Als wir einen ganz passabel gekleideten Cittadino der Stadt auf der Straße um Auskunft darüber ersuchten, meinte er, diese Paradestücke würden nur von einer einzigen Familie angefertigt, zu der er uns am folgenden Tag führen wollte. In der Zwischenzeit bot er uns mit vollendeter Höflichkeit sein Haus und seine Gastfreundschaft an und lud uns ein, die Bekanntschaft seiner Familie zu machen. Wir folgten, wurden auch in einem recht hübschen Hause den Señoritas vorgestellt, aber das war auch alles. Nicht einmal eine Naranjada bot man uns an, und beharrliches Stillschweigen wurde allen unseren Versuchen entgegengebracht, das Gespräch auf die elenden Fondas und die berühmte Gastfreundschaft der Mexicaner zu lenken. Wir mußten doch recht wenig Vertrauen erweckend ausgesehen haben!

Als wir am nächsten Morgen die Werkstätte der Uruapaner Lackwaaren besuchten, fanden wir nur wenig Kaufenswerthes vor, sahen aber wenigstens den Proceß ihrer Herstellung. Die Mehrzahl der Objecte sind Schalen oder flache Schüsseln, von Indianern mit gewöhnlichen Messern aus Holz geschnitzt. Diesen wird ein goldiger oder olivenfarbiger Grundton gegeben und dann die betreffenden Ornamente, Blumen oder Figuren aufgezeichnet. Indianische Künstler schneiden dann die einzelnen Holzfelder zwischen den Contouren tief aus, um, wenn ich es so nennen kann, Emailcassetten herzustellen, welche mit den verschiedenen Farben ausgefüllt werden. Jede Farbe wird für sich aufgetragen und muß hart trocknen, bevor eine andere Farbe hinzukommt — wie man sich denken kann, ein ungemein langsames Verfahren. Ist die Malerei fertig und hinreichend getrocknet, so wird der ganze Gegenstand mit einer eigenthümlichen Salbe, aus dem Saft von Schmetterlingsraupen zubereitet, tüchtig gerieben, und sie ist es, welche

die Malerei gegen Fett, Hitze u. s. w. so widerstandsfähig macht, wie etwa japanischer Lack. Unser nächster Besuch galt den berühmten Kaffeehaciendas, welche in der ganzen Umgebung von Uruapan an allen geeigneten Orten angelegt wurden, denn Kaffeepflanzungen bedürfen nur geringen Capitals und sind unter Umständen ungemein einträglich. Die jungen Stauden müssen hier während der ersten zwei Jahre mittelst Schattendächer gegen die Sonne geschützt werden. Dann sind sie kräftig genug, um in die Plantage übersetzt zu werden, und im vierten Jahre tragen sie bereits Früchte. Erst nach 20 bis 30 Jahren werden sie durch neue Stauden ersetzt. Weiter im Süden, wie in Salvador und Venezuela, müssen die ganzen Plantagen gegen zu große Sonnenhitze geschützt werden, was man dadurch thut, daß man sie unter hohen, schattigen Bäumen, vornehmlich unter gewaltigen Bucares anlegt. Wohl keine tropische Pflanzung bietet einen so hübschen Anblick wie jene des Kaffees; die 2 bis 3 Meter hohen Stauden mit ihrem dichten Wuchs von dunklen, glänzenden Blättern stehen in Reihen etwa je 2 Meter voneinander entfernt, und in den geraden Furchen zwischen ihnen kann man von einem Ende der Plantage zum anderen schreiten. Sie sind über und über mit weißen, zierlichen Blüthen oder mit den kirschartigen Früchten bedeckt, die je nach dem Stadium ihrer Reife von Lichtgrün und Hellroth bis zu tiefem Dunkelroth gefärbt sind. Das Fleisch der Früchte, das einen ähnlichen Geschmack wie gewöhnliche Kirschen hat, wird nicht verwendet, sondern in eigenen Maschinen von den Körnern abgerissen. Diese werden dann gewaschen, getrocknet und in eine zweite Maschine gethan, welche die dünne Schale des Kerns zerbricht, der aus je zwei mit den flachen Seiten aneinanderliegenden Bohnen besteht. Nun werden die Bohnen nochmals getrocknet und je nach ihrer Größe sortirt. Der Ertrag jeder Staude schwankt zwischen $1/2$ und 2 Pfund, erreicht aber auch 4 bis 5 Pfund Kaffee. Das Pflücken der Beeren besorgen gewöhnlich Frauen und Kinder, und wenn es in den Kaffeepflanzungen überhaupt eine schwierige Verrichtung gibt, so ist es das Ausjäten des Unkrautes und der Schlingpflanzen, die in diesem feuchten, warmen Klima auf dem fruchtbaren Boden in ungemeiner Ueppigkeit emporschießen und bei Vernachlässigung die Kaffeestauden tödten würden.

In Uruapan*) kostet eine Arroba (12 Kilogramm) Kaffee 3 Pesos und in Patzcuaro 4 Pesos — der Unterschied von einem Peso ist der Preis des Transports zu Maulthier, und aus diesem kleinen Beispiel allein kann man erkennen, wie hoch sich hierzulande die Transportkosten anderer Artikel stellen.

*) Der Name Uruapan ist taraskisch und stammt von Urani = kleine Vase oder Schale, mit deren Erzeugung Uruapan sich, wie bemerkt, besonders viel beschäftigt.

Digitized by Google

VIII.

Der See von Chapala.

Bei Reisen in einem wenig bekannten Lande ist es eine undankbare und zwecklose Sache, sich von vorneherein einen Reiseplan zu entwerfen. Man kann niemals auch nur auf Tage bestimmen, wann man sein Reiseziel erreichen werde. Selten kann man sich darauf verlassen, daß die wenn auch vorausbestellten Pferde geliefert würden, und hat man sie auch gewonnen, so ist es noch immer eine offene Frage, ob die Wege gangbar, die Fährten passirbar, die Brücken nicht etwa in den Fluthen eines Bergstromes begraben sind. Unzählige andere Hindernisse mögen eintreten, oder der Reisende kann auch auf dieses oder jenes sehenswerthe Naturwunder aufmerksam gemacht werden, das ihn von seinem geraden Wege abseits führt. — Da wir in Uruapan keine halbwegs guten Pferde auftreiben konnten, so beschlossen wir, die von Patzcuaro gebrachten Pferde zu kaufen, eine Eventualität, auf die wir bereits vor unserer Abreise Rücksicht genommen hatten, und die Thiere in Guadalajara wieder loszuschlagen. Die Reise, die uns bevorstand, erfordert unter gewöhnlichen Umständen fünf Tage, aber, wie gesagt, es war darauf nicht zu rechnen, denn von Uruapan war seit Menschengedenken Niemand mehr über Los Reyes nach Guadalajara gereist, und Niemand konnte uns über die Reiseroute irgend welchen Aufschluß geben. Zamora und der See von Chapala, den wir zu passiren hatten, war den guten Uruapanern ebenso fremd, wie uns der Baikalsee. Die vorhandenen Karten sind für derlei Reisen absolut nicht zu gebrauchen, und so galt es für uns, den Weg von Ort zu Ort zu erfragen. Unser taraskischer

Digitized by Google

Maza verließ uns in Uruapan, und an seine Stelle trat ein indianischer Läufer oder Bate, der bereits in Las Reyes war, und der uns für einige Pesos zu Fuß dahin begleiten wollte. So machten wir uns denn nach zweitägigem Aufenthalt in Uruapan wieder auf den Weg, der diesmal nicht quer über die Sierra, sondern in Längsthälern am Westabhange der Sierras gegen Nordwest führte — ein langwieriger, mühevoller, aber ereignißloser Marsch durch jungfräulichen Urwald, ohne irgend welche Ansiedelungen. Wir hatten auf den bald steinigen, bald schlüpfrigen Pfaden viel zu sehr auf unsere Pferde aufzupassen, als daß wir uns viel mit der Umgebung hätten beschäftigen können. Ein Beinbruch oder sonst ein Unfall wäre hier nicht so harmlos gewesen wie auf dem Wege nach Uruapan, denn es war kein drittes Pferd vorhanden, und Lee oder ich hätten den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen müssen. Während des ganzen Tagemarsches begegneten wir nicht einer menschlichen Seele, ein einsames Rancho, Namens Pacengaricutira ausgenommen, dessen taraskische halbwilde Bewohner durch unser Erscheinen fast in die Flucht gejagt worden wären, aber uns doch freundlich bewirtheten, als unser Führer sich ins Mittel legte. Noch vor Sonnenuntergang erreichten wir Las Reyes, das auf den Karten gewöhnlich als „Stadt" bezeichnet ist, sich aber auch nur als ein Taraskerdorf erwies, wo wir in einer elenden Fonda Unterkunft fanden. Unsere erste Aufgabe war es, nach einem Maza zu fahnden, der uns auf dem für den nächsten Tag bevorstehenden Ritt nach Zamora begleiten würde. Aber wir bedurften eines solchen nicht, denn in derselben Fonda, in der wir abgestiegen waren, machten wir die Bekanntschaft eines Kaufmanns aus Tancitara, der in Begleitung seines Dieners ebenfalls am nächsten Morgen nach Zamora wollte und der hocherfreut war, als wir ihm unsere Absicht kundgaben, sich ihm anzuschließen.

Don Ortega war übrigens auch unser Schlafgenosse in dem einzigen, allerdings großen Zimmer, das unsere alte, runzelige Wirthin uns geben konnte. Unglücklicherweise bestand er darauf, die Fensterläden über Nacht hermetisch zu schließen, um sich gegen das Fieber zu bewahren. Dies hatte zur Folge, daß wir nach einer elenden Nacht in dem dumpfen, übelriechenden Raume mit heftigem Kopfschmerz erwachten, der sich erst legte, als wir wieder zu Pferde saßen und ein gutes Stück Weg geritten waren. Um 5 Uhr Morgens sollten wir aufbrechen. Am Abend schon hatten wir unseren Frühstückskaffee bestellt, denn es dauert bei den alten Fondaweibern hier stets unendlich lange, bis sie den dampfenden Mokka fertig haben. Aber als wir um 5 Uhr erwachten, war Don Ortega nicht aus seinem Schlaf zu rütteln; sein Diener war nirgends zu sehen und die Pferde standen noch im Stall. Nirgends eine Sterbensseele. Wir

Digitized by Google

lärmten und polterten, aber vergeblich. Um 6 Uhr endlich erschien unsere Amazone, um ihr Kohlenfeuer anzufachen; schlaftrunken taumelte dann der Diener Ortego's herbei, so daß wir beschlossen, unsere Pferde selbst zu satteln, und erst nachdem wir den Kaffee geschlürft und bereits zu Pferde saßen, erschien der wackere Ortega in leichtem Nachtcostüm und bat uns, nur noch ein wenig zu gedulden. Wir wußten indessen, was „ein wenig" in diesem Lande des „Mañana" heiße und beschlossen, langsam vorauszureiten.

So waren wir denn auf dem Weg, und zwar ohne irgend welche Begleitung. Aber wie wir sahen, war derselbe ziemlich belebt, schon in den ersten Stunden begegneten wir Indianern und einzelnen Maulthierkarawanen, die theils von Zamora kamen, theils das gleiche Reiseziel wie wir hatten, nur daß wir mit unseren vortrefflichen Pferden schneller vom Flecke kamen. Die Pferde dieser Gegend sind klein, aber ungemein kräftig und ausdauernd. Willig folgen sie dem Zügel und Schenkeldruck, ihr Hauptvorzug besteht indessen in der großen Sicherheit ihres Ganges, wie wir bereits gestern mehr als genügend erfahren hatten. Auf diesen Pferden längs Abgründen oder auf scharfen, schwindelnden Kämmen einherreitend, ist es viel besser, sich ganz den Thieren zu überlassen, und einen Versuch, diese zu lenken, könnte man leicht mit dem Leben bezahlen.

Die Reise ging heute flotter von statten als wir es erwartet hatten, und als nach mehrstündigem Ritt von Señor Ortega noch immer nichts zu sehen war, gaben wir es ganz auf, mit ihm wieder zusammenzutreffen, wobei wir nur bedauerten, die schönen, frühen Morgenstunden mit Worten versäumt zu haben. Der Weg führte uns diesmal aus der Tierra Caliente zurück nach der Hochebene, am Fuße des 4200 Meter hohen Cerro Mirador entlang. Bis Mittag waren wir durch wilde, von reißenden Bergströmen durchfluthete Schluchten, dem Flußgebiete des Rio Tepalcatepec zugehörig, fortwährend steil emporgestiegen und hatten nun Tinquindin erreicht, wo wir unsere Mittagssiesta hielten. Von hier aus ging es Nachmittags auf verhältnißmäßig gutem, ebenem Wege nach Zamora, das wir glücklich gegen 6 Uhr Abends erreichten. Zamora ist eine größere, anscheinend wohlhabende Stadt mit vielem Verkehr, denn hier kreuzen sich die Wege von Morelia nach Guadalajara mit jenen von der Hochebene nach der Tierra Caliente, und es findet ein reger Waarenaustausch statt, der noch dadurch gehoben wird, daß Zamora selbst inmitten eines weiten, ungemein fruchtbaren Landstriches gelegen ist. Nach den Anstrengungen der letzten Tage war es ein Genuß, ganz passable Unterkunft zu finden, so daß wir neugestärkt am nächsten Morgen unseren Ritt nach La Barca, das schon am Chapalasee liegt, fortsetzten. Wir hätten diesmal die

Digitized by Google

Diligencia von Morelia benutzen können. Nun hatten wir aber unsere Pferde und beschlossen, nach landläufiger Manier als wahre Caballeros im Staate Jalisco unseren Einzug zu halten. Diesmal hatten wir schon Zamora im Rücken, als die Thurmuhr der großen Kirche auf der Plaza vier Stunden schlug, denn eine lange Tagreise stand uns bevor. Statt der großen Guadalajararoute nordwärts zu folgen, um La Barca auf dem Landwege zu erreichen, ritten wir auf einem weniger guten Wege westwärts, gegen die schon am Chapalasee gelegene Stadt Jiquilpan; von dort wollten wir den Rest des Weges nach la Barca per Boot über den See fahrend zurücklegen. In Zamora hatten die Leute über unser Vorhaben die Köpfe geschüttelt. Warum einen Umweg von mindestens 6 bis 7 Leguas machen und noch dazu per Boot fahren, wenn man seine eigenen Pferde hat? Die guten Zamoranos konnten sich nicht vorstellen, daß man hier überhaupt wegen etwas Anderem, als dringender Geschäfte halber reisen könnte; als wir ihnen aber sagten, daß es gälte, den Chapalasee zu sehen und zu beschreiben, da stiegen wir gewaltig in ihrer Achtung, und ein respectabel aussehender Don, der sich bei den Anderen großer Autorität zu erfreuen schien, gab uns sogar einen Empfehlungsbrief an „los Autoridades“ von Jiquilpan mit. Vor Räubern hätten wir nichts zu fürchten, die Indios der Gegend seien sehr gutmüthig und gastfreundlich. Nichtsdestoweniger nahmen wir etwas mehr Provision wie sonst mit, denn die Sache schien doch auf ein Abenteuer hinauszulaufen. Wir durchritten in den ersten vier Stunden eine ungemein fruchtbare, reichbebaute Ebene, die gegen Norden von bewaldeten Höhen abgeschlossen wurde, auf deren jenseitigem Abhang das Seebecken von Chapala lag. Der Weg führte über die Berge hinweg, und da wir um die Mittagsstunde weit und breit keine Hacienda, keinen Rancho sahen, so lagerten wir einfach im Schatten einer mächtigen Fichte und nahmen hier unseren Lunch ein. Als wir gegen 3 Uhr Nachmittags auf der Höhe des Passes angekommen waren, gewahrten wir auch schon in weiter Ferne die blaue, weite Seefläche, und zwischen ihr und uns, zu Füßen der Berge, eine ausgedehnte, grüne Ebene, wohl einstiger Seeboden. Rasch ging es nun abwärts und schneller, als wir es erwartet hatten, gegen 5 Uhr Nachmittags, hatten wir Jiquilpan erreicht. Ausländer in Jiquilpan!

Die ganze Bevölkerung strömte zusammen, als wir kaukasische Reiter durch die Straßen des Oertchens nach der Plaza ritten, und vor der Fonda, der einzigen von Jiquilpan, müde von den Pferden stiegen. „Los Autoridades“, an welche wir den Brief abzugeben hatten, bestanden aus dem Alcalde, einem würdigen alten Manne, der uns rieth, die Fahrt über den See

nach La Barca heute nicht mehr zu unternehmen, die Entfernung wäre etwa 6 Leguas, und die Nacht würde uns überraschen. Außerdem würde es mindestens zwei Stunden nehmen, um mit einem Botero bezüglich der Ueberfahrt abzuschließen. Jiquilpan, das auf den Landkarten als am Seeufer gelegen angegeben ist, befindet sich beiläufig eine Legua davon entfernt. Bei unserer Ermüdung waren wir nur zu willig, den Rath des Alten zu befolgen, und die Nacht hier zuzubringen. Es war Sonntag, der durch einen Hahnenkampf auf der Plaza gefeiert wurde, und dem wir auch in Gesellschaft der „Autoridades" beiwohnten. Glücklicherweise befand sich der Besitzer des Bootes, an welchen uns der Alcalde weisen wollte, unter den Zusehern. Der Handel war bald abgeschlossen; für 6 Pesos wollte er uns nach La Barca bringen oder vielmehr an den eine halbe Legua davon entfernten Landungsplatz, da auch La Barca nicht am Seeufer, sondern östlich davon am Rio Lerma liegt. Die Pferde sollten von einem Mozo um die östlichen Gelände des Sees herum nach La Barca gebracht werden, wo wir sie wieder finden würden. Einige Minuten, nachdem wir den Pact mit dem Botero in der Arena des Hahnenkampfes abgeschlossen, kam er wieder zu uns und bat uns, die Hälfte des Fahrgeldes jetzt schon zu bezahlen. Als wir uns weigerten, erzählte er, er hätte eben sein ganzes Geld mit einer Wette verloren und könnte uns überhaupt ohne Vorausbezahlung nicht überführen, da er noch Manches für die Fahrt anschaffen müsse. Nun weigerten wir uns erst recht, ihm, so lange die Fiesta dauerte, auch nur einen Real zu geben, denn wir fürchteten, er könnte auch unser Geld in einer unglücklichen Wette verlieren.

Als wir schon zu Bette lagen, klopfte es an der Thüre. Der Botero wollte wissen, ob es bei unserer Abmachung bliebe. Er wollte uns Morgens 4 Uhr am Seeufer erwarten. Wir aber bedeuteten ihm, er möge uns selbst abholen, denn wir wollten aufs Ungewisse hin nicht unsere Schiffe hinter uns verbrennen, d. h. unsere Pferde nach La Barca senden, um möglicherweise in Jiquilpan sitzen zu bleiben. Statt um 4 Uhr, kam er um halb 6 Uhr, und dann dauerte es erst noch zwei weitere Stunden, ehe wir uns in einem offenen, von zwei indianischen Boteros gelenkten kleinen Segelboote befanden, das uns über den herrlichen, weiten See befördern sollte. Von dem letzteren konnten wir vorderhand nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil sehen, denn eine felsige Halbinsel, La Palma genannt, springt westlich von Jiquilpan vom Südufer aus mehrere Kilometer weit in den See und theilt ihn in zwei ungleiche Hälften. Die vor uns liegende, mit Inseln bedeckte und gegen Nord und Süd von bewaldeten Höhen umgebene Bucht erinnerte uns lebhaft an den See von

Patzcuaco und mochte auch beiläufig seine Größe haben. Gegen Osten weichen die Höhen einer sumpfigen, schilfbedeckten Ebene, die sich viele Kilometer weit bis über La Barca hinaus dem See entlang zieht und der Aufenthalt unzähliger Wasservögel, Wildenten, Gänse und eigenthümlicher flamingoartiger Reiher ist, die ihres Aussehens und ihres rosenrothen Gefieders wegen vielfach für Flamingos gehalten wurden. Ich hatte von den letzteren in der vorfranzösischen Zeit in den tunisischen Seen zu viele selbst geschossen, um mich von dem Aussehen dieser Chapala-Reiher täuschen zu lassen. Als wir nach etwa einstündiger Fahrt in die Mitte des Insellabyrinths gekommen waren, das die Mitte der Bucht von Jiquilpan einnimmt, zeigte sich die großartige Thierwelt dieses herrlichen Sees in noch auffälligerer Weise und wir waren ganz unglücklich darüber, keine andere Schußwaffe zu besitzen, als unsere Reiserevolver. Unzählige Vögel, darunter wohl ein halbes Dutzend verschiedener Arten Enten, Schnepfen, Störche &c., erhoben sich massenhaft von jeder Insel bei unserer Annäherung, während andere, wie z. B. die blendend weißen Reiher und die gravitätischen Culebreros (Schlangenfischer) ruhig im Schilfe sitzen blieben, ohne sich um uns zu kümmern. Welches Jagdparadies ist doch dieser große See, welches Feld für den Naturforscher, der Zeit genug hat, ein paar Monate oder nur Wochen hier zuzubringen! Die Boteros versicherten uns, der See wäre voll von kleinen Alligatoren, die wohl den Babas der südamerikanischen Seen ähnlich sein dürften. Wir bekamen leider keine zu Gesicht, obschon hier und dort die Köpfe dieser ärgsten Feinde der Fische über dem blendenden Seespiegel auftauchten, um alsbald wieder zu verschwinden.

Der See von Chapala ist einer der größten der Neuen Welt. Er erhielt seinen Namen von der an seinem steilen, felsigen Norduser gelegenen Stadt Chapala, der gegenüber einige große, von Indianern bewohnte Inseln liegen. Die bedeutendste derselben ist die Isla Mescala, und nächst ihr die etwas weiter westlich gelegene Isla Chapala. Die größte ost-westliche Länge des Sees beträgt nahezu 100 Kilometer, seine größte (nord-südliche) Breite zwischen Chapala und einer Stelle zwischen den Indianerdörfern Tuzcuca und Tizapan etwa 28 Kilometer. Gegen West und Ost verengert sich der See auf etwa die Hälfte dieser Breite. Sein Umfang beträgt bei seiner verhältnißmäßig geringen Uferentwickelung gegen 300 Kilometer, seine Höhenlage über dem Meeresspiegel 1500 Meter.*) Zu dem östlichen Theile

*) Bei einem Areal von circa 1800 Quadratkilometer ist der See von Chapala um etwa 120 Quadratkilometer größer als der Mälarsee, und mehr als dreimal so groß als der Genfersee.

Digitized by Google

sumpfig und mit zahlreichen Inseln und Felsklippen besäet, besitzt der Hauptkörper des Sees etwa südlich von Chapala sehr bedeutende Tiefe, die an manchen Stellen gegen 200 Meter betragen soll. Das Wasser des Sees ist süß und von ungemeiner Klarheit. Er wird hauptsächlich durch die mitunter sehr bedeutenden Wassermassen des Rio Lerdo, des größten Flusses von Mexico, gespeist, der sich an der Ostseite des Sees, bei La Barca, in denselben ergießt, und dessen schlammige trübe Fluthen weit hinaus sichtbar sind. Der Rio Lerdo durchfließt jedoch den See nicht der Länge nach, sondern tritt an dessen Nordufer nur 20 Kilometer von seiner Einmündung wieder bei Ocotlan aus dem See, und führt von dort bis zu seiner Mündung in den Stillen Ocean bei San Blas den Namen Rio Grande de Santiago.

Auf unserer Fahrt konnten wir die Mündung des reißenden, diesmal gerade sehr wasserreichen Stromes nicht sehen, denn nach vierstündiger Fahrt näherten wir uns, die Hauptmasse des Sees westlich lassend, dem gegenüberliegenden schilfigen Ufer und fuhren in einen Canal ein, der uns bald an die Landungsstelle von La Barca brachte. Von dort hatten wir, da weder Pferde noch Fuhrwerke vorhanden waren, durch den sumpfigen, mit hohem Gras bewachsenen Potrero etwa eine Stunde lang zu marschiren, ehe wir La Barca erreichten und unsere Pferde in der Fonda bereits vorfanden. Wir hielten in dem kleinen freundlichen Städtchen nur kurze Siesta und machten uns bald wieder auf den Weg, um wenigstens einen Theil der circa 120 Kilometer betragenden Entfernung nach Guadalajara zurückzulegen. Der Rio Lerdo bildet bei La Barca die Grenze zwischen den Staaten Michoacan und Jalisco, und die genannte Stadt liegt bereits jenseits der Grenze. Durch den ungemein fruchtbaren, wohlbebauten Landstrich nördlich des Sees reitend, erreichten wir spät am Abend noch das Dörfchen Poncitlan, wo wir übernachteten, und am nächsten Abend langten wir nach angestrengtem Marsch in der Hauptstadt des Staates, in Guadalajara, an.

Digitized by Google

IX.

Guadalajara.

Welche Ueberraschung bietet doch diese Großstadt des Hochplateaus dem aus den Tropen kommenden Reisenden dar! Eine Großstadt im wahren Sinne, fast ebenso sehr wie Mexico, mehr als Puebla, ja mehr als die größere Zahl der nordamerikanischen Städte. Längs des westlichen Abhanges der Felsengebirge und der Cordilleren südlich gehend, wird man zwischen San Francisco und Lima keine Stadt finden, die sich an Größe, an Schönheit und an Bevölkerungszahl mit Guadalajara messen könnte. Nach langen Irrfahrten in den Seedistricten Michoacans und Jaliscos kam ich nun fast unvorbereitet in einen Hochsitz spanischer Civilisation, und selbst im spanischen Mutterlande kenne ich nur wenige Städte, die in den genannten Beziehungen diese gleich einer Oase in der mexicanischen Wüste befindliche Hauptstadt Jaliscos übertreffen würden.

Eine Ueberraschung und ein Wunder muß ich Guadalajara nennen. Mexico und Puebla sind beide dem Haupthafen des Landes nahe, von dort leicht erreichbar, und waren seit Jahrhunderten die Hauptziele der europäischen Einwanderung, die Hauptsitze der Regierung, des Handels und Verkehrs. Guanajuato- und Zacatecas wurden groß, weil sie auf unermeßlich reichen Gold- und Silberlagern ruhten. Guadalajara aber hat keinen der genannten Vortheile. Die Stadt liegt über 600 Kilometer von der Landeshauptstadt, ebenso weit von dem nächsten Punkte der atlantischen Seeküste, nahezu 1000 Kilometer von Vera Cruz und 300 Kilometer von dem nächsten pacifischen Seehafen entfernt,

Digitized by Google

abseits von allen Verkehrsrouten, inmitten eines von Gebirgen umschlossenen steinigen und sandigen Hochplateaus, das nur stellenweise, hauptsächlich in den Flußthälern, der Agricultur zugänglich ist. Ebensowenig liegen in der Nähe der Stadt Erzlager, aus welchen sie hätte Reichthümer schöpfen können. Es bedurfte einer wochenlangen beschwerlichen Diligencereise durch wüste, gefährliche Länderstrecken, um Guadalajara von der Hauptstadt aus zu erreichen. Man könnte sich also wohl unter Guadalajara eine niedliche, hübsch gebaute, aber ärmliche Provinzstadt vorstellen, etwa wie Lagos oder Aguas Calientes, und ist desto mehr überrascht, im Gebiet des Rio Grande de Santiago eine herrliche Großstadt zu finden, die sozusagen ohne nennenswerthe Verbindung mit der Außenwelt, ohne äußere Anregung oder äußere Hilfe aus sich selbst heraus entstanden und zu dem geworden ist, als was sie sich heute präsentirt.

Wir hatten in einem der zahlreichen Hotels *) von Guadalajara ganz vortreffliche Unterkunft gefunden und konnten zu unserer nicht geringen Freude in größeren, hellen, freundlichen Zimmern mit guten Betten von den Strapazen der langen Reise ausruhen. Am frühen Morgen schon wurden wir durch das ungewöhnlich rege Leben in den weiten schönen Straßen der Stadt überrascht. Durch viele derselben laufen Pferdebahnlinien, die auf der großen imposanten Plaza Mayor ihren Mittelpunkt haben. Man hatte uns auf die Märkte der Stadt aufmerksam gemacht und dorthin war es auch, wohin wir, den zahlreichen, schwer bepackten Indianern und Maulthiertreibern folgend, zuerst unsere Schritte lenkten. Die ganze weite Plaza de Venegas war von Marktständen eingenommen, zwischen denen sich Hunderte von Menschen aller Stände drängten, anscheinend viel lebhafter, energischer, lauter als die Einwohner jener Städte, die wir bisher kennen gelernt hatten, fast an die Neapolitaner gemahnend. Zu wahren Bergen waren hier Früchte und Gartenproducte aller Art aufgehäuft. Auf den über den Boden gebreiteten Matten lagen die verschiedensten Industrieproducte zum Verkauf ausgelegt — Stoffe, Baumwollwaaren, Rebosos, Strümpfe, Glaswaaren und vor Allem unzählige Töpferwaaren, in deren Erzeugung Guadalajara sich besonders hervorthut, und von denen die Stadt beträchtliche Massen nach allen Theilen Mexicos versendet. Hier, wie auf den beiden anderen Märkten der Stadt, jenem von San Juan de Dios und den Nuevas Esquinas, waren mehr und mannigfaltigere Producte vorhanden, als wir irgendwo anders, Mexico selbst ausgenommen, gesehen hatten. Dieselbe

*) Die besten Hotels sind: Cosmopolita, Diligencias, Nuevo Mundo und Humboldt. Der Preis für Schlafzimmer und sämmtliche Mahlzeiten beträgt, wie in den meisten Hotels der mexicanischen Provinzstädte, zwei Pesos pro Tag.

Bemerkung machten wir auch bezüglich der zahlreichen, eleganten Kaufläden der Stadt in den breiten, schönen, die Plaza Mayor umgebenden Straßen. Die stattlichen Häuser derselben geben Zeugniß von beträchtlichem Wohlstand, und die Plaza Mayor selbst könnte ebenso gut in Mexico als Sehenswürdigkeit gelten. An der Nordseite erhebt sich die große, schöne Kathedrale (Guadalajara ist der Sitz eines Erzbischofs) mit einer Kuppel und zwei hohen, jedoch stark beschädigten Thürmen, deren Spitzen dem großen Erdbeben vom 31. Mai 1818 zum Opfer fielen. In ihrer ganzen Anlage und Architektur erinnerte mich die Kathedrale an jene von Palermo und sie dürfte auch dieselbe Größe haben. Ihr gegenüber, auf der Südseite der Plaza, steht der Palacio de Municipio, der jedoch von dem großen, imposanten Palacio de Gobierno an Schönheit übertroffen wird. Außer dieser Plaza Mayor besitzt Guadalajara nicht weniger als 15 Plazas, zumeist mit Fontainen und schattigen Parkanlagen geschmückt, in denen sich die Bevölkerung in den Abendstunden ergeht. Bei schlechtem Wetter sind die gewöhnliche Promenade die Portales de Comercio, weite Arcaden, die sich rings um drei Häusergevierte herumziehen und viele Kaufläden enthalten.

Die Stadt ist ähnlich Morelia und Aguas Calientes schachbrettförmig angelegt, wird jedoch durch den kleinen Nebenfluß des Rio de Santiago, den Rio de San Juan de Dios, in zwei ungleiche Hälften getheilt, von denen die westliche die weitaus größere und bedeutendere ist. Keine Stadt Mexicos hat so viele schattige Squares und öffentliche Parks aufzuweisen, und es ist gar nicht wunder zu nehmen, wenn die Bewohner derselben nicht „in die Ferne schweifen", sondern sich mit dem so naheliegenden Guten begnügen. Die Umgebungen Guadalajaras sind ein einziger Garten. Gegen Nordwesten liegt die reizende Alameda; und von hier zieht sich den Ufern des Flusses entlang ein von herrlichen Ulmen beschatteter Paseo bis nahe an die Garita de Mexicalcingo; unweit davon liegen der Parque Alcalde, die Gärten von San Francisco und Escobedo, und endlich die vielbesuchte Calzada de San Pedro (Calzada-Avenue), so daß es den Bewohnern der Stadt gewiß nicht an Spaziergängen mangelt. Aber auch weiterhin, dem reizenden, mit tropischer Vegetation bedeckten Thale des Rio San Juan de Dios entlang, kann man reizende Ausflüge unternehmen; die vielen Baumwollspinnereien, denen der Fluß Wasserkraft spendet, thun der Gegend hier durchaus keinen Eintrag, denn Fabriken werden in Mexico wie Herrschaftssitze mit schönen Gartenanlagen umgeben.*) Auch für Vergnügungen

*) Guadalajara ist der Hauptsitz der Baumwolleindustrie des Landes. Von den zahlreichen Spinnereien in der Umgebung sind die folgenden die größten: El Escobo mit 3300 Spindeln; Atanupac mit 5000 Spindeln; la Experiencia mit 1000 Spindeln und el Salto mit 500 Spindeln.

ist in Guadalajara besser gesorgt, als in den meisten anderen Städten; abgesehen von der geräumigen Plaza de Toros, wo häufig Stierkämpfe abgehalten werden, hat die Stadt mehrere Theater, darunter das große schön gebaute Teatro Degollado, das 1866 von der berühmten mexicanischen Sängerin Señora Peralta eröffnet wurde. Das Gegengewicht wird diesen Musentempeln durch 27 Kirchen gehalten, zu denen in nächster Zeit noch zwei neue Kirchen, Los Dolores und San José kommen werden. Man sieht, daß in Guadalajara das Gegentheil von dem stattfindet, was sich die Liberalen in den meisten anderen Städten Mexicos zur Aufgabe gemacht haben. Dort werden Kirchen gesperrt oder in Kasernen und Pferdeställe verwandelt, hier neue Gotteshäuser erbaut.

Was mir in Guadalajara auch noch besonders auffiel, sind die zahlreichen Unterrichtsanstalten für Knaben und Mädchen, sowie die Akademie der bildenden Künste, neben jenen von Puebla und Mexico die einzige im Lande; eine öffentliche Bibliothek enthält über 24.000 Bände. Auch die Hospitäler, die Waisen- und Alters-Versorgungsanstalten zeigen, daß die Regierung des Staates und der Gemeinsinn der Bevölkerung auf viel höherer Stufe stehen, als in den meisten anderen Staaten. Guadalajara zählt augenblicklich an 90.000 Einwohner, aber es steht zu erwarten, daß die Herstellung der projectirten Eisenbahnen noch einen starken Zuzug von Fremden zur Folge haben wird. Der Handel der Stadt ist seit Langem schon großentheils in Händen von Deutschen.

Zur Zeit meines Besuches war die nächste Eisenbahnstation die zwei Tagereisen von Guadalajara entfernte, noch in Jalisco gelegene Stadt Lagos, und diese war es auch, wohin der Weg uns nun führte. Die Entfernung zwischen den beiden Städten beträgt 210 Kilometer. Wir lösten unsere Boletos für die Diligencia (die Pferde waren wir hier zu ganz passablen Preisen losgeworden) à 14 Pesos für die ganze Strecke und fuhren nach zweitägigem Aufenthalt in Guadalajara wieder östlich, über die staubige, steinige Landstraße durch die weite cactusbedeckte Ebene den fernen Gebirgen zu, hinter denen das eigentliche Hochplateau von Mexico liegt. Nach mehrstündiger Fahrt an elenden Dörfern und ärmlichen Adobe-Ranchos vorbei, erreichten wir das weite, fruchtbare Thal des Rio Grande de Santiago, den wir schon von seinem Ursprung bei Toluca so häufig gesehen hatten, und der uns wie ein alter Bekannter vorkam. Jenseits der kleinen Stadt Zapotlanejo begann der Aufstieg auf das circa 2200 Meter hohe, centrale Hochplateau, zuerst allmählich und auf halbwegs fahrbarer Straße. Die Gegend ist hier von ungemeiner Wildheit. Große Felstrümmer bedecken den wüsten, nur mit spärlichen Cactus bewachsenen Boden und auf viele Kilometer in der Runde sahen

Digitized by Google

wir auch nicht eine menschliche Ansiedelung. In Xaloslotitlan, einem kleinen Städtchen an einem Nebenflusse des Rio Verde gelegen, hielten wir unser erstes Nachtlager. Die ersten Stunden des nächsten Tages waren dem Aufstieg auf ein steil aus den Vorbergen emporsteigendes, 2500 Meter über dem Meere gelegenes Hochplateau gewidmet, und kaum hatten wir auf der kalten, windigen Höhe etwa 12 Kilometer zurückgelegt, so begann wieder die Abfahrt auf steiler, entsetzlich schlechter Straße, so daß wir in der Diligence auf erbärmliche Weise durchgeschüttelt wurden, in fortwährender Gefahr umzustürzen. Aber die mexicanischen Rosse- oder vielmehr Maulthierlenker sind wahre Künstler in ihrem schwierigen, anstrengenden Beruf, kräftig, ausdauernd und zäh wie Leder. Während wir es kaum wagten, aus den Fenstern des Marterkastens herauszublicken, lenkten sie kaltblütig und ruhig ihr Maulthiergespann und waren nicht aus der Fassung zu bringen. Ein französischer Kaufmann aus Guadalajara, der mit uns fuhr, meinte: „Attendez, Messieurs! Es wird schon noch schlimmer kommen. Ja, dornig ist der Weg zum Paradiese!" womit er wahrscheinlich Frankreich meinte, wohin er zu reisen im Begriffe war. Und in der That, von oben schon hatten wir das Land zu unseren Füßen gesehen, das zu passiren war, eine Höllengegend für irgend ein Fuhrwerk, ausgenommen für die mexicanischen Diligencen, die zähesten, festesten Fuhrwerke der Erde. Nördlich von dem Camino Real, etwa 12 Kilometer entfernt, floß parallel damit der Rio Verde, und die steinige Wüstengegend vor uns war von zahllosen Barrancas zerrissen, die zur Regenzeit die Wässer des Plateaus dem Flusse zuführten. Nun lagen sie ausgetrocknet da, alle parallel zu einander, und rechtwinkelig den Camino Real durchschneidend. Wir hatten während der nächsten Stunden alle diese Schluchten im fortwährenden Aufwärts- und Abwärtsfahren zu kreuzen, eine wahre Höllenfahrt, und mit Till Eulenspiegel war ich bei jedem Herunterpoltern der Diligence in die Barrancas herzlich traurig, denn ich dachte wieder auf den bevorstehenden entsetzlichen Aufstieg! Um es dem armen, vor Müdigkeit halbtodten Maulthiergespann zu erleichtern, ließen wir es uns nicht nehmen, dann stets auszusteigen und über Stock und Stein zu Fuß aufwärts zu klimmen, wobei vielleicht neben dem Mitgefühl ein wenig die Furcht im Spiele war, daß die Diligencia doch das Sprichwort des zum Brunnen gehenden Kruges wahrmachen könnte. Unser Franzose aber kümmerte sich weder um die Maulthiere noch um die Diligencia. Er saß oder lag vielmehr, zwischen zwei mitgebrachte Federkissen gedrückt, auf der Sitzbank, sprach kein Wort, stöhnte aber dafür desto erbärmlicher bei jedem der gräulichen Stöße, wenn der Folterkasten über besonders große Felstrümmer hinwegsetzte. Des

Nachmittags fuhren wir endlich im Zickzack die Straße nach dem tief am Grunde einer Schlucht fließenden Rio Verde hinab, an dessen Ufern die etwa 8000 Einwohner zählende Stadt San Juan de los Lagos sich mit ihren Adobehäusern und ihrer prachtvollen, von zwei hohen Thürmen flankirten Kathedrale zwischen üppigem Grün zeigte. Nach kurzer Rast, während welcher die erschöpften Maulthiere durch frische ersetzt wurden, ging es weiter, wieder einmal zur Abwechslung aufwärts zum eigentlichen Hochplateau, und nach sechsstündiger, ungemein ermüdender Fahrt über die staubige Landstraße erreichten wir spät am Abend unser Reiseziel, das Ende der Diligencefahrten, Lagos. Hier konnten wir uns einen Tag im Hotel de Diligencias ausruhen, denn der nächste Eisenbahnzug nach Mexico ging erst am folgenden Nachmittage ab. Kein Wunder, daß wir nach den Anstrengungen der zwei letzten Tage bis in den hellen Tag hinein schliefen und kaum noch rechtzeitig zum Almuerzo erschienen! Tom Lee hatte sich für die bevorstehende Eisenbahnfahrt, für welche die Aussicht auf die Gesellschaft amerikanischer Touristen vorhanden war, so gut als möglich herausstaffirt, und als wir nach erfrischendem Bade nebeneinander bei den Frijoles saßen und ein gutes Glas importirter amerikanischer Cerveza*) tranken, guckte er mich von der Seite an und meinte treuherzig: „Look here, my boy, you wont get me again to take a diligencia! Mexico be blessed!" und er hat Wort gehalten.

*) Bier.

X.

Von Mexico nach Puebla.

Daß die Eisenbahn von Mexico nach Veracruz nicht über Puebla, die nach Mexico größte und wichtigste Stadt der Republik,*) geführt wurde, erscheint jedem Passagier, der diese interessante und merkwürdige Bahn befährt, ungemein befremdend. Wie man sich erzählt, liegt die Schuld daran indessen nicht auf Seite der Ingenieure. Als man mit Puebla in Unterhandlung trat, hatte die Stadtverwaltung, statt wie die amerikanischen Städte der Bahn allen möglichen Vorschub zu leisten und wenn erforderlich, auch noch ein gutes Stück Geld zu zahlen, selbst eine beträchtliche Summe für das Privilegium gefordert, die Bahn über Puebla bauen zu dürfen. Es wird behauptet, diese seltsame Forderung sei auf Anstiften der katholischen Priesterschaft erfolgt, welche befürchtet hätte, eine Eisenbahn würde ihren Einfluß auf die Bevölkerung mit der Zeit viel zu sehr beeinträchtigt haben, eine Befürchtung, deren Richtigkeit gewiß nicht bestritten werden kann. Allein die Uebergehung Pueblas hat sich furchtbar gerächt. Der ganze Handel und Verkehr, der sich großentheils in Puebla festgesetzt hätte, ist nun nach Mexico gezogen und hat jenen der streng katholischen Rivalin brach gelegt.

Trotzdem ist Puebla nächst Mexico die interessanteste und schönste Stadt Mexicos geblieben und verdient es wohl, daß man auf dem Wege zwischen

*) Allerdings hat Leon eine größere Bevölkerungszahl als Puebla, läßt sich jedoch sonst mit Puebla nicht im entferntesten messen.

Digitized by Google

Küste und Hochplateau den kleinen Umweg dahin nicht scheut. Von Mexico aus führt die Eisenbahn zunächst in nordöstlicher Richtung der einzigen Lücke zu, die sich in dem das Thal von Mexico von allen Seiten umschließenden Höhen-



Kirche von San Juan.

kranze zeigt; wir fuhren an dem Hügel vorbei, der von dem berühmtesten Wallfahrtsort Mexicos, Santa Guadalupe, gekrönt wird und an dessen Fuß sich in der Nähe der Rennplatz Mexicos mit großen, hübschgebauten Tribünen, ganz wie in Epsom oder Longchamps, ausbreitet. Aber weiterhin ist der Thal-

Digitized by Google

kessel von Mexico vollständig eben und wüst, ehemaliger Seeboden, der durch das Zurückgehen der Seen trockengelegt wurde. Südlich breitet sich die weite Fläche des Texcocosees, nördlich jene des San Cristobalsees aus. Ueberall gewahrten wir Ruinen von Kirchen, Klöstern und Hacienden, und nur wenig bewohnte Ansiedelungen. Nach einstündiger Fahrt durch diese wüstenartige, öde Landschaft, die uns in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt durch den Contrast nur noch öder erscheint, kamen die beiden berühmten Pyramiden von Teotihuacan in Sicht, und bald darauf hielten wir an der Station San Juan de Teotihuacan, wo sich eine Unzahl zerlumpter Jungen an die Waggonfenster drängten, um uns „Idolos" zu verkaufen: Scherben von altaztekischen Gefäßen, Fratzen aus Thon hergestellt, Pfeilspitzen und Obsidianwerkzeuge, aber auch große, wohlerhaltene Gefäße aus schwarzem Thon und in den seltsamsten, uns schon aus dem Museum der Hauptstadt wohlbekannten Formen. Diese letzteren sind indessen moderne Arbeit, ganz so wie die Scarabäen und zahlreichen ägyptischen „Alterthümer", welche mir auf dem Ritt von Bulak zu den großen Pyramiden von Gizeh von den Beduinenjungen angeboten wurden.

Wir verließen den Zug, um uns das mexicanische Gizeh etwas näher zu besehen. Das elende Dorf San Juan de Teotihuacan mit seiner stattlichen schönen Kirche ist etwa 3 Kilometer von den Pyramiden entfernt, und fast in jedem Hause desselben sind zahllose Gefäße, Obsidianwerkzeuge und Idolos aufgespeichert, die dem Touristen zu wahren Spottpreisen angeboten werden und das mit ganz derselben Zudringlichkeit, wie in den Sandwüsten des Nil. Aber hier ist der Tourist wahrhaftig nicht wie dort auf die Zwischenhändler angewiesen, denn als wir in die Nähe der Pyramiden kamen, fanden wir die unglaublichsten Massen von Pfeilspitzen und Figürchen auf dem Boden zu Tage liegen, und wir brauchten uns nur zu bücken und unsere Taschen mit einer reichen Ausbeute toltekischer Alterthümer, darunter ganz merkwürdige und kunstvoll gearbeitete Objecte, zu füllen.

Señor Cubas, einer der talentvollsten Geschichtsschreiber Mexicos, vergleicht Teotihuacan mit Memphis, und das gleichnamige, in der Nähe vorbeirieselnde Flüßchen mit dem Nil. Dazu gehört allerdings eine ganz besondere Einbildungskraft, denn die Pyramiden sind in keiner Weise mit den gewaltigen Bauten Aegyptens vergleichbar.*) Obschon sie heute noch um ein Beträchtliches

*) Die größte und bedeutendste der Toltekenpyramiden, welche vor einigen Jahren in den Urwäldern Sonoras entdeckt wurde, war es mir leider nicht vergönnt zu sehen. Nach den Beschreibungen soll diese unzweifelhaft in die älteste Zeit der Toltekenherrschaft

über die weite Ebene hervorragen, so hat der Zahn der Zeit doch schlimm an ihnen genagt, und die tropische überreiche Vegetation, die sie bis zum Gipfel bedeckt, hat auch dazu beigetragen, die strengen Formen zu brechen, so daß sie eher natürlichen Hügeln, als künstlich erbauten Pyramiden gleichen. Wir marschirten, geführt von einem zerlumpten Indianerjungen, der sich durchaus nicht abweisen lassen wollte, durch große Maguey- und Tunasplantagen, über die sie einfassenden niedrigen Basaltmauern hinwegsetzend, direct auf die näher gelegene Pyramide zu, und selbst als wir an ihrem Fuß standen, konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß diese Pyramiden kaum ein Werk von Menschenhand seien.

Ein wahrer Wald von Cacteen und Gummibäumen hat zwischen dem Basaltschutt der Abhänge Wurzel gefaßt, und nirgends war auch nur die geringste Stelle zu entdecken, an welcher man den künstlichen Charakter der Pyramide erkannt hätte. Unser Indianer führte uns einen kaum erkennbaren, zwischen Cactusgestrüpp durchwindenden Pfad empor zum Gipfel, etwa 70 Meter über der Ebene erhaben. Von dem Tempel, der einst hier gestanden hat, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Spanier haben ihn zerstört und an seine Stelle einen runden, etwa 2 Meter hohen Wachtthurm erbaut. Das Panorama, das sich uns von diesem hohen Standorte aus darbot, war von fremdartiger Schönheit und Großartigkeit und vergalt uns die Enttäuschung, die wir beim Anblick der Pyramide empfunden hatten: die weite, gegen Tlaxcala und Puebla zu ungemein fruchtbare, saftig grüne Ebene, die zahlreichen Dörfer und Städte mit ihren blendend weißen, zwischen dunklem Grün der Bäume emporragenden Kirchthürmen, die gewaltigen Bergketten, deren Fuß entlang sich ausgedehnte Cactusplantagen befinden; die ungeheuren Schneeberge, welche das Hochplateau nach West und Ost begrenzen. Gegen Norden, etwa 800 Meter von unserem Standort entfernt, erhob sich die zweite große Pyramide, jene des Mondes, und zwischen beiden zieht der sich mit unzähligen kleinen Grabpyramiden besetzte Camino de los Muertes, der Weg der Todten, über die Schuttebene, ähnlich jenen langen, geradlinigen Sphinxalleen von Luxor und Karnak.

---

zurückreichende Pyramide die große Cheops-Pyramide um das Doppelte übertreffen und vollständig erhalten sein. Eine breite, fahrbare Straße führt vom Fuß bis zum Gipfel, die ganze Pyramide umkreisend. Das Material, aus welchem sie besteht, sind sorgfältig behauene und vorzüglich aneinander gefügte Granitblöcke. In der Nähe dieser Pyramide befindet sich ein Felsen von gleicher Höhe, der vollständig von Höhlen und unterirdischen Gemächern durchzogen ist und augenscheinlich einem ganzen Stamme zur Wohnstätte gedient haben mochte.



Die Pyramiden von Teotihuacan.

Digitized by Google

Unwillkürlich flogen meine Gedanken zurück durch die Jahrhunderte nach der Blüthezeit Teotihuacans, das neben Tula die größte und bedeutendste Stadt des Toltekenreiches war. Unwillkürlich baute meine Phantasie aus diesen Schuttmassen zu meinen Füßen große Tempel und Paläste, wie sie uns Torquemada schildert; aus diesen mit Cactusgestrüpp bedeckten unförmigen Hügeln schneeweiße, mit glattem Cement bekleidete Pyramiden, auf deren Spitze heilige Teocallis thronten; üppige Gärten mit schattigen Fruchtbäumen hier und dort, und wohlgepflegte Wege mit rosenrothem Cement gepflastert, zwischen den einzelnen Wohnsitzen. Der „Weg der Todten" bevölkert sich mit imposanten Processionen, mit Priestern und Kriegern, die im Gefolge der Menschenopfer zu den Pyramiden zogen; ringsherum standen Tausende von Pilgern aus allen Theilen des Toltekenreiches, denn Teotihuacan, zu deutsch „die Wohnung der Götter", war das Mekka der Tolteken!

Und was ist daraus geworden! Als wir wieder herabgestiegen waren und querfeldein der Mondpyramide zuschritten, wateten wir förmlich durch fußtiefen Mauerschutt, durch zerbrochene Lehmfigürchen, Obsidianwerkzeuge u. dgl., und zuweilen stießen wir auf eine große Cementplatte, vielleicht ein Stück der einstigen Pflasterung der Straßen oder der Palästebekleidung. Die Ruinen von 30 Generationen liegen hier aufeinandergeschichtet und nirgends, weder in Saccara noch auf den kolossalen Trümmer- und Schutthaufen von Karthago, noch auf dem Djebel Moccatam wurde ich von der schrecklichen Verwüstung und Trostlosigkeit der Gegend so berührt wie hier. Auch die Spanier haben in früheren Jahrhunderten hier eine Stadt gegründet, aber ihre Häuser sind heute verlassen und fast noch mehr verfallen, als die Paläste der Tolteken, deren Mauern hier und dort noch mehrere Fuß hoch über dem Schutt emporragen. Was diese Trümmerstätte noch trostloser und trauriger macht, sind ihre gegenwärtigen Bewohner, denn halbwilde Indianer haben in den Höfen dieser kahlen verfallenden Mauern aus Buschwerk und Cactusblättern Zelte gebaut, und hausen hier in dem unglaublichsten Elend. Die Männer sind in den Magueyplantagen der Umgebung beschäftigt und erhalten täglich einen Sold von 2 Reales (75 Pfennige), von welchen sie sich und ihre zumeist sehr zahlreichen Familien ernähren sollen! Das ist die Civilisation, welche eine 350jährige Herrschaft der Spanier den besiegten Indianern gegeben hat! Die Mondpyramide ist bei weitem kleiner als die Sonnenpyramide und enthält auch nur eine Terrasse, während man an der letztgenannten drei Terrassen oder Absätze unterscheiden kann. Die Dimensionen der Sonnenpyramide sind nach Cubas, der, allerdings als Mexicaner, mit etwas zu patriotischem Blick gemessen haben

Digitized by Google

dürfte, folgende: die Nord- und Südseite der Basis je 232 Meter; die Ost- und Westseite je 220 Meter; Höhe 69 Meter. Die Dimensionen der Mondpyramide sind in derselben Reihenfolge 156, 130 und 46 Meter.

Neben den beiden Pyramiden sind bei Teotihuacan noch zwei andere größere Bauten inmitten des sonst alles auf 6 Kilometer im Umkreis bedeckenden Mauerschuttes sichtbar: eine Art Citadelle jenseits des Rio San Juan südlich der Pyramiden und ein Toltekenpalast, an dem „Wege der Todten" gelegen und vor einigen Jahren von Charnay ausgegraben. Auch das Dorf San Juan steht auf den Trümmern der alten Toltekenhauptstadt und erfreute sich vor der Erbauung der Eisenbahn verhältnißmäßigen Wohlstandes, denn es war eine Haltstation für die Karawanen zwischen der Hauptstadt und der Küste; allein das Dampfroß hat den Muleteros ein Ende bereitet, und San Juan ernährt sich jetzt von „Archäologie", d. h. es verkauft den Passagieren der Eisenbahnzüge die Obsidiangegenstände und die reizenden, aus Lehm hergestellten kleinen Menschenköpfe, die zu Tausenden und aber Tausenden in dem Schutt von Teotihuacan gefunden werden, ohne daß einer dem anderen gleichen würde. Ich habe selbst an hundert derselben nach Europa gebracht. Ob sie Porträtköpfe waren? Fast hat es den Anschein. Jedenfalls sind manche mit überraschender Meisterschaft hergestellt und beweisen, daß die Tolteken viel bessere Bildwerke als die bekannten fratzenhaften Steingötzen hätten herstellen können, wenn sie die Werkzeuge dazu gehabt hätten.

Da auf der Eisenbahn zwischen Mexico und Puebla täglich nur ein einziger Personenzug verkehrt, so hätten wir bis zum nächsten Morgen in San Juan verweilen müssen, wenn uns nicht der wackere Director der Bahn, Jackson, versprochen hätte, uns mit einem Extrazug in einigen Stunden abholen zu lassen. Thatsächlich traf dieser letztere und mit ihm auch Jackson selbst ein, der uns auf der Weiterreise in seinem bequemen Salonwagen begleitete. Schon wenige Minuten nach unserer Abfahrt von San Juan erreichten wir den Paß von Otompan (heute Otumba genannt), durch welchen die Eisenbahn aus dem Kessel von Mexico auf das eigentliche Hochplateau von Anahuac gelangt. Die kleine Station von Otumba mit ihren elenden Hütten würde unsere Beachtung kaum erweckt haben, wenn wir nicht unmittelbar hinter ihr das große Schlachtfeld erblickt hätten, auf welchem Cortez mit den Resten seiner Armee sieben Tage nach seiner traurigen Flucht aus Mexico abermals den erbitterten Feinden eine Schlacht liefern mußte.

Die ganze Eroberung des Landes bestand aus derlei harten, ungewissen Kämpfen, in denen der Erfolg stets von einer Seite zur anderen schwankte und



Köpfe und Masken aus Thon.

Digitized by Google

wo es neben dem Feldherrnblick und der persönlichen Tapferkeit des Cortez auch das fabelhafteste Kriegsglück war, welches die Spanier vor der gänzlichen Vernichtung rettete. Montezuma war todt, den Verwundungen, die er von den Pfeilen seiner eigenen Unterthanen erhielt, erlegen. Die Spanier waren am 1. Juli 1520 in der historischen, unglücklichen Nacht — der Noche triste — kämpfend aus Mexico gezogen, und noch heute bezeichnet man die Stelle, wo der letzte Ritter der spanischen Nachhut, der tapfere Alvarado, sich durch einen kühnen Sprung über einen breiten Graben aus den Klauen der blutdürstigen Azteken rettete (Salto de Alvarado). Ebenso steht noch heute in Popotla, einem der Hauptstadt nahegelegenen Dorfe, der berühmte Baum, in dessen Schatten Cortez am Morgen nach der traurigen Nacht geruht hat und die Reste seiner decimirten Armee vorbeidefiliren ließ*) (Arbole de la Noche triste). Von dort gelangte er unter fortwährenden siebentägigen Kämpfen nach Otumba, wo sich ihm eine Armee von Azteken entgegenstellte, deren Stärke von den damaligen Historikern in der bekannten überschwänglichen Weise auf 100.000, nach anderen sogar auf 200.000 Mann angegeben wird! Aber Cortez konnte dem Kampfe nicht ausweichen. Der Rückzug nach Mexico war ihm abgeschnitten, die einzige Rettung für ihn und seine erschöpften Krieger, die sämmtlich ohne Ausnahme schon verwundet waren, lag in der Besiegung der indianischen Armee. Stundenlang schon hatte der Kampf gerade an jener Stelle gewüthet, wo heute die Eisenbahn durch die graugrünen Agavenfelder führt, und die Spanier waren trotz ihrer verzweifelten Tapferkeit bereits gebrochen, als Cortez in der Mitte einer feindlichen Abtheilung einen prächtig gekleideten Kaziken sah, der zwischen den Schultern das Abzeichen der obersten kriegerischen Würde, einen kurzen Stab mit einem goldenen Netze trug und von einer Leibwache umgeben war. Sofort stürzte Cortez, begleitet von seinen treuesten Rittern, Alvarado, Sandoval, Olid, Avila und Anderen, auf diesen Kaziken, hieb sich durch die ihm entgegentretenden Kriegermassen und stieß ihm das Schwert durch den Leib. Der Fall des obersten Häuptlings verbreitete Schrecken und Verzweiflung in

*) Der Baum „der traurigen Nacht" ist eine Cypresse von derselben Gattung wie jene von Chapultepec, mit mächtigem Stamm und einer dichten Krone, die leider vor wenigen Jahren durch eine Feuersbrunst stark beschädigt wurde. Seither wurde um den Baum ein hohes Eisengitter errichtet und eine Wache daneben aufgestellt, die den Baum auch gegen den Vandalismus der Touristen zu schützen hat. Erst im Februar 1885 wurden einige amerikanische „Damen", welche einen Ast von dem ehrwürdigen Baume gebrochen hatten, mit anerkennenswerther Energie eingesperrt und hatten überdies eine empfindliche Geldstrafe zu zahlen. Der Stamm der Cypresse hat nicht weniger als 18 Meter im Umfang.

Digitized by Google

den Reihen der Indianer, sie wandten ihren laut aufjubelnden Gegnern den Rücken und ergossen sich in wilder Flucht über die Ebene. Dadurch waren die Spanier gerettet und nichts hinderte sie mehr auf ihrem Rückzug nach der Hauptstadt der mit ihnen verbündeten Tlaxcalteken.

Heute ist das Schlachtfeld von Otumba bis gegen das 40 Kilometer weiter gelegene Apam mit ausgedehnten Magueyplantagen bedeckt und nichts, weder eine Ruine noch ein Denkmal erinnert an den großen Sieg der Spanier über jenes Volk, deren Nachkommen jetzt friedlich, aber elender als sie es vor Jahrhunderten waren, ihre Felder bebauen. Sie wohnen in elenden, aus Brettern zusammengenagelten Hütten oder in Adobehäusern, deren hölzerne Dächer weit über die Vorderseite des Hauses vorspringen und auf Pfosten ruhen, so daß dadurch vor jedem Hause eine Art Veranda entsteht. Der heftigen Nordwinde wegen (Norte) sind die Dächer häufig mit großen Steinen bedeckt, ähnlich wie die Sennhütten in den Alpen. Vor dem Hause sieht man gewöhnlich die Hausfrau, umgeben von schmutzigen, nackten Kindern, ihre Tortillas backen. Truthühner und Schweine laufen friedlich umher, und auf vielen Dächern gewahrt man rothe oder grüne Papageien, die aus den Tropen stammen und um billiges Geld von den Indianern des Hochplateaus erworben werden. Wir passirten, zwischen den Magueyfeldern dahineilend, die Station Irolo, von wo eine Zweigbahn in nördlicher Richtung nach der berühmten Minenstadt Pachuca abzweigt, ferner den kleinen See von Apam und endlich die reizend gelegene kleine Stadt Apam mit ihrer großen, von einer Kuppel überhöhten Kirche, ihren großen Obstgärten und den vielen Pulqueschänken. Man sagt mir, der Pulque wäre in keinem Orte Mexicos so vortrefflich wie hier. Wir konnten dies freilich nicht erkennen, denn erstens hatte ich selbst diesem mexicanischen Nationalgetränk niemals recht den Geschmack abgewinnen können, und zweitens war der Pulque, den uns die Jungen auf der Station in kleinen, irdenen Gefäßen verkauften, mit Wasser so sehr versetzt, wie etwa die Milch in unseren Hauptstädten.

Von Mexico aus waren wir auf der Fahrt nach Osten fortwährend gestiegen und bei Ocecotlan, zwischen Soltepec und Guadalupe, erreichten wir den höchsten Punkt der ganzen Linie, nahezu 2700 Meter über dem Meeresspiegel, gleichzeitig die Wasserscheide zwischen den mexicanischen Binnenseen und dem Stillen Ocean, denn unmittelbar hinter Guadalupe erreichten wir bereits das Stromgebiet des Atoyac, der merkwürdigerweise nicht wie sein Zwillingsfluß, der Rio Salado, dem nahen Golf von Mexico zueilt, sondern ganz Guerrero und Michoacan durchzieht, um sich mit dem Rio de las Balsas in den Stillen Ocean zu ergießen. Die Wasserscheiden sind in Mexico überhaupt

sehr merkwürdig. Sie werden nicht durch die gewaltigen Gebirgszüge gebildet, welche das centrale Hochplateau auf beiden Seiten einschließen, sondern sind auf diesem viel niedrigeren Hochplateau selbst zu suchen, wo sie vielfach übereinandergreifen. Der Abfluß nach den beiderseitigen Meeren erfolgt, indem die Flüsse die mächtigen Gebirgsketten durchbrechen, wie es auch der Atoyac südlich von Puebla thut.

Bei Apizaco, 139 Kilometer von Mexico entfernt, verließen wir die Hauptlinie, um auf einer Zweigbahn im Thale des Zahuapanflusses die Fahrt nach dem 47 Kilometer südlich gelegenen Puebla fortzusetzen. Dieses Thal zwischen Apizaco und Puebla gehört zu den schönsten, welche ich in Mexico gesehen habe, ein wahres Paradies nach der trostlosen Ebene von Apam, die wir eben verlassen hatten. Zur Linken, im Osten der Bahn, eilt ein wasserreicher Nebenfluß des Zahuapan durch eine herrliche, ich möchte sagen Alpenlandschaft und stürzt, große Wasserfälle und mit üppigem Baumwuchs umgebene Cascaden bildend, in eine tiefe Schlucht hinab. Jenseits derselben erheben sich mehrere, dicht bewaldete Bergzüge übereinander, über welche noch kühne, dunkle Basaltfelsen emporragen. Aber sie werden alle weit übertroffen durch den majestätischen, in phantastischen Formen bis in die Wolken aufsteigenden Malinche, einen der schönsten Berge von Anahuac. Zur Rechten aber stehen zwei noch gewaltigere Wahrzeichen dieses berühmten Hochplateaus, die beiden Zwillingsriesen Popocatepetl und Iztaccihuatl mit ihren eis- und schneebedeckten Häuptern. Von hier aus erscheinen sie noch viel höher und imposanter als von Mexico, denn wir befinden uns ihnen noch einmal so nahe wie dort, und keine anderen, niedrigeren Höhenzüge stellen sich hier zwischen sie und dem Beschauer. Ueberhaupt erschien mir das ganze Thal von Puebla in jeder Hinsicht viel schöner als jenes von Mexico, die Natur ist hier bei aller Großartigkeit reicher und nicht so öde und wüst, wie in der weiteren Umgebung des vielgepriesenen Thales der Hauptstadt.

XI.

Puebla de Zaragoza.

Puebla de los Angeles war der Name, den die Priester dem amerikanischen Rom ursprünglich gegeben hatten, weil „thatsächlich“ Engel vom Himmel herabgekommen waren, um ihnen bei der Erbauung der herrlichen Kathedrale zu helfen. Stets, wenn die Arbeiter ihr Mittagsschläfchen hielten und auch zur Nachtzeit sah man weißgekleidete Engelschaaren durch die Thürme herniederschweben, zu Kelle und Hammer greifen, und die unterbrochene Arbeit fortsetzen. An dieser schönen Legende hat selbstverständlich bisher Niemand gezweifelt als die „antichristliche“ Regierung der Republik des Juarez, die sich sogar unterstand, den Namen der Stadt entsprechend zu ändern. Als im Jahre 1862 die Franzosen Puebla mit einer Macht von 6000 Mann belagerten, gelang es dem mexicanischen General Zaragoza, sich mit der doppelten Anzahl von Kriegern hinter den starken Festungswerken zu halten, eine (für Europäer allerdings sehr fragwürdige) Heldenthat, welche den Mexicanern den Kopf förmlich verdrehte. Ueberall und immer geschlagen, hatten sie nun wenigstens diesen einen relativen Waffenerfolg aufzuweisen und konnten nichts Eiligeres thun, als Puebla de los Angeles in Puebla de Zaragoza umzutaufen. Für mich ist es aber Puebla de los Angeles geblieben, nicht aus Trotz gegen Juarez, auch nicht aus Respect für die kirchenbauenden Engel, sondern weil es in Mexico und in der ganzen Neuen Welt wenige Städte gibt, die paradiesischer wären wie Puebla. Kaiser Maximilian wollte seine Residenz und den Regierungssitz hierher verlegen, und gewiß hätte sich Puebla schon von Anbeginn der spanischen Herrschaft an

Digitized by Google

unendlich viel besser hiefür geeignet als das versumpfte, ungesunde Mexico. Zu Zeiten der Cortez'schen Eroberungszüge stand an der Stelle des heutigen Puebla ein kleines, elendes Dorf, und die Großstadt des Hochplateaus war das zwei Wegstunden davon entfernte Cholula. Die Spanier haben das Verhältniß umgedreht: Puebla ist die große Stadt, und Cholula ist das elende Dorf.

Schon aus der Ferne sahen wir die zahlreichen Thürme und glänzenden



Puebla.

Porzellankuppeln des amerikanischen Rom über das saftige Grün der Puebla umgebenden Gärten emporragen. Bei ihren 70.000 Einwohnern hat die Stadt nicht weniger als 60 Kirchen, und man kann sich deshalb den Anblick, den sie gewährt, leicht vorstellen. In Mexico zeigt sich am Ende jeder Straße die Aussicht auf einen Berg, in Puebla aber auf eine Kirche oder ein Kloster. Wohl haben die Mexicaner der Priesterherrschaft ein Ende bereitet und die Kirchengüter sämmtlich confiscirt. Ueberall erkennt man dies deutlich an den Kloster-

ruinen, an den verfallenden Kirchen, den verlassenen Capellen, nur nicht in Puebla. Als wir vom Bahnhof durch die schönen malerischen Straßen nach unserem Hotel de Diligencias fuhren, fielen uns überall die prächtigen, vollständig restaurirten, im besten Stande erhaltenen Kirchen auf, vor Allem die großartige Kathedrale auf der Plaza, die so schön und neu aussieht, als wäre sie nicht von Engeln im sechzehnten, sondern von amerikanischen Baumeistern im 19. Jahrhundert erbaut worden. Wie mit den Kirchen, ergeht es Puebla auch mit den Hotels. Die Stadt hat deren eine Anzahl ganz leidlicher, und unser Hotel de Diligencias gefiel uns besser als irgend ein Hotel in Mexico, selbst das Hotel Iturbide nicht ausgenommen. Man wies uns hübsche, große Zimmer an, die auf eine breite, mit allerhand tropischen Blumen reich geschmückte Veranda mündeten. Diese letztere war gleichzeitig der Empfangs- und Speisesaal, wo wir, von unseren Ausflügen zurückkehrend, allabendlich recht angenehme Gesellschaft von Mexicanern und fremdländischen Touristen fanden, denn Puebla ist nicht nur ein katholischer Wallfahrtsort, sondern auch eine weltliche Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Die Stadt erscheint dem Besucher fast großartiger und schöner, jedenfalls aber interessanter und typischer als Mexico. Die Straßen sind reiner, besser gepflastert und mit malerischen altspanischen Häusern besetzt, deren schön geschwungene Balkone, reiche Fensterverzierungen, und der überreiche Blumenschmuck lebhaft an ähnliche Bilder in Sevilla erinnern. Zudem enthält fast jedes dieser schmucken einstöckigen Wohnhäuser, dem maurischen Stil des Aeußern entsprechend, im inneren Hofraume niedliche Blumengärtchen mit Springbrunnen in der Mitte, und wohl auch größere tropische Schattenbäume. Die Räumlichkeiten der beiden Stockwerke öffnen sich auf einen offenen Bogengang, der rings um den Hofraum läuft und dessen Säulenreihen häufig auch noch mit Schlingpflanzen und Orchideen umgeben sind. Hier in diesen stets angenehm kühlen, schattigen Höfen ist das Reich der Frauen. Sie haben hier eine kleine Welt für sich, und wenn immer ein geöffnetes Thor einen Blick ins Innere dieser Häuser gestattet, gewahrt man ganz reizende Familienbilder. Der größte Schmuck der Häuser von Puebla und auch vieler Kirchen sind jedoch die in den buntesten Farben hergestellten, glasirten Thonziegel, mit welchen die Façaden in regelmäßigen Figuren bekleidet werden. Viele Häuser zeigen Façaden mit sehr kunstvoller Mosaikarbeit aus derlei Ziegeln, die eine Specialität Pueblas sind; am schönsten ist wohl das einstige Kloster von Santa Rosa (augenblicklich Irrenhaus) damit ausgestattet, und man kann sich hier gar keinen anderen so malerischen und originellen Wandschmuck denken als diesen. Wie schade, daß so viel architektonische Pracht, dazu so reicher Bilderschmuck, so

schöne Schmiedearbeiten wie jene an den Thüren des Convents von Santa Rosa an ein Irrenhaus verschwendet werden konnten! Als wir, Tom Lee, Alexander Hamilton und ich, den Convent betraten und diese prachtvollen Räume, diese schönen wohlgepflanzten Gärten im Innern des ausgedehnten Baues sahen, hätten wir uns viel eher in einem Kaiserpalast, als in einem Nonnenkloster, geschweige denn in einem Irrenhaus gewähnt, wenn nicht Hunderte dieser Unglücklichen uns umdrängt hätten! Welch entsetzliche Unglücksstätte in einem Rosengarten! Welche Typen! Die Einen, an Verfolgungswahnsinn leidend, flohen uns! Andere, von religiösem Wahn umfangen, fielen vor uns auf die Knie und bekreuzigten sich; Andere umarmten und küßten uns, und ein alter, graubärtiger Narr nannte Hamilton seinen verlorenen, nun wiedergefundenen Sohn! Gerade an der schönsten Stelle der Mosaikbekleidung eines Saales stand ein bleicher Junge und kratzte mit seinen Nägeln an der Glasur; wie uns der Wärter erzählte, war dies seit Jahren seine tägliche Beschäftigung, ohne daß er auch nur das Geringste losgekratzt hätte! Die entsetzlichsten Scenen zeigten sich uns hier, und doch ist dieser Ort viel eher für ein paradiesisches Leben geschaffen! Und das läßt sich nicht nur von dem Convent Santa Rosa, sondern auch von ganz Puebla sagen. Alles, was die Natur des Schönen bietet, hat sie mit verschwenderischer Hand über Puebla ausgeschüttet, und doch ist in keiner Stadt das Elend größer, die Bevölkerung ärmer und verdummter als hier, in diesem mexicanischen Rom! Nur Eines ist reich und großartig und prächtig: die Kirche. Alles ist hier ad majorem Dei gloriam! Welche Unsummen Geldes, welche Arbeit ist an der Herstellung der 60 Kirchen und Klöster im Laufe der letzten drei Jahrhunderte verwendet worden, wo gewiß ein Dutzend den Erfordernissen der Religion vollständig entsprochen hätte. Wie viele wohlthätige Werke hätten mit den Herstellungskosten der 50 überflüssigen Kirchen und Klöster gethan werden können! Das dachte auch die Regierung, als sie mit einem Federstrich die Kirchengüter einzog, die Klöster aufhob und daraus Kasernen, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten machte; ja in Folge der ewigen Kriege war der Geldmangel häufig so groß, daß die Regierung hochstehenden Officieren und Beamten statt des Soldes oder auch zum Zeichen der Erkenntlichkeit ein derartiges Kloster zum Geschenk machte. Die so Beschenkten verfuhren damit nach Belieben. Sie verwandelten die Klöster in Zinshäuser oder behandelten sie einfach als Steinbrüche und verkauften das Material der demolirten Paläste an den Meistbietenden! Und wie waren diese spanischen Klöster gebaut! Ganze Straßenvierecke einnehmend, erhoben sich gewaltige Steinmassen mit reichen Sculpturen über den Thüren und Fenstern, wahrhaft monumentale Bauten,

geeignet, Jahrtausenden Trotz zu bieten. Aber ihre gottesfürchtigen Erbauer hatten wohl mit der Natur, nicht mit dem Menschen gerechnet, und gewiß hätten sie es nicht für möglich gehalten, daß in diesen herrlichen stillen Orten statt der frommen Ordensbrüder so bald schon das rohe Soldatenvolk hausen würde, daß die Refectorien und Capellen sich in Stallungen, die Kirchen in Scheunen verwandeln würden!

Jene Kirchen und Klöster, welche vom Staate für derlei Zwecke adaptirt wurden, werden diesen wohl auch erhalten bleiben, aber die übrigen kehren langsam wieder in den Besitz der Kirche zurück. Die „todte Hand" ist nicht todt, sie ist nur still, aber dafür desto emsiger und unermüdlicher, das ihr Geraubte wieder allmählich zurück in den Besitz der Kirche zu bringen. Die Macht des Clerus von Puebla konnte nur für kurze Zeit gebrochen werden, ihr ungeheurer Einfluß auf die Bevölkerung niemals. Diese letztere ist so fromm und gottesfürchtig — fast könnte man sagen priesterfürchtig — geblieben, wie sie es seit Jahrhunderten war, und jede ersparte Summe bis zum bescheidenen Pfennig des Bettlers wandert in den Klingelbeutel. Die geraubten Millionen sind dem Clerus durch diese Liebesgaben in den zwei letzten Jahrzehnten wieder großentheils ersetzt worden, die confiscirten Klöster wanderten in ihren Besitz zurück, die verlassenen Kirchen wurden zum Theil wieder restaurirt, und die Priesterherrschaft steht hier, im Ganzen genommen, ebenso groß wieder da, wie sie es je gewesen. Man sehe doch nur hier die pompösen Processionen, den Reichthum und die Pracht der Gewänder, des kirchlichen Schmuckes, der Heiligenfiguren u. dgl., vor dem sich die Menge im Staube beugt! Und was für eine Menge! Bettler, zerlumpte, armselige Gestalten, die weder dem Handel noch der Industrie, noch der Arbeit leben, sondern nur wieder ad majorem Dei gloriam!

Der Besuch der zahlreichen Kirchen, vor allen anderen der Kathedrale, war für uns eine Quelle reichen Kunstgenusses. Die Kathedrale kann wohl als die schönste und reichste, wenn auch nicht größte der Neuen Welt bezeichnet werden. Von dem ungeheuren Gold- und Silberreichthum, den sie früher barg, ist heute in der Kirche nichts sichtbar, als die kleinen silbernen Amulete, mit welchen die Heiligenstatuen behängt sind, Gaben der armen, leidenden, frommen Indianer. Ein Theil des Kirchenschatzes wurde von der Regierung confiscirt, ein anderer, wie z. B. die große, eine halbe Million Mark werthe, goldene Lampe des Mittelschiffes von der Kirche zum Kriegsfonds in der letzten Kaiserzeit beigesteuert, aber der größte Theil soll, wie man sagt, an gutem Orte verborgen sein, so daß die Regierung schwerlich jemals in den Besitz desselben

Digitized by Google

gelangen wird. Der sehenswertheste Theil des Innern ist wohl der Domchor mit dem prachtvoll ornamentirten, reich vergoldeten Umfassungsgitter, den reichen Schnitzereien und eingelegten Arbeiten an den Wänden und den circa 60 großen Folianten, sämmtlich von Meisterhänden geschrieben und mit Abbildungen geschmückt. Darüber wölbt sich eine hohe Kuppel, bis an die Laterne hinauf mit schönen Fresken bemalt. In der Schatzkammer werden kostbare Meßgewänder und eine große Zahl kunstvoller Kleinodien gezeigt, sowie viele, sehr werthvolle Oelbilder, darunter solche von anerkannten spanischen Meistern. Interessant ist das daranstoßende Rathszimmer des erzbischöflichen Capitels, ganz mit reichen Gobelins behängt und mit guten Porträts aller bisherigen Erzbischöfe geschmückt, deren stattlicher Palast der Kathedrale gegenüber an einer Seite der Plaza steht.

Diese Plaza ist auch eine der hübschesten, die ich in Mexico gesehen. Wie überall, so nimmt auch hier die Mitte derselben ein schattiger Park mit Promenaden ein, während die sie umgebenden Häuser unten breite Bogengänge besitzen, unter welchen sich der Kleinhandel von Puebla eingenistet hat. Eine ganze Reihe von Verkaufsständen enthält nichts als die reizenden kleinen Wachsfiguren, welche die nationalen Typen und Trachten Mexicos darstellen, von einer Lavandiera bis zu einem Stiergefecht, auf wahrhaft meisterhafte Weise von Indianern verfertigt. In anderen Buden werden kleine Objecte aus herrlichem, verschiedenfarbigem Onyx verkauft, der bei Tecalli, 6 Leguas von Puebla entfernt, in großen Massen gebrochen wird, und aus welchem in der Kathedrale ganze Altäre gebaut wurden. Wieder andere Lauben beherbergen die Tische der Escribanos, aber diese armseligen öffentlichen Schreiber haben in Puebla herzlich wenig zu thun. Puebla hat auch sonst noch viele schattige Plazas, dazu einen alten Paseo auf dem Wege zu dem seit der Franzosenbelagerung historischen Fort Guadalupe, und auch eine Alameda nueva im Westen der Stadt, die beliebteste Promenade der Pueblanos, die sich dort besonders in den Abendstunden einfinden.

Auch wir trollten des Abends gewöhnlich dorthin, um die ihrer großen Schönheit wegen in ganz Mexico berühmten Creolinnen zu sehen. Was uns aber noch mehr auffiel, als ihre dunklen Augen und ihre schönen, geschmeidigen Gestalten, waren die noch immer recht zahlreichen Equipagen und die eleganten Reiter, die hier stolz auf und ab galoppirten, was immerhin noch von größerem Reichthum zeugt, als man der Stadt sonst zuzugestehen pflegt.

In der Academia von Puebla sahen wir viele, recht hübsche Bilder mexicanischer Maler, vornehmlich ein reizend gemaltes Madonnenbild von Juarez;

dabei auch gut gelungene Copien alter spanischer Meister. Ein Saal der Akademie ist aztekischen und tlaxcaltekischen Alterthümern gewidmet, enthält aber nur Objecte, welche das Museum in Mexico in viel größerer Zahl und Schönheit aufzuweisen hat. Auf unseren Spaziergängen in der Umgebung stießen wir auch auf zwei Plazas de Toros, von denen der eine unmittelbar an eine alte Kirche anstößt, deren Inneres als Stall für die Kampfstiere benutzt wurde. Glücklicherweise sind die Stiergefechte wie in Mexico, so auch im Staate Puebla verboten, und das unterhaltungssüchtige Publicum muß sich mit dem Besuch der Theater begnügen, von denen das Teatro Guerrero das eleganteste ist. Eben während unseres Aufenthalts in Puebla gab eine anglo-amerikanische Operntruppe dort englische Opernvorstellungen, die aber von Seite der Pueblanos nur wenig besucht wurden, was eigentlich begreiflich erscheint. Das ältere Theater, Teatro principal, wird selten mehr geöffnet. Seine hölzernen, ungepolsterten Sitzbänke sind so alt und abgenutzt wie Kirchenstühle, und die ganze Baracke so morsch, daß sie wohl bald das Zeitliche segnen dürfte. Aber in der Nachbarschaft dieses Theaters stießen wir auf ungemein malerische Straßenscenen, alte steinerne Brücken und Wasserthürme aus der spanischen Zeit und Fondas nach maurischem Muster, wo die Caballeros aus der Umgebung einzukehren pflegen. Zwischen den Thüren im Hofraume dieser Karawanseraien waren schwere eiserne Ringe eingemauert, an welchen Maulthiere, Esel und Pferde im bunten Durcheinander angebunden waren, während sichs die Reisenden in ihren Lederanzügen und mächtigen Sporen auf Hängematten in den dunklen Kammern selbst bequem machten. Die Kosten dieser Unterkunft für Roß und Reiter betragen 25 Centavos (gegen 80 Pfennige) pro Tag. — Puebla ist auch sonst eine wohlfeile Stadt. Wir zahlten beispielsweise für unsere großen, schönen Zimmer nebst Bedienung und vortrefflicher Verpflegung (aus drei Mahlzeiten bestehend) 2 Pesos pro Person und Tag, während die Kosten in ähnlichen Hotels in Mexico das Doppelte betragen. In den langen, niedrigen Markthallen der Stadt verkauften alte Indianerinnen Frijoles für 4 Centavos (13 Pfennige) den Liter, sieben große Zwiebeln für 2 Tlaco (5 Pfennige), Eier 2 Centavos das Stück, Rindfleisch 6 bis 8 Centavos das Pfund. Auch andere Artikel sind sehr wohlfeil. So kaufte ich selbst ein Lasso für 2 Reales (ich bedurfte dessen, um meinen, auf den Diligencefahrten in Stücke geschlagenen Reisekoffer zusammenzubinden). Metates, die großen flachen Steine, auf welchen die Mexicanerinnen die Maiskörner zu Mehl zerreiben, werden zu 4 bis 8 Reales verkauft. Nun werden die Steine der Metates aus den Brüchen des Popocatepetl, an 40 Kilometer von Puebla entfernt, gebrochen,

Digitized by Google



Partie von Puebla.

dort bearbeitet und dann auf dem Rücken von Indianern oder Eseln nach der Stadt gebracht, im Ganzen eine Leistung, welche mindestens vier bis fünf Tage Zeit in Anspruch nimmt, und der Erlös dafür sind vielleicht 4 Reales ($1\frac{1}{2}$ Mark)!

Die armseligen, aber dennoch malerischen Vorstädte Pueblas zeigen noch an vielen Stellen Spuren von den großen Kämpfen in und um Puebla in den Sechzigerjahren. Die Geschichte der Stadt ist keine alte, Puebla wurde nicht auf historischem Boden erbaut wie die Hauptstadt und wie so viele andere Städte von Anahuac. Erst die letzten Jahrzehnte ließen es zum Schauplatz von Kämpfen werden, die theilweise glorreiche Blätter der mexicanischen Geschichte füllen. Puebla ist eben seiner strategischen Lage, sowie der die Stadt umgebenden Bergforts wegen in diesem Jahrhundert zum Schlüssel der Hauptstadt geworden, und der Weg jedes Eroberers muß zuerst über Puebla führen, bevor er Mexico als unterworfen betrachten kann. Der Erste, der die Stadt einnahm, war Iturbide (am 2. August 1821); ihm folgte der nordamerikanische General Scott, der sie am 25. Mai 1847 ohne Widerstand besetzte; aber die erste blutige Belagerung der Stadt war jene der Franzosen unter General Lorencez, der am 5. Mai 1862 den für ihn unglücklichen Sturm auf das Fort Guadalupe unternahm. Ein Jahr später, am 17. Mai 1863, wurde sie nach langen blutigen Kämpfen von den Franzosen dennoch genommen. Am 2. April 1867 fiel sie jedoch wieder den Mexicanern unter General Porfirio Diaz in die Hände. Viele Ruinen von Kirchen, Klöstern, Militärforts und selbst ganzen Straßen sprechen heute noch, wie gesagt, von der Heftigkeit, mit welcher die Kämpfe um den Besitz dieser Stadt geführt wurden. Von den Mexicanern wird jener des 5. Mai 1862 als der glorreichste angesehen und es gibt fast keine größere Stadt in Mexico, welche nicht ihre Calle de Cinco de Mayo aufzuweisen hätte. Der 5. Mai wird alljährlich in der Hauptstadt durch große Feste gefeiert; die Garnison defilirt auf der Plaza Mayor vor den Mitgliedern der Regierung; es werden Glocken geläutet, Pöllerschüsse gelöst und die Stadt am Abend illuminirt. Und was war der Kampf des 5. Mai?

Unmittelbar vor Puebla erheben sich zwei steile Anhöhen, welche zur Zeit des ersten Vordringens der Franzosen von zwei befestigten Klöstern, Loreto und Guadalupe, gekrönt wurden. Sie beherrschten den Zugang zur Stadt, und das französische Expeditionscorps mußte vorher diese Höhen nehmen, bevor es der Stadt Herr werden konnte. Von Artillerie wirksam unterstützt, marschirten zunächst Zuaven und Chasseurs zum Sturm. Sie wurden von den Mexicanern unter General Zaragoza mit mörderischem Feuer empfangen, ohne

daß sie dasselbe in gleicher Weise erwidern konnten, denn die Belagerten, welche überdies in der Ueberzahl waren, standen hinter schützenden Brustwehren, und Belagerungsmaterial war bei den Franzosen nicht vorhanden. Dennoch drangen die Franzosen mit Todesverachtung bis an die Festungsgräben vor, legten Leitern an die Mauern und erklommen unter furchtbarem Feuer die Terrassen der befestigten Höhen. Mit Hurrah stürzten sich die Angreifer nun auf die Belagerten; schon wankten die Mexicaner, schon schien Puebla verloren, als plötzlich ein schreckliches Unwetter losbrach. In Strömen goß der Gewitterregen nieder, Blitze zuckten rings umher, und die Berghänge waren bald so durchtränkt und schlüpfrig, daß die Franzosen keinen festen Fuß fassen konnten. So mußten sie weichen, die Natur hatte sie besiegt und die Mexicaner trugen die Ehren hiefür davon. Ihre Verluste betrugen an 400 Todte und Verwundete, jene der Franzosen kaum halb so viel.

Das war der glorreiche 5. Mai der Mexicaner. Niemand wird oder will ihnen persönliche Tapferkeit absprechen, die sie auch wirklich stets und überall bewährt haben, aber die Wahl des 5. Mai als nationaler Festtag scheint deshalb doch keine glückliche. Das ist zum mindesten die Meinung vieler Mexicaner, mit welchen wir hier über die Kämpfe von Puebla sprachen. Viel tapferer zeigten sich die Mexicaner bei der zweiten Belagerung durch die Franzosen, wo diese wirklich Straße für Straße, Haus für Haus zu erobern hatten. Nicht weniger als 54 Tage hielten die Mexicaner in den verbarricardirten Straßen und auf den Plätzen kämpfend Stand, und es war nur die äußerste Noth, welche den Commandanten der Mexicaner, Ortega, zwang, zu capituliren. Er erbat sich freien Abzug seiner Truppen (12.000 Mann) mit Waffen und Gepäck. Aber General Forey bestand auf unbedingte Capitulation. Da zerbrachen die Mexicaner ihre Waffen, vernagelten ihre Geschütze, sprengten die Munitionsmagazine in die Luft, ja zerrissen sogar ihre Uniformen, und in diesem Zustand ergaben sie sich den Franzosen.

Während die Mexicaner die in Schutt verwandelten Häuserreihen, Kirchen und Klöster großentheils in diesem Zustand bis auf den heutigen Tag beließen, obschon ein Vierteljahrhundert seither verstrichen ist, befestigten sie dafür den Cerro de Guadalupe desto eifriger durch große Bastionen und Vorwerke. Die zusammengeschossene Kirche von Guadalupe beherbergt heute innerhalb ihrer Mauern — einen Gemüsegarten. Auch der Hügel von Loreto, etwa 1½ Kilometer weiter nördlich, ist mittlerweile neu befestigt worden und das Fort führt heute den stolzen Namen: Cinco de Mayo.

XII.

Ein Ausflug zur Pyramide von Cholula.

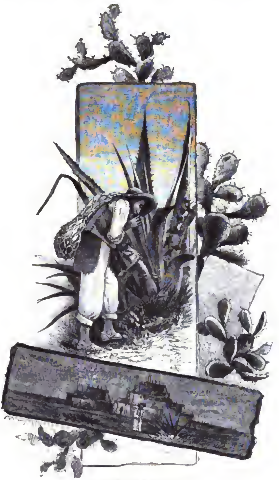
Von dem Plateau auf der Höhe des Forts Guadalupe in Puebla sahen wir zum erstenmal die ihrer landschaftlichen Schönheiten wegen berühmte Ebene von Cholula und die aus ihrer Mitte hoch emporragende Pyramide, etwa 12 Kilometer von Puebla entfernt. Wir waren allerdings schon von den Pyramiden von Teotihuacan her darauf gefaßt, unter den mexicanischen Bauten dieser Art keine zu treffen, welche sich in ihren Formen irgendwie mit den scharfgeschnittenen, regelmäßigen Pyramiden von Aegypten messen könnte. Aber einen derartigen Verfall der großen Pyramide von Cholula, wie er sich schon aus der Ferne zeigte, hätten wir doch nicht erwartet. Der gewaltige Bau erhebt sich aus der grünen Ebene ganz wie ein natürlicher Bergkegel mit dicht bewachsenen grünen Abhängen; auf seinem Gipfel stehen hohe schattige Cypressen, und zwischen ihnen hindurch sahen wir die schmucken Formen einer Kirche mit Thürmen und einem Kuppeldach. Er ist anscheinend so natürlich in die ganze schöne Landschaft eingefügt, seine Hänge fallen besonders gegen den Fuß hin so sachte ab und verlaufen in den Feldern der Umgebung, daß man gewiß an diesem Berge achtlos vorbeiwandern würde, ohne zu ahnen, daß Menschenhände ihn mühsam aufgeführt haben. So großartig dieser Bau als ein Werk der Menschenhand auch ist, wie kläglich nimmt er sich doch hier aus, wo fast unmittelbar hinter ihm einer der gewaltigsten Berge des ganzen nordamerikanischen Continents, der Popocatepetl, sein schneebedecktes Haupt durch die Wolken zum Himmel erhebt! Wie erbärmlich erschien uns das ganze

Digitized by Google

Werk und wie thöricht das Volk, das zu Füßen dieses Riesen, den Gott hierhergesetzt, sich mit der Erbauung solcher Lehmhügel abgequält hat! Die Pyramide von Cholula war die größte von jenen, welche die Vorgänger der Azteken auf dem Plateau von Anahuac erbauten. In ihrer Masse die großen Pyramiden von Gizeh weitaus übertreffend, macht sie doch lange nicht den Eindruck dieser steinernen Denkmäler früherer Jahrtausende, die aus dem gelben Wüstensand in unbeschreiblicher Majestät emporragen, und zu denen ich fünf Jahre vor meinem Besuche Mexicos mit ähnlicher Ehrfurcht emporsah, wie heute zu den zwei großen, in Schnee gehüllten Zwillingsvulcanen, welche das Plateau von Cholula nach Westen hin begrenzen.

Dennoch wallfahren von den Besuchern Pueblas wohl die meisten nach Cholula zu dem stattlichsten Denkmal, das ein längst verschwundenes, kaum dem Namen nach bekanntes Volk hier zurückgelassen hat, und auch wir fuhren am nächsten Morgen aus den Thoren Pueblas auf der staubigen, elenden Landstraße dorthin, um die Pyramide zu besuchen. Heute führt bereits eine Tramvia nicht nur nach Cholula, sondern sogar um 21 Kilometer darüber hinaus bis nach Atlixco, an die Grenze des Hochplateaus von Anahuac; aber selbst wenn sie schon zur Zeit unseres Besuches vorhanden gewesen wäre, hätten wir gewiß unseren von flinken Rossen gezogenen offenen Privatwagen gewählt, denn die Fahrt quer über das weite grüne Thal des Atoyac ist eine der reizendsten, die man sich denken kann. Ein herrlicher Morgen begünstigte unseren Ausflug, und mit wahrem Entzücken genossen wir die halbtropischen Landschaftsbilder, die mit jeder Minute wechselten. Nur der gewaltige Rahmen blieb stets derselbe. Vor uns die schwarzen, hoch über die Wolken hinausragenden Vulcane des Popocatepetl und des Iztaccihuatl, hinter uns der fast ebenso hohe, ungemein scharf und klar hervortretende Orizaba, zur Rechten gegen Norden hin der schöne Malinche, zur Linken gegen Süden die lange, gezackte Kette der Sierra de Tentzon. Und zwischen diesen Riesen, gleichsam von ihnen wie ein schwebender Garten getragen, dieses weite paradiesische Hochthal mit seinen grünen Fluren, seinen üppigen Maisfeldern, schattigen Gärten, Hacienden und Magueyplantagen, in denen Arbeiter eben damit beschäftigt waren, den Pulquesaft auszusaugen. Hie und da ein Dörfchen, überragt von hohen stattlichen Kirchen mit Kuppeln und Thürmen, die uns mitunter vorkamen, wie die großen Matapalos der Tropen, Parasiten, die sich auf den gesunden, fruchtbringenden Bäumen festsetzen und, diesen den Saft entnehmend, selbst zu großen Bäumen werden, während die anderen elend dahinsiechen, schwer unter der Last der Matapalos seufzend.

Mit einer zolldicken Staubschicht bedeckt, fuhren wir in Cholula ein, das heute ein armes, kleines Städtchen von kaum 5000 Einwohnern ist. Es ruht



Ausnahme des Aloensaftes.

zu Füßen seiner großen Pyramide, auf den Trümmern der längst in alle Winde verblasenen altmexicanischen Großstadt geradeso, wie Mitrahineh auf dem Schutt von Memphis, oder wie das elende Fellachendorf im Wüstensande zu Füßen

der Riesenbauten von Gizeh. Ganz wie dort, sind auch hier die meisten Häuser aus getrockneten Lehmziegeln erbaut, ja es ist sogar eine gewisse Aehnlichkeit in der Bauart vorhanden, bei welcher Mauren und Spanier als Vermittler gedient haben. Nur die Kirchen und Klöster ragen auch hier über alles Andere hinweg, und würde man nach diesen imposanten Prachtbauten allein zu schließen haben, man müßte glauben, das heutige Cholula sei eine Großstadt und nicht das elende Städtchen, als das es sich uns zeigte.

Aber fehlen auch in Cholula Größe und Wohlstand, es hat doch seinen eigenthümlichen unsagbaren Reiz, und gerne wäre ich mehrere Tage, vielleicht länger hier verblieben, gerade wie vor Jahrhunderten Quetzalcoatl, der Isländer, dem es hier so gut gefiel, daß er ganze zwanzig Jahre hier blieb und sogar versprach, wieder zu kommen. Er kam aber nicht wieder, und die Nachkommen der alten Cholulaner, welche ihn für einen Gott erklärten, erwarten ihn heute noch. Cholula ist der Typus einer mexicanischen Kleinstadt des Hochplateaus: lange staubige, weit ins offene Land auslaufende Straßen, die sich rechtwinkelig schneiden und mit niedrigen, vorne weißübertünchten Häusern mit flachen Dächern auf beiden Seiten besetzt sind. Die Einförmigkeit dieser langen Häuserreihen wird selten durch ein einstöckiges Privatgebäude, häufiger durch Kirchen, Klöster oder Capellen unterbrochen. Hinter den Häusern befinden sich überall kleine, mit Adobemauern umgebene Höfe, in denen etwas Geflügel oder ein paar Schweine weilen, oder wo sich vielleicht ein trauriger Esel mit herabhängenden Ohren seinen hageren Rücken von der Sonne bescheinen läßt. In dem tiefen Staub der Straßen spielen halbnackte Kinder, und vor den Hausthüren hocken hier und dort alte Weiber und bieten zähe Tomales, gepfefferte Tortillas und Enchilladas feil, oder schänken kühle Fruchtwässer aus, wenn sich unter den fremden Passanten Jemand mit durstiger Kehle findet. In der Zwischenzeit suchen sie sich gegenseitig oder ihrer jungen Nachkommenschaft die Käserchen aus dem struppigen Haar. Selten wird der Straßenstaub durch eine Diligencia oder gar einen Privatwagen aufgewühlt, selten auch sieht man Arrieros mit ihren Packthieren durch die einsamen, sonnigen, stillen Straßen wandern. Handel und Industrie sind kaum nennenswerth, und die Unternehmungen, welche die besten Geschäfte machen, dürften hier wie auch anderwärts in Mexico wieder nur die Lotterie, das Pfandhaus und die — Kirche sein. So klein und arm Cholula auch ist, es besitzt nicht weniger als 23 Kirchen, von denen einige verlassen und theilweise schon eingefallen sind. Die schönsten erheben sich wie überall in Mexico so auch hier auf der unverhältnißmäßig großen Plaza. Die weite grüne Rasenfläche in der Mitte derselben ist verwahr-

loſt, und große dunkle Eucalyptusbäume erheben ſich hier und dort. Die Nordoſtſeite der Plaza wird von einem längſtgeſchloſſenen Franciscanerkloſter eingenommen, das ſchon vor 360 Jahren — kurze Zeit nach der Eroberung Mexicos — errichtet wurde. Neben dieſem ehrwürdigen Gebäude ſtehen zwei Kirchen, von denen die kleinere (Capilla Real) eine ganz merkwürdige Architektur zeigt. Das Dach derſelben iſt aus zahlreichen kleinen Domen zuſammengeſetzt, die von 64 Säulen getragen werden und der Kirche ein Ausſehen verleihen, das an die Gotteshäuſer im Moskauer Kreml erinnert. Damit die Bewohner der gegenüberliegenden Seite der Plaza nicht erſt dieſe letztere zu durchſchreiten brauchen, wenn ſie das Bedürfniß zum Beten haben, wurde auch dort eine Kirche gebaut. Aber die Hauptmerkwürdigkeit Cholulas iſt doch der gewaltige Hügel, der ſich unmittelbar hinter der Stadt aus der Ebene erhebt, und auf ſeinem Gipfel die ſchöne Kirche der Nuestra Señora de los Remedios trägt. Seiner heutigen Form nach würde man kaum die einſtige Pyramide mit ihren vier Terraſſen (ähnlich der Stufenpyramide von Saccara) wiedererkennen, denn dieſe Terraſſen ſind nur noch undeutlich markirt. Der Regen, dieſer eifrige Sculptor, hat die Lehmziegel, aus welchen die Pyramide erbaut iſt, jahrhundertelang bearbeitet, Lücken und Stufen ausgehöhlt oder dort, wo nur glatte Wände vorhanden waren, tiefe Furchen eingeriſſen, in welchen ſich in der Regenzeit die oben anſammelnden Waſſermengen in Bächen thalwärts ergießen. Pflanzen haben überall feſten Fuß gefaßt, und die einſt nackte Pyramide iſt vollſtändig mit dichtem, grünem Geſtrüpp, ja ſogar mit großen Bäumen überdeckt. Wenn wir dennoch die Stufen- oder Terraſſenform, wie ſie die Pyramide früher zeigte, kennen, ſo rührt dies nicht nur von den Schilderungen der ſpaniſchen Geſchichtsſchreiber her, ſondern es iſt ſogar noch eine authentiſche Abbildung derſelben aus der erſten Zeit der Eroberung in Cholula vorhanden. In dem vom König von Spanien der Stadt Cholula im Jahre 1540 verliehenen Wappen befindet ſich nämlich als Wappenbild die Pyramide, und ein ſolches Wappen, aus ſchwarzer Lava ausgehauen, ſahen wir gelegentlich unſeres Beſuches der Stadt an einem Hauſe an der Vereinigung der Calle Real und der Calle de Chalinga. Daſſelbe zeigt deutlich eine vierſtufige abgeſtutzte Pyramide von ganz regelmäßiger Form.

Was die Zeit von dem großen Bau noch ſtehen gelaſſen hat, wurde von den Menſchen noch vielfach verſtümmelt. So wurde auf der Stadtſeite ein breiter Fahrweg die Pyramide empor bis auf das obere Plateau angelegt, und noch zwei andere gepflaſterte Wege führen je auf der Nord- und Südſeite dort hinauf. Ueberdies wurde, um der Pferdebahn nach Atlixco einen geringfügigen

Umweg zu ersparen, ein Durchschnitt quer durch eine Ecke der Pyramide gemacht, ein Vandalismus, gegen welchen man nicht genug protestiren kann. Uebrigens wurde bei dieser Gelegenheit eine viereckige Kammer bloßgelegt, deren Wände, wie man uns versicherte, mit Stein verkleidet waren, und deren Decke aus starken Balken aus Cypressenholz bestand. Sie soll zwei menschliche Skelette, einige bemalte Vasen und Götzenbilder aus Stein enthalten haben. Wo immer das Gestrüpp an den Seiten der Pyramide eine offene Stelle gelassen hat, kann man noch immer deutlich die künstliche Construction erkennen. Das Hauptmaterial waren getrocknete Erdziegel (Adobe), ganz jenen gleich, aus welchen heute noch die Mehrzahl der mexicanischen Wohnhäuser erbaut werden. Für die Treppen, welche auf jeder der vier Seiten zum Plateau emporführten, war kohlensaurer Kalk, vermischt mit kleinen Steinchen und Lavastücken, verwendet worden, über welche kleine Kalksteinplatten gelegt waren. Alle diese Materialien finden sich in großen Massen in der Nähe von Cholula. Die Erdziegel der Pyramide zeigen verschiedene Form und Größe, ja selbst verschiedene Zusammensetzung, woraus man zu schließen geneigt wäre, daß Arbeiter aus verschiedenen Gegenden in verschiedenen Generationen an dem Bau beschäftigt waren. Die Dimensionen der Pyramide werden verschieden angegeben, und ich habe nicht zwei Werke gefunden, welche darin übereinstimmen. Humboldt berechnet ihre Höhe auf 164 Fuß, während einige amerikanische Ingenieurofficiere sie auf 204 Fuß schätzen. Ich selbst fand eine (trigonometrisch berechnete) Höhe von 61·06 Meter (bis zum obersten Plateau), während die vier Seiten der Basis folgende (mit dem Maßstab gemessene) Länge zeigen: West- und Nordwestseite je 305·4 Meter, Ostseite 313 Meter, Südseite 254·3 Meter. Man sieht daraus, daß die den Wetterseiten ausgesetzten Flächen viel mehr gelitten haben, als die geschützte Südseite. Auf dem bequemen, breiten, durch die Spanier gebauten Fahrweg stiegen wir zu dem oberen Plateau empor, wo vier hohe, ehrwürdige Cypressenbäume dem müden Besucher Schatten spenden. Das Plateau hat eine west-östliche Länge von 61·9 Meter und eine nord-südliche Breite von 43·8 Meter. Von dem zur Zeit der Eroberung hier befindlichen großen Tempel, dem Gotte Quetzalcoatl geweiht, ist nicht die geringste Spur mehr vorhanden, und an seiner Stelle erhebt sich, wie bemerkt, eine neugebaute, in grellen Farben übertünchte Kirche, die dadurch, sowie durch ihre Kuppeln, ein fast moskowitisches Aussehen erhält. Aber wer da oben auf dem Plateau steht, kümmert sich in der Regel wenig um die Kirche, denn die Aussicht, welche er von hier genießt, kann man getrost zu den schönsten zählen, welche sich dem Menschen überhaupt darbieten. Ich habe die Herrlichkeiten der Gegend schon gelegentlich der Schilde-

Digitized by Google

rung unserer Hierherfahrt aufgezählt und es wäre vergebliche Mühe, das Bild hier nochmals in Worten auszumalen.



Frauentypen aus Spanisch-Amerika.

Während wir am späten Nachmittag hier oben standen, mußten wir unwillkürlich an die Zeiten zurückdenken, als sich an Stelle des heutigen elenden Städtchens zu unseren Füßen die Großstadt ausbreitete, welche Cortez hier

vorfand, und deren Bevölkerungszahl von damaligen allerdings nicht sehr glaubwürdigen Geschichtsschreibern auf über eine Viertelmillion angegeben wird. Las Casas selbst behauptet, noch eine Bevölkerung von 150.000 Seelen vorgefunden zu haben. In seinem zweiten Briefe an Karl V. erzählt Cortez, daß Cholula, das damalige Mekka, die heilige Stadt von Anahuac, 20.000 Häuser und 400 Moscheen oder Tempel gehabt hätte. Wo sind sie nun alle? Nicht eine Spur davon ist zurückgeblieben. Sie sind alle wie vom Winde hinweggeblasen, und die Ruinen ihrer Lehmmauern sind von den Pflügen der Mexicaner in ihre Aloën- und Maisfelder eingepflügt worden. Merkwürdigerweise werden sogar die in Teotihuacan in so kolossalen Mengen vorhandenen Steinwerkzeuge und Figürchen hier in verhältnißmäßig spärlicher Zahl gefunden. In einer Pulqueria, der Auffahrt zur Pyramide gegenüber, fand ich indessen doch einzelne interessante Gegenstände, darunter eine kleine aus Stein gehauene menschliche Figur.*)

Der Gegenstand der Verehrung im alten Cholula war der Gott der Luft, Quetzalcoatl, der, wie einst Apollo unter den Griechen, unter den Cholulanern lebte und ihnen den Ackerbau, das Spinnen und Weben und andere Künste lehrte. Er war „von weißer Hautfarbe und trug als Abzeichen ein Kreuz in seiner Rechten". Wie der bekannte Orozco y Berra glaubt, wäre Quetzalcoatl von Island nach Amerika gekommen. Andererseits theilt auch der Skandinavist Beauvois diese Meinung und nach all dem, was ich selbst in Mexico gesehen, an den zahlreichen Anzeichen europäischen Einflusses in der altmexicanischen Cultur, bis auf ganz geringe Einzelheiten, wie z. B. der Schulterharnisch auf dem Steinbilde des Quetzalcoatl, kann ich mich in bescheidenster Weise der Behauptung der Genannten vollständig anschließen. Die Beziehungen Islands zu Amerika vor der sogenannten Entdeckung der Neuen Welt durch Columbus sind ja eine feststehende Thatsache und wie in späteren Jahrhunderten De Soto, Marquette und Andere quer durch den Continent wanderten, so konnten doch auch vor ihnen Isländer nach Mexico gelangt sein.

Spät am Abend machten wir uns auf den Rückweg nach Puebla. Die Finsterniß bricht in diesen Breitengraden ungemein rasch ein, und wir waren auf halbem Wege schon in vollständiges Dunkel gehüllt — ein Umstand, der uns nicht gerade angenehm war. Vier Tage vor unserem Ausflug waren auf derselben Straße mehrere Reisende von Banditen vollständig geplündert worden. Diese Gegend ist nicht nur in Puebla, sondern weit darüber hinaus ihrer

*) Dem Leipziger „Museum für Völkerkunde" überlassen.

Digitized by Google

Unsicherheit wegen berüchtigt, und daß es in Puebla selbst an Briganten nicht fehlt, die sich mit der Rechten vor jedem Madonnenbilde bekreuzigen, und mit der Linken das Stilet bei passenden Gelegenheiten mit Vortheil verwerthen, war uns ja längst bekannt. Je näher wir deshalb den verrufenen Steinbrüchen von Loreto kamen, desto mehr waren wir auf unserer Hut. Wir hatten alle Drei unsere Revolver gezogen, und während Tom Lee nach vorne durch die Dunkelheit auslugte, so gut es ging, that ich dasselbe nach rückwärts, während Hamilton als „Reserve" ruhig im Wagen sitzen blieb. Aber wir erreichten Puebla ohne Unfall. Vielleicht hatten die Señores Ladrones unsere Revolver blitzen sehen, oder was gar leicht begreiflich wäre, sie hielten uns selbst für Banditen.

Digitized by Google

XIII.

Die Republik Tlaxcala.

Auf der hochinteressanten Eisenbahnfahrt von Mexico gegen die östlichen Sierras kommt man, den gewaltigen Malincheberg zur Rechten lassend, wie erwähnt, an dem kleinen Oertchen Apizaco vorbei, von wo aus eine Zweigbahn in südlicher Richtung nach Puebla läuft. Mögen auch zahlreiche Reisende diese altberühmte, zweitgrößte Stadt Mexicos und die nahe Riesenpyramide von Cholula besuchen, die wenigsten finden es der Mühe werth, auch eine Pilgerfahrt nach Tlaxcala zu unternehmen, der Hauptstadt jener kleinen Republik, die in der Geschichte der spanischen Eroberung Mexicos eine so wichtige Rolle gespielt hat und deren Gebiet die genannte 47 Kilometer lange Zweigbahn von Apizaco nach Puebla quer durchzieht. Ja, als ich einigen mexicanischen Reisegefährten gegenüber meine Absicht bekannt gab, auf dem Wege nach Puebla mich auch in Tlaxcala aufzuhalten, wurde ich von ihnen gehörig ausgelacht. „Zu sehen ist dort nichts, als Ruinen, Señor; es un pueblo muerte. Sie finden dort überhaupt kein Unterkommen. Und dann die Ladrones!" Es war wohl dieser Ladrones wegen, daß sich auf unserem Eisenbahnzug ein ganzer Waggon voll mexicanischer Soldaten mit Gewehr und Bajonett, unter Anführung eines Officiers befand? Und wenn der Waggon nicht der letzte des Zuges, sondern unmittelbar an die Locomotive angekoppelt war, so hatte das seinen Grund darin, daß die Ladroncillos, die „Räuberchen", kürzlich den Soldatenwaggon, diese Festung auf Rädern, geschickt von einem Zuge losgelöst hatten, und eine Strecke weiter

Digitized by Google

die Passagiere, unbehindert durch die Gewehre der mexicanischen Soldateska, gemüthlich ausgeraubt hatten.

Aber so schlimm, wie es die Leutchen in Mexico selbst schildern, ist es doch nicht, und ich verließ den in Waffen starrenden Zug doch bei der Station Santa Anna, um von dort nach Tlaxcala zu fahren. Noch einige Mexicanos stiegen mit mir aus, von den sie auf der Station erwartenden Freunden durch herzliche Umarmung, Küsse und das hier so gebräuchliche gegenseitige Klopfen mit der flachen Hand auf den Rücken begrüßt. Ein eigenthümliches Willkommen, das Männer nicht nur unter sich, sondern auch mit den Frauen austauschen und das desto heftiger ist, je zärtlicher die Betreffenden einander zugethan sind. Ich war seit meiner Schulzeit nicht mehr mexicanisch begrüßt worden, wo dies mein wackerer Lehrer mit großer Zärtlichkeit uns bösen Jungen gegenüber leider häufig genug zu thun pflegte. Von Santa Anna führt seit Kurzem eine Tramvia nach der ein paar Kilometer entfernten Hauptstadt der Tlaxcalteken-Republik auf demselben Wege und durch dieselben Thäler, durch welche auch Hernando Cortez mit seinen 500 Soldaten und 15 Pferden zog, um den tapfersten der mexicanischen Stämme vor den Thoren ihrer Hauptstadt in offener Schlacht zu schlagen. Es ist historischer Boden, über welchen die Maulthiere unserer Tramvia im gewohnten Galopp dahineilten, ja gerade hier fielen die wichtigsten und entscheidendsten aller Kämpfe vor, welche die Eroberung Mexicos zur Folge hatten. Der Charakter der Gegend, und fast könnte man sagen, der Charakter der Ansiedelungen und Städte ist derselbe geblieben, nur daß hier die Menschen nicht mehr Federschmuck und Obsidianwaffen tragen, und daß an Stelle der Teocallis mit ihren steinernen Götzenbildern christliche Kirchen getreten sind. Ueberall die üppigsten Mais- und Maguaypflanzungen, hier und dort, umgeben von Obstgärten, hübsche Dörfer mit denselben Adobehäusern und Azoteas (flachen Dächern), wie sie Bernal Diaz schildert, so daß man fast seine Reiseberichte hier anführen könnte, obschon 370 Jahre seit dem ersten Zuge der Weißen durch dieses ungemein fruchtbare, reich gesegnete Land verstrichen sind. Selbst die Sprache der alten Tlaxcalteken ist dieselbe geblieben und wird in allen Städten und Dörfern des Staates Tlaxcala gelehrt, obschon die Bewohner im Verkehr mit den Weißen sich der spanischen Sprache bedienen. Was mich indessen am meisten interessirte, war der Umstand, daß in einem Dorfe in der Nähe von Santa Anna noch die Ursprache der Otomis sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, obschon der eigentliche Sitz des Otomistammes die mehrere Hundert Kilometer weiter nördlich gelegenen Staaten Queretaro und Aguas Calientes sind. Wie die spanischen Geschichtsschreiber erzählen,

waren die Otomis mit den Tlaxcalteken in der That verbündet, und ein Theil des erstgenannten Stammes siedelte sich in der Republik Tlaxcala an. Zur Zeit, als Cortez mit seiner Horde in Tlaxcala eintraf, waren gerade Otomiten mit der Bewachung der festen Ringmauer betraut, welche die Kaziken der Republik auf der Ostseite um ihr Gebiet herum angelegt hatten. Die Otomiten des erwähnten Dorfes dürften also die direeten Nachkommen jener Krieger sein, welche sich so tapfer mit den Spaniern herumgeschlagen hatten und nachher ihre treuesten und unentbehrlichsten Verbündeten wurden.

Eine kurze Strecke, nachdem wir aus den langen staubigen Straßen von Santa Anna herausgefahren waren, gelangten wir in das enge Thal des San Estebanflusses, dem entlang die Geleise der von Mexicanern mit kolossalem Kostenaufwand erbauten Bahn führten. Hier in diesem Theile der Schlucht war es wohl, wohin die Spanier sich in der Hitze des Kampfes hatten verlocken lassen, und wo sie von einem Tlaxcaltekenheere von 30.000 Mann überfallen wurden, das ihnen so schwere Verluste beibrachte.

Ein Viertelstündchen später war Tlaxcala selbst, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, erreicht und wir, d. h. Tom Lee, mein Reisegefährte und ich, fanden in der einzigen Fonda des Ortes, in einer Seitenstraße der Plaza gelegen, Unterkunft.

Das Hotel, in dem wir wohnten, ist eine Beschreibung wohl werth; für Diejenigen, welche Nordafrika bereist haben, kann sie kurz ausfallen, denn dieses Hotel der Neuen Welt ähnelte zum Verwechseln den Funduks in Tunis und Marokko, ein weiter viereckiger, schlecht gepflasterter Hof, in welchem sich Schweine und Hühner herumtrieben. Rings um denselben zog sich ein niederes Gebäude, den Stallungen unserer Meiereien ähnlich, auf jeder Seite mit fünf bis sechs Thüren, die sich nach dem Hof zu öffneten. Wir schritten von Thüre zu Thüre, um den Wirth herauszuklopfen, aber Niemand wurde sichtbar, als ein altes runzeliges Indianerweib, das in einer Ecke des Gebäudes den Küchenverrichtungen oblag. „Sie wollen ein Quarto, Señores?“ meinte sie, und humpelte dann auf eine der Stallthüren zu, die mit einem mächtigen schweren Schlosse versehen war. Ein ebenso gewichtiger Schlüssel öffnete die Thüre, hinter welcher alle Schätze Aladdin's sicher gewesen wären, und wir sahen einen großen vollständig leeren Stall vor uns. „Aqui, Señores,“ meinte die Alte, „hier ist Ihr Zimmer. Wünschen Sie Bettzeug und Futter für Ihre Pferde?“ Aus diesen Fragen wird man erkennen, mit welcher Gattung von Reisenden es die Fonda von Tlaxcala in der Regel zu thun hat. Nach kurzer Berathung beschlossen wir, in der Stadt ein paar Reisedecken zu kaufen und die Nacht lieber im Hofraume unter

freiem Himmel zuzubringen, als in dem Stall, dieser Brutstätte der Skorpione und Cienpies (Tausendfüßler) zu schlafen. Ebenso bestellten wir uns das Abendbrot in den Hof, und dieses, aus Hühnern und Lechuga (vortrefflichem grünen Salat) bestehend, versöhnte uns theilweise mit unserem Aufenthaltsort.

Vorher unternahmen wir die Besichtigung der Stadt, die durchaus nicht viel Zeit erfordert, denn das alte Tlaxcala, das nach Torquemada, diesem gewaltigen Aufschneider vor dem Herrn, 140.000 Einwohner zählte, ist zu einem Städtchen von kaum 4000 Einwohnern zusammengeschrumpft. Der ganze Staat zählt deren heute kaum so viel, als Torquemada der Stadt allein zuspricht, obschon Tlaxcala der dichtbevölkertste, wenn auch kleinste von allen Staaten Mexicos ist.*) Wir kamen mit gewissen Erwartungen nach Tlaxcala, zu welchen uns die großen Thaten der tapferen Vorfahren dieses Volkes wohl berechtigten. Aber wir wurden grausam enttäuscht. In ganz Mexico vom californischen Golf bis Yucatan habe ich wenige so sehr dem gänzlichen Verfall entgegengehende Städte gesehen, wie diese Hauptstadt eines Staates. In manchen Städten wird man durch die hübschen Parkanlagen der Alameda und die Blumengärten der Plaza darüber hinweggetäuscht. In Tlaxcala indessen gähnen den Wanderer die Ruinen selbst auf der Plaza an, auf derselben; wo sich die Municipalität und der Regierungspalast des Staates befinden! Die Bewohner der Stadt scheinen sich der Pflege dieser Plaza mit ihren Schattenbäumen, ihren Fontainen, dem Musikpavillon und den steinernen Bänken im Stil der Bourbonenzeit mit viel mehr Liebe hinzugeben, als jener ihrer eigenen Häuser. Die Gebäude hier wie in den anstoßenden Straßen sind alle dem Verfall nahe, und unmittelbar an den Municipalitäts-„Palast" anschließend, befindet sich sogar eine große ganz zerfallene Ruine, die mich fast an die Ruinen der alten englischen Abteien, an Furneß und Holyrood erinnerte. Es sind die Reste einer großen dreischiffigen Kirche, der Capilla Real, von der nichts weiter erhalten ist, als die Eingangspforte mit dem spanischen Königswappen darüber! Auch das daran stoßende Kloster ist ganz in Trümmer zerfallen; die guten Mexicaner haben eben in ihrer Wuth gegen die katholische Priesterschaft viel mehr Klöster aufgehoben, als sie für Kasernen, Schulzwecke u. s. w. verwerthen

*) Bei einem Flächenraum von 3902 Quadratkilometer 138.478 Einwohner, also 36 Einwohner auf den Quadratkilometer, während die relative Bevölkerung von ganz Mexico pro Quadratkilometer nur 5 Einwohner beträgt. Nächst Tlaxcala sind die Staaten Morelos und Mexico mit 33 Einwohnern pro Quadratkilometer am dichtesten bevölkert. Untercalifornien hat nur 0·2 und Sonora nur 0·7 Einwohner auf den Quadratkilometer.

konnten. Andererseits aber haben auch die Priester in ganz Mexico viel mehr Klöster und Kirchen gebaut, als es nothwendig war. In jedem Dorfe von 1000 bis 2000 Einwohnern befinden sich ein halbes Dutzend, wenn nicht mehr Kirchen, und es ist fast unerklärlich, wie sich in der Zeit vor der mexicanischen Bilderstürmerei diese unzähligen Pfarreien und Priester ernähren konnten. Andererseits ist es wohl wahr, daß man in keinem Lande ein Leben voll Erbauung angenehmer verbringen, und seine Sünden mit größerem Vergnügen abbüßen kann, als in den Klöstern des herrlichen Mexico.

In dem an die Capilla Real anstoßenden „Palacio" hausen Staats- und Stadtregierung friedlich nebeneinander. Es ist eines der ältesten Gebäude Mexicos, vor über dreieinhalb Jahrhunderten, unmittelbar nach der Conquista erbaut. In dem halbzerfallenen Thorwege lungerten ein paar indianische Milizsoldaten in mexicanischer Uniform, die ganze bewaffnete Macht des Staates. Diese also waren die directen Nachkommen der wilden tapferen Tlaxcalaner, welche ein Heer von einem halben Hunderttausend Mann den Spaniern entgegenstellten! Unwillkürlich dachte ich an die Schilderung dieses Heeres, welches Cortez am 5. September 1519 hier an derselben Stelle gegenüberstand: „Etwas Malerischeres als diesen indianischen Heereszug konnte man sich nicht denken. Zwischen den nackten, je mit den Hausfarben der Kaziken bemalten Gestalten der Krieger ließen sich, leicht erkennbar, die phantastisch herausgeputzten Häuptlinge und Heerführer unterscheiden. Die Helme derselben gaben ihnen ein eigenthümliches Aussehen, mehr abenteuerlich als schön. Sie stellten meist den Kopf irgend eines wilden Thieres dar, und waren überreich mit Gold und Edelsteinen verziert. Ein mächtiger Federbusch in grotesker Anordnung wallte auf den prachtvollen Federmantel nieder, unter welchem die Gold- und Silberspangen der Rüstung bemerkbar waren. Diese bedeckte bei den vornehmen Kriegern eine oft 2 Zoll dicke Tunica von Baumwolle, welche sich fest an den Körper schloß, und Schenkel wie Schultern schützte. Die Beine umschlossen mit Gold verzierte Stiefel oder Halbschuhe. Ihre meist runden und leichten Schilde aus Holz, die sich gleich einem Sonnenschirm zusammenfalten ließen, waren ebenfalls mit Gehängen aus bunter Federarbeit versehen. Als Waffen dienten sägeartige Schwerter, Bogen und Pfeil, Wurfspieße und Wurfpfeile."

„Den Farben der Häuptlinge entsprachen auch die zahlreichen Feldzeichen der Vereinigten Tlaxcalaner und Otomis, umgeben von Schaaren Bewaffneter, deren Speere, Bogen und Pfeile mit Spitzen von durchsichtigem Itztli in der Morgensonne funkelten. Unter den Fahnen war besonders das Wappen des Hauses Xicotencatl, ein weißer Reiher auf einem Felsen, auffällig; noch mehr, der goldene

Adler mit den ausgebreiteten Flügeln, das große, reich mit Edelsteinen und Silber verzierte Banner des Freistaates Tlaxcala. Die Ausrüstung der gemeinen Krieger war höchst mannigfaltig. Man konnte deutlich Schleuderer, Bogenschützen und Speerträger unterscheiden, und die Wirkung ihrer Wurfgeschosse sollte man bald kennen lernen. Was Schönheit, Leichtigkeit und Stärke der Waffen betrifft, standen sie nicht unter denen der cultivirtesten Nationen des Alterthums."

Und aus diesen gewaltigen Kriegern von damals sind nun solch erbärmliche Polizisten geworden, wie jene, die unter dem Palacio del Ayuntamiento Wache hielten! Wie zerstoben und zerfielen doch die alten Indianerreiche vor den occidentalen Kreuzfahrern, vor den Cortez, den Alvarado, Pizarro und Vilbao! An Stelle der vier großen tapferen Kaziken, wahre Heldengestalten aus der Geschichte der spanischen Eroberung, regiert jetzt eine Legislatur, bestehend aus zwölf Abgeordneten, über die Geschicke des Indianerstaates Tlaxcala. Der einzige Weiße in dem ganzen Regierungskörper ist der Staatsgouverneur, ein hochgebildeter, mit der Geschichte seines Staates wohl vertrauter Mann, der uns auf das Liebenswürdigste empfing, und sofort in echt spanischer Höflichkeit Haus und Hof, ganz Mexico und die Neue Welt zu unserer Verfügung stellte. Wir begnügten uns indessen mit seiner Begleitung durch die Regierungslocalitäten. Da war zunächst der Sitzungssaal der Abgeordneten (Tlaxcala hat keinen Senat), ein langer Corridor, an dessen einem Ende auf einer Estrade die Stühle des Gouverneurs und zweier Staatssecretäre um einen Tisch herumstanden. Darunter befanden sich die zehn Stühle für die übrigen Abgeordneten, je fünf in einer Reihe und so gestellt, daß sich diese Nachfolger der Kaziken einander gegenübersaßen. Der Rest des Raumes, mit Bänken für das Publicum versehen, war durch eine starke Barrière abgesperrt. Die Stühle des Abgeordnetenhauses waren modernstes Wiener Fabrikat, aus gebogenem Holz. An den Wänden hingen zwei abscheuliche Porträts, von localen Künstlern gemalt und, wie man versicherte), (zu erkennen waren sie nicht), die „Patrioten" Juarez und Hidalgo darstellend.

Viel interessanter war unser Besuch des Staatsarchivs, wo wir in einem Glaskasten das alte Cortez'sche Banner sahen, welches er in der Schlacht bei Tlaxcala getragen. Die ehemals hochrothe Fahne mit dem spanischen Königswappen in einer Ecke ist im Laufe der Zeit kaffeegelb geworden, und die schweren goldenen Tressen hängen in Fetzen davon herab; aber das macht dieses Andenken an den Conquistador darum nicht weniger merkwürdig. Im Gegentheil. Wir standen lange davor und verkörperten uns im Gedanken die

Gestalt des Helden, der vor 350 Jahren an dieser Stelle so große Siege erfocht, und nachher in dieser gleichen Stadt wochenlang mit seiner schönen, treuen Geliebten Malinche gewohnt hat. Neben diesem Andenken befinden sich noch andere von nicht minderem historischen Werth: die reich bemalten und gestickten Gewänder, welche die vier Kaziken von Tlaxcala trugen, als sie sich in Cortez' Gegenwart taufen ließen; ferner ein seltsames Gewebe, auf welchem der Stammbaum des berühmtesten und tapfersten Kaziken, Xicohtencatl, verzeichnet ist. Daran schließen sich Andenken an die ersten Jahre nach der Eroberung: der königliche Erlaß, mit welchem der neuen christlichen Stadt Tlaxcala ihr gegenwärtiges Wappen verliehen wurde, mit der Unterschrift Karl's V.; die in einem prachtvollen Einband befindliche Stadturkunde aus Pergament, mit dem Porträt Philipp's II. und seiner eigenhändigen Unterschrift versehen, datirt Barcelona, 10. Mai 1585; ferner eine Sammlung tlaxcaltekischer Idolos, Steinfigürchen und Geräthschaften, die im Laufe der Zeit hier ausgegraben wurden. In einem anderen Gemach sind die Porträts der vier großen Kaziken, die man nicht ohne eine gewisse Wehmuth betrachten kann, denn das Schicksal hat ihnen grausam mitgespielt: Mazihcatzin, Tlahuexolotzin, Zitlalpopoca, und endlich Xicohtencatl, dessen Palast heute noch, allerdings nur in spärlichen Ruinen, auf dem Cerro San Esteban erkennbar ist.

Aber Tlaxcala hat auch noch andere höchst wichtige Merkwürdigkeiten; war es doch sozusagen die Festung, um welche sich die Eroberung Mexicos durch Cortez drehte und wo die Entscheidung fiel. Seltenes Glück begünstigte Cortez in seinem Feldzug gegen Tlaxcala. Die Entscheidung in den Schlachten hing stets nur an einem Haar, und ohne die Hilfe der schönen Indianerin Malinche wäre diese Entscheidung schwerlich zu Gunsten der Spanier ausgefallen. So kann man wahrhaftig sagen, Mexico sei durch ein Weib erobert worden. Man hat Cortez und Alvarado und den Anderen Denkmäler errichtet, nur die verführerische Malinche hat noch kein Denkmal erhalten, obwohl man sich einen schöneren Vorwurf für ein solches kaum denken kann. Aber auch ohne Denkmal lebt ihr Andenken in Mexico fort und ihr Name hat sich in dem mächtigen Berge erhalten, der innerhalb der Grenzen des Staates Tlaxcala seine Stirne auf 4000 Meter über den Meeresspiegel erhebt. Wären nicht der Orizaba und der Popocatepetl mit seinem Zwillingsberge vorhanden, dann wäre der Malinche der König der Berge in diesem Gebiete. Ist sein Gipfel auch nicht mit ewigem Schnee bedeckt und lange nicht so hoch wie die drei genannten Berge, so sind seine Formen doch unstreitig die weitaus schönsten. Auf meinen Ausflügen nach Puebla, Cholula und hierher blieben meine

Digitized by Google

Blicke oft lange auf seinen kolossalen Massen, auf seinen dichten, dunkeln Wäldern, seinen Ravinen und Felszacken haften, ja von keinem Berge der Neuen Welt habe ich noch heute die Formen so klar vor mir, wie von dem schönen Malinche. In der Stadt Tlaxcala, die sich mit ihren verödeten, geschäftslosen Straßen die Anhöhe gegen den alten Convent von San Francisco emporzieht, fanden wir auch nicht das Geringste, das den Reisenden fesseln könnte, nicht einmal ein hübsches Mädchengesicht. Aber hinter unserer Fonda zog sich ein herrlicher Garten, einer der schönsten Privatgärten, die ich in Mexico gesehen, mit tropischen Obstbäumen, Blumen und Wasserbassins in Terrassen empor; diesen Garten durchwandernd, standen wir bald auf der Anhöhe vor dem Convento de San Francisco. Der Convent ist, wie alle anderen in Mexico, aufgehoben und dient augenblicklich als Kaserne. Nur die Kirche dient noch ihrem heiligen Zweck, und man wird sie hoffentlich nicht aufheben, denn sie ist die älteste Kirche des amerikanischen Continents, 1521, also zwei Jahre nach der Eroberung Mexicos gebaut! Mit Ausnahme des reich geschnitzten Eichendaches ist wohl wenig Sehenswerthes darin vorhanden, dafür enthält das Sanctuarium etwa hundert alte, historische Oelgemälde, zumeist Porträts von verschiedenem Werth, und die anstoßende Capelle des Tercerordens enhält eine Sehenswürdigkeit, die man als die größte der Neuen Welt, was kirchliche Sachen betrifft, bezeichnen könnte: Eine alte steinerne Kanzel, auf welcher folgende Inschrift zu lesen ist: „Aqui tubo principio el Sto. Evangelio en este nuevo mundo." „Hier wurde zum erstenmale das heilige Evangelium in der Neuen Welt verkündet." Dieser Kanzel gegenüber, in einer Nische halb verborgen, steht noch ein zweites merkwürdiges Object, nichts weiter als ein einfacher runder Taufstein, etwas $1^1/_2$ Meter im Durchmesser und 1 Meter hoch, genannt: „Fuente de Maxicatzin." An diesem Taufstein wurden die vier letzten Kaziken der alten Republik Tlaxcala im Jahre 1520 getauft. Cortez hatte sich bekanntlich nach seiner schweren Niederlage der Noche triste nach Tlaxcala flüchten müssen und die vier Kaziken hätten ihn vollständig vernichten können, wenn sie es gewollt hätten. Sie hielten aber treu und standhaft zu ihm, und es war gerade zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit, daß sie gerade am Tage nach dem schrecklichen Gemetzel der Noche triste sich zur Bekehrung zum Christenthum entschlossen.

So ist denn Tlaxcala eigentlich die Wiege des heutigen Mexico und verdient viel mehr von den Mexicanern besucht zu werden. Noch ein letztes Object wollten wir uns besehen: die Ruinen des Kazikenpalastes auf dem Cerro San Esteban, und wir ersuchten unsere Wirthin, uns einen Wagen dahin zu besorgen, aber

in der ganzen Stadt war ein solcher nicht aufzutreiben. Wohl besaß der Krösus des Ortes zwei Wagen, allein er sagte uns selbst, er hätte sie seit Jahren nicht benutzt, da sie unfehlbar auf den elenden Wegen in Stücke gegangen wären. Dafür bot er uns mit großer Liebenswürdigkeit Reitpferde an, auf denen wir auch durch das einzig schöne, ungemein fruchtbare Thal des San Esteban zu dem einsamen Cerro ritten, auf welchem einst der Kazikenpalast gestanden hat. Wir übersetzten auf einer Furt den gerade übervollen, reißenden Fluß, und die Pferde unter der Obhut des Dieners lassend, kletterten wir die steile, zum Theil mit Obstbäumen bepflanzte Anhöhe empor. Auf dem Wege begegneten wir einem indianischen Schäfer, der eine kleine Heerde Schafe hütete, die einzige Gestalt in dem ganzen Staate, in welchem wir einen wahren, directen Nachkommen der alten Tlaxcalteken erkannt hätten. Ein Riese von rothbrauner Farbe, nur mit einem Schurz aus Thierfell bekleidet. Ein großer Kopf mit struppigem, schwarzem Haar saß auf den kräftigen Schultern. Dunkle, feurige Augen, eine stark gekrümmte Adlernase und blendend weiße Zähne. In der Rechten trug er die beliebteste Waffe seiner Vorfahren: eine Schleuder. So wie er, mochten die Verbündeten von Hernando Cortez ausgesehen haben, und da wir eben im Begriffe waren, den Palast ihres vornehmsten Kaziken zu besuchen, so schien es uns, als wäre er eben aus diesem herausgetreten. Oben auf dem Gipfel des Berges steht zwischen hohen Schattenbäumen eine Capelle auf derselben Stelle, wo der Palast einst gestanden, nur einige Mauern und merkwürdigerweise auch Gewölbe sind davon noch übrig.

Das Ganze ist mit einer hohen Mauer umschlossen. Weit und breit war Niemand zu sehen, der uns die Thüre geöffnet hätte, und so kletterten wir denn über die Mauer und über das Dach der Capelle. Von diesem letzteren aus genossen wir die herrlichste Aussicht auf die drei gewaltigen Bergriesen von Anahuac, die drei höchsten Berge des nordamerikanischen Continents, die sich hier, wo man in der Mitte zwischen ihnen steht, noch viel majestätischer und kühner präsentiren, als von Mexico aus. Von der letztgenannten Stadt sieht man nur die Nord- und Westseite des Popocatepetl und Iztaccihuatl, von San Esteban hingegen zeigen sie ihre Ost- und Südseite, und zwar in ganz anderer Form, als die von Mexico aus bekannte. Die Formen des Iztaccihuatl sind kühner, steiler, wilder; auch der Popocatepetl erscheint steiler und zeigte augenblicklich (im Mai) keinen Schnee mehr auf seiner ganzen Südostseite, bis nahe an den Krater. Die ganze wilde großartige Gebirgslandschaft erinnerte mich lebhaft an eine ähnliche Landschaft in Colorado, 20 Breitengrade weiter nördlich, nämlich den Estes-Park zu Füßen des mächtigen Long's Peak.

Obschon der Cerro San Esteban hauptsächlich seiner ihn krönenden Ruinen des Kazikenpalastes wegen bekannt ist, so fand ich ein dort befindliches, mehrere Meter hohes Kreuz aus Stein noch viel merkwürdiger, als die unbedeutenden Ruinen. Nur die Form des Kreuzes und die Buchstaben INRI sind die des Christenthums, der Rest der Vorderseite jedoch ist ganz mit Hieroglyphen bedeckt, die möglicherweise in Bildersprache die Leidensgeschichte Christi darstellen, durch ihr Aussehen aber den christlichen Beschauer befremden.

Von hier ging es im Trabe wieder nach Santa Anna zurück, wohin wir unsere Effecten vorausgesandt hatten, und fuhren nach Puebla weiter, jener Stadt, deren Handel und Blüthe das alte Tlaxcala getödtet hat. Puebla ist die Hauptstadt eines Staates, der früher ein Theil der einstigen Tlaxcalteken-Republik war, und wer diesen kühnsten und stolzesten aller Indianerstämme Mexicos in seiner Blüthe sehen will, muß nicht die einstige, sondern die gegenwärtige Hauptstadt, Puebla de Zaragoza, besuchen.

Digitized by Google

XIV.

Vom Hochplateau nach den Tropen.

Die Zeit ist glücklicherweise längst vorüber, wo der von der Hauptstadt nach der Küste Reisende sich in elenden Diligencen sozusagen auf Gnade oder Ungnade den Briganten in die Arme werfen mußte. Die Fahrt zwischen Mexico und Veracruz war bis vor zwei Jahrzenten die gefährlichste, welche man in dem neuen Welttheil unternehmen konnte. Innerhalb der Grenzen eines Staates gelegen, der auf eine geregelte Regierung, auf Civilisation und geordnete Verhältnisse Anspruch machte, war diese genannte Strecke jahrhundertelang der Tummelplatz zahlloser Räuberbanden, die dort fast täglich ihr Handwerk in der verwegensten Weise ausübten, der Schauplatz von grauenhaften Raub- und Mordthaten, von denen heute noch unzählige Denkmäler, einfache Erdhügel mit rohen Kreuzen versehen, Zeugniß ablegen. Allerdings wurde es der Regierung in der That schwer, wenn überhaupt möglich, auf dieser belebtesten und wichtigsten Verkehrsstraße Mexicos Ordnung zu halten. Die Hälfte derselben führt mitten durch die unstreitig großartigsten Gebirgslandschaften des nordamerikanischen Continents, zwischen Bergen, die auf 5000 Meter und darüber emporsteigen, an Felsenmauern entlang und über Abgründe hinweg, die Tausende Fuß steil abfallen, und auf ihrer Sohle von wildrauschenden, wasserreichen Strömen durchzogen werden. Dichte Urwälder tropischer Natur, mit kolossalen Bäumen, überwachsen mit Schlingpflanzen und an ihrem Fuße mit undurchdringlichem Gestrüpp umgeben, bedecken die Bergwände, und zahlreiche Höhlen und Felsspalten bieten den Wegelagerern sichere, unauffindbare Schlupfwinkel

Digitized by Google

dar. Die Bedeckung, welche man den Karawanen mitzugeben pflegte, reichte in vielen Fällen nicht aus, und mochte man sie noch so sehr verstärken, in diesen, an Hinterhalten so reichen Schluchten, wurden sie geradeso wie die Reisenden das hilflose Ziel sicherer Kugeln. — Nur eine Eisenbahn konnte Besserung in die grauenhaften Verkehrszustände zwischen Hauptstadt und Haupthafen bringen, und diese Eisenbahn besteht nun seit etwa zwei Jahrzehnten, obschon auch jetzt noch die Fahrt durchaus keine sichere ist und Raubanfälle in stattlicher Zahl jedesmal vorkommen, sobald das Land irgendwie von Revolutionen oder Pronunciamentos durchwühlt ist. Immerhin ist es ein ganz unberechenbarer Fortschritt, von der Haupstadt aus die Küste im Eisenbahnwaggon binnen 14 Stunden erreichen zu können, während man sich früher mehrere Tage in der Diligence durchrütteln lassen mußte. Und doch hat der Dampf bisher noch nicht die flinken indianischen Boten übertroffen, welche zur Zeit des Montezuma täglich nach der Hauptstadt für die Tafel des Kaisers Fische brachten, die am Abend zuvor im Golf bei Veracruz gefangen worden waren.

Die Eisenbahn, welche diese beiden Städte und gleichzeitig die Seeküste mit dem Hochplateau verbindet, ist eine der großartigsten und kühnsten Verkehrsunternehmungen, welche die Welt aufzuweisen hat. Ich habe, abgesehen von den kühnen Alpenbahnen Europas, jene über die Felsengebirge in Colorado, Californien, Oregon und Britisch-Columbien, und die fast noch kühneren Schienenwege über die Cordilleren in Südamerika befahren, aber keine kann sich in Bezug auf die streckenweise zu überwindenden Schwierigkeiten und die Vorzüglichkeit, mit welcher sie doch überwältigt wurden, mit der Bahn von Mexico nach Veracruz messen. Die Hauptstadt des Aztekenreiches liegt 2277 Meter über Veracruz, und die Bahn hat auf diesem Wege sogar eine Höhe von 2507 Meter zu übersteigen. Die geradlinige Entfernung zwischen den beiden Städten beträgt etwa 310 Kilometer, die Länge der Bahnstrecke hingegen 423·7 Kilometer. Hiervon entfallen auf das verhältnißmäßig ebene Hochplateau von Anahuac 244 Kilometer, auf den Aufstieg vom Meere zum Hochplateau (bei Esperanza) 179 Kilometer. Nun beträgt die geradlinige Entfernung zwischen Esperanza und Veracruz 136 Kilometer. Die Ingenieure haben somit, um den Aufstieg auf eine Höhe von 245 Kilometer zu machen, nur einen Umweg von 43 Kilometer eingeschlagen. Aber der Anstieg ist kein regelmäßiger. Während beispielsweise die Bahnstrecke von Veracruz aus nach den ersten 86 Kilometer erst 460 Meter Höhe erreicht hat, steigt sie von hier bis zum 172. Kilometer fast 2000 Meter, also über 5 Meter pro Kilometer. Am stärksten ist die Steigung indessen zwischen den Stationen Maltrata und Boca del Monte. Obschon die Entfernung zwischen denselben

nur 20 Kilometer beträgt, steigt die Bahn doch um fast 800 Meter, also 40 Meter pro Kilometer, was einem Neigungswinkel von nahe 5 Graden entspricht. Aus den Tropen erreicht die Bahn binnen einer zweistündigen Fahrt die gemäßigte Zone, aus der Region der Palmen kommt sie in jene der Tannen!

Niemals hat eine Eisenbahn so viele Hindernisse zu überwinden gehabt, niemals so viel und so langjährige Arbeit erfordert, niemals so viel Geld gekostet! Im Jahre 1837 begonnen, konnte sie erst 1873 eröffnet werden. Während ich selbst auf dem Hochplateau im Staate Coahuila Zeuge war, wie man pro Tag 1·5 Kilometer Eisenbahnen baute und dem Verkehr übergab, bedurfte man hier für die gleiche Strecke anderthalb Monate! Während der Erbauung dieser Eisenbahn sah Mexico nicht weniger als 40 Präsidenten und einen Kaiser an der Spitze der Landesregierung! Schwieriger ist es auszurechnen, wie viele Menschenleben sie, d. h. die Eisenbahn, gekostet und welche Geldsummen sie verschlungen hat, doch werden die Gesammtkosten auf 40 Millionen Dollars geschätzt. Für nicht viel mehr baute man in den Vereinigten Staaten die große nördliche Pacifiebahn vom Mississippi bis zum westlichen Abhang der Felsengebirge!

Dank der Liebenswürdigkeit des Directors dieser unter dem Namen „Mexican Railway“ bekannten Bahn konnten wir, von unserem Ausflug nach Apizaco auf die Hauptlinie zurückgekehrt, unsere Fahrt wieder in dem bequemen Salonwagen mittelst Specialzug fortsetzen — wohl die bequemste Art des modernen Eisenbahnreisens. Wir konnten in den einzelnen Stationen halten, so lange wir wollten, und die Fahrt durch interessantere Gegenden verlangsamen, über die öden, staubigen Llanos jedoch beschleunigen lassen. Alexander Hamilton war von Puebla direct nach Mexico zurückgekehrt, dafür begleitete mich Tom Lee auf der Weiterreise nach den Tropen. Als wir in dem vortrefflichen Restaurant auf der Station Apizaco gerade unser Frühstück einnahmen, erschien zu unserer Freude wieder Director Jackson und erklärte uns, die Reise nach Veracruz mit uns machen zu wollen. Einen willkommeneren Begleiter als den Chef der Eisenbahnlinie hätten wir nicht finden können, zumal Jackson uns seit Langem schon als der liebenswürdigste und am besten unterrichtetste Reisebegleiter bekannt war.

So flogen wir denn wieder über die staubige, kahle Hochebene weiter nach Osten an kleinen, elenden Dörfern vorbei, am Nordfuß der Sierra de Malinche entlang, ohne auf der Strecke bis an die Vorberge des großen Orizabamassivs etwas von Interesse zu finden. Der Charakter dieser Hochebene, welcher die Mexicaner den Namen „Llanos“ beigelegt haben, ist ähnlich jenem, wie ich

ihn auf den Hochebenen von Chihuahua und Durango getroffen. Trostlose Sandflächen, hie und da mit weißen Alkalilagen bekleidet, zerrissen von tief eingeschnittenen Flußläufen, die nur in der Regenzeit Wasser besitzen und unterbrochen von Sanddünen, welche die Laune der Stürme heute hierhergeführt hat und morgen wo anders hinträgt. An manchen Stellen, besonders in der Nähe der Dörfer, wird diese Einförmigkeit wohl durch graugrüne Magueyplantagen unterbrochen, die aber mit ihren stacheligen, langen, seltsam geschwungenen Blättern gerade auch nicht zur Verschönerung der Gegend beitragen. Wenn immer der Wind etwas heftiger bläst, jagt er dichte Staub- und Sandwolken vor sich her, welche bald hoch in die Lüfte emporgetragen



Magueypflanzung.

werden und jede Fernsicht versperren. Zuweilen eilen auch dichte Sandhosen in raschem Wirbel über die Ebene dahin. Jeder Reiter, jeder Wagen wirft unglaubliche Staubwolken auf, und die Passagiere, die wir auf den einzelnen Stationen sahen, waren mit dicken Staubschichten ganz überdeckt. Das gewöhnliche Beförderungsmittel über die Llanos ist noch immer das Reitpferd, und glücklicherweise hat sich auch die malerische Nationaltracht bei den Reitern erhalten. Auf jeder Station befanden sich eine Anzahl Caballeros mit dem breiten Sombrero auf dem Kopf und mit unförmigen Sporen an den Stiefeln, Sporen, an denen zuweilen Rädchen von 10 Centimeter Durchmesser saßen und die überdies noch mit kleinen, silbernen Glöckchen behängt waren. Den Sporen entsprechend, besaßen auch die Stiefelhacken eine Höhe, welche selbst unsere modernsten und kleinsten Damen in Paris nicht wagen, unter ihre Schuhe zu

Digitized by Google

setzen. Die Mexicaner zeichnen sich durch besonders kleine Füße aus und die weißen, zwischen den geschlitzten Ledergamaschen zum Vorschein kommenden Unterbeinkleider lassen die Kleinheit dieser eleganten Füßchen noch besser hervortreten. Huamantla, San Marcos und die anderen Dörfchen, an denen wir vorüberfuhren, zeigen armselige Adobehäuser, umgeben von kleinen Gemüsegärtchen, die mit dichten, hohen Organoshecken eingefaßt sind. Der ewige Kampf mit dem alles Leben, alle Vegetation vernichtenden Sand und mit der großen Trockenheit dieser Gegenden zeigt sich in der ganzen Anlage und Bauart dieser Häuser. In jedem derselben befindet sich eine Cisterne, in welcher das Regenwasser von den flachen Dächern sorgfältig gesammelt wird. Bald bildet sich auf dieser kleinen Wasserfläche, dank der darauf fallenden Staubmassen und vielleicht auch Samenkörner, eine Schicht kleiner Pflänzlein, welche das widerlich süßschmeckende Wasser darunter wenigstens etwas kühl erhält. Bei San Marcos kreuzten wir den Camino Real, der von Jalapa quer über die Llanos nach Puebla führt, eine Strecke, auf welcher ein regelmäßiger Diligenciadienst unterhalten wird. Schon zur Zeit unseres Besuches wurde an einer Eisenbahn gebaut, welche Jalapa mit Puebla verbinden sollte, und heute dürfte diese Bahn längst eröffnet sein, denn, über die trockene Hochebene führend, stellten sich ihr keine besonderen Schwierigkeiten entgegen.

Wolken hatten bisher den gewaltigen Schneekrater des Orizaba verborgen gehalten, als wir aber in San Andres ankamen, zeigte sich dieser herrliche Berg in seiner ganzen Majestät, direct aus der Hochebene emporsteigend, und nur mit kleinen, ihm vorgelagerten Erhebungen, auf deren nächster wir die weißen Häuser und die Kirche von Chalchicomula gewahrten. Von dort ist der Orizaba am schnellsten zu erreichen, und in der That beträgt hier die Luftlinie zwischen der Bahnstrecke und dem Gipfel des Bergkönigs nur 20 Kilometer. Ich hatte mir fest vorgenommen gehabt, auch den Orizaba zu besteigen, allein in San Andres wurden mir die Schwierigkeiten als so unüberwindlich dargestellt, und auch Director Jackson, mit den Verhältnissen besser vertraut als irgend Jemand, rieth mir derart von dem Unternehmen ab, daß ich es, offen gestanden, mit leichtem Herzen aufgab. Aber verführerisch wirkte der Gewaltige mit seinem blendenden Zuckerhut doch zu uns herüber — ein Berg, wie man ihn in solcher Schönheit in den Felsengebirgen kaum wiederfindet.*) Nur der Mount Rainier (oder Mount

*) Im Atlas universel von Vivien de St. Martin (Paris, Hachette, 1884) ist die Höhe des Orizaba mit 5384 Meter angegeben. Eine barometrische Messung wurde indessen leider niemals vorgenommen.

Digitized by Google

Tacoma) in Britisch-Columbien erschien mir fast noch schöner als der Orizaba, obschon er in Bezug auf seine Höhe lange nicht an den letzteren hinanreicht. In den meisten Reisewerken, selbst in den besten, wird der Schneekegel des Orizaba in der That ebenso steil wie ein Zuckerhut dargestellt, was auch bei den meisten Abbildungen der anderen Schneeberge Mexicos der Fall ist. Aber der Kegel dürfte kaum eine größere Neigung haben als 40 Grade und erscheint etwa ebenso steil wie Eiger oder Mönch. Ebenso ist es total unrichtig, daß in den Illustrationen der Orizaba und oft auch der Popocatepetl als rauchend dargestellt werden. Die Vulcane erscheinen vollständig rauchlos, gerade wie andere Berge. Auch wird in vielen Werken über Mexico behauptet, der Orizaba wäre noch niemals erstiegen worden.*) Thatsächlich wurde der Berg 1848 von amerikanischen Officieren erstiegen. 1851 erreichte der Franzose Alexander Doignon den Gipfel und fand dort eine amerikanische Flagge, in deren Stock die Jahreszahl 1848 eingeschnitten war. Ein zweiter Versuch des Genannten, den Berg zu ersteigen, blieb jedoch erfolglos und er verlor dabei nahezu das Leben. Die wichtigste und unbestreitbare, weil amtlich bestätigte Ersteigung des Kraters wurde von Baron F. v. Müller am 10. September 1856 ausgeführt, und die Schilderung dieser ungemein gefahr- und mühevollen Expedition findet sich in seinem bekannten Mexicowerke.**) Auch Müller hätte sein kühnes Wagniß beinahe mit dem Leben bezahlt. Der jüngste Versuch der Ersteigung des Orizaba wurde von einem Belgier, M. Verland, am 21. November 1883 von Chalchicomula aus unternommen. Aber furchtbares Schneegestöber und die vollständige Erschöpfung seiner Leute verhinderte ihn daran, sein Ziel zu erreichen.

Von San Andres fuhren wir während der nächsten 100 Kilometer fast beständig den Fuß des gewaltigen Bergriesen entlang, nur daß er am Ende dieser Strecke, bei Cordoba, noch um 1500 Meter höher erschien als von San Andres aus, weil sich die Bahnlinie um dieses Maß gegen das Meer zu senkt. Bis zur Station Esperanza läuft die Bahn nahezu horizontal auf dem Hoch-

*) Dies ist auch in dem sonst vorzüglichen Werke „Voyage au Mexique" (Paris, Hachette) ausgesprochen, welches meinen verehrten Freund Jules Leclerq zum Verfasser hat.

**) Reisen in Mexico. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864. Auch Felix L. Oswald gibt in seinem im gleichen Verlag erschienenen Werke „Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Central-Amerika" (1884) eine Schilderung seiner Ersteignng des Orizaba. Seine Beschreibung des Kraters ist jedoch jener des Baron v. Müller vollständig entgegengesetzt; er behauptet beispielsweise, der Krater wäre vollständig verschüttet, während Müller von einem tief hinabreichenden Krater spricht, auf dessen Grunde sich noch mehrere kleine Kraterkegel zeigten.

plateau weiter und erreicht erst hier die Grenze desselben,*) von wo sie sich fast plötzlich steil abwärts senkt. Gegen Süden sahen wir jedoch die Ebene sich weithin ausdehnen. In der That senkt sie sich dort nur allmählich und findet erst, etwa 50 Kilometer von Esperanza entfernt, in der Nähe der Stadt Tehuacan (1610 Meter) ihre Grenze. Von da fällt sie dafür desto steiler gegen Oaxaca und Guerrero ab.

Einige Kilometer östlich von Esperanza, bei der Station Boca del Monte, wird bei gewöhnlichen Zügen die Locomotive gewechselt und eine Riesenmaschine nach dem System Fairlie an den Train gekoppelt, um die ungewöhnlichen Steigungen überwinden zu können, denn hier beginnen jene Tunnels, Einschnitte, Brücken, Rampen u. dgl., mit welchen diese Bahn so überreich gesegnet ist. Leider kann man den Passagieren des Zuges nicht auch doppelte Courage ankoppeln, denn sie wären derselben wirklich bedürftig. Mund auf, Augen zu, drücken sich die Meisten in eine Ecke des Waggons und verharren pochenden Herzens in dieser Stellung, wenn sie nicht, wie ich es bei der Rückfahrt gesehen, in die Knie fallen und alle Heiligen anrufen. Der Zug läuft Abgründen von schwindelnder Tiefe entlang, übersetzt sie auf zartgebauten, kühnen Brücken, fährt unter überhängenden Felsmauern von Tausenden Fuß Höhe hinweg und durch finstere Schluchten, in welche, seit sie bestehen, niemals ein Sonnenstrahl gedrungen ist. Mit stummer Bewunderung blickte ich auf diese kühnste aller Bahnen; kleine Steinchen, durch die Erschütterung losgelöst, kollerten die Abhänge hinab in die grauenhafte Tiefe. Wie wenn eine Niete, eine Schraube aus dem stählernen Gefüge sich loslösen würde? Der Zug würde den kleinen Steinchen folgen und diese Zeilen blieben ungeschrieben. Am gefährlichsten erschien mir die Fahrt durch die berüchtigte Barranca del Infernillo (die Höllenschlucht), und ich athmete wahrhaftig erleichtert auf, als wir in das reizende, grüne Alpenthal von Maltrata, 20 Kilometer von Boca del Monte entfernt, einfuhren. Während wir eben auf dem Hochplateau noch vor einer Stunde unter dem scharfen Norte (Nordwind) gefröstelt hatten, war es hier warm und sonnig, und die Indianer an der Station boten Bananen, Orangen und Chirimoyas feil, die ersten Boten der nahen Tropen. Das Thal von Maltrata selbst ist vollkommen eben, und da es der Nähe des Meeres wegen an Niederschlägen nicht fehlt, so ist damit auch die Grundbedingung der üppigsten

*) Jules Leclerq gibt diesen Punkt als den höchsten an, welchen die Bahn auf der Strecke zwischen Veracruz und Mexico erreicht. Indessen ist dieser höchste Punkt bei Soltepec, 132 Kilometer weiter westlich, 2567 Meter über dem Meere, während Esperanza nur 2451 Meter hoch liegt.

Digitized by Google

Cultur gegeben. Jedes irgendwie verwendbare Plätzchen ist mit Feldfrüchten verschiedener Art bebaut, und diese Felder ziehen sich selbst die Anhöhen auf allen Seiten empor. Jedes Haus hat sein hübsches Blumengärtchen und seine Obstbäume, und selbst die Stationen zeigen Reihen von Pfirsichbäumen und Ananaspflanzungen. Sobald wir Maltrata verließen, ging es wieder abwärts Thälern zu, die wir tief unter uns liegen sahen und die wir einige Minuten darauf selbst erreichten. Auf welche Weise und auf welchem Wege kann nicht mit Worten gesagt werden. Die Anzeichen der Tropen mehrten sich mit jedem Kilometer, Bananen und Palmen erschienen, die Vegetation, noch vor einer Stunde so spärlich, war nun von großer Ueppigkeit, und in einem solchen, reich beschatteten Thale dahinfahrend, gelangten wir an das Ziel unserer heutigen Fahrt, nach Orizaba.

Digitized by Google

XV.

Orizaba und Cordoba.

Ist Orizaba auch nicht zu den schönsten Städten Mexicos zu rechnen, so gehört es doch jedenfalls zu seinen interessantesten. Seine Lage inmitten der himmelansteigenden Berge, zu Füßen des erloschenen Vulcankolosses, dem es seinen Namen gegeben, dazu halb in der Tierra Templada, halb in der Tierra Caliente gelegen, macht Orizaba zu einem ungemein interessanten Aufenthaltsort, und die Stadt selbst mit ihrer eigenthümlichen, von den anderen Städten Mexicos abweichenden Anordnung der Straßen, mit den Ravinen, die sie durchziehen, und den die letzteren überspannenden Brücken trägt dazu noch viel bei. Rings um das weite Gebirgsthal, in welchem sich die Häuser mit ihren schweren, rothen Ziegeldächern, die Kirchen mit ihren Kuppeln und Thürmen erheben, ist der Boden schon mit Producten der Tropen, mit Kaffee, Bananenpflanzungen und Ananasfeldern bedeckt, und darüber hinaus zieht sich üppiger, dichter Urwald auf viele Meilen in die Runde, die Anhöhen hinauf, bis die Kälte und der nackte Felsboden in den oberen Regionen aller Vegetation gebieterisch Halt zurufen. Orizaba hat überdies trotz der zahlreichen Fremden verschiedener Nationalität, welche hier wohnen, wenigstens in seinem Volksleben den echt mexicanischen Charakter zu wahren gewußt, und all das macht es zu einem Orte, in welchem man gerne längere Zeit verweilt. Zu diesem Wohlbehagen, das der Fremde hier empfindet, tragen auch nicht wenig die ganz annehmbaren Hotels bei, deren es in Orizaba mehrere gibt. Wir befanden uns in dem Hotel de Diligencias (noch von früheren Zeiten so

genannt, obschon Orizaba seit langen Jahren keine Diligencia mehr gesehen hat) sehr wohl, und mich erinnerte der elegante Patio mit seinen Vasen und üppigem Blumenschmuck, mit seinem Corridor unter freiem Himmel, wo wir al fresco speisten, lebhaft an ähnliche Hotels in Sevilla oder Cordoba. Auch sonst hat die Stadt viel, das an die südspanischen Städte erinnert, nur daß man hier schon die eigenthümliche feuchte Atmosphäre der Tropen, sowie den charakteristischen Duft der Vegetation derselben einathmet, und dabei die Empfindung nicht los wird, hier nicht mehr wie auf dem Hochplateau sozusagen Herr der Schöpfung zu sein, sondern vielmehr bei jedem Schritt in der üppigen Umgebung daran gemahnt wird, daß der Mensch mit der Vegetation einen ewigen Kampf zu kämpfen hat. Sich selbst überlassen, würde dieser üppige Pflanzenwuchs innerhalb eines Jahres schon, von allen Seiten über die Stadt hereinbrechend, diese erobert haben, und einmal in den Straßen festsitzend, sie bald mit einer so dichten Pflanzendecke überkleiden, wie jene, die wir später in Yucatan über den Ruinenstädten der alten Tolteken gebreitet fanden.

Kaiser Maximilian weilte oft in Orizaba, und es war hier, wo er, auf dem Rückweg nach Europa begriffen, den unglücklichen, folgenschweren Entschluß faßte, wieder umzukehren und den Revolutionären Widerstand entgegenzusetzen.

Mit ihren 12.000 bis 15.000 Einwohnern nimmt die heutige Stadt die Stelle einer altmexicanischen Ansiedlung ein, die von Montezuma 1457 erobert wurde. Ihr ursprünglicher Name war Ahanializapan oder „Wasserfreuden", eigentlich ein unglücklich gewählter Name, denn nicht nur finden die indianischen Einwohner, ihrem schmutzigen Aussehen nach zu schließen, keine besondere Freude am Wasser, sondern das letztere ist auch die Ursache von viel Dysenterie und Fieber.

Ich machte mit Wassertrinken in verschiedenen Orten schon zu Beginn meiner Wanderjahre so schlechte Erfahrungen, daß ich Wasser überhaupt nicht genieße und wohl seit sechs Jahren keinen Tropfen mehr davon getrunken habe, es sei denn, daß es vorher abgekocht worden wäre. In Mexico ist diese letztere Vorsicht besonders sehr empfehlenswerth. Aus dem Urnamen der Stadt entstand zur Zeit der spanischen Eroberung der Name Aulizapa, Ulizava, Olizava und schließlich Orizaba, der entschieden für die Zunge geschmeidiger ist als das alte Ahanializapan.

Von der alten indianischen Bevölkerung ist ein großer Theil hier noch unverfälscht vorhanden. Das sahen wir schon gelegentlich unseres ersten Spazierganges durch die Stadt. Die etwa 2 Kilometer lange Hauptstraße ist mit

kleinen, weißübertünchten Häusern besetzt, deren stark vergitterte Fenster von der bewegten Vergangenheit der Stadt sprechen. Eine doppelte Reihe von Bäumen verleiht ihr ein wenig Schatten. Die Kaufläden zeugen kaum von besonderem Wohlstand. Luxusartikel sind gar nicht vorhanden, und was man zu sehen bekommt, sind Kerzen, Serapes, Gewürze, Tabak, Sättel, Zaumzeuge, viele Waffen und noch mehr geistige Getränke. Eine Bank oder ein Wechselgeschäft hat ganz Orizaba trotz seines großen Fremdenverkehrs nicht aufzuweisen, das erfuhr ich selbst zu meinem Nachtheil. Mir war mexicanisches Geld ausgegangen und ich suchte nach einem Ort, wo ich meine amerikanischen Banknoten in Pesos hätte umwechseln können. Man wies mich in einen Schnittwaarenladen, wo der Inhaber indessen die erforderlichen hundert Pesos nicht auftreiben konnte, und hierauf zu einem Apotheker, der mir für jeden amerikanischen Dollar einen mexicanischen geben wollte. Nun hat der amerikanische Dollar über 4 Mark, der mexicanische 3 Mark Werth, und zu einer anderen Einwechslung wollte sich der gute Apotheker nicht verstehen. Indianer bilden das Hauptelement des Straßenverkehrs. Von allen Seiten strömten sie herbei, um auf dem Marktplatz ihre Waaren loszuwerden, manche auf ungesattelten Pferden reitend, vor sich eine ganze Karawane von schwerbeladenen Maulthieren, deren Lasten große Gefäße mit Milch, Käfige mit Geflügel, Körbe mit Kampfhähnen, lange Stiele Zuckerrohr, Säcke voll Früchten aller Art, sind; andere Indianer mit bis über die Knie aufgestreiften Leinenhosen und nackten Füßen eilen im Zottelschritt einher, tief gebeugt von schweren Lasten, die sie auf dem Rücken tragen. Ihnen folgend, gelangten wir bald auf den in der oberen Stadt gelegenen Marktplatz, mit seinen weiten, ihn rings umgebenden Arcaden und den unzähligen Verkaufsständen, die theils unter den letzteren, theils unter freiem Himmel sich befinden. Ganze Pyramiden von tropischen Früchten, von Gemüsen und Blumen sind hier vorhanden, gegen die ungemein drückende Sonne durch Schirme geschützt, die aus einem etwa 3 Meter in dem Boden steckenden Pfahl und einem darauf sitzenden Holzkreuze bestehen, über welches eine viereckige, geflochtene Matte gebreitet ist. Indianerinnen von verschiedenstem Alter kauern dazwischen, Schultern und Arme nackt und das Hemd gewöhnlich so lose zusammengehalten, daß man zuweilen einen recht tiefen Einblick in ihre Privatverhältnisse erhält. In den durch die Kaufstände gebildeten Avenuen herrscht reges Leben; Señoritas, ihre Mantilla malerisch um die Schultern geworfen, Caballeros im Nationalcostüm, mit mächtigen, klirrenden Sporen an den kleinen, koketten Stiefeln, Aguadores mit dem Wasserschlauch auf dem Rücken, Offiziere in nachlässiger Uniform, die, gefolgt von ein paar Soldaten, die Einkäufe für ihre

Mannschaftsküche besorgen u. s. w. Orizaba besitzt eine verhältnißmäßig starke Garnison, und wenn man nach den fortwährenden Trompetensignalen zu schließen hätte, so müßte man glauben, die Stadt sei vom Feinde umzingelt. Alle 5 Minuten erschollen schauerlich falsch geblasene Signale und dabei von solcher Stärke, als gälte es, Jerichomauern in Trümmer zu legen. Die Kasernen aufzusuchen fiel uns nicht ein, denn das Spazierengehen auf dem elenden, holperigen Pflaster ist eben keine angenehme Sache, zumal wenn man Schuhe trägt, die, wie die unserigen, mehrmonatliche Reisen auf mexicanischen Straßen hinter sich hatten. Das Straßenpflaster von Orizaba ist wohl seit seiner ersten Herstellung durch die spanischen Ansiedler nicht wieder erneuert worden. Gewiß war der elende Zustand der Straßen schon bei den Stadtvätern zur Sprache gebracht worden; man hatte die Ausbesserung auf „mañana" und wieder „mañana" verschoben, und so sind zwei Jahrhunderte vergangen. „Mañana," das ist der Fluch der Tropen. Der Präsident einer südamerikanischen Republik that einmal den Ausspruch, man sollte jeden Menschen, der „Mañana" sagt, aufhängen. Orizaba hätte in diesem Falle keinen Einwohner mehr.

Die Amerikaner hatten sich der Fußleiden der Bewohner von Orizaba erbarmt und einige Pferdebahnlinien erbaut, die wir zu unseren Ausflügen benutzten, so z. B. nach dem reizenden Angosturagarten und dem Paseo der Stadt. Aber der hübscheste Punkt der Umgebung ist wohl der Wasserfall von Rincon Grande, den wir nach einstündiger Fahrt durch das malerische Thal von Orizaba erreichten. Drei Stunden weiter, so erzählte unser Cochero, wäre noch ein größerer und schönerer Wasserfall, jener von Tuxpango, aber wir hatten deren schon so viele gesehen, daß wir die Fahrt dahin aufgaben.

Der Pic d'Orizaba ist von der Stadt aus leider nicht sichtbar. Nur wenn man das höchste Stockwerk des Hotel La Borda ersteigt, kann man über dem Kamm des Cerro de la Escamela einen schmalen Streifen des schneeigen Gipfels leuchten sehen. Dafür sahen wir ihn in seiner ganzen Majestät, als wir den gegen Veracruz führenden Eisenbahnzug wieder bestiegen hatten, um nach dem 27 Kilometer weiter gelegenen Städtchen Cordoba herabzufahren. Ich sage ausdrücklich „herab"zufahren, denn auf der genannten kurzen Strecke fällt die Bahn von 1227 auf 827 Meter, also um genau 400 Meter! Und welche Höllenfahrt! Gab es oberhalb Orizaba einen Punkt, der Infernillo getauft wurde, so hätte die Scenerie unterhalb der Stadt, in der Umgebung des Metlac, wahrhaftig den Namen Inferno verdient! Die Vereinigung von himmelhoch aufstrebenden Felsen, von tiefen, dunklen Schluchten, von reißenden Bergströmen und Wasserfällen ist wohl die großartigste, die je eine Eisenbahn

in der Neuen Welt zu überwinden hatte, und man kommt aus dem Grauen gar nicht heraus. Keine Gebirgsbahn, die ich gesehen, läßt sich mit dieser in Bezug auf die Wildheit und erdrückende Großartigkeit der Gegend vergleichen. Wenn bei der Ueberwindung dieses Schluchtenlabyrinths nicht mehr als drei Brücken gebaut wurden, so hat dies theils seinen Grund darin, daß man die Bahn um die dem Fall entsprechende Strecke absichtlich verlängern mußte, theils weil die Anlage von Brücken in einem derartigen Brigantenlande eine gewagte Sache ist. Wie uns der Director der Bahn, Mr. Jackson erzählte, hatten Revolutionäre mehrmals schon Dynamitfässer unter die Brücken gelegt und von der Bahnverwaltung eine Loskaufssumme gefordert, die einmal sogar 100.000 Dollars betrug! Die großartigste Strecke zwischen Orizaba und Cordoba ist, wie gesagt, jene durch die Barranca de Metlac. Stelle man sich eine von verticalen Felswänden eingeschlossene Schlucht von mehreren Hundert Metern Tiefe und ebensolcher Breite vor, auf deren Grund die von dem Schneekegel des Orizaba herabströmenden Wassermassen donnern. Diese Schlucht wäre mit einer Brücke von einem halben Kilometer Länge zu übersetzen gewesen, aber man schreckte vor diesem tollkühnen Bau zurück und führte die Bahn um die Schlucht herum. Unser Zug eilte auf dem in der verticalen Felsenwand eingehauenen Bahnbett so knapp am Rande der Schlucht abwärts, daß wir die Hunderte Meter tiefe Sohle schon gewahrten, wenn wir uns leicht aus dem Waggonfenster neigten! An der engsten Stelle der Schlucht übersetzten wir dieselbe auf einer ungemein kühnen eisernen Brücke von 108 Meter Radius, die von acht eisernen Pfeilern getragen wird, und an der jenseitigen Felswand angekommen, fuhr der Zug dieser wieder entlang, jedoch in entgegengesetzter Richtung. Wir athmeten erleichtert auf, als wir diese tollkühne Bahnstrecke hinter uns hatten und nun, noch immer in einem engen Thale, durch jungfräulichen tropischen Urwald gegen Cordoba fuhren. Welch wunderbare Bilder! Welcher tiefe Einblick in die Geheimnisse dieser tropischen Vegetation, deren mit Wohlgerüchen aller Art geschwängerte Atmosphäre uns nun umfängt und berauscht! Die Bahnstrecke ist an manchen Stellen nichts als ein kahler Streifen aus der erdrückend üppigen Vegetation mit der Machete und der Axt herausgehauen, mit dichten Urwaldsmauern zu beiden Seiten, lebendige Mauern, die immer und immer wieder einander zustreben und die von Menschenhand geschaffene Lücke durch noch üppigeren Wachsthum auszufüllen, die klaffende Wunde zu heilen trachten. Hier steht der Mensch im ewigen Kampf mit der Natur, und fortwährend muß hier gearbeitet werden, um die Bahn freizuhalten. In allen erdenklichen Farben prangt der Urwald mit seinen gewaltigen Stämmen, seinem

Digitized by Google

üppigen Laubwerk, seinen zahllosen Blüthen; hoch aufstrebende Baumriesen, Schlingpflanzen und Parasiten aller Art, Lianen, Moose, Orchideen, Kräuter, sitzen förmlich aufeinander und senden ihre langen Zweige und Wurzeln wie die Fangarme gigantischer Polypen durch die Zwischenräume. Vögel von allen Größen und Arten mit herrlichem Gefieder durchschwirren den Wald oder hüpfen von Ast zu Ast. Jeder Zollbreit Boden ist mit Pflanzen überwuchert, und selbst zwischen den Bahnschwellen sitzen die kleinen Sträucher der Planta Sensitiva, deren akazienartige, nur viel kleinere Blätter sich bei der Berührung schließen und zu Boden legen, um dann wieder aufzustehen. Wo irgendwie dem Urwald ein Stück Land abgezwungen werden konnte, befinden sich Bananen, Zucker- und Kaffeepflanzungen oder Ananasfelder, am meisten in der Umgebung von Cordoba, das wir ganz berauscht von der warmen feuchten, eigenthümlichen Atmosphäre der Tropen erreichten.

Ist Orizaba an der Schwelle der letzteren, so liegt Cordoba bereits mitten in ihnen und es ist nur erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit man in Mexico aus einer Zone in die andere gelangen kann. Einige Stunden weiter oben das Hochplateau mit seinem gemäßigten Klima, seiner Mesquite- und Cactusvegetation, und hier die Palmen und Platanen der Tropen! Aehnliche Verhältnisse sind sonst wohl nirgends auf Erden zu finden. Welcher Reise bedarf es doch, wollte man von Europa aus die Tropen erreichen! In der Alten Welt liegt ein Gürtel von vielleicht 2000 Kilometer dazwischen, hier ein solcher von 100 Kilometer! Welch ein merkwürdiges, wunderbares Land ist doch Mexico! — Und dabei erfordert dieser vollständige Wechsel des Klimas und der Vegetation gar keine Anstrengung, keine Mühen. Im Eisenbahnwaggon durchfliegt man bequem alle Regionen, und selbst vom Waggonfenster aus hat der Tourist Gelegenheit, alle diese Unterschiede wahrzunehmen. Indianerinnen umdrängen auf der Station Cordoba die Reisenden, um ihnen den Inhalt ihrer Fruchtkörbe anzubieten — köstliche Bananen, Mangos, Lechosos, Aguacates, und vor Allem die saftigsten Pinios (Ananas) in schweren Mengen, zu wahren Spottpreisen. So kauften wir herrliche große Ananas um 15 Pfennige das Stück, eine Götterlabung bei der herrschenden Hitze. Sie werden hier nicht in kleine Scheiben geschnitten und als Leckerbissen beim Dessert vertheilt, sondern sie dienen selbst dem ärmsten Arbeiter als Speise. Man erfaßt sie bei den Blättern, die Frucht nach aufwärts, und schält die harte Rinde mit dem Taschenmesser in Streifen von oben nach unten ab, dann schneidet man Stück um Stück von dem weißen saftstrotzenden Fleische. Während unseres Aufenthalts in den Tropen verzehrte Jeder von uns täglich fünf bis sechs

dieser köstlichen Früchte. Sie sind aber auch, vielleicht neben den Mangos, die besten der tropischen Fruchtsorten, und ich konnte mich auch bei früheren und späteren Reisen in anderen Tropenländern durchaus nicht mit den Lobpreisungen einverstanden erklären, welche manche Reisende ihnen spenden. Mit Ausnahme der beiden genannten kann sich keine Frucht der Tropen mit unseren Birnen, Pfirsichen, Weintrauben u. s. w. vergleichen lassen. Die tropischen Früchte sind süßer, haben aber beiweitem nicht das Aroma und den feinen Geschmack unserer Früchte.

Schon die luftigen, leichten Stationsgebäude von Cordoba mit ihren sie umgebenden Palmen, Bananen, Zucker- und Kaffeepflanzungen und hübschen Gartenanlagen sind ein ganz reizendes Tropenbild. Eine Tramway führt von hier aufwärts nach der etwa 3 Kilometer entfernten Stadt, und wenn wir auf den Weg, den wir durchfuhren, nicht sonderlich Acht gaben, so hatte dies in den dunklen feuchten, feurigen Augen zweier bildhübscher Señoritas seinen Grund, die uns gegenüber im Waggon saßen, kokett mit ihrem Fächer spielten und mit ihren kleinen, zarten Füßchen schaukelten, die unter den lichten luftigen Kleidchen wie ein paar schwarze Täubchen hervorsahen. Und als wir, kühngeworden, sie ansprachen, da senkten sie ihre Augenlider durchaus nicht schüchtern, sondern beantworteten ganz ungenirt unsere Fragen, ja die weibliche Neugierde ließ bald unsere Rollen wechseln und wir waren es, die ihnen Rede und Antwort stehen mußten. Ja selbst das Unerhörte geschah: sie luden uns ein, sie in ihrem Hause zu besuchen und den Abend in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Der blonde Tom Lee, ein hübscher, schlanker Junge, war ganz Feuer und Flamme geworden, und für den Rest meines Aufenthalts in Cordoba gar nicht weiter zu gebrauchen. Ich drängte weiter, er blieb in Cordoba, und so kam ich für den Rest meiner mexicanischen Irrfahrten um meinen Reisegefährten. Die schwarzen Augen hatten es ihm angethan. Ich sah ihn erst zwei Jahre später wieder in Washington. Wir fielen uns in die Arme und tauschten unsere Erinnerungen aus; als ich aber auf die zwei reizenden Wesen von Cordoba zu sprechen kam, seufzte er tief auf und gab keine Antwort. Was sagt doch Mirza-Bodenstedt?

„Die schlimmsten Schmerzen sind auf Erden,
Die ausgeweint und ausgeschwiegen werden."

Aber auch ohne seine schönen Damen ist Cordoba eines der interessantesten Städtchen Mexicos. Obschon kaum viel mehr als ein großes Dorf von etwa 6000 Einwohnern, zählt es unter diesen doch mehr wohlhabende Leute als so manche große Stadt, wie beispielsweise Leon. Die Plantagen der Umgebung

sind es, welchen dieser Reichthum entquillt. Alles lebt von Kaffee-, Platanen-, Tabak- und Zuckerplantagen, Mango- und Ananasfeldern, die hier ungemein einträglich sind. Der Verkehr in den engen, mit ebenerdigen Häusern besetzten Straßen ist sehr gering, und nur an Sonntagen bietet der Marktplatz bewegtes Leben, zu dem die Amateeas-Indianer in ihrer spärlichen, den Torso freilassenden Kleidung, mit ihren eigenthümlichen Haarfrisuren, ihren Korallenhalsbändern und reichem Silberschmuck an den Armen das Ihrige beitragen. Sie wohnen in einem, beiläufig 20 Kilometer südlich von Cordoba, mitten im tropischen Urwald gelegenen Dörfchen, Amatlan, und bringen ihre Producte Sonntags auf den Markt. Kaufläden besitzt Cordoba nur wenige, die aber mit viel reicheren und besseren Waaren versehen sind, als man sie sonst in den Provinzstädten findet. Die Plaza hat, wie alle anderen in Mexico, ihre schattigen Baumpflanzungen und üppigen Blumenbeete, ihre Kirche und das Municipalitätsgebäude. In einem halbverfallenen Hause der Plaza brachte Kaiser Maximilian auf seiner Reise von Veracruz nach Mexico die Nacht zu. Cordoba hat auch ein Theater, mit einem Dache nach der Mode der Tropen, nämlich das offene Firmament. Nahebei dient eine einstige Kirche als Kaserne. Als ich sie besuchte, war gerade die Stunde des Almuerzo, die wieder von allen Trompetern der Compagnie durch schauerliche Trompetensignale verkündet wurde, obwohl die hungerigen Mägen längst alle um die Suppenschüssel versammelt waren. Die Kochkessel standen auf der offenen Plaza vor der Kaserne, und ein blutjunges Lieutenantchen in voller Uniform mit Schleppsäbel theilte mit einem großen Suppenlöffel die Portionen aus, während der Señor Capitän den Lieutenant überwachte. Der Capitän führte mich auch willig in das große Kirchenschiff, wo seine ganze Compagnie einquartirt war. Er klagte und schimpfte über die Regierung des Präsidenten Gonzales, der mit dem Solde der Armee seine eigenen Eisenbahnen baut und dafür die Soldaten darben läßt. Alles, was sie erhielten, wäre die spärliche Nahrung, Suppe, Frijoles und Brot, zuweilen auch Fleisch. Sold hätten sie seit Monaten nicht erhalten. Die Soldaten seien auch allgemein unzufrieden und an manchen Orten wäre die Meuterei schon unter ihnen ausgebrochen. Gonzales, meinte der Capitän, hat doch nur einen Jahresgehalt von 50.000 Pesos und hat sich während der paar Jahre, die er im Amte ist, ein Vermögen von 20 Millionen Pesos „erspart“! — Wie üppig in dieser tropischen Natur der Pflanzenwuchs gedeiht, konnte ich schon auf meinem Spaziergange durch die schlecht gepflasterten Straßen sehen. Zwischen den Steinen schossen Gräser hoch empor, und in manchen wucherten Sträucher bis auf 1 Meter Höhe! Jetzt ist dies, dank der Energie des Alcalde (der, wie ich hörte,

gleichzeitig auch Barbier und Zahnarzt war), schon besser geworden, in früheren Jahren wären manche Straßen in Folge des Unkrauts ganz unpassirbar gewesen! Die Häuser sind durchwegs aus Stein gebaut und nur ebenerdig; die Thüren sind überall offen und gewähren den Passanten den Blick nach lauschigen, blumen- und fontainengeschmückten Patios; die Fenster sind ebenfalls weit geöffnet, und durch die starken Eisengitter sieht man die Interieurs fast jedes Hauses, jedes Zimmers. Die Señoritas haben augenscheinlich vor den Passanten oder vor ihrem Gegenüber, denen sie ebenso gut von ihren Zimmern aus durch die Fenster gucken können, kein Geheimniß, oder haben sie eines, dann bleiben sie nicht in den Zimmern. Das ganze Haus liegt offen da. Hier der Salon mit rothen Ziegeln gepflastert, über welche schmale, dünne Laufteppiche gelegt sind; ein Canapé und ein paar Schaukelstühle aus gebogenem Holz; Spiegel und Bilder. Daran stoßend eine oder zwei einfach möblirte Schlafzimmer, deren schönster Schmuck die reizenden Mädchen sind, die an den Fenstern sitzend plaudern und ihre Cigaretten rauchen. In diesen Wohnungen ist es selbst bei der größten Hitze stets angenehm kühl und Häuser, wie wir sie haben, wären in Cordoba ganz unmöglich.

* * *

Ich hatte einen Empfehlungsbrief an einen hier ansässigen Belgier abzugeben, und unter seiner Leitung besuchte ich die vielgerühmten Plantagen in Cordobas Umgebung. Vorher führte er mich noch in seinen Garten, ein wahrer Jardin des plantes, der innerhalb eines kleinen Raumes Pflanzen fast aller Zonen der Erde enthielt! Fichten und Tannen neben Cocospalmen, Kaffeestauden aus Liberia und Arabien (Moka lancifolia) neben Araucarias aus Brasilien und Neuseeland; Quinquina- und Pfefferbäume, Vanille und Mangobäume befinden sich vortrefflich neben Bäumen, die mein Wirth aus Japan importirt hatte, wie z. B. die Cryptomeria Japonica, der geheiligte Baum der Japaner; herrliche Exemplare der Alocacia und der Gardenia; Camelien und die Magnolia purpurea in voller Blüthe; Bananen von zweijährigem Wachsthum haben gigantische Blätter von 4 Meter Höhe; Palmen von den verschiedensten Arten heben ihre graciösen Kronen über alle anderen Bäume empor, und eine Oreodoxa Regia von drei Jahren hat eine Höhe von 6 Meter erreicht! Neben ihr steht eine herrliche Chrysophila mit ihren goldenen Blättern und ihren vielgerühmten Früchten, den vorzüglichsten der Tropen, wie man behauptet, und noch weiter zeigt mir mein Wirth jene eigenthümliche, mexicanische Cucurbitacee, hier Carica papaya genannt, die Hausfrauen

gerne in ihren Gärten haben, da sie zähes Fleisch nur unter den Strauch zu legen brauchen, um es durch die simple Nähe desselben mürbe zu machen! Aber noch verwunderter als über den seltenen Garten, war ich über die Kaffeeplantage, nach welcher mich mein Wirth Nachmittags führte. Wir verließen Cordoba auf dem alten Camino Real, der von Veracruz über Cordoba nach Mexico führt, und hier in der Nähe der Stadt von groteskem Yuccas und kolossalem Bambus eingefaßt ist. Aus den letzteren bauen die Indianer der Tropen ihre Hütten. Früher passirten diese Straße zahlreiche Diligencen und Waarenkarawanen, und obschon sie die einzige Verbindung zwischen Küste und Hauptstadt war, dachte Niemand daran, sie in fahrbarem Zustand zu erhalten. Der Wagen der Kaiserin Charlotte sank beispielsweise gerade hier bis an die Achsen in den Schlamm ein, und die hohe Frau mußte bei strömendem Regen durch den Morast waten, bis der Wagen wieder freigeworden war! Jetzt wird die Straße fast gar nicht mehr benutzt, und Unkraut hat sie mit einer derart dichten, hohen Decke überkleidet, daß binnen Kurzem kaum mehr eine Spur von ihr sichtbar sein dürfte. Nur ein zu den Plantagen führender Pfad ist noch durch den fortwährenden Gebrauch von dieser Vegetation frei, und ihm entlang schreitend, gelangten wir nach halbstündigem Marsch auf die Plantage, die aber, dank der Neigungen meines Wirthes, fast ebenso sehr ein botanischer Garten als eine Kaffeepflanzung ist. Ich konnte also hier meine botanischen Studien nach Belieben fortsetzen. Die ganze Plantage kam mir wie ein ungeheures Warmhaus von 500 Hektaren Ausdehnung vor, ein Conservatorium unter freiem Himmel, und bewässert von einem Fluß, dem Rio Torribio, dessen krystallene Fluthen zum Theil in ein Netz von Acequias abgeleitet werden, während der Rest in rauschenden Cascaden abwärts dem Rio Atoyac zueilt. Als Brücken dienen darübergestürzte Baumstämme mit Bambusstäben als Geländer. An seinen Ufern wiegen sich schlanke Bambus- und riesige Farnkrautmassen, und über sie hinweg ragen gewaltige Bäume hoch empor, deren weite, blätterreiche Kronen sich über dem Flusse vereinigen und ein dichtes, schattiges Dach bilden, während die mächtigen Wurzeln sich weit ins Land hinein den Weg gebahnt haben und wie Riesenschlangen mitunter offen auf dem Boden liegen. Wo immer sich in dieser fast erdrückenden Vegetation eine Lücke, in diesem Gewächshaus ein Fenster zeigt, sieht man die grünen, das üppige Thal von Cordoba umgebenden Berge und Bergketten mit dem sie alle überhöhenden Schneekegel des Orizaba. Große Strecken der Hacienda sind noch vollständig Urwald, wo wir uns durch das Gestrüpp von Lianen und anderen Schlinggewächsen mit der Machete den Weg bahnen mußten und dessen Boden aus den vermoderten Resten Tausender von Baumgenerationen

bestehen mochte. Dafür sind die mit Kaffee bepflanzten Strecken desto besser gehalten, denn Arbeiter sind fortwährend in ihnen beschäftigt, Unkraut auszujäten und die Kaffeestauden zu beschneiden. Ließe man sie wachsen, so würden sie bald zu Bäumen von mehr als 7 Meter Höhe werden. Man beschneidet sie stets so, daß sie sich in horizontaler Richtung ausdehnen, um so das Pflücken der Bohnen zu erleichtern. Hier in den Tropen ist die Sonne auch zu warm für sie; sie bedürfen des Schattens, und am besten gedeihen sie, geschützt von den Laubkronen der Puanciana imperialis, einer Akazienart. Aber um den Ertrag der Plantagen zu erhöhen, pflanzt man an ihrer Statt gewöhnlich Bananen, so daß jede Kaffeeplantage zugleich eine Bananenplantage ist. Die großen, wuchtigen Blätter der letzteren bilden für die zartere Kaffeestaude den besten Sonnenschirm, und das saftige, helle Grün derselben bietet zu den dunklen, dicken, glänzenden Blättern des Kaffees einen eigenthümlichen Gegensatz.

Aber neben dem Kaffee befanden sich auf der Hacienda noch eine ganze Menge anderer Nutzpflanzen der Tropen; ein großer Theil des Landes wurde von gewaltig hohen Quinquinabäumen eingenommen, die mit ihren großen schönen Blättern und ihren weißen, zarten, vanilleduftenden Blüthen zu den schönsten Bäumen der Tropen gehören. Ihre Rinde ist es, welche in der Medicin so viel angewendet wird. Ein weiteres Stück Land enthält eine Unzahl großer Mangobäume (Mangifera indica) mit ihren goldigen, pfirsichartigen Früchten; ferner Acajoubäume, vegetabilisches Elfenbein, Vanille-, Campher- und Cacaobäume, endlich zahlreiche Dattel- und Cocosnußpalmen. Eine hohe, schlanke Platanenart mit riesigen, fächerförmig ausgebreiteten Blättern wurde mir als der „Baum des Reisenden"*) (Ravinala Madagascariensis) bezeichnet; ein kleiner Einschnitt in den Stamm ließ einen krystallklaren, süßlichen Saft hervorquellen, der ungemein erfrischend ist. Daneben stand ein Brotfruchtbaum, und der Curiosität halber hatte mein Wirth in unmittelbarer Nähe einen Butterbaum (Persea gratissima) gepflanzt, während ein anderer Baum, der Lechoso (Milchbaum, Galactodendron utile), ein milchiges, wohlschmeckendes Getränk liefert. Es würde in der That zu weit führen, wollte ich all die zahllosen anderen Fruchtbäume hier anführen, die in meinen Notizen eingetragen sind, und deren Liste mit dem Orangenbaum endet. Orangen sind in der Umgebung von Cordoba so zahlreich, daß sie auf dem Markt zu einem Pfennig das Stück verkauft werden und häufig genug verfaulen, ohne Käufer zu finden!**)

*) In Madagaskar und auf den Südseeinseln sehr verbreitet.

**) Die Flora Mexicos ist heute noch lange nicht vollständig bekannt, denn bisher wurde kaum ein Drittel des Landes in dieser Hinsicht wissenschaftlich erforscht. Der

Digitized by Google

Am nächsten Morgen, nach einer elenden Nacht in einer dunklen fensterlosen Kammer im Hotel de Diligencias, machte ich mich auf den Weg nach Amatlan, dem bereits erwähnten Indianerdorfe jenseits der Bahnlinie, südlich von Cordoba gelegen. Wenn man allein durch den Urwald wandert, so fällt Einem das Naturleben noch viel mehr auf als in Gesellschaft. Man lauscht auf jedes Geräusch, jeden Thierruf, jedes Zirpen. Die Thiere werden durch den einsamen stummen Wanderer lange nicht so aufgescheucht, man kann sie in ihrem Thun und Treiben beobachten. Und welch großartiges Thierleben bot sich mir dar, als ich ein Viertelstündchen weit in den Wald gedrungen war. Welche Unmassen der verschiedensten bunten Vögel in den hohen Laubkronen! Welches Summen von Insecten! Schmetterlinge von herrlicher Färbung fliegen quer über den Weg; auf den Baumästen große Nester von Wespen, auf dem Boden darunter die Nester großer Ameisen, die geschäftig große Blattstücke, vielleicht zweimal so groß und schwer als sie selbst, herbeiholen und in ihren Bau bringen. Die zierlichsten Kolibris umschwirren die zahllosen Blüthen, grüne Mormoten fliegen von Ast zu Ast, und hoch oben in einer Baumkrone schimmerte das glänzende Gefieder der Quesales, dieser herrlichsten Vögel der Neuen Welt (Trogon resplendens), durch das grüne Laub. — Nach Verlauf einer Stunde gelangte ich an ein einsames Indianerrancho, etwas abseits vom Wege mitten im Walde gelegen, wenigstens anscheinend so, denn als ich näher trat, bemerkte ich, daß dort an Stelle der Urwaldbäume zahlreiche Mangos und fruchtstrotzende Bananen standen. Das Rancho selbst bestand aus einigen Hütten von verschiedener Grundform, kreisförmig, viereckig oder im länglichen Oval (etwa die Form einer Bohne); die Wände wurden durch vertical in den Boden gesteckte Bambusstäbe mit offenen Zwischenräumen zwischen jedem Stabe gebildet, ebenso der Rahmen des Daches, der dann mit Stroh, Palmenwedeln oder Bananenblättern bedeckt war. Keine der Hütten besaß Fenster oder Thüren. Das Licht drang durch die weite Thüröffnung und die Zwischenräume der Bambusstäbe ins Innere. Eine junge Frau war gerade mit der Zubereitung von Tortillas beschäftigt, die anderen Bewohner des Rancho mochten wohl in

zwischen dem 23. und 19.° gelegene Theil Mexicos hat allein gegen 9000 Pflanzenarten in 1700 Gattungen; auf die Tierra Caliente, d. h. die Tropen, entfallen allein gegen 1500 Arten, auf die Tierra Templada an 3000 Arten, und auf die Tierra Fria 1500 Arten. Besonders auffallend ist in der mexicanischen Flora, wie schon erwähnt, das Vorherrschen der Coniferen, Cacteen, Agaven und Orchideen. Dem Botaniker bietet sich in Mexico, besonders in den Staaten Sinaloa, Michoacan und Chiapas, ein ungemein reiches Feld dar.

der Plantage sein. Als ich herbei trat, stand sie auf und hieß mich willkommen. Ich besah das Innere der größten Hütte. In der Mitte derselben befand sich ein rohgezimmerter Tisch mit flachen Steinen, auf welchen Holzkohlen glimmten, der einfache Herd der Indios. Der Rauch stieg gegen das geschwärzte Dach empor und drang zwischen den Bambusstäben seitlich ins Freie. In einer Ecke waren Maiskolben sorgfältig aufgeschlichtet, von denen täglich die für die Tortillas erforderliche Zahl genommen und zwischen flachen Steinen zu Mehl zerrieben wird. An einer Wand war ein rohgezimmertes Gestell befestigt, auf welchem einige irdene Gefäße von ganz hübscher Form standen. Das war alles. Als Schlafstätte dienen geflochtene, auf den Boden gebreitete Matten. In der Regenzeit werden rings um die Hütten Gräben gegraben, welche das Wasser auffangen und ableiten. Auf einem der Dächer saß ein hellgrüner Papagei, den die Indianerin während unseres Gesprächs zärtlich auf die Finger nahm und küßte. Trotz ihrer Armuth scheinen die Leute zufrieden zu sein, denn das Stück Boden um ihre Hütten liefert ihnen bei ihren geringen Ansprüchen in der That alles, was sie brauchen.



XVI.

Nach Veracruz.

Zwischen Cordoba und Atoyac, auf einer Strecke von 20 Kilometer, fällt die Bahnlinie um nicht weniger als 367 Meter, also etwa 19 Meter auf den Kilometer! Die Gegend, die ich auf dieser Strecke durchfuhr, ist ähnlich jener bei Cordoba von ganz außerordentlicher Fruchtbarkeit. Jedesmal, wenn der Zug einen der vielen kleinen Tunnels verließ, entrollten sich vor meinen Augen Bilder von so reicher Tropenvegetation, wie ich sie in Mexico bisher noch nicht gesehen hatte. Bei Atoyac übersetzte der Zug auf einer 110 Meter langen eisernen Brücke den vom Pic Orizaba herabströmenden wasserreichen Rio Atoyac, der hier, plötzlich in eine Schlucht hinabstürzend, einen 15 Meter hohen Wasserfall bildet. Kurz darauf folgt eine zweite, 70 Meter lange Brücke über den Rio Chiquihuite, und kaum haben wir diese unter uns, so fahren wir schon in einen ebenso langen Tunnel ein, der durch den Cerro Chiquihuite in ein ebenes, reich mit Zucker- und Kaffeeplantagen bedecktes Thal führt. Nach einer Fahrt von 10 Kilometer durch dasselbe erreichen wir Paso del Macho, am Ende des Gebirgslandes, und an der Westgrenze des Tieflandes von Veracruz gelegen, das sich von hier aus als braune, sonnverbrannte, reizlose Ebene präsentirt. Paso del Macho ist eine der Hauptstationen der Bahn. Hier werden bei der Bergfahrt die gewöhnlichen Locomotiven, welche den Zug von Veracruz bis Paso geführt haben, gegen die schweren doppelten Fairlie-Locomotiven umgewechselt, und diese bei der Thalfahrt ebenso wieder hier losgekuppelt. Die gepreßten Kohlenziegel (Briquettes), deren die Locomotive für

eine Reise nach Esperanza und zurück über drei Tonnen braucht, kommen von England nach Paso del Macho; die Bruchstücke und der Kohlenstaub derselben werden dort nochmals mit Baumharz, Theer und Wasserdampf versetzt und neuerdings gepreßt. Wenn diese Arbeit nicht in Veracruz, sondern in Paso del Macho geschieht, so hat dies seinen Grund in dem ungesunden Klima der Tiefebene, wo beispielsweise während der Bahnarbeiten 1867 in jeder Woche 170 bis 200 Arbeiter vom gelben Fieber hinweggerafft wurden. Seit jener Zeit sind dort Arbeiter überhaupt nicht mehr aufzutreiben. Paso del Macho liegt aber bereits in den Bergen, 475 Meter über dem Meere, und deshalb wurden die Werkstätten der Bahnlinie hierher verlegt. Der kleine Ort ist auch einer der Hauptorte des Zuckerdistrictes. Der rohe, braune Zucker wird hier in Palmenmatten zu Packeten von je 30 bis 40 Kilogramm Gewicht verpackt, und von hieraus verschifft. Die Weiterreise von Paso del Macho durch die anfangs felsige, später sumpfige, dann sandige Ebene nach dem 76 Kilometer davon entfernten Veracruz, bietet kein weiteres Interesse. In Paso del Macho hatte ich den Specialzug des Generaldirectors verlassen und war in den gewöhnlichen Passagierzug gestiegen, der mich binnen 2 Stunden, um 8 Uhr Abends, nach der Villa rica de la Santa Vera Cruz, der „reichen Stadt des heiligen wahren Kreuzes“ brachte. Ich war der einzige Passagier des Zuges, denn heute war kein „Steamer day“, und es fällt Niemandem auch nur im Traume ein, an einem anderen, als an dem Tage einer Dampferabfahrt nach Veracruz zu fahren. Mexicaner wie Ausländer kommen hierher nur, weil Veracruz bisher der Haupthafen Mexicos an der atlantischen Küste war, und weil sie sich nach anderen amerikanischen Häfen oder nach Europa hier einschiffen müssen. Wäre dies nicht der Fall, Veracruz würde längst wieder in Ruinen liegen und vielleicht ein ähnliches Bild darbieten, wie die alten, von Urwald überwachsenen Ruinenstädte der Ureinwohner Yucatans. Und wer weiß, ob Veracruz seine dominirende Stellung als Haupthafen behalten wird? Die Eisenbahnen haben jetzt schon einen großen Theil des Handels von Veracruz in andere Bahnen gelenkt. Nach den Unabhängigkeitskriegen betrug die Ausfuhr aus Veracruz im Jahre 26,000.000 Pesos; 1884 hatte dieselbe einen Werth von 25,000.000 Pesos und 1885 schon, nach der Eröffnung der Mexican-Centralbahn, war sie bereits auf 17,000.000 Pesos gefallen. Mit der Erbauung einer Eisenbahn von Mexico über San Luis-Potosi nach Tampico dürfte ein noch größerer Theil des Handels von Veracruz abgezogen werden, und bei der großen Revolution, welche die noch in Aussicht stehenden Bahnen in dem ganzen Handelsverkehr Mexicos hervorrufen werden, wird Veracruz voraussichtlich immer mehr den Kürzeren ziehen.

Digitized by Google



Veracruz und das Fort San Juan de Ulloa.

Nun rollte ich in einer Droschke durch die stillen, einsamen Straßen der ältesten Stadt des Continents nach dem Hotel de Mexico. Das letztere ist lange nicht so gut, wie das Hotel de Diligencias, aber es hat den Vorzug, daß es am Meere liegt und die Seeluft doch dazu beiträgt, die Miasmen dieser ungesundesten und tödtlichsten Stadt der Erde zu zerstreuen. Aber ungeachtet dieser günstigen Lage wurde in dem Hotel doch noch alles Erdenkliche gethan, um die gelbe Pest nach Thunlichkeit zu bekämpfen. Als ich über die Treppen eilte, um das mir angewiesene Zimmer zu erreichen, hörte ich leise Fußtritte über mir, und emporblickend, sah ich ein paar weibliche Beine, die ihrer Bekleidung nach gewiß nicht auf indiscrete Blicke vorbereitet waren. Nun bemerkte ich, daß der Boden der Corridore und der Treppen aus Eisengittern gebildet war, um so den Durchzug der Luft zu ermöglichen, nicht nur durch die Corridore, sondern, wie man sieht, sogar durch die Unterkleider der Damen. Von den Corridoren streicht die Luft durch kleine vergitterte Oeffnungen in jedes einzelne Zimmer. Andererseits wurde alles daran gewendet, die Sonne von dem Hotel fernzuhalten; jedes Fenster hat dichte Jalousien. Die Betten bestehen, wie überhaupt überall in den amerikanischen Tropen, aus einem Holzrahmen, über welchen Canevas gespannt ist. Selbst auf einem solchen Bette ruhend, verging ich fast vor Hitze und der Schweiß drang aus allen Poren. Das Thermometer zeigte 32° R., die Luft war erdrückend schwül und mir kam es vor, das Vomito, dem bei einigem Aufenthalt in Veracruz fast kein Fremder entgeht, stecke schon in meinen Gliedern. Vomito ist in Mexico gleichbedeutend mit gelbem Fieber und ebenso gut auch gleichbedeutend mit Veracruz. Der Name der Stadt ist richtig gewählt: Wahres Kreuz, denn hier ist der Herd, der Ursprung dieser schrecklichen verheerenden Krankheit, die fast in jedem Jahre mit größerer oder geringerer Heftigkeit auftritt und sich über andere Städte längs des Golfes und der Tierra Templada verbreitet. Die Ursachen liegen nahe: inmitten einer sumpfigen Tiefebene der Tropen gelegen, besitzt die Stadt keinerlei Cloaken, und der Abfall leert sich in scheußliche, offene Gräben, die durch die Mitte der Straßen laufen, aber nicht hinreichend Fall und Spülwasser haben, um sie zu reinigen, so daß sie mit ihren übelriechenden Ausdünstungen die ganze Stadt verpesten. Die einzigen Canalräumer sind hier, wie in manchen anderen Städten des Golfs von Mexico, die scheußlichen Aasgeier, Zopilotes genannt, die zu Hunderten auf den flachen Dächern der Wohnhäuser, auf den Gesimsen und Kuppeln der Kirchen beutelauernd sitzen und sich des besonderen Schutzes der Einwohner erfreuen. Sehen sie irgendwo Beute auf den Straßen, so stürzen sie sich kreischend darauf und

liefern sich, mit ihren starken Schnäbeln aufeinander loshackend, förmliche Schlachten um den Besitz des betreffenden Leckerbissens. Aber ungeachtet ihrer Thätigkeit ist Veracruz doch die grauenerregendste Stadt der Neuen Welt geblieben, und die Mexicaner nennen sie denn auch la Ciudad de los Muertes, die Stadt der Todten. 1883 noch wüthete das gelbe Fieber mit furchtbarer Schrecklichkeit. Es gab Tage, an denen von einer Bevölkerung von 10.000 Seelen vierzig Todesfälle zu verzeichnen waren, und man frägt sich wirklich überrascht, wie es kam, daß während der sechsmonatlichen Dauer der Epidemie die Bevölkerung nicht zur Hälfte weggerafft wurde. Die Antwort darauf ist eigenthümlich: Die in Veracruz geborenen Einwohner, ebenso wie die Neger, entgehen dem schrecklichen Uebel, und von den dort Angesiedelten haben Jene desto größere Chancen, es zu überstehen, je länger sie bereits in Veracruz wohnen. Die meisten Opfer kommen auf die Passanten, die Reisenden, die Matrosen der Schiffe im Hafen, ja es kam 1883 vor, daß eine norwegische Barke, welche einige Stunden in Veracruz angelegt hatte, auf der Fahrt nach Havanna ihre ganze Bemannung verlor. Sie trieb auf offenem Meere umher, und als ein Dampfer sie einholte, fand man auf ihr 27 verweste Leichname! Der französische Dampfer „Martinique", der nur im offenen Meere vor Veracruz vor Anker lag, verlor nach seiner Abreise einen großen Theil seiner Mannschaft. Als er in Port au Prince anlegen wollte, um neue Mannschaft anzuwerben, verwehrte man ihm die Einfahrt! Die Epidemie von 1883 war so heftig, daß sogar Eingeborene ihr zum Opfer fielen, und wer nur irgendwie konnte, flüchtete nach Jalapa oder Orizaba, in die Berge, denn nur dort waren sie sicher. Selbst Cordoba wurde von der Epidemie ergriffen, denn es liegt noch innerhalb der Tropen, und vereinzelte Fälle des Vomito kommen dort eigentlich immer vor. Seltsamerweise werden Eingeborene von Veracruz, die nur in Ausnahmsjahren, wie in dem genannten, vom Fieber ergriffen werden, für dasselbe sofort empfindlicher, wenn sie Veracruz verlassen und etwa nach Cordoba oder Alvarado oder Tampico reisen. Das gelbe Fieber, das ich leider schon während der furchtbaren Epidemie in den Südstaaten der amerikanischen Union 1880 kennen gelernt und studirt hatte,*) ist auch hier durchaus nicht immer tödtlich. Jene, die dem Tode entgehen, bleiben gewöhnlich einen Monat lang bettlägerig, und die zwei folgenden Monate arbeitsunfähig, aber befallen werden davon wohl sämmtliche Zuwanderer in Veracruz. Haben sie das Vomito einmal glücklich überstanden, so bekommen sie es nie wieder. Sie trachten demnach, diese schreckliche

*) Siehe Hesse-Wartegg, Mississippifahrten. Leipzig, Reißner, 1881.

Digitized by Google

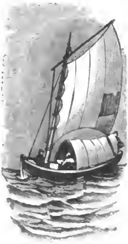
Gelbfiebertaufe so schnell und sobald als möglich zu überstehen, um der entsetzlichen Furcht für immer auf eine oder die andere Weise loszuwerden. Ist die Sache günstig abgelaufen, dann erwerben sie sich Vermögen in kurzer Zeit, denn es gibt wohl wenige Städte, in welchen man sich leichter und rascher bereichern kann. Es ist ein grausames Hazardspiel zwischen Rouge et noir, Rouge der Reichthum, Noir der Tod, und der Einwanderer nach Veracruz setzt stets alles, ja sein Leben auf diese erste einzige Karte. Im Monat October erscheint in Veracruz gewöhnlich der aus Nordamerika kommende Nortes, heftige, kalte Winde, und damit nimmt auch die Zahl der Vomitofälle sofort ab, ohne daß die entsetzliche Krankheit jemals ganz aus der Stadt verschwindet. Der Boden, auf dem sie steht, ist eben zu morastig, zu sehr mit verfaulten organischen Substanzen versetzt, und es bedarf mitunter nur des Aufreißens des Straßenpflasters oder der Reinigung von Aborten, um die Pest wieder erscheinen zu lassen.

Unter solchen Verhältnissen kann man auch von der Stadt nicht besonders viel erwarten. Ihre geraden, einander rechtwinkelig durchschneidenden Straßen sind mit blendend weißen Häusern von zwei Stockwerken und flachen Dächern eingefaßt. Hier und dort ragen schneeweiße Kuppeln von Kirchen, wie orientalische Kubbas über die Häuser empor. Es herrscht wenig Verkehr in den Straßen: alles ist still wie ausgestorben, und das traurige Ansehen der Stadt wird noch durch die öde, einförmige Umgebung gesteigert. Wie seltsam, daß Veracruz, diese Portierloge eines der interessantesten herrlichsten Länder der Welt, scenisch den geraden Gegensatz zu demselben bildet. Abergläubische Menschen würden behaupten, der Grund läge darin, daß Cortez an einem Freitag (Charfreitag 1519) hier landete und die Stadt gründete.

Die einzigen Orte, wo man der Einwohnerschaft, aber nur in den Abendstunden begegnet, ist die Alameda mit ihrer doppelten Colonnade von hohen schlanken Cocospalmen, und die zu dem dichtbevölkerten Negerviertel führt; ferner der Zocalo, ein kleiner viereckiger Platz mit Palmengruppen und einer hübschen weißen Marmorfontaine, wo eine Militärcapelle jeden Abend concertirt. Hier sieht man beim Schein elektrischer Lichter gewöhnlich die vornehme Welt von Veracruz und hat Gelegenheit, die vielgerühmte pikante Schönheit der Damen zu bewundern, die als die schönsten Mexicos gelten. Ob mit Recht, kann ich nicht behaupten.

An einem Ende der Stadt, nahe dem Friedhofe, erhebt sich ein gewaltiges hohes Gebäude von bastillenartigem Aussehen: das Presidio militar oder Zuchthaus, von mehreren Wachtposten mit geladenen Gewehren und auf-

gepflanzten Bajonetten bewacht. Zur Zeit meines Besuches befanden sich über 300 Sträflinge in demselben, mit allerhand Arbeiten beschäftigt, vom Cigarrenrollen bis zum Mattenflechten. Die Meisten waren wegen Meuchelmord zu 20 Jahren Gefangenschaft verurtheilt, indessen lassen die Behörden, wie man erzählt, mit sich handeln, und gehört der Verbrecher einer wohlhabenden Familie an, so kann er auch in ganz kurzer Frist wieder loskommen. Dem Bagno gegenüber erheben sich auf einer kleinen flachen Felseninsel die alten Mauern des Forts San Juan de Uloa, und in der Nähe derselben befindet sich auch der Ankerplatz der Dampfer- und Segelschiffe, denn Veracruz besitzt keinen Hafen, und die laubenden Passagiere werden ebenso wie die Waaren in kleinen Ruderbooten ans Land gebracht. Bei sehr schlechtem Wetter wird die Landung der Passagiere ganz unmöglich, und dauert dasselbe an, so fährt das Schiff weiter, die für Veracruz bestimmten Passagiere wieder mit sich nehmend. Während des Nortes, der gewöhnlich drei Tage lang wüthet und mit seinem eisigen Hauch Veracruz ganz sein tropisches Ansehen nimmt, wagen sich nach Veracruz bestimmte Schiffe gar nicht in die Nähe, sondern kreuzen draußen im offenen Meere, denn die Rhede ist voll von Felsriffen und Untiefen, eine der gefährlichsten der Neuen Welt.



Digitized by Google

XVII.

Ausflüge in den Tropen.

Während des Almuerzo im Hotel de Mexico erwähnten meine Nachbarn ihre Absicht, nach Medellin zu fahren, um dort ein Seebad zu nehmen. Das war zu verlockend. Ich bat, mich ihnen anschließen zu dürfen, und so befanden wir uns denn eine Stunde später in einem schauerlichen, alten Eisenbahnwaggon, in Gemeinschaft mit schmutzigen, halbnackten Negern, um von einer elenden Locomotive — nicht ein Dampfroß, sondern ein Dampfesel — langsam und bedächtig nach dem 25 Kilometer südlich von Veracruz gelegenen Seebade gezogen zu werden. Der Waggon hatte (ebenso gut wie die Neger) wohl seit Jahren kein Wasser gesehen, und die Atmosphäre war mit allen Wohlgerüchen Aegyptens so sehr geschwängert, daß ich den Kopf beständig zum Fenster hinaushielt. Die Gegend, die wir durchfuhren, ist ebenso wie die ganze Umgebung von Veracruz auf mehrere Kilometer landeinwärts ein Labyrinth von Sanddünen, die der ungemein heftige Nordwind hierher getrieben, zu Hügeln bis zu 100 Meter Höhe zusammengeblasen und dann so zerzaust hat, daß sie sich fast ebenso wie Hochgebirge mit scharfen Kanten und Graten zeigen, die wieder beim nächsten Winde andere Formen annehmen. Diese „Medanos", wie sie die Mexicaner nennen, sind übrigens auch anderen Küstenstrichen des Golfs von Mexico eigenthümlich; sie erscheinen an vielen Stellen nördlich von Veracruz, so z. B. zwischen Tampico und Matamoros, dann wieder längs der texanischen Küsten bis Galveston, das, ähnlich wie Veracruz, ganz von Sanddünen umgeben ist.



Veracruz.

Von meinem Waggonfenster zurückblickend, sah ich die blendend weißen Häuser, die Kuppeln und Thürme von Veracruz sich fast wie eine orientalische Stadt über die weißgelben Sanddünen erheben; seine flachen Dächer, seine darüberragenden Palmenkronen und das blaue Meer zu seinen Füßen ließen in mir die Erinnerung an Alexandrien erwachen. Gegen Westen dagegen war der Ausblick ein ganz anderer. Jenseits des Sandstreifens der Küste, an der sich die Meereswellen schäumend brachen, dehnt sich die ebene, üppig grüne Savanne auf viele Kilometer ins Innere, bis sie an den ebenso grünen, nur dunkleren, waldbedeckten Cumbres ihr Ende finden. Und über diesen zeigt sich der gewaltige, blendend weiße Schneekegel des Orizaba!

Nach einstündiger Fahrt erreichten wir das reizende kleine Städtchen Medellin, nach Hernando Cortez' Geburtsort in Estremadura so benannt. Medellin, der beliebteste Seebadeort der Veracruzanos, ganz wie Ramle jener der Alexandrier, liegt auf einer Landzunge zwischen den Mündungen des Rio Jamapa und des Rio Atoyac, beides Flüsse, die wir schon auf der Fahrt durch die Cumbres von Cordoba kennen gelernt haben. Wir durchschritten die villen- und gärtenbesetzten Straßen und befanden uns bald am Meeresstrande, um uns an einem köstlichen Bade in

Digitized by Google

den salzigen Fluthen zu erfrischen. Während wir in der kleinen Posada des Ortes unseren Kaffee einnahmen und die unvermeidlichen Cigarros schmauchten, erkundigte ich mich nach dem Orte Alvarado, der etwas weiter südlich an der Meeresküste liegt und von den Abkömmlingen der spanischen Helden von Lepanto bewohnt sein soll. Wenigstens wird der Jahrestag der Schlacht, der 5. October, von ihnen stets als ein großer Festtag gefeiert. Man sagte mir, eine Tramvia (Maulthierbahn) führe von Medellin nach Alvarado, und die Fahrt sei eine sehr interessante. Wohl sollen die Züge der Tramvia an die Eisenbahn von Veracruz in Medellin Anschluß haben, es wäre jedoch eine ein- bis zweistündige



Am tropischen Strand.

Verspätung die Regel, so daß ich den Zug gewiß noch erwischen würde. Die Abfahrtsstation sei in Paso del Toro, jenseits des Flusses. Ich eilte zu dessen Ufer, sprang in ein Indianercanoe und ließ mich nach Paso del Toro rudern, das aus einem einzigen Hause, einer Posada besteht. Vor demselben stand mein Zug nach Alvarado, d. h. ein alter, rumpeliger offener Tramwaywaggon, mit zerrissenen Canevasvorhängen, die gegen die Sonne Schutz gewähren sollten. Die Bespannung bestand aus einem einzigen Maulthier, das so elend und verhungert aussah, daß ich mich gerne viel eher selbst vor den Wagen gespannt und das Maulthier in den Wagen gesetzt hätte. Indessen, ich war der einzige Passagier und der Treiber versicherte, das Thier sei viel besser, als es

ausſähe. Ueberdies würde die Beſpannung alle 6 Kilometer gewechſelt. So fuhren wir denn ab. Um das Thier in Gang zu ſetzen, bewarf es der Kutſcher mit Steinen, von denen er einen großen Vorrath neben ſich liegen hatte. Nach fernerer Zuhilfenahme der Peitſche gerieth die Beſtie endlich in eine Art Zotteltrab, und bald befanden wir uns inmitten eines tropiſchen Dſchungels von unglaublich üppiger Vegetation: ein dichter Palmenwald, zwiſchen deſſen Stämmen ein faſt undurchdringliches Gewirr von Sträuchern und großen dickſtämmigen Lianen wucherte. Der Wagen ſtolperte faſt unausgeſetzt über große Wurzeln, die Rieſenſchlangen gleich quer über den Weg offen zu Tage lagen und die Schienen emporgehoben hatten. Das Strauchwerk überhängt die enge Bahn und ſchlug an die Wandung des Wagens, ſo daß ich Achtgeben mußte, dieſe ſtacheligen Zweige nicht ins Geſicht zu bekommen. Sümpfe durchziehen dieſen Urwald auf große Strecken, während an anderen Stellen der Küſtenſand von den Winden weit landeinwärts getragen worden war. Er erſtickte die Vegetation und bedeckte mitunter den Schienenweg derart, daß wir Beide, der Kutſcher und ich, abſteigen und mit Schaufeln die Bahn frei machen mußten. Einer der im Frühjahr häufig wehenden warmen Briſas (Südwinde) hatte ſich erhoben und trieb den feinen Sand unausgeſetzt über die Bahn, ſo daß ich fürchtete, der Wagen würde am Ende ganz inmitten dieſer Wildniß ſtecken bleiben, und ich hätte den mehrſtündigen Weg bei der nun ſchon eintretenden Dämmerung zu Fuß zurücklegen müſſen. Eine Strecke weiter entgleiſte der Wagen und wir mußten nun wieder Beide ans Werk, um ihn auf die Schienen zurückzubringen. So vergingen die Stunden, der Abend war angebrochen, und von Alvarado war noch keine Spur zu ſehen. Glücklicherweiſe war es Vollmondzeit, und wir legten den Reſt der Fahrt bei dieſem weißen Mondlicht zurück, das den Urwaldſumpf phantaſtiſch beleuchtete und die vom Winde bewegten Lianen faſt wie rieſige Schlangen erſcheinen ließ. Endlich nach achtſtündiger Fahrt erreichten wir glücklich nach Mitternacht das ſchlummernde Oertchen. Ich hatte ſchon gefürchtet, am Ende kein Nachtlager zu bekommen,



Am Papaloapan.

aber nach langem Klopfen an dem schweren Thore der einzigen Posada des Ortes wurde mir aufgethan, und ich konnte den Rest der Nacht auf einer Hängematte ruhend verbringen.

Am nächsten Morgen machte ich mich zeitlich auf die Beine, denn ich wollte bestimmt mit dem nächsten „Zuge" nach Veracruz zurückkehren. Alvarado selbst ist ein Fischerdörfchen, aus Bambushütten bestehend, die zwischen Palmen- und Bananengruppen halb verborgen sind, das typische Bild eines tropischen Dorfes, wie ich deren später in Central- und Südamerika so viele sehen sollte. Ueppige Tropenvegetation umgibt den Ort und zieht sich längs der Ufer des Rio



Am Papaloapan.

Papaloapan hin, der in einem mächtigen, wohl an 5 Kilometer breiten Wall wie ein zweiter Orinoco dem nahen Ocean zuströmt. Aber der Streifen Vegetation an beiden Ufern ist nur schmal; jenseits erheben sich wieder Medanos aus einer Sandwüste, die sich von der Meeresküste weit landeinwärts zieht, und gegen Süden zu unabsehbar ist. Der Rio Papaloapan ist ungemein fischreich, und er ist es, der die Bewohner des Dörfchens ebenso gut ernährt wie die zahlreichen Kormorane, die sich auf seiner Oberfläche tummeln, oder die scheußlichen Caimanes und Porpoisen. Die Fische der Laguna des Papaloapan werden massenhaft nach Veracruz und nach den Inlandstädten verkauft. Nach zweistündigem Umherirren an den muschelbedeckten Ufern des Stromes bestieg ich wieder die Tramvia. Der Wind hatte sich gelegt, und die Fahrt nach

Medellin ging diesmal rascher von statten. Aber dennoch bedurfte es des ganzen Tages, um mich nach dem nur 77 Kilometer entfernten Veracruz zurückzubringen.

Noch konnte ich einige Tage Zeit bis zur Rückfahrt nach dem Norden erübrigen. Statt in dem Fiebernest Veracruz zu bleiben, unternahm ich noch einen Ausflug nach dem vielgerühmten Sommeraufenthalt der Veracruzanos, nach Jalapa, das mit vielen anderen Orten in Mexico den Ruf genießt, die schönsten Frauen des Landes zu besitzen. Man sieht, die Mexicaner sind eine galante Nation: sie sprechen jedem Orte, der darauf Anspruch macht, die schönsten Frauen zu. Jalapas Frauen sind jedoch von sprichwörtlicher Schönheit, und schon in Mexico hörte ich gelegentlich einer Unterhaltung über die Mexicanerinnen das Sprichwort: „Las Jalapeñas son halaguenas!" „Berückend sind die Frauen von Jalapa!" — Um 3 Uhr Morgens weckte mich der Portier des Hotels aus meinen Träumen, und bald darauf wanderte ich durch die noch dunklen todten Straßen der Stadt nach der Station zu dem bereitstehenden Eisenbahnzuge, der mich in einer Stunde nach dem Orte San Juan brachte. Hier, inmitten der heißen, ungesunden, sumpfigen Savannen mußten wir Passagiere die Eisenbahn verlassen, um die Fahrt die Berge hinauf nach Jalapa wieder in Tramwaywägen fortzusetzen. Drei Wägen, jeder mit vier Maulthieren bespannt und der Reihe nach als I., II. und III. Classe bezeichnet, nahmen uns auf, und im raschen Trabe ging es weiter durch die Savannen, auf der alten spanischen Heerstraße, auf welcher auch das amerikanische Expeditionsheer unter General Scott im März 1847 seinen berühmten Marsch nach Mexico unternahm. Den Rio Antigua überspannt noch die alte massive Brücke, Puente Nacional, welche, von den Spaniern erbaut, heute noch ebenso fest und sicher dasteht, wie vor Jahrhunderten. Steinerne Forts schützten die Brücke auf beiden Zufahrten. Nahe der Brücke gewahrte ich die Ruinen eines ausgedehnten steinernen Hauses, das mir als der einstige Palast des mexicanischen Dictators Santa Anna (1833 bis 1853) bezeichnet wurde. Zwischen Puente Nacional und der Station des Almuerzo, Rinconada mit Namen, erheben sich zahlreiche schwarze Kreuze, traurige Denkmäler, welche die Stellen bezeichnen, wo in früheren Jahren Mordfälle vorgekommen waren.

Bei Cerro Grande, bekannt durch die Schlacht zwischen den Amerikanern und Mexicanern, beginnen die Berge, und von hier an stiegen wir fortwährend zwischen Mais- und Zuckerrohrfeldern aufwärts, bis wir endlich gegen Abend im Galopp durch die Straßen von Jalapa sausten. Bald war ich im Hotel Veracruzana, einem ebenerdigen, ausgedehnten Gebäude, mit Blumen und Fontainen geschmückten Hof, einquartirt.

Digitized by Google

Jalapa ist eine der merkwürdigsten Städte Mexicos. 1400 Meter über Veracruz, auf hügeligem Boden gelegen, führen seine engen, schlecht gepflasterten Straßen bergauf, bergab, so steil, daß manche von ihnen wohl niemals eine Diligencia gesehen haben mochten; die Häuser sind alle ebenerdig, mit großen vergitterten Fenstern, durch die man alle Mysterien des Innern von der Straße aus sehen kann; die Häuser prangen in allen Farben des Regenbogens, haben aber an besonderer Architektur nichts aufzuweisen. Auf der Plaza Mayor steht der alte Regierungspalast, und dieser im Verein mit einem alten, zu Cortez' Zeiten gebauten Kloster sind wohl die Hauptgebäude von Jalapa, ein indianischer



Vanillegewinnung.

Name, der zu deutsch „der Ort von Wasser und Sand" heißt. Warum? ist mir ein Räthsel, denn die Stadt ist ringsum von den üppigsten, prächtigsten Gärten umgeben, in denen die Palme ebenso gut gedeiht wie die Tanne, und die einen außergewöhnlichen Blumenreichthum aufzuweisen haben. Auch dieser ist in Jalapa sprichwörtlich und wird in Bezug auf seine Pracht mit den Frauen der Stadt verglichen: „Bellas como su cielo, lindas como sus flores!" — „Schön wie ihr Himmel, lieblich wie ihre Blumen!" — Leider bekommt man die Jalapeñas nicht mit derselben Leichtigkeit zu sehen wie die Blumen, und ich verbrachte einen ganzen Tag in der Stadt, ohne auch nur ein hübsches Mädchen zu Gesicht zu bekommen, so daß ich die Schönheit der Damen hier nur vom Hörensagen kenne.

Ob die Caballeros von Veracruz hierher in die reine Gebirgsluft kommen, um vor der Hitze und dem Vomito negro ihrer Heimatsstadt zu flüchten, oder um sich an den landschaftlichen und sonstigen Schönheiten von Jalapa zu ergötzen, weiß ich nicht. Keinesfalls ist das Klima der Stadt ein ideales zu nennen, denn Regen und Nebel sind hier sehr häufig.



Vanille.

Die Wolken des Golfes werden hier, gegen die kalten Gebirge treibend, condensirt und fallen als feiner Regen nieder, den man hier Chipi-Chipi nennt.

Tagelang kommt die Sonne dann nicht zum Vorschein, es ist zum Frösteln kühl, und der Jalapeño, in seine Serape gehüllt und seine Puro rauchend, betet zum Himmel: „Ave Maria purissima, que salga el Sol!" — „Heilige Jungfrau, mache, daß die Sonne wieder scheint."

In der Umgegend von Jalapa wächst viel von der früher in der Medicin vielfach angewendeten Pflanze Jalap (Ipomoea Jalapa), sowie ein Product, das in den mexicanischen Tropen vorzüglich gedeiht und auch nach Europa exportirt wird, nämlich Vanille. In den Urwäldern südlich von Jalapa kommt diese eigenthümliche Schlingpflanze in großen Mengen wild vor und wird auch von den Indianern und Mischlingen künstlich angepflanzt, indem sie Schößlinge knapp an den Bäumen in lockere Erde stecken. Die Ranke umwindet bald den Baum. Im dritten Jahre beginnt die Frucht zu reifen, und dann können für die nächsten 30 Jahre oder noch länger in den Frühlingsmonaten die Schoten eingesammelt werden. Die Indianer klettern auf den Bäumen umher und schneiden von jeder Pflanze etwa 40 bis 50 Schoten im Jahre. Diese Schoten werden zunächst durch Aussetzen in den heißen Mittagsstunden zum „Schwitzen" gebracht, und hierauf zum Trocknen

auf Fäden in langen Reihen aufgehängt. Zur Versendung werden gewöhnlich 50 Schoten in ein Päckchen zusammengethan. Ich sah von dieser Pflanze nur wenige Exemplare auf dem Wege nach dem reizenden Orte Coatepec, einige Kilometer von Jalapa entfernt. Der Ausflug wurde mir als einer der hübschesten bezeichnet, den man in der Umgebung der Stadt unternehmen kann. Und in der That: der Weg führt beständig durch tropischen Urwald, wie man ihn in Mexico kaum schöner sehen kann. Beim Verlassen desselben, nahe dem Thal von Coatepec, bot sich mir eine herrliche Aussicht dar: Es war Abends, und



Teocalli von Papantla.

die Luft von ungemeiner Klarheit, so daß die ganze Tiefebene zu Füßen der Cumbres bis ans Meer vor meinen Augen lag. Gegen Süden erhob sich wieder der kolossale Schneekegel des Orizaba über die dunklen bewaldeten Gebirgszüge, und gegen Westen sah ich einen anderen gewaltigen Berg über sie hinwegragen, den majestätischen 4460 Meter hohen Cofre de Perote mit seinem rechteckig abgeflachten Gipfel, der ihm zu seinem Namen verholfen. Um diesen Berg herum wird in kurzer Zeit ein zweite Eisenbahn von Puebla nach Mexico gebaut werden, und einzelne Strecken davon sind heute schon vollendet. Zu einem Besuch der berühmten, zwei Tagereisen nördlich von Jalapa

entfernten Ruinen von Papantla hatte ich keine Zeit mehr. So fuhr ich denn am nächsten Tage wieder nach Veracruz zurück.*)

*) Der Staat Veracruz ist bei einem Flächenraum von 62.820 Quadratkilometer und 582.000 Einwohnern der größte und bevölkertste der fünf mexicanischen Golfstaaten, und dabei wohl auch der reichste. An Minen hat der Staat nichts besonders Nennenswerthes aufzuweisen; dafür beläuft sich der Werth des jährlichen Ertrages an Mais auf 8 Millionen Pesos, Zucker (12½ Millionen Kilogramm) 1½ Millionen Pesos; Kaffee (6 Millionen Kilogramm) nahezu 1 Million Pesos; Tabak (3½ Millionen Kilogramm) nahezu 1 Million Pesos; ferner Vanille (30.000 Kilogramm) im Werth von 350.000 Pesos; Sarsaparilla (87.000 Kilogramm) im Werth von 11.000 Pesos. Der gesammte Ertrag beträgt jährlich etwa 20 Millionen Pesos.

Digitized by Google

XVIII.

Carnevalstage in Yucatan.

Der reinste Zufall führte mich schon auf meinen ersten Streifzügen durch Mexico und Centralamerika gerade zur Carnevalszeit nach Yucatan. Den Eisenbahnwagen mit dem Dampfer vertauschend, segelte ich über Campeche nach Progreso, um auch die dortigen Ruinenstädte, vornehmlich Uxmal, von dem genannten Hafen aus zu besuchen. Während wir durch die wie bleiern daliegende, ungewöhnlich ruhige Campechebai, in Sonnenschein gebadet, dahinfuhren, unterhielten sich einige Passagiere über den bevorstehenden Carneval in Merida, der Hauptstadt von Yucatan.

Ein Carneval in Yucatan! Verlockend klang dies eben nicht, denn zunächst ist Yucatan, dieses heißeste der Backofenländer Centralamerikas, überhaupt nicht verlockend, und dazu wird diese Halbinsel von einzelnen Indianerstämmen bewohnt, welche seit der ersten Besetzung des Landes durch die Spanier 1527 die schlechte Gewohnheit bewahrt haben, alle Weißen, welcher sie habhaft werden konnten, in Stücke zu hauen. Sie bewohnen heute, immer noch zwischen 5000 und 7000 Mann stark, das südöstliche Viertel der Halbinsel, theilweise auch das Gebiet von Britisch-Honduras, und unternehmen zeitweilig Expeditionen nach den Ansiedelungen der Weißen, Städte, Dörfer und Farmen zerstörend. So liegt beispielsweise die Stadt Valladolid, früher reich und blühend, heute in Ruinen, dank der gefährlichen Nachbarschaft dieser Wilden. Alljährlich hört man die haarsträubendsten Geschichten über ihre Unthaten, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß man in Campeche, Progreso und in Merida, der Haupt-

Digitized by Google

stadt des Landes, eine heillose Angst vor diesen letzten Nachkommen der wilden Karaiben hat. Jahr für Jahr drohen sie Merida dem Erdboden gleich zu machen und die Einwohner niederzumetzeln, aber mit der den Tropen eigenthümlichen Indolenz geschieht nichts, um diesen unsicheren Zuständen ein Ende zu machen.



Hacienda in Yucatan.

Unter solchen Verhältnissen und in einem solchen Lande ein Carneval? — Es klang dies zu merkwürdig, um den Compaß nicht für ein paar Tage an den Nagel zu hängen und den Spaß in Merida mitzumachen.

Yucatan zeigte sich uns bei unserer Landung in Progreso, dem Haupthafen des Landes, nicht von der anziehendsten Seite. Die See ist hier zu seicht, um das Landen zu gestatten, und unser Dampfer blieb ein paar Meilen vor der niedrigen, flachen, sandigen Küste liegen, die nur an einem Punkte eine

Digitized by Google

spärliche Palmengruppe zeigt. In ihrem Schatten liegen die wenigen Häuser von Progreso. — Kleine Segelboote holten uns vom Dampfer nach dem elenden Neste, wo wir die Nacht in dem ersten und einzigen Hotel zubrachten. Das „Wie" wird eine kurze Schilderung des Hotels erklären: Vier niedrige Steinmauern mit einem hohen Strohdach umschließen einen Maulthierstall; eine Leiter führt zur finsteren, fensterlosen Dachkammer empor, in welcher vier



In der Tierra Caliente.

Hängematten aufgehängt sind. In einer Ecke steht ein Wassertrog zum Waschen. Als wir nach unserer gemeinschaftlichen Schlafstube emporkletterten, raschelte es in der Strohdecke über uns, durchaus kein angenehmes Geräusch in diesem Lande der Spinnen und Skorpionen. Lessing hat recht — man wandelt nicht ungestraft unter den Palmen!

Am nächsten Morgen fuhren wir per Eisenbahn nach der 25 englische Meilen landeinwärts gelegenen Staatshauptstadt Merida. Die zahlreichen Indianer,

Digitized by Google

welche auf den Plantagen längs der Bahn zusammenliefen, um das schwarze eiserne Wunder, die Locomotive, anzustaunen, hatten darin so unrecht nicht; auch Weiße müssen hier darüber staunen, daß es in Yucatan bereits eine Eisenbahn gibt! Sie entstand allerdings nicht des Personenverkehrs wegen, sondern nur um die kolossalen Massen von Henequin oder Sisalhanf (Agave sisalensis), das Hauptproduct Yucatans, aus dem Innern nach Progreso zu befördern. Wie in Mexico Cactus und Agave, so ist in Yucatan das Henequin die verbreitetste Pflanze, ausgedehnte Länderstrecken bedeckend. Längs der Bahn liegen große ummauerte Henequinplantagen mit den von Palmen überschatteten Pflanzenhäusern in der Mitte. Die unabsehbaren Reihen dieses eigenthümlichen Stachelgewächses gewähren einen merkwürdigen Anblick — jede einzelne Pflanze, einem Strauß von 20 bis 30 Bajonetten gleichend, deren jedes 5 bis 8 Fuß lang ist. Diese bajonettartigen Blätter werden zur Erntezeit abgeschnitten und mittelst einfacher Maschinen von der fleischigen Hülle befreit, so daß nur die hanfartigen Fasern übrig bleiben. Welch hohe Wichtigkeit die Henequinpflanze für Yucatan besitzt, geht schon daraus hervor, daß heute jährlich etwa 100.000 Ballen im Werthe von 3 bis 4 Millionen Dollars nach den Vereinigten Staaten expedirt werden. Für den Yucateco — den Bewohner Yucatans — ist die Pflanze unentbehrlich geworden, denn ihre Faser liefert ihm Kleidungsstücke, Matten, Seile, Schnüre und vor Allem die Hängematten, deren man sich in Yucatan an Stelle der Betten fast ausschließlich bedient. Indianer wie die Weißen bringen ihr halbes Leben in Sisal-Hammocks*) zu, ja ich kam in Yucatan durch Orte, in welchen Betten nach unserer Art vollständig unbekannte Dinge waren.

Endlich fuhr unser Zug durch die engen belebten Straßen von Merida in die neue Station auf der Plaza de la Mejorada ein, aber vergeblich sieht man sich hier nach Hotelbediensteten, Dolmetschern u. dgl. um, was um so empfindlicher ist, als ein Bädeker für Yucatantouristen noch im Schoße der Zukunft ruht. Merida, obschon die Hauptstadt eines Staates und über 50.000 Einwohner zählend, hatte zur Zeit meines Besuches weder ein Hotel, noch eine Posada, noch eine Fonda, und der Fremde mußte deshalb die Gastfreundschaft der Bewohner in Anspruch nehmen. Glücklicherweise war es mir nicht schwer, bei dem Besitzer des Bankhauses, auf welchen mein Creditbrief ausgestellt war, Unterkunft zu finden, obschon auch sein Haus mit Gästen aus der Provinz überfüllt war. Die ausgiebigste Gastfreundschaft ist eine der Haupttugenden der Yucatecos,

*) Hängematten.

Digitized by Google

zumal meines freundlichen Wirthes, der sich dadurch indessen nicht behindert fand, mir für die Auszahlung meines Creditbriefes den hier anscheinend gebräuchlichen Disconto von 15 Procent anzurechnen.

Merida zur Carnevalszeit scheint das Urbild des Friedens und der Glückseligkeit zu sein, und wer weiß, ob es in unserer, alle Klimate, alle Entfernungen nivellirenden Zeit nicht vielleicht bald zu einem beliebten Nizza der New-Yorker geworden sein wird? Heute freilich ist es noch eine der entlegensten, abgeschiedensten Städte der Neuen Welt, die sich unter ihren modernen, großartigen, glänzenden Schwesterstädten im Golf von Mexico, wie Havanna, Matanzas, New-Orleans u. s. w., ausnimmt wie eine altspanische Großmutter. Merida hat seit seiner ersten Blüthezeit vor 300 Jahren keine weiteren Fortschritte gemacht, keine Zuwanderung erhalten, und die Sitten und Gebräuche der



Droschke in Yucatan.

erbsässigen Spanier, der Mestizen und der Indianer, welch letztere den größten Theil der 50.000 Einwohner bilden, sind dieselben geblieben, wie sie im spanischen Mutterlande zur Zeit des Don Miguel Cervantes de Saavedra gewesen sein mochten.

Merida ist ganz nach dem Muster der anderen mexicanischen Städte angelegt, die einander gleichen wie Eier. Es hat seinen großen Hauptplatz mit der von zwei Thürmen überhöhten Kathedrale, mit der Casa municipal, und auf der Südseite des Platzes die einstige Residenz des ersten Gouverneurs von Yucatan, gleichzeitig auch das älteste Haus von Merida, 1549 erbaut. Die Façade dieses interessanten Hauses zeigt die Figuren zweier Spanier in voller Rüstung, welche auf blutenden Indianerköpfen herumtreten — eine Erinnerung an die erste große Schlacht von Merida, bei welcher gerade an dieser Stelle 200 Spanier mit echt spanischer Uebertreibung 40.000 Indianer erschlagen haben sollen.

Die Plaza Mayor bildet ganz nach mexicanischer Schablone den Mittelpunkt des sich rechtwinkelig schneidenden Straßennetzes, das an verschiedenen Punkten noch 15 andere Plazas, jede mit einer Kirche, enthält. Die Gotteshäuser sind jetzt verfallen, die Klöster stehen leer oder liegen in Ruinen, und die Straßen, welche früher die Namen aller Heiligen der spanischen Litanei führten, haben ihre Namen gewechselt — die einzige Neuerung in 300 Jahren.

Einzelne Hauptstraßen waren nach Thieren benannt, und da die große Mehrheit der Bevölkerung des Lesens nicht mächtig ist, malte man diese Thiere riesengroß an die Straßenecken. So zeigt man noch heute einen Elephanten an einer und einen Flamingo an einer anderen Straßenecke. Glücklicherweise herrscht in Merida das vernünftige Gesetz, daß die Häuser des brennenden Sonnenlichtes wegen nicht weiß angestrichen werden dürfen, und so wählten die Besitzer alle Farben des Regenbogens. Die Häuser sind meist einstöckig und nach spanisch-maurischem Muster im Viereck gebaut. Mein Zimmer öffnete sich auf eine weite Bogenhalle, welche rings um den viereckigen inneren Hofraum herumlief und mit den herrlichsten Topfblumen und Schlingpflanzen geschmückt war. Papageien und Singvögel machten in ihren Käfigen einen Heidenspectakel. Der Hof selbst bildete einen üppigen Blumengarten, von schlanken Cocospalmen, großblätterigen Bananen und Orangen überschattet. Die Fenster, soweit deren überhaupt welche vorhanden waren, zeigten ebensowenig wie die übrigen in ganz Merida oder ganz Yucatan Glasscheiben, sondern nur eiserne Gitterverstäbung, die bei den auf die Straße mündenden Fenstern um einen guten Fuß nach außen geschweift waren. Häuser von europäisch-moderner Bauart kennt man nicht in Yucatan, wo sie auch ganz zwecklos wären. Die Mauern der Häuser bestehen aus zwei dicken Steinwänden, mit einer Schuttfüllung zwischen beiden, so daß sie eine Stärke von 5 bis 8 Fuß erreichen. Die Zimmer sind groß, hoch und dunkel wie Kirchen, dabei ohne jede Verzierung oder Malerei auf den weißgetünchten Wänden. Die Fußböden sind mit Cement überzogen, und das einzige zur Verwendung gelangende Holz steckt in den Fensterrahmen und Thüren. Dem Fremden scheinen diese kalten, dunkeln, harten Räume in der ersten Zeit unheimlich, er lernt sie aber bald schätzen, denn in ihnen bietet sich kein Schlupfwinkel für Spinnen, Tausendfüßler, Skorpione und andere „Hausthiere" der Tropen. Auch die Einrichtung der Zimmer ist die denkbar einfachste. In meiner Stube bestand sie aus einem Tisch, einem Stuhle, Henequinmatten auf dem Fußboden, und der unvermeidlichen Hamaca (Hängematte) an Stelle des Bettes. Eine solche Wohnung ist in diesen Ländern des ewigen Sommers mehr als hinreichend. Man bringt ja doch die größte Zeit

des Tages im Freien zu, des Morgens auf Spaziergängen oder in den Geschäftslocalen, Nachmittags mit Besuchen in befreundeten Häusern, Abends in einem der Merida-Clubs, die hier im gesellschaftlichen Leben die wichtigste Rolle spielen, oder endlich im Theater, wo zeitweilig wandernde italienische Operntruppen Vorstellungen geben.

Mein Diener war ein Vollblutindianer, aber selbstverständlich nicht vom Stamme der wilden Karaiben, deren ich eingangs Erwähnung that. Die Indianer von Merida sind im Gegensatz zu den ersteren die gutmüthigsten, bescheidensten, willigsten Geschöpfe, die man sich nur wünschen kann, und besitzen dabei einen in den heißen Klimaten ganz besonderen Vorzug, den der Reinlichkeit. Ihre Kleidung ist noch die althergebrachte Tracht der Mayas, ihrer Vorfahren, aus einem blendend weißen Hemde, dem Uipil, und weißleinenen weiten Beinkleidern bestehend, welche sie bei der Arbeit häufig bis hoch über die Knie heraufschlagen. Das Uipil tragen die Vornehmeren zumeist in die Beinkleider gesteckt, die große Mehrzahl läßt es jedoch über die Beinkleider fallen. Die Bevölkerung Yucatans spaziert also im wahren Sinne des Wortes im Hemde herum. Bei der Feldarbeit oder beim Tragen schwerer Lasten verringert sich diese ohnehin schon mehr als spärliche Kleidung auf ein schmales Lendentuch, während die Knaben bis zum sechsten oder achten Jahre auch dieses als überflüssig aufgeben.

Die Toilette der Indianer- und Mestizenfrauen ist merkwürdigerweise bis auf die kleinsten Details dieselbe wie bei den Beduinenstämmen Nordafrikas oder Arabiens, weshalb man geneigt wäre, anzunehmen, die Spanier hätten diese maurischen Moden mit nach Amerika gebracht. Aber andererseits wird wieder behauptet, die Spanier hätten bei ihren Eroberungszügen in Yucatan die Mayafrauen schon so gekleidet gefunden. Wem ist da zu glauben? Wie bei den Beduinen, so ist auch hier bei den Yucatecos das Costüm unschön und wenig geeignet, den Wuchs der Trägerin zu zeigen oder profanen Blicken auch nur das Geringste zu enthüllen, obschon sie ihrer weitbekannten Formenschönheit wegen alle Ursache hätten, sich damit etwas freigebiger zu zeigen.

Unterkleider nach Form und Schnitt unserer europäischen Damen sind bei der tropischen Hitze vollständig überflüssig — ein Strumpfband hat wohl nie das Bein einer Yucatanerin umspannt, und ihr Busen kennt die engen Miederfesseln nicht. Ihre ganze Toilette besteht aus zwei Kleidungsstücken: einem bis an die Knöchel fallenden weißleinenen Unterrock, Pic genannt, und einem zweiten Unterrock von ähnlichem Schnitt, nur eine Etage höher, an den Schultern, befestigt. Dieses bis an die Knie fallende, gleichfalls blendend weiße Oberkleid heißt Uipil.

Bei den wohlhabenderen Mestizos sind diese beiden mit dem Unterrock und Hemd der Europäerinnen vergleichbaren Kleidungsstücke mit Yucatanspitzen reich besetzt. Zuweilen werfen sie wohl auch einen Spitzenreboso über den Kopf, unter welchem das reiche schwarze Haar, zu einem losen Knoten gebunden, hervorquillt. Die Wenigsten tragen irgend eine Beschuhung, und nur die spanischen Damen in den Städten gönnen sich den Luxus von Schuhen und Strümpfen.

In Merida wie in dem benachbarten Izamal war mir der große Marktplatz die geeignetste Stelle, derlei Studien anzustellen, denn hier kommen täglich viele Hunderte von Indianern mit ihren Frauen aus der Umgebung zusammen, um ihre Farmproducte und Früchte an den Mann zu bringen. Mit Ausnahme des Fleisches liegen alle Marktartikel ohne Unterschied auf dem Boden ausgebreitet. Markthallen wie bei uns oder Bazars wie in dem Yucatan sehr verwandten Orient kennt man hier nicht. Der Indianer steckt einen etwa 8 Fuß langen Stock in den Boden und befestigt ein einfaches Holzkreuz horizontal darüber, welches als Unterlage für eine Sisalmatte dient. Dieser primitive Sonnenschirm und allenfalls ein niedriger Stuhl sind die ganze Einrichtung seines „Standes". Vor sich hat er nun die herrlichsten Früchte des Südens, die Ananas, Mangos, Aguacates, Bananas u. s. w., in Haufen aufgeschichtet. Um hier handelseinig zu werden, muß man vorher genau die Mysterien des Yucataner Münzwesens kennen: die Medios, Cuartillos, Chicas und Veintes (die letzteren kleine bleierne Münzen vom beiläufigen Werthe eines Pfennigs). Aber auch Cacaobohnen werden unter dem Landvolke noch als Münze verwendet. — Am späten Morgen nehmen Käufer und Verkäufer ihre Mahlzeiten in den sogenannten Mediorestaurants ein, in denen sie für einen Medio (20 Pfennig) ein ganz vortreffliches Menu, aus Fleisch, Pfeffersalat, Tomatosuppe und Tortillas zusammengesetzt, erhalten. Eßbestecke und Teller sind ihnen noch wenig bekannte Dinge. Als Schüsseln dienen die halben Hüllen der Jicarafrucht, als Löffel die Tortillas (zähe Pfannkuchen), als Gabeln die Finger und als Messer die Zähne. Man muß sich zu helfen wissen!
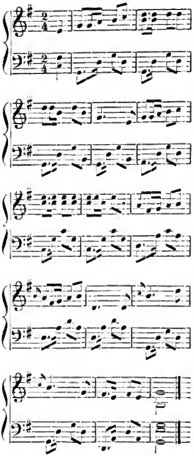
Am Tage nach meiner Ankunft in Merida trug die Stadt festliches Gepränge, denn der gewöhnlich vier Tage dauernde Carneval hatte begonnen. Nicht daß er bei den Creolen und Mestizen etwa in anderer Weise gefeiert würde als in unseren rheinischen oder in den italienischen Städten, er hat hier nur eine viel größere Bedeutung und wird von den holden Creolinnen Monate vorher herbeigesehnt. Was man auch von der Tugend der Südländerinnen und vornehmlich der Mexicanerin halten mag, lange Reisen in Centralamerika und

fortwährender Contact mit allen Gesellschaftsclassen hat meine Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermocht, daß die Creolinnen und Mestizen in diesen Ländern nicht nur viel besser sind als ihr Ruf, sondern auch viel besser als so manche als tugendhaft verschriene Tochter Eva's in unseren europäischen Hauptstädten. Wie die Haremsschönen im fernen Orient, so verleben auch die Yucatecas Kindheit, Jugend und Alter fast unter ebenso strenger Aufsicht in ihren Häusern, nur daß hier irgend eine Großmama oder Tante die in gar mancher Hinsicht beneidenswerthe Stelle des Eunuchen vertritt. Niemals wird man in Yucatan oder überhaupt in Mexico Mädchen oder selbst verheiratete Frauen der besseren Stände ohne Begleitung auf der Straße finden, sei es um in den flinken Volantes spazieren zu fahren, oder Besuche und Einkäufe zu machen. Geschähe dies dennoch, so wäre es um den guten Ruf der Betreffenden bald geschehen. Nur ausnahmsweise dürfen die Damen Herrenbesuche empfangen, es sei denn von nahestehenden Familiengliedern, oder in deren Begleitung Spaziergänge oder Ausfahrten unternehmen. Die einzige Gelegenheit zum ungehinderten Verkehr mit den jungen Herren von Merida bietet sich zur Carnevalszeit, denn so eifersüchtig die alten Damen die ihrer Obhut anvertrauten Mädchen auch behüten, es geht doch nicht an, mit den jungen Paaren als Dritte im Ballsaal mit herumzutanzen, so gerne sie es vielleicht auch thun möchten. Es mag sein, daß die Ehen gewöhnlich im Himmel geschlossen werden. In Merida aber ist dieser Himmel der Tanzsaal zur Carnevalszeit.

Ferner munterer Gesang und die Klänge eines Musikcorps riefen mich am ersten Carnevalstage schon am frühen Morgen aus meiner Hängematte. Banden von Indianern in ihrer alt angestammten Tracht durchzogen die Straßen, nicht in Waffen zur Eroberung von Merida, sondern friedlich mit Gesang und Tanz, Männer und Frauen zusammen. Einige Musikanten mit den einheimischen einfachen Instrumenten zogen ihnen voraus, und die Weisen, die sie spielten, erinnerten lebhaft an altspanische Melodien. Eine davon, genannt Toro, klang zu hübsch, um sie nicht an dieser Stelle wiederzugeben (siehe umstehende Musiknoten).

Bald wurde es in den Straßen lebendig, und beinahe schien es, als sei die ganze Bevölkerung, diesmal ausnahmsweise auch die Frauen und Kinder, außer Hause. Die Kaufläden blieben geschlossen, der geschäftliche Verkehr stand augenscheinlich vollkommen still. Alles wollte sich Carnevalsfreuden hingeben. Den Indianern folgten die Umzüge der Studenten im echten Fastnachtscostüm mit Musik und Gesang. Ein Trupp Studenten war in der Tracht der spanischen Estudiantina, und ganz nach der Art der Studenten von Salamanca

hatten sie Löffel, Messer, Gabel und Korkzieher auf ihren Hüten stecken. Auch an Persiflagen der Regierungsbeamten und des Militärs fehlte es nicht. Eine Anzahl Studenten hatte sich als yucatanische Soldaten verkleidet, andere wieder als Indianer, und bei den Scheinkämpfen, die sie auf den Plätzen aufführten, gelang es gewöhnlich einem einzigen waffenlosen Indianer, die ganze Soldatenschaar in die Flucht zu schlagen. Gegen Mittag wurde es der großen Februarhitze wegen etwas stiller, aber desto lebhafter war das Leben am späten Nachmittag, zur Zeit des Carnevalscorso, an welchem sich die elegante Welt von Merida vollzählig betheiligte. Hunderte von einheimischen Calezas oder von eleganten cubanischen Volantes waren in den Straßen, gefüllt mit den reizendsten Frauengestalten. Die Calezas sind eigenthümliche, nur in Yucatan gebräuchliche Equipagen, auf zwei Rädern sitzend, und mit einem Maulthiere bespannt, auf welchem der Kutscher reitet. Jedesmal, wenn die Damen Bekannten begegneten, wurden in äußerst graziöser Weise Grüße gewechselt, indem sie die Hand bis in die Nähe der Augen hoben und langsam schwenkten, als würden sie zur Annäherung einladen. Ich wußte niemals recht, ob dies Grüße oder nur Erkennungszeichen waren. Wahrscheinlich gaben in solchen zweifelhaften Fällen die Augen den erforderlichen weiteren Commentar. Und was für Augen! Groß, schwarz, sprechend, leidenschaftlich beglückend oder verdammend, aber kein Mittelding zwischen beiden. — Wie viele Sprachen diese reizenden Geschöpfe doch zu sprechen verstehen! Die Sprache des Mundes, der Hände, der Fächer,



Digitized by Google

der Augen. Aber nur die erste ist spanisch, die drei anderen Universalsprachen, eine Art Volapük, die Jeder zu verstehen vermag!

Das konnte man weniger beim Corso wahrnehmen, wo die elegante Welt in mehr oder minder reichen Volantes oder Calezas rasch an dem Beobachter vorbeirollten, als später am Abend bei den Bällen. Jeder der Clubs von Merida, und es gibt deren eine ganze Anzahl, veranstaltet zur Carnevalszeit mehrere „Baile“ oder Bälle, und dank der Vermittelung meines Gastherrn wurden mir mehrere Einladungskarten zugesandt.

Ich hätte mir niemals träumen lassen, in Yucatan, diesem wildesten und unbekanntesten Staate Centralamerikas, so viel Anstand und gute Sitten, um nicht zu sagen aristokratische Vornehmheit zu finden! Wahrhaftig, den reichen Protzen von New-York und Chicago könnte es nur zum Vortheil gereichen, wenn sie bei den Yucatecos ein wenig in die Schule gingen.

Der Hofraum des vornehmsten Clubs war durch Lichterreihen, chinesische Laternen und Oellampen — Gas und Elektricität sind hier noch unbekannte Dinge — so glänzend als nur möglich erleuchtet; und zahlreiche Pärchen wandelten zwischen den Bananen, Palmengruppen und Blumenpyramiden auf und nieder, oder saßen vor den Fenstern des Ballsaales auf Stühlen im Freien, um die milde köstliche Februarluft zu genießen, denn im Saale selbst war es erdrückend heiß. Treten wir ein. An einem Ende des langen, etwas niedrigen Raumes befand sich das Orchester in begreiflicher und verzeihlicher Nähe des Buffets, an welchem die köstlichsten und erfrischendsten Fruchtwässer und Früchte 2c. verabreicht wurden. Ja sogar bekannte Champagnermarken, wie Perier, Jouet & Co., Epernay, standen da in einladenden Batterien nebeneinander. — Den Saalwänden entlang waren Bänke aufgestellt, und auf diesen ruhten die Tänzerinnen, die reizendsten, üppigsten, graziösesten Gestalten, die selbst eine vernagelte Kanone zum Enthusiasmus hingerissen hätten. Einzelne Blumen dieses herrlichen Damenbouquets waren in bunten Fastnachtscostümen, andere in allerdings etwas altmodische und zumeist dunkle Toiletten gekleidet, aber das war leicht zu übersehen, denn Anmuth, Grazie, Schönheit und Frohsinn sind die besten, ewig modernen Toiletten, reizender Mund, Perlenzähne und prächtige Augen die kostbarsten Juwelen einer Frau.

Der Ball begann vernünftigerweise schon um 9 Uhr, und eine Stunde nach Mitternacht waren die glänzenden Räume wieder still und dunkel, um erst am folgenden Abend wieder die gleiche Gesellschaft zum Tanzvergnügen zu empfangen. Die Tänze waren durchwegs nach Art der Quadrillen und Menuetts, langsam, gemessen, eher einem Spaziergang ähnlich, aber dafür nur

Digitized by Google

desto reizvoller. Die alten Damen saßen außerhalb an den Fenstern und beobachteten die Tanzenden oder besuchten die benachbarten Clubs. — Dieselbe Tagesordnung herrscht in Yucatan während der ganzen Carnevalszeit und ich zog es deshalb vor, am nächsten Morgen einen Ausflug nach dem unfernen Städtchen Izamal zu unternehmen, da dort die Indianer zur Zeit des Carnevals noch manche Ceremonien und Tänze ihrer heidnischen Vorfahren aufzuführen pflegen. Ueberdies stand für den nächsten Tag dort ein Stierkampf in Aussicht. Um 4 Uhr Morgens saß oder lag ich vielmehr schon, begleitet von einem Freunde und meinem Diener, in dem Reisewagen, denn die frühen Morgenstunden sind die einzigen, die man der großen Tageshitze wegen in Yucatan zum Reisen benutzen kann.

Die hierzulande gebräuchlichen Reisewagen mögen in Yucatan wohl als praktisch und bequem angesehen werden, aber in Europa würden sie als wahre Marterkasten gelten. Dessen wurde ich mir schon bewußt, kaum daß wir Merida verlassen hatten und auf den elendesten, holperigen, mit Steintrümmern besäeten Wegen dahinkollerten. Zahlreiche Indianer, Männer wie Frauen, der empfindlichen Nachtkühle wegen in ihre Serapes gehüllt, kamen des Weges daher, um ihre Farmproducte, Hühner, Eier, Früchte, nach Merida auf den Markt zu bringen, und fast glaubte ich, in den Augen eines Jeden etwas von Spott und Schadenfreude zu erblicken, als sie uns ihre Grüße zuwarfen.

Das zweiräderige Folterwerkzeug, in welchem ich hilflos dalag, ist den cubanischen Volantes nicht unähnlich und heißt auch hier Volan. Aber an Stelle der Sitzbänke ruht auf der Achse des yucatanischen Volans ein hölzerner Rahmen, über welchen Gurten gespannt sind. Auf diesen ruht eine Matratze und ein Kissen, Raum genug für zwei Menschen bietend, die zwar nebeneinander liegen, aber nicht sitzen können. Ein Schutzdach aus weißer Leinwand überdeckt den Wagen. In die unverhältnißmäßig lange Gabeldeichsel sind drei Maulthiere mittelst Seilen gespannt, die sich alle Augenblicke auf ganz unbegreifliche Weise zu gordischen Knoten verwickeln. Die Maulthiere selbst sind klein und schmächtig von Statur, aber dieser Defect wird durch die ungewöhnliche Länge ihrer Ohren wieder hereingebracht. Durch lautes Hallo und Hu! Hi!, untermengt mit den abscheulichsten Flüchen und zeitweiligen Steinwürfen von Seiten des Kutschers angetrieben, eilen die Thiere flink dahin über Stock und Stein, so daß man in erbärmlicher Weise zusammengerüttelt wird. Nach vierstündiger Fahrt machten wir in der großen Hacienda von Uayalke für kurze Zeit Halt und kamen endlich spät Abends in Izamal an. Auch hier war alles des Carnevals wegen überfüllt, und ich mußte in Gesellschaft meines Reisegefährten mit einer einzigen

Digitized by Google

Hängematte vorlieb nehmen, die am Ende eines Maulthierstalles an den Deckbalken aufgehängt war.

In Yucatan ist das Schlafen zu Zweien in einer Hängematte allgemein gebräuchlich, aber man muß die Kunst, dieses schwankende Lager zu Zweien zu besteigen, erst mit langer Uebung erlernen und mit manchem blauen und grünen Fleck am Leibe bezahlen. Die Yucatecos schlafen in den Hammocks mit dem Kopf zu den Füßen des Anderen, etwa wie Oelsardinen liegend, ein Geschmack, der mir selbst bei allem schuldigen Respect für meinen Schlafgenossen etwas zweifelhaft vorkam. Man liegt Männern nicht gerne zu Füßen.

Izamal liegt so abgelegen von allem Verkehr, daß es noch viel ursprünglicher und deshalb malerischer ist als Merida. Die Einwohner sind fast durchwegs Indianer oder Mestizen, und meinem Wirth machte es mit der den Yucatecos eigenthümlichen ausgiebigsten Gastfreundschaft und Aufopferung dem Fremden gegenüber offenbar vielen Spaß, mich in die Mysterien der Indianervergnügungen einzuführen. Wie höflich er sich dabei zeigte, ging schon aus seiner ersten Antwort hervor. Zwei gesattelte Maulthiere standen an der Einfahrt, um uns nach dem großen Tanzplatz des Indianercarnevals zu bringen. „Sind das Euere Thiere?" frug ich ihn. „Ja, Herr, und auch Euere." Ebenso versicherte er mir, sein Haus wäre meines und seine Hacienda wäre auch die meine. Ein Wunder, daß er nicht auch, als ich seiner reizenden Frau vorgestellt wurde, die Worte beifügte: „Y de usted tambien." Izamal erinnerte mich viel lebhafter als irgend eine mexicanische Stadt an die Städte von Marokko oder Tunis. Die Bauart ist ganz dieselbe, und selbst der große Markt mit dem regen Verkehr und den verschiedenen Waaren ähnelt den wöchentlichen Bazars in Nordafrika. Aber während dort die maurischen Städte auf dem Schutt der altrömischen Städte stehen und aus den Trümmern der letzteren gebaut wurden, liegt in Izamal eine ganz andere, fremdartige, räthselhafte Cultur, jene der Tolteken, unter den Bauten der Gegenwart begraben. Ganz Yucatan ist mit Ruinen dieses centralamerikanischen Urvolkes so sehr übersäet, daß nahezu jedes Dorf auf den Trümmern großer Städte ruht, Städte, die heute mit wenigen Ausnahmen kaum mehr dem Namen nach bekannt sind, durch die vorhandenen Palastruinen, Sculpturen, Colonnaden und großartigen Pyramiden jedoch Zeugenschaft von ihrem einstigen Glanze ablegen. So ragen auch in Izamal um den Hauptplatz der Stadt vier gewaltige Toltekenpyramiden, die höchste darunter bis auf 150 Fuß empor, aber die Götzenaltäre und Tempel auf ihren Spitzen sind verschwunden, ja die Pyramide auf der Südseite der Plaza trägt heute ein dem Christengotte geweihtes Kloster.

Wie in Merida der Carneval hauptsächlich durch Creolen gefeiert wurde, so war Izamal augenblicklich der Schauplatz eines Indianercarnevals, viel eigenthümlicher und fremdartiger als jener in Merida, denn obschon die Indianer dem Namen und äußeren Cultus nach die katholische Religion angenommen haben, sind sie doch Heiden geblieben, die mit eigener Zähigkeit an den Gebräuchen ihrer antespanischen Vorfahren, der Mayas, festhalten.

Unser erster Ritt durch die belebten dichtgedrängten Straßen war der Plaza de Toros gewidmet, wo für heute ein Stierkampf in Aussicht stand. Hunderte festlich geschmückter Indianer eilten von Frauen und Kindern begleitet und Feldstühle tragend dem Kampfplatz zu, denn in der Arena muß sich Jeder seine Sitze selbst besorgen. Die Plaza de Toros besteht hier aus doppelten, im Kreise errichteten Palissadenreihen, welche ein höchst einfaches, aus Palmenblättern bestehendes Flugdach tragen. Der concentrische Raum zwischen den Palissaden ist in Logen abgetheilt, in welchen sich bereits eine solche Anzahl von Zusehern drängte, daß es uns schwer war, noch ein Plätzchen zu erobern. Kaum hatten wir zwischen einigen Indianerinnen Stellung gefaßt, als auch schon ein kleiner, anscheinend recht zahmer Stier zaghaft die Arena betrat. Sofort stürzte eine Anzahl kräftiger Indianer mit Federschmuck in den Haaren und nur mit einem Lendenschurz bekleidet auf das Thier los, um es mit einem Henequinsack, der wohl das rothe Tuch der spanischen Stierkämpfer vertreten sollte, zu reizen. Indessen das Thier bewahrte eine Würde und Kaltblütigkeit, wie sie einem Senatspräsidenten in Frankreich nicht besser stehen könnte. Das fremdartige Publicum in den Logen wurde endlich ungeduldig und rief nach den Rejoneros. Zu den Matadoren in der Arena gesellten sich nun eine Anzahl Indianer, kurze Speere mit scharfen Eisenspitzen tragend, welche wohl hier die Stelle der spanischen Banderillos vertraten. Mit unglaublicher Geschicklichkeit und Tollkühnheit traten sie dem nunmehr aufgehetzten und wild umherspringenden Stier entgegen und stießen


Hacienda in den Tropen.

ihm den Rejon hinter die Schulter, um ihn zu tödten. Aber obschon das zähe Thier aus vielen Wunden blutete, warf es doch mehrere der Rejoneros über den Haufen, riß mit seinen scharfen Hörnern einem derselben den Leib auf und war nahe daran, seinem Nachbarn das gleiche Schicksal zu bereiten, als die geschickte Hand eines Vacquero das Lasso um die Hörner des vollständig wild gewordenen Stieres warf, um ihn aus der Arena zu zerren. Ein zweiter Stier stürzte unmittelbar darauf herein, und das blutige Schauspiel wiederholte sich auch bei diesem, wobei uns Zuseher die Kühnheit und gleichgiltige Todesverachtung der Indianer viel mehr überraschte, als deren Geschicklichkeit. Sie schienen den Tod oder doch die Verwundung beinahe zu suchen, und der tragische Ernst, den sie zur Schau trugen, bestätigte nur die Aufklärungen, die mir mein Gastwirth über diese Stierkämpfe gab. Die kämpfenden Indianer waren hier nicht auf das Handwerk geübte und bezahlte Toreros und Picadores wie in Spanien, sondern Freiwillige, welche Gefahr und Tod suchen, um ein ihren Göttern gegebenes Gelübde zu erfüllen oder sich diesen zu opfern — wie man sieht — ein grausames Ueberbleibsel der altangestammten blutigen Mayagebräuche.

Interessanter noch war der Indianermaskenball, dem wir am Abende beiwohnten und der auch viel mehr einer heidnischen Ceremonie als einem Fastnachtsscherz glich. Eine phantastischer geschmückte, seltsamere Volksmenge als jene, welche sich zu diesem augenscheinlich der Sonnenanbetung gewidmeten Carnevalstanze versammelt hatte, kann man sich kaum vorstellen. Die Theilnehmer, durchwegs Indianer mit ihren Frauen, waren nur nothdürftig bekleidet, aber trugen dafür die fürchterlichsten Masken auf ihren Gesichtern, verzerrte Fratzen aller möglichen Unthiere und Kobolde, so daß es uns beinahe unheimlich zumuthe wurde. In den Haaren staken große Federn, an den Hälsen hingen Schnüre und Korallen, Thierklauen, Schnäbel oder Glasperlen, die beim Tanze laut klapperten. In der Rechten hielt jeder Tänzer eine Klapper, aus einer hohlen Kolabosse bestehend, in welcher sich wahrscheinlich Steinchen oder Bohnen befanden; in der Linken trugen sie große Fächer aus Truthahnfedern, oder gar einen ganzen Truthahnflügel. — Im Mittelpunkte der in einem großen Kreise aufgestellten Tänzer stand der Häuptling in schrecklicher Hocuspocusverbrämung, eine Krone aus hoch emporragenden Pfauenfedern auf dem Kopfe. Auf seiner Brust trug er eine weiße Tafel, auf welcher eine Sonne mit einem von einem Dreieck umgebenen Auge gemalt war. Neben ihm kauerte ein alter Mann, der eine weiße Fahne mit einem ähnlichen Sonnenbildniß aufrecht hielt. Rings um diesen befand sich das indianische Musikcorps mit primitiven Instrumenten, in

Form und Gebrauchsweise vollständig jenen gleich, wie sie in Centralafrika gefunden werden. Als wir zu dem Mummenschanze kamen, hatte der Tanz bereits begonnen. Der Häuptling sang in der alten Mayasprache einige seltsam klingende Strophen, worauf die Musik mit ihren hölzernen Trommeln, Pfeifen und Klappern einfiel, und die Tänzer den Gesang des Häuptlings wiederholten, gleichzeitig wie toll umherspringend. Dazu schwenkten sie ihre Fächer und schlugen ihre Rasseln aneinander.

Dieser Tanz währte die ganze Nacht hindurch und die Thatsache allein, daß er heute in einer von Merida nur zehn deutsche Meilen entfernten Stadt überhaupt noch aufgeführt wird, spricht nicht sehr für die seit fast 400 Jahren fortgesetzten Bekehrungsversuche der spanischen Missionäre. Aber der Sonnentanz hat noch eine viel tiefere Bedeutung, denn die symbolischen Abzeichen erinnern an ein althergebrachtes indianisches Freimaurerthum, während die Instrumente, die hier in Gebrauch stehen, schon vor Jahrtausenden von den alten Aegyptern gebraucht wurden. Die Rassel ist nichts Anderes als das heilige Sistrum, und die dreischwänzige Geißel, mit welcher sich die indianischen Tänzer schlugen, nichts Anderes als das Flagellum des Osiris. Welcher Zusammenhang besteht zwischen den Aegyptern und den Abkömmlingen der alten Mayas von Yucatan? Wer vermag dieses Räthsel heute zu lösen?

Ebenso wunderbar, wie die heute noch bestehenden Gebräuche der Mayas, von welchen der geschilderte Tanz nur ein kleines Beispiel ist, sind auch die großartigen Ruinen ihrer alten Städte. Guatemala und das südliche Mexico besitzen deren die merkwürdigsten, aber auch Yucatan ist, wie bereits bemerkt, mit den Trümmern einer vergessenen, einst hoch entwickelten Civilisation bedeckt, deren hervorragendstes Ueberbleibsel heute die Ruinen von Uxmal sind.



XIX.

Das amerikanische Luxor.

Auch Amerika hat sein Aegypten. Auch die „Neue Welt" ist gleichzeitig eine sehr alte, deren Civilisation in die ersten Jahrhunderte der christlichen Aera zurückreicht. Nirgends, weder in Mexico noch in Peru oder anderen ruinenbedeckten Gebieten der westlichen Hemisphäre, kann man dies deutlicher erkennen, als in Yucatan, diesem Aegypten von Amerika. Wie es kam, daß gerade diese großentheils öde, kahle Halbinsel, dieses in ewigem Hochsommer steckende Tropenland ohne See und ohne Fluß der ausgesprochene Sitz der ältesten Cultur Amerikas wurde? Zum wenigsten ist es das an Ruinen reichste. Während es augenblicklich in Yucatan acht moderne Städte und etwa 14 größere Ortschaften gibt, zählt man innerhalb seiner Grenzen nicht weniger als 62 altamerikanische Ruinenstädte, deren kleinste selbst die größte der modernen Städte an Ausdehnung übertroffen haben mußte. Auch von den heutigen Städten scheinen mehrere dem Untergang, dem Verlassenwerden entgegenzuschreiten; viele der übrigen Ortschaften des großen Landes bestehen ausschließlich aus elenden Lehmhütten, und es dürften überhaupt auf den Quadratkilometer durchschnittlich kaum vier Einwohner vorhanden sein — zumeist Mestizen und Vollblutindianer. Bei der Betrachtung der Landkarten dürfte es kaum erhellen, daß Yucatan viel mehr ein Land der Vergangenheit als der Gegenwart ist; denn es sind auf den meisten derselben in Yucatan fast ebenso viele Ortschaftsnamen angeführt, als in dichtbevölkerten Ländern. Während aber die Ringelchen in den letzteren größere Ortschaften, vielleicht gar Städte anzeigen,

Digitized by Google

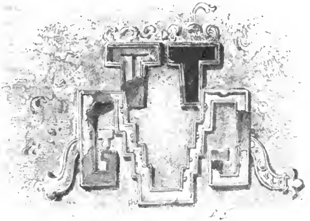
bezeichnen jene von Yucatan hauptsächlich nur Haciendeu, deren es auf den 73.000 Quadratkilometer seiner Ausdehnung 333 besitzt. Es wäre deshalb wohl angezeigt, für derlei einzelne Gehöfte auf den Landkarten eine andere Bezeichnung einzuführen als jene, unter welcher man gewöhnlich größere Ortschaften zu lesen pflegt. Thatsache bleibt es wohl, daß Yucatan seit seiner Eroberung durch Cordova und Montejo eher zurückgegangen als vorgeschritten ist. Aber ob heute, ob damals, keinesfalls hat es unter der Aera der weißen Eroberung jene hohe Culturstufe und jene große Bevölkerungszahl besessen, deren sich die Halbinsel zu jener Zeit erfreute, als all die prachtvollen Ruinen noch blühende Städte waren, als in den großartigen Palästen auf den Plateaux der Pyramiden von Uxmal, Chichen und Izamal noch Könige residirten und über Völker herrschten, von denen jede Spur heute verschwunden zu sein scheint.

Gewiß ist Yucatan für den Urgeschichtsforscher das interessanteste aller Länder der Neuen Welt, ein Buch mit 7 Siegeln verschlossen, ein Aenigma, das der Meinung aller Archäologen nach für ewig ungelöst bleiben dürfte. Aber heute, nachdem ich wenigstens drei seiner Ruinenstädte gesehen habe, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Lösung einmal erfolgen wird, daß die Welt heute oder morgen mit der Nachricht überrascht werden dürfte: der Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen, zur Lösung des großen Urgeschichtsräthsels von Amerika sei gefunden! Es ging uns doch mit Aegypten gerade so: wo hätte am Vorabend der Entdeckung des Steines von Rosette Jemand an die Möglichkeit geglaubt, die ägyptischen Hieroglyphen, welche Tausende von Tempelwänden, Säulen und Obelisken des Nillandes bedecken, würden jemals entziffert werden können? Und doch werden sie heute von Manchen mit derselben Leichtigkeit wie Zeitungen gelesen! Barbarische Völkerschaften haben im Laufe der Jahrtausende Aegypten mehrmals durchzogen und getrachtet, die alten Werke der Aegypter zu zerstören, ihre Inschriften auszumeißeln, ihre Malereien zu übertünchen. Die Natur hat den Rest gethan. Die Fluthen des Nils haben manche umfangreichen Ruinen mit einer Schlammschicht bedeckt; der Wüstensand der Sahara hat andere tief begraben, dem Anblick der Gegenwart entzogen, und selbst die directen Nachkommen der Schöpfer dieser großen Bauten haben weder Verständniß noch Pietät für sie; an die Tempelmauern der alten lehnen sich die Lehmhütten der modernen Aegypter, und zwischen den majestätischen Säulenreihen des Tempels von Luxor klebten bis vor wenigen Jahren die elenden Wohnungen der Fellachen — aber Champollion kam, und nach ihm Lepsius, Brugsch und Maspero, die Räthsel sind gelöst, die größten Denkmäler ihrer elenden Verhüllungen entledigt. Die ganze

Digitized by Google

Geschichte der auf Jahrtausende zurückgreifenden Cultur des Nillandes kennt mit geringen Ausnahmen keine Lücken mehr.

Aehnlich, ja sogar noch günstiger, liegen die Verhältnisse in Yucatan, und wenn man heute vor den Pyramiden Uxmals mit Staunen dasteht, ohne die geringste sichere Nachricht über ihre Erbauer und deren Cultur, so mag dies doch großentheils darin zu suchen sein, daß so ernste Forschungen, wie sie in Aegypten angestellt wurden, in Yucatan gefehlt haben. Diejenigen, welche sich mit den Palasttrümmern Yucatans beschäftigt haben, kann man an den Fingern abzählen, und auch unter ihnen wird man vergeblich nach Forschern vom Schlage der genannten Aegyptologen suchen. Wie in Aegypten, so gab es auch



Ornamente an den yucatanischen Palastruinen.

in Yucatan Barbaren, welche alle Inschriften und Urkunden zerstörten, und diese Barbaren waren die Spanier! Diese zelotischen Mordbrenner waren es, denen die Welt heute ihre Unkenntniß zu verdanken hat. So bekannte Padre Landa, dieser gelehrte, aber zügellose Fanatiker, zahllose Bücher und Urkunden der alten Bewohner von Yucatan verbrannt zu haben, weil „nichts darin war, was nicht irgend etwas vom Teufel enthalten hätte".

Padre Cagollado, der Yucatan hundert Jahre später besuchte, sagt ferner: „Wie ich in Erfahrung brachte, zerstörte Padre Landa nicht nur diese unschätzbaren Bücher, sondern auch 27 große Pergament-Manuscripte mit der Geschichte der Maya, ferner 5000 Statuen, sowie 197 Vasen und Urnen." Aber nichtsdestoweniger glaube ich bestimmt, daß die Zeit naheliegt, wo wir

Klarheit über die Erbauer der großen Prachtbauten Yucatans, sowie des benachbarten Chiapas, Oaxaca und Guatemala bekommen werden. So grausam und unmenschlich die Spanier in ihrer Zerstörungswuth auch gehauft haben mögen, die Geschichte wird, wie überall, so auch hier, einen versöhnenden Moment finden.

Die Blüthe der Ruinenstädte Yucatans und mit ihnen auch die Cultur ihrer Bewohner ist verhältnißmäßig zu modern, und der Anhaltspunkte zu ihrer Erforschung muß es noch zu viele geben, als daß ernstliche Forschungen das gewünschte Resultat nicht erzielen sollten. Der Indianer-Carneval zu Izamal hatte mich verleitet, von Merida aus zuerst diese Stadt und nicht das etwas näher gelegene Uxmal zu besuchen. Von dort wollte ich über Chichen-Itza und Mayapan nach Uxmal reisen, allein die Volantefahrt von Merida nach Izamal



Ornamente an den yucatanischen Palastruinen.

hatte sich als eine derartige Marterei erwiesen, zudem brannte die Tropensonne auf den kalkigen staubigen Boden mit solcher Gluth hernieder, daß ich meine hochfliegenden Expeditionspläne wieder aufgab und auf demselben Wege nach Merida zurückkehrte. Wer eine größere Tour durch Yucatan unternimmt, hat sich eben bei dem gänzlichen Mangel an Hotels, Fondas, Miethfuhrwerken, guten Fahrstraßen u. s. w. auf ein recht mühseliges, strapaziöses Leben und große Entbehrungen vorzubereiten, welche selbst die bewährte weitestgehende Gastfreundschaft der Eingeborenen nicht besonders lindern kann. Die Indianer sind eben selbst bettelarm. Ihre Wohnungen bestehen aus elenden Lehmhütten, ihre Einrichtungsstücke aus Sisalmatten und den überall eingeführten Hammocks; ihre Nahrungsmittel ausschließlich aus Obst und Feldfrüchten, so daß man auf einer solchen Reise auf Fleischspeisen verzichten muß, ausgenommen, man erjagt sich etwas Wild, an dem die großen Wälder des Tieflandes ungemein reich sind. Zum großen Glück für Archäologen und Touristen liegen die haupt-

Digitized by Google

sächlichsten Ruinenstädte im Umkreise von höchstens 100 Kilometer von Merida, und nur Chichen-Itza ist etwas weiter davon entfernt. Dagegen ist Uxmal nur 60 Kilometer in gerader Linie und etwa 80 mittelst der Fahrstraße von Merida gelegen, während Mayapan und Ake der Hauptstadt noch näher sind.

Statt der halsbrecherischen, unbequemen Volante wählte ich diesmal das Reitpferd als Beförderungsmittel. Noch lange vor Sonnenaufgang trabten wir, d. h. ich und José, mein Mozo, zur Puerta de San Cristobal hinaus, zwischen Obstgärten und Sisalhanfplantagen hindurch über das flache Land. Nach mehrstündigem Ritt erreichten wir gegen 9 Uhr Morgens die große Hacienda von Uayalke, wo der gastfreie Haeendado uns in der freundlichsten Weise wie alte Bekannte empfing. Diese Gastfreundschaft ist eine der größten Annehmlichkeiten Yucatans; es ist hier selbstverständlich, daß der Reisende, ohne zu fragen oder um Unterkunft zu bitten, in der ersten besten Hacienda des Weges absteigt; daß sein Pferd oder die Maulthiere seiner Bespannung gefüttert und getränkt werden; selbstverständlich, daß ihm die beste Mahlzeit vorgesetzt wird. Aber selbst diese, viele Tausend Morgen umfassende Hacienda besitzt in ihrem Herrenhause nicht mehr Comfort, als irgend eine andere im Lande, und das Desayuno, das mir vorgesetzt wurde, bestand auch hier nur aus den gewöhnlichen Gerichten — schwarze Bohnen (Frijoles), Tortillas, Eier, Orangen und Chocolade.

Nach mehrstündiger Rast über die heißen Stunden des Tages setzten wir unsere Reise nach der nächsten Hacienda Mucuyche fort, wo ich mich eine Stunde aufhielt, um die eigenthümliche Cenote oder Wasserhöhle, um derentwillen Mucuyche bekannt ist, zu besuchen. Diese Cenotes sind eine merkwürdige Eigenthümlichkeit Yucatans. Das Land, eigentlich nichts weiter als ein gewaltiges Korallenriff ohne Gebirgszüge oder nennenswerthe Erhebungen, besitzt weder Flüsse noch Seen auf seiner Oberfläche. Dagegen ist es ungemein höhlenreich, und in diesen Höhlen befinden sich fließende Gewässer und Quellen mit ausgezeichnetem Trinkwasser von angenehmer Kühle. In vielen Orten sind die Bewohner in Bezug auf ihren Wasserbedarf ausschließlich von diesen unterirdischen Gewässern abhängig. In Merida selbst sind mehrere derartige Cenotes vorhanden, angenehme Badeplätze der Bevölkerung in der ungemein drückenden Sommerhitze, die mitunter bis auf 120 und 125° F. steigt. Die berühmtesten Cenotes sind jedoch in der alten Ruinenstadt Velonchen. Neun runde Oeffnungen inmitten des Hauptplatzes der Stadt bilden die Eingänge zu den 450 Fuß unter der Oberfläche befindlichen Quellen. Steile halsbrecherische Leitern führen zu ihnen hinab, und während der trockenen Jahreszeit müssen

sich die Bewohner des Ortes ihren Wasserbedarf täglich aus diesem yucatanischen Styx heraufholen! Die Cenote von Mucuyche hat etwa 40 Fuß Tiefe und der Eingang führt über die Trümmer der an einer Stelle eingestürzten Erddecke. Das Innere der Höhle enthält Stalaktiten in den verschiedensten Formen und Größen, und in der vielfach durchlöcherten Decke sitzen die Nester zahlloser Schwalben und anderer Vögel. Rings um und selbst auf dem Grunde des Erdsturzes zeigt sich die üppigste Vegetation, prachtvolle Blumen, Bananenbäume mit ihren langen schön geschwungenen Blättern, Cocospalmen und Aguacatebäume mit ihren schattigen dichten Kronen — die Frucht des segenspendenden Naß.

Die Vorfahren der jetzigen Indianer bezeichneten die unterirdischen Flußläufe an der Oberfläche durch Steinhaufen, und ihre Städte befanden sich, wie es auch deren Ruinen heute beweisen, in unmittelbarer Nähe derselben, da sie eine Lebensbedingung in diesem sonst wasserlosen Lande sind. Auch die jetzigen Indianer halten die Cenotes hoch in Ehren und bewachen sie mit eifersüchtigem Auge wie die Türken ihren Harem. Wie merkwürdig ist es, daß die Natur jenen Gegenden, die sie mit ihren Gaben sonst stiefmütterlich bedacht hat, für das Fehlende doch immer wieder irgend einen Ersatz bietet!

Je mehr wir uns Uxmal näherten, desto üppiger wurde die bisher auf dem Plateau recht spärliche und zwerghafte Vegetation. Von meinem hohen Reitersitz aus konnte ich das vollkommen ebene Flachland auf Meilen in der Runde übersehen. Nirgends zeigte sich irgend eine Erhebung, ausgenommen die lange niedrige Sierra im Süden, hinter welcher Uxmal liegt. Sie ist die einzige Höhenkette Yucatans, nur einige 100 Fuß hoch. An ihrem Nordfuße breitet sich ein dichter, mehrere Kilometer breiter Waldstreifen aus, den wir zu durchreiten hatten. Mir war die schmerzhafte Plage dieser Wälder, die Garapatos (kleine blutdürstige Zecken), leider aus vielfacher Erfahrung zu bekannt, als daß ich mich nicht schon in Merida mit einem Fläschchen Petroleum versehen hätte, mit dem ich, am Waldesrande angekommen, meinen Schleier benetzte. Das erstemal, als ich ihre Bekanntschaft machte, glaubte ich mich durch Cigarettenrauchen gegen sie schützen zu können. Aber diese winzigen Bestien, die furchtbarsten und blutdürstigsten Raubthiere Centralamerikas, vertragen „starken Tabak". Binnen einer Stunde waren Gesicht und Hände mit schmerzhaften Bissen förmlich bedeckt, und es bedurfte langer Zeit und häufigen Einreibens mit indianischen Hausmitteln, bevor ich geheilt war. Ein zweitesmal sollte mir dies nicht mehr widerfahren und der Ritt durch den yucatanischen Wald ging diesmal ohne schlimme Folge von statten.

Jenseits des Waldes, nahe dem Fuße der Sierra, breiteten sich die Hanffelder der Hacienda von San José aus, in deren Herrenhaus wir für die Nacht die Gastfreundschaft des Mayordomo in Anspruch nahmen. San José ist ein herrliches Plätzchen, wo wir gern noch länger geblieben wären. Gemauerte Bogengänge umgeben das blendend weiß übertünchte, im Viereck gebaute Wohnhaus; hohe Palmen erheben ihre graziösen Kronen über das flache Dach, und der üppigste Blüthenschmuck zeigt sich in dem großen, schattigen Garten. Am anderen Ende des Gartens erregten eigenthümliche Bienenstöcke meine Aufmerksamkeit. In einer langen Reihe standen hier etwa 2 Fuß lange Abschnitte hohler Baumstämme, an beiden Enden mit Lehm zugepflastert. Ein äußerst angenehmer Honigduft machte sich bemerkbar, als ich in respectvoller Entfernung vor den bienenumschwärmten Stöcken stehen blieb. Aber der Mayordomo lud mich ein, dreist näher zu treten, denn die Bienen wären hierzulande ohne Stachel und somit gefahrlos. Die Stöcke werden alle sechs Wochen einmal geleert. Auch gestern war dies geschehen, und ich hatte bei der Comida das Vergnügen, neben Schildkrötensuppe, Tortillas und den obligaten Frijoles auch etwas von dem köstlichen frischen Honig vorgesetzt zu bekommen.



Eine altmexikanische Gottheit.

Als wir nach der Mahlzeit in den Hammocks unter der Veranda unsere Cigarren aus vorzüglichem mexicanischen Tabak rauchten, erscholl plötzlich die Abendglocke der Hacienda zur Oracion, und bald darauf strömten die Hacienderos langsam, den Sombrero in den Händen, zum Abendgebet herbei. Auch der

Mayordomo nahm an demselben theil und erwiderte nach der Beendigung in väterlich wohlwollender Weise das „Buenas noches" seiner Untergebenen. Wie anders stellt man sich die Indianer von Yucatan vor, wenn man diese beiden Namen in Europa irgendwie aussprechen hört! Wie gutmüthig, religiös, abergläubisch, ruhig und anspruchslos sind sie in Wirklichkeit! Ueberall wird der Reisende von ihnen am Wege achtungsvoll begrüßt, überall weichen sie schon vonweitem aus, um der Volante Platz zu machen. Nur die nomadisirenden wilden Tabascaner haben sich noch nicht unterworfen und führen noch immer einen furchtbaren Krieg gegen die weißen Eroberer — ein Krieg von 300 Jahren Dauer!

Früh am nächsten Morgen ging es weiter über die Höhen der niedrigen Sierra, und eine Stunde darauf war Uxmal erreicht. Noch hat die Invasion der Amerikaner und der steigende Touristenverkehr hier kein Hotel geschaffen, noch ist alles hier in seiner ganzen Ursprünglichkeit. Das einzige Absteigquartier des Reisenden ist eine Hacienda, etwa 2 Kilometer von Uxmal gelegen — ein Bau, der mich lebhaft an die Landhäuser der Mauren in der Umgebung von Tunis erinnerte. Bogengänge in maurischem Stil, dazu schlanke Palmen und üppiger schattenreicher Baumwuchs. Aber der Aufenthalt in der Nähe der feuchten Wälder ist ungesund, und die Bewohner der Hacienda leiden viel an Fieber.

Leider hat die üppige Vegetation auch wieder die ganze große Ruinenstadt mit einer grünen Laubdecke bekleidet. Ich hatte vor mehreren Jahren gelesen, die mexicanische Regierung habe den Urwald mit seinen Riesenbäumen, seinen alles umstrickenden Schlinggewächsen und dem dichten Gestrüpp wegschlagen lassen. Allein wenige Jahre haben hingereicht, um die Vegetation wieder in ihrer ganzen Ueppigkeit emporwuchern zu lassen. Während in Aegypten die herrlichen Pylonen und Säulentempel von Karnak durch nichts dem Auge des Bewunderers entzogen werden, sucht man hier in Uxmal vergeblich einen freien Blick auf die Ruinenstadt zu gewinnen. Der mich begleitende Mayordomo rieth mir, zunächst die große Pyramide zu besteigen, auf welcher sich das „Haus des Mönchs" befindet, und deren oberes Plateau 102 Fuß über dem Erdboden erhaben ist. Die Pyramide ähnelt in ihrem Bau jenen des Hochplateaus von Mexico, nur ist sie viel steiler und vom Zahne der Zeit zernagt. An der Ostseite führt eine ungemein steile Treppe von neunzig Stufen hinan, und diese sind ebenfalls so zerbröckelt und bei ihrer großen Steilheit so eng, daß man die Hände zu Hilfe nehmen muß, um hinaufzuklettern. Oben erhebt sich ein eigenthümliches tempelartiges Bauwerk,

mit nie gesehenen Ornamenten in Stucco über und über bedeckt. Wenn diese in ihrem Stil an irgend etwas erinnern, so sind es die alten Ruinen von Kambodscha, aber nicht so massig und schwer wie die letzteren. Mit Mühe kletterten wir die Schutthalden der halbverschütteten Mauern auf das oberste Dach hinauf, und von hier bot sich uns eine eigenthümliche Aussicht dar. Gegen Süden und Südwesten ist die unabsehbare Ebene dicht mit dem üppigsten Urwald bedeckt, als hätte kein menschlicher Fuß ihn jemals betreten, und doch ist gerade hier im Umkreis mehrerer Kilometer die Stätte altamerikanischer hoher Cultur gewesen.

Einen Ueberblick über ihre Ruinen zu gewinnen, ist in Folge des Baumwuchses unmöglich, und nur die hauptsächlichsten Bauten sind zwischen den Baumkronen sichtbar. Westlich, gerade unter uns, die „Casa de las Monjas", das Nonnenhaus, dessen Ruinen mit herrlichen Ornamenten geschmückt sind; gegen Süden zeigt sich die wichtigste der Ruinen, die Casa del Gobernador (Gouverneurhaus), auf großen hohen Terrassen ruhend; gegen Südost liegen die Ruinen der Casa de la vieja (das Haus des alten Weibes); gegen Südwesten erhebt sich eine ganze Anzahl von Pyramiden und Häuserruinen, von denen das Taubenhaus (Casa de las Palomas) die größte ist. Aber noch weit über diese Ruinen hinweg, auf Meilen in der Ferne, kann man mit dem Fernglase andere Ruinen, vielleicht anderen Städten zugehörig, wahrnehmen.

Das merkwürdigste, großartigste und besterhaltene Gebäude Uxmals ist wohl die Casa del Gobernador, auf der obersten dreier gewaltiger Erdterrassen stehend, die früher wohl mit Steinplatten bekleidet gewesen sein mochten, aber heute nur Mauerschutt zeigen. Die unterste Terrasse ist etwa 580 Fuß lang und halb so breit; die nächsthöhere 540 Fuß lang, 250 Fuß breit und 30 Fuß hoch, während die dritte und höchste 360 Fuß lang, 30 Fuß breit und 20 Fuß hoch ist.

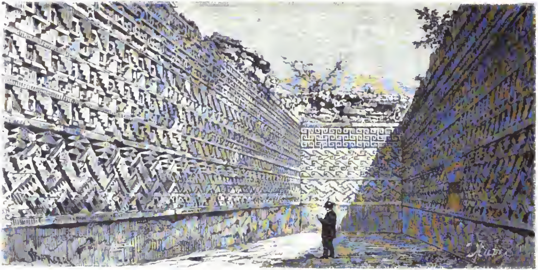
Auf dieser erhebt sich der occidentale Feenpalast mit einer 322 Fuß langen Façade; das Gebäude ist bei einer Höhe von 25 Fuß und Breite von 40 Fuß viel zu niedrig und schmal. Die unteren 10 Fuß der Façade zeigen nur kahles Mauerwerk; auf dieser Höhe zieht sich der ganzen Länge nach ein Gesims entlang, und erst oberhalb desselben strotzt die Façade förmlich von Ornamenten von ganz herrlicher Zeichnung, an die indischen Tempelbauten lebhaft gemahnend. Das Dach war wohl früher flach und mit Gyps oder Cement bedeckt, ist aber heute eine Wildniß von üppigem Baum- und Strauchwuchs, ein schwebender Garten, von der Natur selbst geschaffen.

Digitized by Google

Auf der Ostseite führen drei Thore von etwa 8 Quadratfuß Oeffnung in eine Reihe von Gemächern, deren größtes 60 Fuß lang und 27 Fuß breit ist, in der Mitte durch eine dicke Mauer in zwei Hälften getheilt. Die einzelnen Zimmer sind nicht flach eingedeckt, sondern mit dem eigenthümlichen Mayabogen versehen, eine Art Spitzbogen, der durch das Hervortreten jedes Bausteines über den unteren gebildet wird, aber keinen eingesetzten Schlußstein besitzt, sondern zur Verbindung der beiden obersten, nur 2 bis 3 Fuß voneinander abstechenden Steine eine aufgelegte Steinplatte trägt. Diese ist 23 Fuß über den mit flachen Steinen gepflasterten Boden erhaben. Eine Schilderung der in ihrem Gesammteindruck sehr gefälligen, aber doch zu reichen Wandsculpturen zu geben, ist nicht möglich, und selbst der Stift des Zeichners muß hier versagen, so überladen, vielfach verschlungen und mannigfaltig sind die Schnitzwerke — Menschen, Thiere, Arabesken und allegorische Figuren von grotesker Form darstellend. Die Herstellung dieser das Haus über und über bedeckenden Sculpturen muß das Werk vieler Jahre und Hunderter von Arbeitern gewesen sein.

Noch reicher ornamentirt ist das „Nonnenhaus", aus vier je 250 Fuß langen Gebäuden bestehend, die einen nahezu quadratförmigen Hof umschließen, nach außen zu aber weder Thüren noch Fenster besitzen. Thüren mit Angeln scheinen die Erbauer dieser Paläste überhaupt nicht gekannt zu haben, wenigstens sind nirgends Spuren davon im Mauerwerk sichtbar. Dagegen sprechen andere Anzeichen dafür, daß die Eingänge durch eine von innen an sie gelegte Holzwand verschlossen wurden, die man mittelst hölzerner Querriegel fest an die Thürumfassung drückte.

Auch die Mauern einzelner Gebäude zeigen eine merkwürdige Eigenthümlichkeit. Sie sind nicht auf ihre ganze Dicke aus Quadern gebildet, sondern nur aus äußeren Bekleidungsplatten, deren Zwischenraum mit Schutt ausgefüllt wurde. Ueberdies sind die zur Verwendung gelangten Steine durchaus nicht von jenen Dimensionen, wie jene der ägyptischen oder kleinasiatischen Bauten, sondern verhältnißmäßig klein, so daß wohl der größte der Bausteine von zwei Arbeitern gehandhabt werden konnte. Bei der Höhe der Pyramiden, auf welche das Baumaterial geschafft werden mußte, erscheint dies einigermaßen begreiflich. Augenscheinlich waren jedoch die Erbauer der alten yucatanischen Städte keine so guten Mechaniker, wie die alten Völker des Orients. Trotz der täuschenden Verwendung großer Bekleidungsplatten und steinähnlichen Stuccos machen die Bauten Uxmals beiweitem keinen so imposanten Eindruck, wie jene von Aegypten oder Indien; sie sind dafür desto zierlicher, luxuriöser und lassen nicht auf einen sehr ernsten Charakter ihrer Erbauer schließen. Das



Inneres eines Palastes in Uxmal.

Digitized by Google

zeigen beispielsweise auch die Ornamente in dem „Haus der Nonnen", Figurendarstellungen der allerweltlichsten Art, wie man sie an den Freudenhäusern Pompejis, aber nicht in dem Heiligthum keuscher occidentaler Vestalinnen finden darf. Inzwischen haben indianische oder vielleicht auch angelsächsische Vandalen einen großen Theil der Wandsculpturen schon zerstört, vielleicht weggebrochen, um sie mit sich zu nehmen.

Was die Zerstörungswuth der Menschen verschont hat, wird von der gewaltigen Natur langsam, aber sicher dem gänzlichen Untergange zugeführt, als wäre sie ein Strafgericht, um ein Sodom der Neuen Welt dem Erdboden gleich zu machen. Aus allen Mauerritzen, Fugen, Löchern, Fensteröffnungen wuchern die üppigsten Schlingpflanzen, Sträucher, Kräuter, Blumen hervor; das flache Dach ist eine Cactuswildniß. Um Säulen und Statuen winden sich Lianen- und Corderoranken mit starken Armen, wie Schlangen um steinerne Laokoons; das Ast- und Wurzelwerk hat sich im Laufe der Zeit so fest zwischen das Mauerwerk gedrängt, daß es mit diesem ein Ganzes bildet und eines ohne das andere nicht zerstört werden kann. Heute dürfte es leider zu spät sein, wollte die Regierung versuchen, die Ruinenstätte nochmals von der sie erdrückenden Vegetation zu befreien; sie verbot wohl die Ausfuhr mexicanischer Alterthümer, geradeso, wie dies die griechische und die ägyptische Regierung thaten. Aber den Ruinen von Uxmal wäre viel mehr geholfen, wenn die Regierung den Pflanzen das Wachsthum verbieten würde.

Nur die genannten drei Riesenbauten haben diesen letzteren bisher einigermaßen widerstanden, zahllose andere sind wenig mehr als Schutthaufen, oder sie sind, wenn auch erhalten, so doch mit einer so dichten Gestrüpp- und Moosschicht bekleidet, daß man nur durch unförmige Erhebungen über den Erdboden erräth, es befänden sich steinerne Denkmäler unter ihnen. Deshalb wird der Besuch Uxmals den Durchschnittstouristen kaum befriedigen, zumal er keine Ahnung, keinen Anhaltspunkt von der verschollenen Einwohnerschaft derselben hat. In Aegypten wurden Millionen kleiner Gegenstände, Schmucksachen, Werkzeuge, ja Pflüge, Tische und Stühle gefunden; dazu Kleidungsstücke, Inschriften und Documente, die uns das ganze alte Aegypten so klar vor Augen führen, als wäre es gestern untergegangen. Aber in Yucatan ist nichts, absolut nichts weiter vorhanden, als diese grotesken, zierlichen Bauten. Nicht einmal die Wandsculpturen geben einen Aufschluß darüber, wie diese Menschen ausgesehen haben, wie sie gekleidet waren. Alles ist viel zu grotesk, zu verzerrt und unnatürlich.

Digitized by Google

Am seltsamsten bleibt es, daß man keine Spur von Werkzeugen, von Waffen, Gefäßen oder Schmuckgegenständen vorfand. Nur einige kleine Bildsäulen und endlich die Façaden der Bauwerke sprechen von der Kunst der alten Bewohner Yucatans. Welche von den Theorien über den Ursprung der letzteren die richtige ist, wird die Folge ja lehren. Die Ruinen im nördlichen Mexico und ihre Aehnlichkeit mit jenen Yucatans sprechen dafür, daß sie von Norden her kamen. Aber es ist wahrscheinlich, daß sie eine noch weitere Reise hinter sich hatten, daß sie überhaupt dem amerikanischen Boden fremd waren, und daß ihre Wiege, trotz gegentheiliger Ansichten, in Ostasien gestanden hat.

Digitized by Google

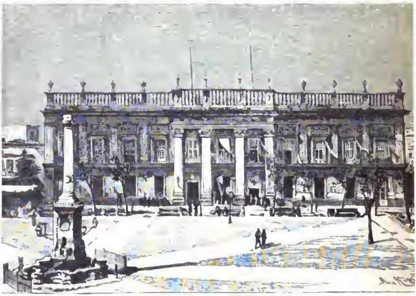
XX.

Eine Diligencefahrt über das Hochplateau.

Die letzte Reise in Mexico stand mir bevor. Ich hatte das weite Land kreuz und quer durchzogen und befand mich nun wieder am östlichen Abhang des großen fruchtbaren Plateaus von Anahuac, in San Luis Potosi, um von dort die Rückreise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika anzutreten. Ich hatte wochenlang in entlegenen Gebieten der Sierras zugebracht, nichts als Tortillas und Frijoles zur Mahlzeit bekommen, und war von Maulthierritten und Diligencefahrten derart durchgerüttelt worden, daß es begreiflich gewesen wäre, wenn ich von San Luis aus eine der Stationen der neuen, eben vollendeten Central-Mexican-Eisenbahn zu erreichen gesucht hätte, um im bequemen Schlafwagen nach dem Lande der Dollars zurückzukehren. Wer einmal eine mexicanische Diligence bestiegen hat, hegt gewöhnlich schon nach der ersten Stunde das lebhafteste Verlangen, sie wieder zu verlassen und lieber die Reise zu Fuß zurückzulegen, als sich noch weiter so durchrütteln und zermalmen zu lassen, wie Kaffeebohnen in einer Mahlmühle. Haben die Knochen hinreichende Elasticität, um diesem ledernen Folterkasten zu widerstehen, so werden sie doch in den nächsten Stunden vielleicht schon durch das Umwerfen der Diligence zerbrochen oder ausgerenkt, und entgeht man auch dieser Unannehmlichkeit, so lauert doch an manchen Orten die Charybdis in Gestalt von Briganten und Straßenräubern, die den Reisenden mit dem Hut in der einen und ein bißchen Artillerie in der anderen Hand um ein Almosen bitten. Nach

Digitized by Google

der ersten Fahrt dieser Art hatte ich geschworen, niemals wieder eine Diligence zu besteigen und lieber ein halb dutzendmal den Popocatepetl hinauf und wieder herab zu klettern, als meine Knochen noch einmal zu Trommelschlägeln benutzen zu lassen. Und doch waren seit jener ersten Diligencefahrt noch viele andere dazu gekommen, denn es gab eben in Michoacan, in Guerrero, Jalisco und den anderen Staaten des Aztekenreiches kein anderes Reisemittel. Ich hatte mir fest vorgenommen, von San Luis mittelst Eisenbahn nach Texas zurückzukehren, aber am Tage vor der Abreise regte sich doch wieder der alte



Regierungspalast in San Luis Potosi.

Wandertrieb, dieses unwiderstehliche Verlangen nach Neuem, nie Gesehenem. Die Eisenbahnfahrt nach El Paso war mir schon bekannt, und es gab noch einen anderen mir nicht bekannten Weg durch die Cactuswüsten von Coahuila und Nueva Leon nach dem südlichen Texas. Eine Eisenbahn, welche San Antonio in Texas über Laredo und Monterey mit San Luis Potosi verbinden sollte, war schon bis Saltillo, der Hauptstadt des Staates Coahuila, hergestellt, und ich hatte also doch nur mehr die Strecke von San Luis bis Saltillo, im Ganzen 400 Kilometer, per Diligence zurückzulegen, um dort die Eisenbahn zu erreichen. Beide Städte sind in jedem Atlas verzeichnet, die

Namen waren mir so wohl bekannt und vertraut, daß ich sie doch auch sehen wollte. Wie der blaue Rauch meiner Cigarette waren die guten Vorsätze, ebenso wie all die schauerlichen Erinnerungen an die überstandenen Diligencereisen verduftet, und eine Stunde darauf hatte ich mir für 30 Pesos (130 Francs) ein boleto (Billet) nach Saltillo gelöst. Die nächste Diligence — es verkehren deren wöchentlich drei — sollte am nächsten Morgen um 4 Uhr abgehen, die gewöhnliche Abfahrtsstunde der mexicanischen Posten. Vorsichtigerweise schickte ich meine Bagage durch einen befreundeten Eisenbahningenieur über Lagos mittelst der Eisenbahn nach Texas, denn erstens ist der Transport per Diligence für gewöhnliche Börsen ganz unerschwinglich, und sollte man wirklich hinreichend Millionär sein, um dies thun zu können, so ist ja noch immer Fünf zu Eins zu wetten, daß sie unbrauchbar, zerschlagen, zerfetzt, durchnäßt am Ziele ankommt, wenn sich ihrer vorher nicht die Señores Brigantes bemächtigen. Die Diligencegesellschaft läßt nicht umsonst auf die Rückseite der Reisebillete unterhalb eines Holzschnittes des Landbefreiers Hidalgo folgenden Paragraph drucken: „Die Gesellschaft übernimmt keinerlei Verantwortung für Diebstähle oder Verlust der Bagage, unter welch immer Umständen dies geschehen mag. Sie verpflichtet sich nur, sie zu transportiren, und die Ueberwachung der Bagage ruht ausschließlich in den Händen des Eigenthümers." Das heißt in verblümter Weise so viel wie: „Wir reisen in einem Lande von Briganten, wo man seiner Habe nicht sicher ist. Die P. T. Reisenden werden eingeladen, sich mit Revolvern zu versehen und sich so gut als möglich zu vertheidigen. Wir stehen für nichts gut."

Zu meinem Bedauern war mir bisher in Mexico noch nicht das kleinste Räuberchen untergekommen. Ich hatte von Raub und Mord und Plünderung überall gehört, jeder meiner Reisegefährten auf früheren Diligencefahrten hatte sein Abenteuer zu überstehen gehabt, und der Kopf war mir voll von Geschichtchen der spannendsten Art. Nur ich selbst war den Händen der Ladrones noch entgangen, und ich gestehe, wenn ich mich zu der neuen viertägigen Diligencefahrt durch die recht übel berüchtigten Staaten Coahuila und Nueva Leon entschloß, geschah es theilweise in der heimlichen, ganz stillen Erwartung, doch vielleicht am Ende der Reise ein interessantes Erlebniß als Würze meiner Reisebeschreibung auftischen zu können.

Um 3 Uhr Morgens stand ich denn fröstelnd, in meine mexicanische Serape gehüllt und eine Cigarette schmauchend, im Hofe der Diligencias, zur Abfahrt bereit. Es war noch stockfinstere Nacht, und nur das flackernde Licht einiger Pechfackeln gewährte hinreichende Helle, um das geschäftige Treiben der Cocheros und Mulateros zu beobachten. Vier Reisekutschen standen hier

aufgefahren, ein Folterkasten älter und gebrechlicher als der andere. Die Maulthiere, deren jeder Wagen vier Paare als Bespannung führt, rasten wie toll im Hofe umher und mußten mit dem Lasso eingefangen werden. Kein Wunder, daß sie sich weigerten, derlei antediluvianische Fuhrwerke durch die mexicanischen Steppen zu ziehen. Neben mir kauerten zähneklappernd, mit über die Ohren gezogenen Serapes, die Passagiere, Reisetaschen, Decken, Kissen in den Händen. Die Einen wollten nach Queretaro, Andere nach Lagos, wieder Andere nach Celaya. Der vierte Wagen sollte nach Saltillo abfahren, und als ich durch die enge Wagenthür in das finstere Innere dieses letzteren Wagens kroch, fand ich bereits eine feiste Indianerin auf der besten der drei Bänke, nämlich der hintersten, installirt, während auf der mittleren zwei männliche Insassen platzgenommen hatten. Jede mexicanische Diligence, im ganzen Lande, zeigt die gleiche Einrichtung. Keine besitzt Außenplätze oder Coupés. Im Innern sind drei Bänke mit je drei Sitzplätzen so knapp hintereinander angebracht, daß man seine Beine am liebsten abschrauben und zur Bagage legen möchte, da sie zwischen den Bänken doch keinen Platz haben. Ich setzte mich neben die dicke Indianerin, denn die Erfahrung hatte mich belehrt, daß es bei derlei Reisen immer vortheilhaft ist, einen, und womöglich sogar zwei Stoßballen zur Seite zu haben. Das böse Gepolter über unseren Köpfen sagte uns, daß die Gepäckstücke auf dem Dache festgeschnürt wurden, und bald darauf ging es im Galopp durch die stillen, finsteren Straßen von San Luis Potosi gegen die Berge zu.

Wie man hier, 2° südlich des Wendekreises des Krebses, frieren und zähneklappern kann? San Luis liegt etwa 1900 Meter, also 6000 Fuß hoch an der Grenze des Plateaus von Anahuac, und die Berge, deren Engpässe wir nun bald auf der Fahrt nach den Steppen durchschreiten sollten, sind nicht selten mit Schnee bedeckt. Eine halbe Stunde lang dauerte es, ehe wir aus den ungepflasterten, holperigen, unbeleuchteten Straßen der ausgedehnten Stadt heraus ins Freie kamen. Dichtes Gewölk hing über und zwischen den gewaltigen Bergen der Sierras, und der Tag brach sich nur langsam durch dieselben. Regengüsse hatten die elenden löcherigen Wege durchweicht; an den zahllosen Agaven, Yuccapalmen und gewaltigen Cactuspflanzen, welche überall die Felder einsäumen, hingen noch schwere Regentropfen, feuchter kalter Nebel lag auf der Hochebene, und wäre die südliche Vegetation nicht vorhanden gewesen, ich hätte mich ebenso gut im Hochgebirge Schottlands glauben können.

Auf dem elenden Wege ging es nur langsam vorwärts; die armen, aus Haut und Knochen bestehenden Maulthiere versanken bis an den Bauch in

tiefen Löchern, und kaum kletterten sie mühselig, durch Steinwürfe und Peitschenhiebe angetrieben, aus diesen heraus, so sank die Diligence zuweilen mit solcher Wucht in dieselben, daß uns armen Passagieren alle Knochen im Leibe krachten. Ich gratulirte mir zu dem schnarchenden aztekischen Stoßballen zu meiner Rechten. Sie war jedenfalls das Diligencereisen noch mehr gewöhnt als ich, denn sie ließ sich selbst durch die heftigsten Stöße nicht aus dem Schlummer rütteln. Bald fiel sie wie ein weicher Baumwollballen auf mich, bald warf mich ein Luftsprung der Diligence auf sie. Die zwei Bijares vor mir hielten sich krampfhaft an den Lederriemen zu ihren Seiten fest. Gesprochen wurde kein Wort, und erst als wir in den Engpaß von Tinajuela, von hohen Bergen eingeschlossen, einfuhren, zog der eine Mexicano einen gewaltigen Revolver aus dem Gürtel und meinte, sich verdächtig umwendend: „Aqui hay muchos ladroncillos." („Hier gibt es viele Räuberchen.") Ich that nichts dergleichen, denn ich hatte den Glauben an die Ladroncillos wahrhaftig ganz verloren und betrachtete sie nur mehr als Mythe, in der Einbildung phantastischer Reisender mehr als in Wirklichkeit bestehend.

Der helle Tag war nun angebrochen, aber in dem vielfach gewundenen Engpaß, den wir herabpolterten, war es der hohen cactus- und aloëbewachsenen Felswände wegen noch dunkel. Die Gelegenheit war also für die Ladroncillos ungemein günstig und doch ließ sich Keiner blicken. Wir passirten den Engpaß und fuhren im Galopp in Gravatillos, einem elenden Dorfe, unserem ersten Relais ein, ohne daß wir unserer Börsen ledig geworden wären. Kurz vor der Mittagsstation Estancia de las Bocas hatten wir die Berge ganz verlassen und der Weg wurde etwas besser. Las Bocas ist eine jener merkwürdigen alten Haciendas, die ich heute noch in den Steppen des ganzen nördlichen Mexico überall angetroffen hatte und die in ihrer Einrichtung eher den Ritterburgen der Feudalzeit, als Meierhöfen gleichen: ein weite, wohlgepflasterte Plaza, umgeben von festungsartigen steinernen Gebäuden, dicke Mauern, eine Posada für Reisende, ein Corall für Pferde, dazu hübsche Gartenanlagen und ein großes Wasserreservoir zur Irrigation der Felder. Der frühere Eigenthümer von Las Bocas gehörte zu den reichsten Hacienderos von Mexico und während des Unabhängigkeitskrieges hatte er auf eigene Kosten eine Schwadron ausgerüstet, um sie dem König von Spanien zur Verfügung zu stellen, ganz wie es die alten Ritter mit ihren Fähnlein thaten. Die Hacienda wurde von den Revolutionären mehreremale erstürmt und geplündert, aber sie diente trotzdem noch bis auf die jüngste Zeit als Wohnsitz der Gräfin Perez Galvez, einer Enkelin des ehemaligen spanischen Vicekönigs Galvez.

In der Umgebung der Dörfer Colorado und Moctezuma wurde die Gegend freundlicher; ungeheure Maisfelder lehnen sich an die elende, sumpfige Fahrstraße, eingefaßt von Cactushecken, deren senkrecht aufstrebende stachelige Arme mitunter 3 bis 4 Meter Höhe erreichen. In den Dörfern bildet das Einfahren der Diligence das große Ereigniß des Tages. Die faulen, halbnackten Bewohner kauern an den Wänden ihrer elenden, zerfallenden Lehmhütten und staunen über den großartigen Verkehr; die mit nichts weiter als ihrer Bronzehaut bekleidete Dorfjugend läuft den Diligencen jubelnd nach, und für die zahllosen Dorfhunde ist der Peitschenknall des Cochero das Signal für ein Heidenspectakel. Niemand steigt hier ein oder aus, denn die Wenigsten dieser verarmten, elenden Bevölkerung sind jemals über ihre Dörfer, ihre Felder hinausgekommen und die Berge, die ringsum den Horizont begrenzen, umschließen ihre Welt, in der sie leben und sterben. Sie haben wohl von der großen Stadt San Luis Potosi, als unerreichbar weit entfernt, gehört, und die Hauptstadt Mexico denken sie sich wie wir etwa Benares.

Am frühen Nachmittag erreichten wir El Venado, eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern, die bedeutendste auf dem ganzen 400 Kilometer langen Wege von San Luis nach Saltillo, ihrem ärmlichen Aussehen nach aber auch nur ein elendes Dorf. Es regnete noch immer, was uns allerdings die bei trockenem Wetter ganz unerträglichen Staubwolken vertrieb, dafür aber unseren Wagen in einen Schlamm- und Kothhaufen auf Rädern verwandelte. Dabei war es eisig kalt geblieben und wir konnten unserer steif gewordenen Glieder halber nur mit Mühe und Noth aus dem Marterkasten heraus. Als wir nun die Diligence vor uns stehen sahen, konnten wir uns trotz der Müdigkeit und Abgespanntheit lauten Gelächters nicht enthalten, denn sie war zu einem unförmigen grauen Kothhaufen geworden, unter welchem man die Räder kaum erkennen konnte. Selbst das Dach und die darauf ruhende Bagage war mit einer dicken Schicht Straßenkoth bedeckt, während die armen Maulthiere durch den auf ihnen sitzenden Schlamm aussahen wie dicke Schweine. Glücklicherweise für die vor Ermüdung halbtodten Thiere erhielten wir hier frisches Gespann, und nach einstündigem Aufenthalt in der elenden Posada ging es wieder vorwärts. Meine mexicanischen Reisegefährten hatten in El Venado tapfer in die ihnen vorgesetzten Mittagsgerichte eingehauen, natürlich auch nur Chile con Carne, das Einem Zunge und Magen verbrannte, und dazu Tortillas, die einzeln brühheiß an den Tisch getragen und so gegessen wurden, denn sobald sie auskühlen, zeigen sie die Consistenz (und wahrscheinlich auch den Geschmack) von Sohlenleder.

Digitized by Google

Als Getränke diente Aguardiente und Wasser, in welchem unzählige kleine milchweiße Mikroben ihren Schabernack trieben. Und doch ist El Venado weit und breit als die beste Mittagsstation zwischen San Luis und Saltillo berühmt, wahrscheinlich wegen der Zugabe von in Knoblauch gedünstetem Huhn, das den Mittagstisch ziert. Was mußten erst die folgenden Eßstationen für Leckerbissen bieten! Die Fahrt nach unserer Nachtstation Charcas, 110 Kilometer von San Luis entfernt, war noch viel schlimmer als die bisherige, und wir hatten das Gefühl, als ob unsere Diligence abwechselnd die großen Treppen-



Marktplatz in Venado.

stufen der ägyptischen Pyramiden hinunter und wieder hinauf geführt würde. Wir hatten alles Denkvermögen, allen Genuß am Rauchen, an der Conversation verloren. Mein Kopf fühlte wie eine Trommel, in welcher Schrotkörner auf und ab geschüttelt werden. In diesem Zustand der Lethargie langten wir in Charcas an. Es hätte bei der ungemein wohlfeilen Arbeitskraft und dem vorhandenen Material in jedem Jahre eine Kleinigkeit gekostet, diese Hauptverkehrsstraßen des Landes in Ordnung zu halten, aber die Indolenz der Bevölkerung wie der Behörden ist zu groß. Kein Mensch kümmert sich darum, und wenn Mexico in neuester Zeit wieder aufathmet, wenn es Handel und

Digitized by Google

Eisenbahnen bekommt, so ist dies hauptsächlich den Yankees zu danken, die hier eine friedliche Eroberung vollzogen haben.

Glücklicherweise besitzt Charcas, das sich aus einer früheren Hacienda zu einem ganz respectablen Dorfe entwickelt hat, eine halbwegs anständige Posada, und ich war so glücklich, eine Kammer für mich allein zu erhalten — ein seltener Fall in Mexico, wo man gewöhnlich gezwungen ist, sein Gemach mit einer Anzahl schnarchender, pfeifender Reisegefährten zu theilen. Ungeachtet meiner Müdigkeit — wir hatten an diesem Tage 110 Kilometer zurückgelegt — unternahm ich noch einen Spaziergang durch das Dorf. Die Abendglocke rief gerade die Gläubigen zum Kirchgang. Viele folgten, Andere aber blieben an den Mauern ihrer Häuser hocken und rauchten ihre Cigarette ruhig weiter. Schwarzäugige, schwarzhaarige Frauen in lichten Kattunkleidern saßen auf den Thürstufen, die unfehlbare Cigarette zwischen den Fingern, und kicherten zusammen, als sie mich Fremden erblickten. Wie häufig kommen denn Ausländer nach Charcas? Und wenn sie es thun, wer kümmert sich weiter um das elende Dorf? In der Kirche lagen fromme Indianer auf den Knien, die Stirne auf den Boden gedrückt, in Gebet versunken, und selbst das Kommen des Fremden schreckte sie nicht aus ihrer Andacht. Dieser Glaube, diese Frömmigkeit hätte auch mich weich gestimmt, wenn nicht die schauerlichen Bilder der Kirche diese Stimmung verdorben hätten: ein Christus, aus Holz geschnitzt, mit einer Perrücke aus strammem, schwarzem Indianerhaar, auf welchem eine wirkliche Dornenkrone saß; eine Muttergottes, roh bemalt, in Seide und Sammt gekleidet, dazu lichtblau angestrichene Pfeiler, welche ein hellrothes Kirchendach trugen!

Als ich, wenig erbaut von den Sehenswürdigkeiten dieses entlegenen, vergessenen Dorfes im Herzen Mexicos, nach der Posada zurückkehrte, fand ich die Postkutsche von Saltillo vor, die, mit Reisenden gefüllt, in der Zwischenzeit angekommen war: Mexicaner, Indianer und zwei Yankees aus Texas, die man zu mir in die Stube einquartiert hatte, ungezogene Bengel, welche die Nacht über einen Höllenlärm schlugen. Ich räumte ihnen deshalb das Zimmer ganz ein und brachte die wenigen Ruhestunden, in meine Serape gehüllt, in der Diligence zu, trotz der bittersten Kälte, die mich frösteln machte. Ein Täßchen heißer vortrefflicher Chocolade brachte mich am nächsten Morgen wieder auf die Beine, und um 3 Uhr ging es weiter, nach Norden zu. Auf diesen Diligencerouten herrscht der Gebrauch, daß die einzelnen Diligencen nur eine Tagereise weit fahren und am nächsten Tage nach ihrem Ausgangspunkte zurückkehren. Während also die von Saltillo gekommenen Reisenden die Fahrt

nach San Luis in unserer Diligence fortsetzten, fuhren wir in ihrer Diligenee nach unserer nächsten Haltestation Cedral, 94 Kilometer entfernt, weiter. Meine dicke Nachbarin hatte uns in Chareas verlassen, dafür war ein deutscher Kaufmann hinzugekommen, der das Land nach allen Richtungen durchzogen hatte und gräuliche Geschichten von der Unsicherheit der Reiserouten zu erzählen wußte. Er war an eine Mexieanerin verheiratet, hatte sein Leben seit seiner Jugend im Lande des Cactus zugebracht, und seinem sonnverbrannten Aussehen wie seiner Kleidung nach hätte gewiß Niemand in ihm einen Deutschen errathen. Es gibt deren Viele in Mexico, ja der größere Theil des Handels in der Hauptstadt, und mehr noch in den Provinzen, liegt in deutschen Händen.

Die ersten Stunden nach unserer Abfahrt von Chareas zwischen diesem Orte und der Haeienda Solis vergingen in ähnlich angenehmer Weise, wie in einem kleinen Boote auf sturmbewegtem, tosendem Meere. Die Route — Straße konnte man dies nicht nennen — gehört zu den elendesten in Mexieo, und das will unendlich viel sagen. Die Cocheros haben, den zahllosen Löchern, Felstrümmern und tiefen Wassertümpeln ausweichend, eine ganze Reihe von nebeneinander liegenden Fahrwegen gebildet, von denen einer schlechter wie der andere ist und man weite Umwege durch die Felder machen muß, um diesen Miniaturgebirgen auszuweichen. Zahllose Unglücksfälle waren hier schon vorgekommen, Verwundungen, Todesfälle, Arm- und Beinbrüche, aber dennoch bleibt alles beim Alten! Während ich mich mit beiden Händen fest an die Lederstreifen der Sitzlehnen anklammerte, erwartete ich jeden Augenblick einen Rad- oder Achsenbruch und wunderte mich, daß dies nicht schon längst geschehen war. Diese Diligencen des Cactuslandes scheinen ein desto zäheres Leben zu besitzen, je älter sie sind. Sie gleichen darin den Maulthieren, die acht an der Zahl vor ihnen herlaufen. Die langohrigen Dingerchen sehen aus, als müßte man sie auf beiden Seiten mit Streben stützen, damit sie nicht umfielen, und dennoch laufen sie, vom Mozo durch Steinwürfe angetrieben, besser, als es auf so elenden Wegen die besten Pferde zu thun im Stande wären. Das Land ist hier eine vollständige Steinwüste, stellenweise mit kleinen stacheligen Mesquitesträuchern und allerhand Cactusarten bewachsen. Sogar die Agaven finden hier nicht hinreichende Nahrung. Zu beiden Seiten, auf einige zwanzig Kilometer Entfernung, begleiten uns trostlose, kahle, dunkle Höhenzüge in den phantastischsten und unmöglichsten Formen, die zu der ungemeinen Trostlosigkeit des Anblicks nur noch beitragen. Auf der ganzen Strecke sahen wir keine Sterbensseele, kein noch so kleines Feld. Eidechsen huschen zwischen den Steinen einher, gehörnte Frösche sitzen am Wege, und zuweilen sieht man hoch in den

Lüften gewaltige Adler in majestätischem Fluge. Solis, unsere Frühstücksstation, besteht aus ein paar elenden Hütten, aus Mesquitestöcken und Palmblättern nothdürftig zusammengestellt, in deren einer das Desayuno unser harrte, wie gewöhnlich wieder nur Tortillas, Frijoles und gedünstetes Fleisch; dazu aber stets köstliche Früchte und vorzüglicher Kaffee. Diesmal mußten wir die Mahlzeit stehend einnehmen, denn unter unserem Flugdach gab es weder Tisch, noch Bank, noch Stuhl. Auf dem lehmigen Boden lagen allerdings ein paar schmutzige Matten mit einigen großen Steinen, die wahrscheinlich als Sitze dienen sollten, aber wir vermieden es sorgfältig, in die Nähe der Matten zu kommen, aus Gründen, die in dem officiellen Namen der in der Nähe von Solis liegenden Hacienda hinreichend angedeutet sind. Diese Hacienda heißt Mata Pulgas (Tod den Flöhen!).

Im Galopp ging es bald wieder in die Wüste hinein, nach Matehuala. Es war heiß geworden, die Sonne brannte hernieder wie auf eine Bratpfanne, und in der dumpfen, engen Diligence war es kaum auszuhalten. Wir entledigten uns der überflüssigen Kleidungsstücke und schnallten die schweren Revolver mit dem Patronengürtel vom Leibe, die wir hier in der offenen Wüste doch nicht so rasch bei der Hand zu haben brauchten, wie in den Gebirgen und Engpässen. Wie alle Diligencereisenden in Mexico, so waren auch wir ein wanderndes Arsenal. Jeder meiner Reisegefährten führte einen schweren Colt'schen Cavallerierevolver im Gürtel, dazu ein breites, kurzes Schwert und womöglich noch eine Flinte, so daß sich die Herren Ladrones vor uns ebenso sehr zu fürchten hatten, wie wir vor ihnen. Ohne eine derartige Bewaffnung würde es in Mexico Niemandem einfallen zu reisen.

Nach einstündiger Mittagsrast in dem kleinen, aus buntbemalten Häuschen bestehenden Matehuala gelangten wir wieder in die Berge, deren Ketten sich hier gegen Osten in die Steppe vorwärts schieben, und wie man mir sagte, ungemein reich an Silberminen sein sollen. Die höchste Erhebung in diesen Sierras ist der 2760 Meter hohe massige Cerro del Fraile (Mönchsberg), dessen kühne Formen schon seit frühem Morgen unsere Aufmerksamkeit erregt hatten.

In der That befinden sich am Fuße dieses gewaltigen Bergstockes die großen, im vollen Betrieb befindlichen Silberminen von Catorce. Warum Catorce („Vierzehn")? Die Minenstadt erhielt diesen Namen von einer Bande von vierzehn Straßenräubern, die lange Zeit der Schrecken des umliegenden Landes gewesen waren, aber glücklicherweise für uns Passanten das Zeitliche längst gesegnet hatten — wahrscheinlich hätte sonst das hübsche Epigramm

Rouget de Lisle's auf Robespierre auch auf uns gepaßt.*) Längs des Fußes der Sierra war auch die Gegend, die wir nun durchfuhren, fruchtbarer geworden und Maisfelder mit kolossalen Saaten bedeckten den Boden. Dafür wurde der Weg wieder schlimmer. Die Diligence holperte, stolperte und schwankte immer bedenklicher, und das lang Befürchtete, jeden Augenblick Erwartete, traf endlich ein: Wir verspürten einen plötzlichen Stoß und Fall und lagen mitsammt der Diligence auf der rechten Seite im Straßenkoth, während das schlammige Wasser in die Diligence eindrang. — Schreien und Aechzen und Fluchen weckten mich sofort aus der momentanen Betäubung, in die mich der heftige Sturz gebracht, und als wir endlich mit vieler Mühe zur linksseitigen Wagenthüre herausgekrochen waren, zeigte es sich, daß mein deutscher Gefährte das Schlüsselbein gebrochen und alle Anderen kleinere Contusionen erlitten hatten. Das Schlimmste war aber, daß sich der Kutscher den rechten Arm ausgerenkt hatte. Da waren wir nun, etwa 16 Kilometer von Cedral, unserer nächsten Nachtstation entfernt, mitten in unbewohntem Land, der Wagen festgefahren! Vor Allem mußten wir trachten, die Diligence aus dem Bache heraus auf die Räder zu bringen. Der Mozo bewarf die armen erschöpften Maulthiere mit Steinen, der Conducteur hieb mit der Peitsche auf sie los, und wir gesund gebliebenen Passagiere setzten unsere ganze Kraft ein, das lederne Reiseungethüm wieder herauszuholen. Vergeblich! Wir hieben junge Mesquitebäume in der Umgebung ab, um ihre Stämme als Hebel zu benutzen. Wir luden die Bagage vom Wagen und mühten uns zwei Stunden lang ab, ohne zu irgend welchem Resultat zu gelangen. Der Abend war hereingebrochen, und vollständige Dunkelheit mußte bald eintreten, denn hier unter den Tropen währt die Dämmerung nur ganz kurz. Die Nacht springt in den Tag, der Tag in die Nacht hinein, und da der Himmel umwölkt war, beschlossen wir zu Fuß nach Cedral aufzubrechen, um nicht in den Bergen von vollständiger Dunkelheit überrascht zu werden. Der Kutscher und der deutsche Kaufmann blieben mit dem mit heiler Haut davongekommenen Conducteur bei der Diligence, und wir Anderen, den Mozo voraus, machten uns mit allem tragbaren Handgepäck auf den Weg nach Cedral, um von dort Hilfe zu beschaffen. „Caramba Señores," meinte ein langer Mexicaner, „was für ein Glück, daß die Catorce, die Vierzehn nicht mehr am Leben sind. Von unserer Bagage würden wir sonst nichts mehr zu

*) Hier ruht der todte Robespierre,
Wanderer steh' still und danke Gott,
Denn wenn er lebendig wär',
Dann wärst Du todt.

Digitized by Google

sehen bekommen!" — Aber wir Anderen waren nicht aufgelegt, uns in ein Gespräch einzulassen, und schritten stumm vorwärts. Es war so dunkel geworden, daß wir dem Mozo befahlen, uns mit der mitgenommenen Pechfackel den Weg vorauszuleuchten. — Nach einstündigem Marsch fühlte sich der vorige Sprecher ermüdet und schlug vor, ein Weilchen auszuruhen. So setzten wir uns denn auf unsere Mantelsäcke seitwärts des Weges nieder, ließen die Fackel auslöschen, um für den Rest des Weges hinreichend Licht zu haben, und blieben stumm sitzen. Plötzlich stieß uns der Mozo leise an und flüsterte uns zu, Menschen wären in der Nähe. „Atencion, Señores! hombres aqui!" Wir griffen sofort nach unseren Revolvern und lauschten. In der That hörten wir die Schritte von drei oder vier Passanten, die sich näherten, an uns vorbeischritten, augenscheinlich ohne uns zu bemerken, und sich in der Richtung, von wo wir eben kamen, entfernten. Nun wurde leise Kriegsrath gehalten. Waren es Räuber und sollten wir ihnen nach, um die Diligence zu schützen? Der baumlange Mexicaner aber lachte. „Es waren ja doch nur drei oder vier — und die drei Männer an der Diligence, alle bis an die Ohren bewaffnet, werden sich doch gegen diese Hallunken vertheidigen können?" — „Sie haben leicht lachen," meinte sein Begleiter, „Sie haben ja keine Bagage auf dem Wagen!" „Gut," antwortete der Erste, „dann kehren wir Zwei zu der Diligence zurück, und der Mozo mit dem Señor Estranjero mögen nach Cedral weiter gehen." Dies wurde nun durchgeführt, und wir entfernten uns in entgegengesetzten Richtungen.

In einer Stunde hatten wir ohne weiteren Unfall Cedral erreicht und der Mozo beeilte sich, von unserer Posada aus Succurs nach der verunglückten Diligence zu senden, während ich todtmüde und ausgehungert in der mit Reisenden gefüllten Herberge meine Tortillas verzehrte. Ich erwartete, man würde hier in einiger Aufregung über das Schicksal der Diligence sein. Aber kein Mensch kümmerte sich weiter darum — die Sache war augenscheinlich keine Seltenheit in diesen Gegenden. Alles befand sich bald im tiefsten Schlafe, nur ich wachte noch an der Pforte, um aber nach kurzer Zeit, von der furchtbaren Ermüdung überwältigt, ebenfalls einzuschlafen. Um 1 Uhr Morgens wurde ich durch Straßenlärm aufgeweckt. Beim flackernden rothen Schein der Fackeln erkannte ich unsere Diligence, mit allen Reisegefährten in leidlichem Zustande, aber — ohne Handgepäck! — es war also doch gestohlen worden! Kein Mensch hatte etwas gehört oder gesehen. Als meine zwei Mexicaner an dem Unglücksorte ankamen, waren die kleineren leicht tragbaren Gepäckstücke bereits fort, ohne daß Kutscher oder Conducteur in ihrem Zustande etwas

Digitized by Google

davon gemerkt oder gewußt hätten! — Wahrscheinlich war einigen Hallunken in Cedral das Nichteintreffen der Diligence zur rechten Stunde aufgefallen, sie hatten einen Unglücksfall vermuthet und hatten sich sofort auf den Weg gemacht, um daraus Nutzen zu ziehen. Das war ihnen auch gelungen. Freilich wurden sofort die zwei Gendarmen des Ortes aus dem Schlaf gerüttelt und den Ladrones nachgejagt, aber als wir am nächsten Morgen wieder Cedral verließen, um den Rest des Weges nach Saltillo zurückzulegen, waren sie noch nicht zurück. Ich war nun doppelt froh, meine Bagage per Eisenbahn nach Texas gesandt zu haben. Unser deutscher Reisegefährte war in Cedral zurückgeblieben, um seinen Schlüsselbeinbruch zu heilen. Glücklicherweise befand sich dort eine Apotheke und ein amerikanischer Arzt, der weiß Gott auf welche Weise nach diesem entlegenen Dorfe verschlagen worden war.

Digitized by Google

XXI.

Saltillo.

Wie reich der District des Cerro del Fraile übrigens an Silber- und Kupfererzen ist, konnten wir bei unserer Ausfahrt aus Cedral an den großen Schmelzwerken erkennen, welche sich hier befinden und der etwa 4000 Seelen betragenden Bevölkerung von Cedral Lebensunterhalt verschaffen. Auch in Matehuala, das wir gestern Abends passirt hatten, befinden sich bedeutende Schmelzwerke, oder wie sie heißen: Haciendas de beneficios, für die reichen Silbererze von Catorce, das, einige Meilen weiter westlich, in der Sierra gelegen ist und in früheren Zeiten eine Einwohnerzahl von 20.000 Seelen hatte. Zur Zeit des Kaiserreichs befand sich eine Münze hier. In den letzten Jahren hat das Ergebniß der Minen etwas abgenommen und reducirte damit auch die Bevölkerung von Catorce auf circa 12.000 Seelen. Mit der bevorstehenden Invasion von Eisenbahnen und damit auch der amerikanischen Ingenieure wird dieses Silbergebirge wohl wieder neues Leben um sich herum entstehen sehen.

Die den Schmelzwerken entfliehenden blauen und grünen Flammen leuchteten gespensterhaft durch die Nacht, als wir Cedral wieder nach unserem Abenteuer verließen, um auf dem Wege nach dem Lande der Dollars die dritte Tagereise zurückzulegen. Die Hochebene, welche wir bis zu der 34 Kilometer entfernten Mittagsstation El Salado zu durchfahren hatten, ist nicht viel mehr als eine Wüste, mit wanderndem Flugsand und höchst spärlicher Cactusvegetation, ganz wie die Steppen von Chihuahua und Coahuila, dessen Grenze

Digitized by Google

wir noch heute Nacht erreichen sollten. Trauriges Hochland, zu beiden Seiten in weiter Ferne durch die kahlen, dunklen Höhenzüge der Sierras begrenzt, deren kühne Formen aus dem eben von der aufgehenden Sonne erleuchteten Horizont scharf hervortraten. Hie und da fand wohl neben allerhand Cacteen ein krüppelhafter Mesquite, dieser einzige Baum der nordmexicanischen Wüsten, kümmerliche Nahrung im Boden, und seine graugrünen Kronen dienen gewöhnlich einzelnen schwarzen Zopilotes (Aasgeiern) zum Aufenhalt. Nur einem einzigen Rancho, dem elenden winzigen Parrida, begegneten wir auf dieser Strecke und waren froh, bei erdrückender Sonnengluth endlich die große Hacienda del Salado zu erreichen, eines der ausgedehntesten Güter Mexicos, mit nicht weniger als 1,000.000 preußischer Morgen Landbesitz. Auf dem Gute befinden sich etwa 8000 Pferde und 4000 Stück Vieh, die hier längs der spärlichen, nach kurzem Lauf im Sande versiegenden Flüßchen hinreichend Futter finden. Weiter hinab sind die einzigen Bodenproducte wieder nur allerhand Cactussorten, Agaven und andere faserhaltige Pflanzen, wie das Zotol, Zolomandoque und Lechugilla, deren Fasern von den Frauen der großen Hacienda zu allerhand Matten, Decken und Gefäßen verarbeitet werden. Die Hacienda besitzt ihr Posthaus, Kirche und Schule, wie überall, so auch hier um eine große viereckige Plaza gebaut, welche nackten Kindern, keifenden Hunden, gackernden Enten und grunzenden Schweinen zum Tummelplatze dient, die einzigen Sehenswürdigkeiten des Ortes. Hier verließen mich meine Reisebegleiter, um sich einige Gold- und Silberlager anzusehen, an denen die umliegenden Bergketten ungemein reich sein sollen, und ich blieb der einzige Passagier auf der Fahrt nach La Ventura, die dritte Nachtstation, die wir auch nach vierstündiger Fahrt durch das einförmige, jeder Agricultur unfähige Land ohne weiteren Unfall erreichten. General Trevino aus Monterey, der Eigenthümer dieser großen Hacienda, wohnt zuweilen selbst hier, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß ihre Gebäude ein freundlicheres und netteres Aussehen zeigen als jene, die wir bisher passirt hatten. Ja, der große, hinter dem „Meson" der Reisenden befindliche Teich gewährt diesen sogar den im nördlichen Mexico so ungemein seltenen Luxus eines Bades.

Fast gleichzeitig mit uns kam auch die Diligence von Saltillo in der Hacienda an, und die Plaza vor der Herberge gewährte deshalb für die erste Stunde recht interessantes, bewegtes Leben. Acht Amerikaner waren von Saltillo herübergekommen, um die nöthigen Vermessungen für die Fortsetzung der Mexican-Nationaleisenbahn, die seinerzeit von Texas nach Mexico führen soll, zu unternehmen, und mit meiner Nachtruhe war es deshalb auch diesmal aus. Uebrigens

hätte ich wahrscheinlich auch ohne diese nächtlichen Ruhestörer kein Auge schließen können. Die langen, hölzernen Pritschen, welche in meiner Schlafkammer die Stelle der Betten vertraten, wimmelten von kleinen Gemsen, und als mir der Mozo auch noch eine alte Matratze auf die Pritschenbretter legte, war es um mich ganz geschehen. Es war also durchaus nicht mit viel Bedauern, daß ich La Ventura am nächsten Morgen verließ, um als einziger Passagier die letzte Tagfahrt nach Saltillo, der Hauptstadt des Staates Coahuila, anzutreten. Im Vergleich zu dem trostlosen Wüstenlande, das wir während des Vormittags durchfuhren, war die Gegend um La Ventura herum eine wahre Oase. Auf 50 Kilometer in der Runde ist diese staubige, weißgelbe Kalksteinfläche absolut unbewohnt. Feiner Sand fliegt vom Winde getrieben längs des kahlen flachen Bodens umher oder wurde an manchen Stellen hoch im Kreise aufgewirbelt und mit den Windhosen langsam über die Mesa geführt. Nur nothdürftig finden einige mit weißem Staub bedeckte Gräser hie und da Nahrung. Selbst die Yucca und die Agaven waren hier nicht mehr zu treffen. Die Maulthiere unserer Diligence, der Kutscher und das Innere des Wagens nebst seinem einzigen Insassen waren bald mit fingerdickem weißen Staub überdeckt, und mir wurde das Athmen nur dadurch möglich, daß ich einen von Ventura mitgebrachten feuchten Schwamm an Mund und Nase hielt. Eine dichte Staubwolke begleitete uns auf der ganzen trostlosen Fahrt über dieses immer noch 1900 Meter über dem Meere gelegene Hochplateau. Unsere Mittagsstation „Tanque de la Vaca" ist auf der Landkarte mit einem großen Ringelchen verzeichnet, als ob es eine Stadt wäre, in Wirklichkeit aber präsentirt sich Tanque de la Vaca (Kuhteich) als der elendeste Rancho des ganzen Weges, wo uns von ein paar pockennarbigen Indianerinnen altes Schaffleisch in Fett schwimmend, mit den obligaten Frijoles (schwarze Bohnen) und Garbanzos (Kichererbsen) vorgesetzt wurden. Eine Pfütze mit gelbem, trübem Wasser gab dem Rancho seinen Namen, ein Beweis, wie werthvoll in diesem trockenen Lande das Wasser ist. Auch die nächste Station zeigt dies in ihrem Namen „Agua nueva" (frisches Wasser). Hier fanden wir die erste Vegetation wieder, die uns auf dem Reste des Weges nach Buena Vista nicht mehr verließ. Bei La Encantada, einem Dörfchen nach dem allgemeinen Plan mit einer großen Plaza in der Mitte und kleinen dürftigen Adobehäusern rings um dieselbe, stießen wir auf eine Karrenkarawane, die eben aus dem Lagunendistrict von Parras, im südlichen Theile von Coahuila, 95 Kilometer westlich von Saltillo gelegen, eingetroffen war, um gleich uns nach Saltillo zu fahren. Je näher wir Buena Vista kamen, desto interessanter und belebter wurde die Gegend. Kleine Haciendas mit

Maisfeldern, von den nahen Sierras hinreichend bewässert, zeigten sich zu den Seiten des Weges. Wir passirten einzelne Caballeros, hoch zu Roß, bis über die Ohren mit Pistolen und Schwertern bewaffnet, gewaltige Sporen an den Stiefeln und noch gewaltigere Sombreros auf dem Kopf. Oder es schritten halbnackte Indianer, nur mit leinenen Beinkleidern und einem Sombrero bekleidet, raschen Schrittes an uns vorüber, vielleicht auf dem Wege nach Parras oder gar nach San Luis. Die Indianer sind die ausdauerndsten, flinkesten Fußgänger, die man sich denken kann, und nicht selten kommt es vor, daß sie die Strecke von Saltillo nach San Luis, also 400 Kilometer, in fünf Tagen zurücklegen. Die Hacienda von Buena Vista, in dem Engpaß La Augostura gelegen, hat übrigens auch historisches Interesse, denn hier war es, daß die amerikanischen Truppen unter General Taylor, im Ganzen 5000 Mann, am 22. und 23. Februar 1847 den mexicanischen Truppen unter dem Präsidenten Santa Anna eine blutige Schlacht lieferten. Obschon die mexicanischen Truppen an 25.000 Mann zählten, konnten sie sich in Folge des mörderischen Geschützfeuers von den Höhen des Engpasses nicht halten und mußten sich zurückziehen. Aber noch andere Heldenthaten wurden in dieser Gegend im Laufe der letzten Jahre verrichtet. La Augostura war bis auf die jüngste Zeit berüchtigt wegen der zahlreichen Raubanfälle auf die Reisenden, und ich gratulirte mir während der Fahrt durch diesen Paß zu der Anwesenheit der Wagencolonnen und Reiter, die uns begegneten. Sie verdarben den uns etwa auflauernden Briganten den Spaß.

Mit Buena Vista verließen wir auch das ausgedehnte mexicanische Hochplateau, um nach der Sierra Templada zu gelangen. Wie steil der Weg abwärts führt, kann man schon daraus entnehmen, daß Buena Vista immer noch 2000 Meter hoch gelegen ist, während Saltillo, nur wenige Kilometer entfernt, bereits 400 Meter tiefer liegt. Die hohen Bergwände des Thales versperrten uns die Aussicht auf Saltillo und ich hatte keine Ahnung, wie weit wir uns noch von diesem Endpunkte meiner Diligencereise befinden mochten, als plötzlich ein eigenthümlicher, schriller, langgezogener Pfiff aus der Ferne ertönte, ein wohlbekanntes, mir hochwillkommenes Signal, das erste Zeichen der mir nahen weißen Cultur und ihres eisernen Pionniers, der Locomotive! Ein Viertelstündchen später schüttelte ich mir im Hotel San Esteban in Saltillo den Staub von den Kleidern. Am nächsten Morgen brachte mich der Eisenbahnzug der Mexican-Nationalbahn nach Monterey.

Digitized by Google

XXII.

Mexicaner und Amerikaner in Monterey.

Während der letzten Jahre schwärmte in Amerika alle Welt von Monterey — nicht von Monterey, dem entzückenden Seebadeorte in Californien, sondern von Monterey, der Hauptstadt des Staates Nuevo Leon im nördlichen Mexico. In den Zeitungen von New-York und Chicago las ich die reizendsten Schilderungen, in den Eisenbahnwaggons erzählten „Weitgereiste" von dem mexicanischen Paradies, und in den Hotels und Eisenbahnstationen lagen stoßweise kleine illustrirte Büchelchen mit der Beschreibung von Monterey und unzähligen Zeugnissen über die Heilkraft seiner warmen Quellen.

Kurz vor der Ankunft meines Bahnzuges in Monterey trat schon der Agent des Hotel Vigneau, ein tabakkauender, miauender Yankee, im Waggon auf mich zu, um mir meinen Bagagecheck abzunehmen und ein Ticket für den Hotelomnibus auszustellen, ganz als wären wir in dem „Great Country" nördlich des Rio Grande und nicht mitten in Mexico, im Herzen des Staates Nuevo Leon. Um die Reisenden noch mehr an das vortreffliche Nachbarland zu erinnern, boten ein paar Zeitungsjungen auf der letzten Station vor Monterey die letzten, noch druckfeuchten Blätter mit den neuesten Nachrichten über den großen Eisenbahnraub zum Verkauf aus.

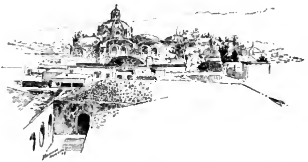
„Welcher Eisenbahnraub?" frug ich den Yankeeconducteur meines Zuges. „Ist Jemand letzthin beraubt worden?" — „Jemand? Wetten Sie darauf!" näselte und miaute er mir zu, während er seine Beine über die Sitzlehne vor ihm legte und seine Kappe nach hinten schob. „Somebody? You bet! Einen

ganzen Eisenbahnzug haben sie gestern auf dem Wege von Laredo nach Monterey beraubt! Kaum war der Zug in die Sandwüste südlich des Rio Grande eingefahren, so entgleiste die Locomotive in Folge von Schwellen, die die „damned rascals" über die Schienen gelegt hatten. Eine Bande von Räubern sprang auf den Zug, zog den Passagieren alles Werthvolle aus den Taschen, nahm das Geld aus dem Postwagen und verschwand wieder, wie sie gekommen. Darum haben sie uns ja die zwölf Soldaten mit auf unseren Zug gegeben, die Sie gesehen haben!" — „Wurden die Räuber gefangen?" frug ich nun. — „Gefangen?" miaute mein Yankee wieder zurück. „Not much. Ich sage Ihnen, der Alcalde von Laredo ist selbst mit ihnen unter einer Decke, und da ist nichts zu machen. Schönes Land das!" Damit wickelte er seine verschlungenen Beine wieder langsam auseinander, trollte durch die einzelnen Waggons, Thüren auf- und zuschlagend, und miaute in jedem Waggon in der gebräuchlichen absolut unverständlichen Weise den spanischen Passagieren in englischer Sprache sein „Monterey — five Minutes stop" zu.

Wie überall in Mexico, so ist auch in Monterey die Eisenbahnstation etwa eine englische Meile von der Station entfernt, und eine alte, wackelige Coche brachte mich, im Zotteltrab neben einer wenig frequentirten Pferdebahn dahinrollend, nach dem Hotel Vigneau. Ich hatte von der Stadt und ihrem famosen Hotel so viel Wunderbares gelesen, daß meine großen Erwartungen auf recht harte Weise enttäuscht wurden. Schmutzige, öde, staubige Straßen mit ebenerdigen Adobehäusern, ganz wie in den hundert anderen Städten des Aztekenlandes; weiter gegen den Stadtmittelpunkt etwas anspruchsvollere Häuser, die aber nach der Straße hin auch nur finstere Steinmauern und mit starken Eisengittern versehene Fenster zeigen; ein paar Kirchen und endlich die Plazas mit Baumanlagen und Blumenbeeten — das ist das vielgerühmte Monterey. Und das mit echt amerikanischer Reclame so sehr angepriesene Hotel Vigneau erwies sich als eine schmutzige Fonda, wie alle anderen Gasthöfe in den mexicanischen Provinzstädten aus vier ebenerdigen, einen großen Hof umschließenden Flügeln bestehend, längs welchen sich an der Innenseite offene Galerien befanden. Auf diese Galerien mündeten die fensterlosen dunklen Kammern mit ihren schweren, eisenbeschlagenen Thüren und den hölzernen Pritschen im Innern, welche den Reisenden als Schlafstellen dienen. Ich hatte gehofft, doch wenigstens hier, in dieser durch Eisenbahnen mit den Vereinigten Staaten verbundenen, von Amerikanern so viel besuchten Stadt ein Zimmer mit einem Fenster und ein Bett zu finden, nachdem ich diesen Comfort so lange hatte entbehren müssen. Und nun wurde ich auch in Monterey enttäuscht! Es sind überhaupt in

ganz Mexico, die Hauptstadt ausgenommen, nur wenige Hotels zu finden, die sich irgendwie mit einem europäischen Hotel zweiten Ranges vergleichen ließen, und doch gibt es hier zahlreiche Großstädte, Puebla, San Luis Potosi, Guadalajara, Leon, Durango und andere!

Auch Monterey, das vielgerühmte, macht darin keine Ausnahme, obschon es seit Jahren durch eine Eisenbahn auf eine gewöhnliche Tagreise an die Hauptstädte des telephonirenden, telegraphirenden, rastlosen, geschäftigen anglo-sächsischen Texas nahegerückt wurde. Der Einfluß, den die Yankees auf diese der Grenze nächstgelegenen Städte ausgeübt haben, ist höchst erbärmlicher Natur. Die Yankees haben den Mexicanern wohl ihre Eisenbahnen und Straßenbahnen gegeben, Telephon und Telegraph eingeführt, aber sonst ist ihnen bisher wenig gelungen. Das sah ich in so vielen Städten, und nun auch in Monterey, das



als die am meisten amerikanisirte Stadt Mexicos gilt. Die Mexicaner haben von den Yankees einfach nur das angenommen, was ihnen paßte und was sie selbst nicht leisten konnten. Sonst hat sich das texanische Yankeethum nur in der schlechtesten Weise bemerkbar gemacht. Es hat den stillen, geschäftslosen, im Schlaf des vorigen Jahrhunderts schlummernden Städten nur zu Trinkstuben, Spelunken und schlechten Hotels verholfen und sich durch seine Roheit, Habgier und Händelsucht noch verhaßter gemacht, als es schon vor der Eisenbahninvasion war.

Mexicaner und Amerikaner sehen einander nicht gerne — der Letztere blickt auf den Ersteren mit vornehmer Verachtung herab und hält Mexico schon für ein erobertes, in die Hände des großen nördlichen Nachbarn gefallenes Land. Der Mexicaner aber haßt den anglo-sächsischen Eindringling, er möchte sich seine technischen Errungenschaften, sein Geld gerne zunutze machen,

ihn selbst aber am liebsten sofort wieder außerhalb des Landes, tausend Meilen jenseits des Rio Grande, oder vielleicht gar in Fort Yuma wissen, denn bekanntlich gilt Fort Yuma am Coloradostrom für heißer als die Hölle.

Diese Animosität den Yankees gegenüber fand ich überall in Mexico, besonders aber in den nördlichen Städten, wie Monterey. Hier in Monterey erinnert so Vieles an die Kämpfe zwischen den beiden großen Nationen Nordamerikas. Die auf einem fruchtbaren, mit üppiger Vegetation bedeckten Plateau gelegene Stadt wird von einem Hügel überhöht, auf welchem sich der berühmte bischöfliche Palast befindet, allerdings heute in Ruinen. Er war der letzte Punkt, den die Mexicaner unter General Ampudia in dem berühmten Straßenkampfe am 21. September 1846 gegen die Amerikaner unter General Taylor hielten. Straße für Straße hatten die Yankees zu erkämpfen, und die ganze Bevölkerung vertheidigte von den Fenstern und Hausdächern aus in heroischer Weise die Vaterstadt. Aber die Amerikaner wichen nicht. Sie drangen bis auf die schöne, mit prächtigen Bäumen und Blumenbeeten gezierte Plaza vor, campirten dort über Nacht und stürmten am nächsten Tage den einer alten Ritterburg gleichenden Bischofspalast auf dem Hügel droben. Die Mexicaner capitulirten und wurden gefangen genommen, die Geschütze vernagelt. Noch heute liegen die Kanonenrohre in diesem Zustande unter den Ruinen, nutzlos bei der eben sich langsam vollziehenden zweiten Eroberung Mexicos durch die Amerikaner.

Als ich auf dem Cerro Obispo bei den Ruinen des Palastes stand und die herrliche Umgebung Montereys und ihre zwei gewaltigen Zwillingsberge, den Cerro de la Silla und la Mitra, diese östlichsten großen Ausläufer der Sierra Madre, bewunderte, trat ein alter Amerikaner zu uns, der am Tage vorher „aus den Staaten" nach Monterey gekommen war, um sich die Schlachtfelder nochmals anzusehen — „denn, Herr", meinte er, „ich war dabei, als man vor 40 Jahren diesen Berg hier stürmte, und mein Commandant war Lieutenant Grant — derselbe, der 20 Jahre später als unser Generalissimus so viele Siege erkämpft. Grant war hier und auch Sherman — Beide als Lieutenants. Sie können sich nun vorstellen, daß wir alten Soldaten Monterey besonders verehren."

Es war Abend geworden. Als ich nach der Stadt zurückkehrte, leuchteten nur noch die zwei Gipfel der Bischofsmütze, der „Mitra", von der Sonne bestrahlt. In den Straßen, die tagsüber klösterliche Stille und Leere zeigen, war es lebhafter geworden. Auf der „Plaza" spielte bei Laternenschein eine Regimentscapelle europäische Musikstücke in vortrefflicher Weise, und die vor-

Digitized by Google

nehme Gesellschaft von Monterey promenirte auf den schattigen Wegen auf und ab — reizende Mexicanerinnen in dunklen Kleidern, das Haupt kokett von dem schwarzen Reboso umhüllt, einen Fächer in den weißbehandschuhten kleinen Händchen. Die mexicanischen Dandies spielten mit ihren Spazierstöckchen und rauchten die obligate Cigarette, und die armen Indianer der untersten Classen standen abseits in ihre Serapes gehüllt, an die Bäume gelehnt oder hockten schlaftrunken auf dem Trottoir längs der Häuser. Es war ein herrlicher Abend. Balsamische Luft kam von den weiten Steppen des Hochplateaus herübergeweht, und mit wahrem Entzücken gab ich mich dem Genuß der letzten Stunden meines Aufenthalts im einstigen Reiche Montezuma's hin. Plötzlich entstand unter den ruhigen Gruppen der Zuhörer lebhaftere Bewegung. In aufgeregter Weise erzählte man sich irgend eine Neuigkeit, unterbrochen von kräftigen Carambas. Was war geschehen? Ich trat auf eine der Gruppen zu, um das Gespräch zu überhören, aber kaum wurden die Damen meiner gewahr, als sie mir auch schon den Rücken drehten. „Un Americano," „Un Gringo" flüsterten sie einander zu. Rasch kehrte ich nach meinem Hotel zurück, wo eben ein paar Polizisten mit dem Padrone in Wortwechsel begriffen waren. Zwei Amerikaner hatten wieder einen Mexicaner beraubt und tödtlich verwundet, aber der arme Haciendero hatte noch Kraft genug gehabt, die Namen seiner Mörder zu nennen. Man war auf der Suche nach ihnen. Dem Aussehen und den Geberden der Bevölkerung nach zu schließen, hätte man allen anwesenden Amerikanern aus Rache am liebsten sofort den Garaus gemacht. Derlei Morde kommen hier und in den anderen nördlichen Städten allwöchentlich vor, und gewöhnlich sind es amerikanische Hallunken aus Texas, wilde, thierische Desperados, welche diese Gräuelthaten an Mexicanern begehen, und dann mit ihrem Raube wieder über den Rio Grande nach Texas zurückeilen. Setzen ihnen die mexicanischen Gendarmen nach und überschreiten die Grenze, so eilen sofort andere Texaner aus der Umgebung den Desperados zu Hilfe und jagen die Mexicaner mit Flinten und Revolvern nach dem jenseitigen Ufer zurück, wobei gewöhnlich ein Paar Soldaten ins Gras beißen. So geht dies seit Jahrzehnten fort, und die unzähligen Mord- und Schandthaten, welche sich die wilden texanischen Abenteurer und Straßenräuber hier zu Schulden kommen ließen, machen die Erbitterung der Mexicaner wohl begreiflich. Wehe dem Yankee, der ihnen in die Hände fällt! Wohl ist in Mexico die Todesstrafe abgeschafft, aber sie läßt sich immerhin noch ganz gut einrichten, wenn es dem Alcalde einfällt, ohne daß er dabei die Gesetze verletzen würde. Das kam gerade eine Woche vor meinem Besuche Montereys dort vor. Der Alcalde hatte einen Gringo wegen Raub-

mord zur Gefängnißstrafe verurtheilt, die der Delinquent jedoch in dem Carcel einer anderen Stadt abbüßen sollte. Gelegentlich des Transportes ließ man einige Andeutungen fallen, woraus der Gringo schloß, man würde ihn bei einem Fluchtversuche laufen lassen, und als er wirklich bei der nächsten Gelegenheit Reißaus nahm, fiel er, von den Kugeln der Escorte durchlöchert, todt zu Boden. Man sieht — die Todesstrafe ist nicht abgeschafft.

Wie man bei solchen Zuständen den Amerikanern anrathen kann, Monterey zum Curgebrauch oder Winteraufenthalt zu empfehlen, ist mir ein Räthsel geblieben. Wahrscheinlich haben die dort ansässigen Amerikaner bei dem Mißtrauen, mit welchem ihnen die Mexicaner begegnen, den begreiflichen Wunsch, noch mehr Landsleute herüberzulocken, und ihren Anpreisungen von Monterey folgen auch zahlreiche Touristen, aber wenige Ansiedler. Den Touristen, welche zum erstenmal eine mexicanische Stadt besuchen, scheint Monterey in den Reiz der Neuheit gehüllt, allerdings sehr interessant, aber mir war sie auch nicht schöner oder vorgeschrittener erschienen, als irgend eine andere Stadt Mexicos.

XXIII.

Eine Oase in der nordmexicanischen Wüste.

Ich hatte nun die meisten Staaten Mexicos durchquert oder doch berührt — und nur wenige derselben, darunter der drittgrößte, Coahuila, war mir unbekannt geblieben. Mein Aerger darüber wurde nur leidlich durch den Trost gemildert, daß Coahuila der wüsteste und am dünnsten bevölkerte sämmtlicher 27 Staaten des Aztekenreiches sei, nämlich bei einer Ausdehnung von 154.000 Quadratkilometer geradeso viele Einwohner zählt. Dazu liegt innerhalb seiner weiten Grenzen das viel verschrieene, von wilden Apachen und Comanchen durchzogene Wüstenland Nordmexicos, straßen- und wegelos und mit der Außenwelt nur durch elende „trails" oder „Fährten" verbunden, denen entlang sich die spärlichen Wagenkarawanen von Saltillo und Lerdo aus nach dem Oasengebiet von Parras, im Süden von Coahuila, bewegten. Auf meiner Heimfahrt von Monterey über Laredo nach Texas fiel mir einige Stationen vor San Antonio eine Nummer der „Texas Sun" in die Hände, welche eine Notiz folgenden Inhalts enthielt: „Mit dem Bau der „International-Eisenbahn" via Eagle-Paß nach Coahuila geht es rüstig vorwärts. Die Strecke ist schon bis etwa hundert Meilen südlich des Rio Grande hergestellt."

War es denkbar? Als ich vor einigen Monaten San Antonio verließ, um über El Paso del Norte nach Mexico zu reisen, sah ich noch die großen plumpen, schweren mexicanischen Carretas, mit Maulthieren bespannt, die Stadt verlassen, um den weiten Weg über die Steppen des südlichen Texas nach Eagle-Paß und Piedras Negras anzutreten! Coahuila lag noch im Schlaf des

Digitized by Google

Mittelalters, seine sagenhaften Oasenstädte Monclovia und Parras waren nur nach wochenlangem strapaziösen Ritt durch Wüstenländer zu erreichen und der Außenwelt vielleicht weniger bekannt als Timbuktu und Chartum. Und nun, im Handumdrehen könnte man sagen, hatten sich die verteufelten Yankees auf dem geflügelten Rade Mercurs schon dem Herzen des Wüstenstaates genähert und auf dem kahlen Boden glänzten Stahlschienen von hundert Meilen Länge. War es denkbar?

Ich überlegte mir die Sache nicht zweimal. Wohl war ich müde von diesem mehrmonatlichen Umherstreifen über die Hochplateaux und die Sierras, aber trotzdem machte ich sofort rechtsum kehrt! Der nächste Zug der San Francisco-Eisenbahn brachte mich nach Spofford Junction, wo auf trockener Wüste eine Zweigbahn die große pacifische Eisenbahn verläßt, um dem Rio Grande zuzueilen. Nach Mitternacht war's, als unser prächtiger, nach San Francisco bestimmter Schlafwagenzug in Spofford ankam, und dort mit dem californischen Expreßzug, der vor zwei Tagen San Francisco verlassen hatte, zusammentraf. Welch merkwürdige Begegnung! Hier diese glänzenden palastartigen Wohnungen auf Rädern, die einen vom Atlantischen Ocean, die anderen vom Stillen Ocean kommend, inmitten der texanischen Steppe, nahe der mexicanischen Grenze! Kaum waren die Postsäcke ausgeladen, die Zeitungsstöße ausgetauscht, als auch die beiden Züge sich wieder in Bewegung setzten und in entgegengesetzten Richtungen bald wieder in der nächtlichen Dunkelheit verschwanden, nur die rothen Lichter blieben noch eine Zeitlang, immer kleiner und schwächer werdend, sichtbar.

„All aboard for Eagle Pass" hieß es nun. Bald saßen die wenigen reisemüden, übernächtigen Passagiere in dem Zuge, und fort ging's nach dem etwa 30 englische Meilen entfernten Eagle-Paß, der amerikanischen Grenzstadt am Rio Grande, wo wir nach 4 Uhr Morgens ankamen. Ich hielt mich in dem elenden Neste, der Hauptsache nach aus Bretterbuden bestehend, nicht lange auf. Eben baute man eine gewaltige, steinerne Brücke über die traurigen Schmutzfluthen des Rio Grande, während für den augenblicklichen Verkehr mit dem jenseitigen mexicanischen Ufer eine temporäre Holzbrücke diente.

Jenseits liegt das mexicanische Grenzstädtchen Piedras Negras, zu deutsch: „schwarze Steine", eine Bezeichnung, die es nach den großen Steinkohlenlagern bekam, welche zum Segen für Mexico in der Nähe entdeckt wurden. Mexico ist sehr arm an Brennmaterial, seine Industrien, seine Minen liegen theilweise aus diesem Grunde darnieder; seine Wälder wurden ausgerottet, zum Fluch für die ganze nördliche Hälfte des großen Landes. Die Locomotiven der vielen Eisen-

bahnen werden mit dem Holz der spärlichen Bäume geheizt, die in den Hochebenen längs der Flußläufe gefunden werden, und geht es so fort, so wird der Baum dort zu einer seltenen Zierpflanze werden. Die Entdeckung von Kohlenlagern in Coahuila ist deshalb von der größten Wichtigkeit, und ich gab mir Mühe, Näheres darüber zu erfahren. Einige dreißig Meilen südlich von Piedras Negras befindet sich der Sabinasfluß, über welchen mich Tags darauf die Eisenbahn führen sollte. Er ist ein Nebenfluß des Rio Grande, und in seinem Thale befinden sich Kohlengruben, aber leider von keiner großen Bedeutung. Dagegen sind weiter südlich in den Cordilleren von Santa Rosa, im District von Monclovia, Kohlenlager von 4 Fuß Dicke, die sich in östlicher Richtung bis gegen Laredo zu erstrecken.

Die elenden Lehmhütten von Piedras Negras gaben mir keinen besonderen Begriff von der Cultur des Staates Coahuila und entsprachen ganz meinen Erwartungen. Ich hatte vor der Abfahrt des nächsten Zuges südwärts mehrere Stunden Gelegenheit, mir das etwa 1½ Kilometer von der Station abgelegene Grenzernest nach Muße zu besehen. Welcher Unterschied zwischen diesen schläfrigen, stillen, ausgestorbenen Straßen der mexicanischen Stadt und dem Leben und Treiben, das in dem Zeltlager der Amerikaner, nahe der Station herrschte! Hier, in dem letzteren, Maschinen, Waarenlager, Haufen von Schienen, Schwellen, lange Reihen von beladenen Waggons, mehrere Locomotiven, die sprechendsten Zeugen der gewaltigen eisernen Gegenwart, die nun auch in Coahuila ihren Einzug feiern sollte. Dort, in dem mexicanischen Dorfe, nichts als schläfrige, an den Lehmhütten kauernde, halbnackte Menschen, schlummernde Maulesel mit herabhängenden schlappigen Ohren, und als Gegensatz zu dem glänzenden stählernen Bau der Dampfrosse noch einige alte mexicanische Carretas, die noch gestern den Verkehr mit San Antonio vermittelt hatten, heute aber für ewige Zeiten der Vergessenheit, dem Untergang geweiht sind. Welche Fuhrwerke! Rahmen aus plumpen, ungehobelten Bäumen gezimmert, auf einer ebenso plumpen Achse ruhend, an deren Ende zwei Räder steckten. Aber was für Räder! Plumpe dicke, massive Holzscheiben mit einem Loch in der Mitte und von irgend einer Form, Rhomboid, Hexagon, nur nicht kreisförmig.

Andere schwerere Fuhrwerke vermittelten früher den Verkehr über die Prairien mit den großen Handelsstädten am Mississippi, zu welcher Reise sie mehrere Monate brauchten. Und welche Kosten waren damit verbunden! Wagen und Geschirre mit zehn Maulthieren pro Wagen kosteten 1200 bis 1300 Dollars; ein Kutscher 25 Dollars Monatslohn, dazu Reservezugthiere, ein Capitän für die ganze, manchmal aus 20 bis 30 Wagen bestehende Karawane — alles

zusammen eine Ausgabe von 20.000 bis 30.000 Dollars! Jeder Wagen konnte im besten Falle nur mit 50 Centner Waaren beladen werden. Man kann sich also vorstellen, was beispielsweise ein eiserner Ofen, aus St. Louis bezogen, in Coahuila kosten mochte! Und Oefen sind hier wahrhaftig kein Luxusartikel, denn man kann im Winter auch südlich des Rio Grande ganz erbärmlich frieren. Es kommt gar nicht selten vor, daß der Rio Grande, obschon im Breitengrade von Marokko und Tripolis gelegen, so stark zufriert, daß man mit Frachtwagen über die Eisdecke fahren kann; und Schnee fällt mitunter bis zu 1 Fuß Höhe!

Es bedurfte hier wirklich der Dampfkraft, um das schläfrige Coahuila aus der Vergessenheit zu rütteln und seine großen natürlichen Hilfsquellen zur Ausbeute zu bringen, denn während meiner Fahrt südlich durch die wüsten, reizlosen Steppen, eingesäumt von ebenso kahlen, gelben, trockenen Sierras, erzählten mir meine Reisebegleiter viel von den Eisenlagern, den Kupfer-, Blei- und Schwefelminen, von welchen diese Berge strotzen. Einige Meilen südlich von Monclovia kamen wir an den vorläufigen Endpunkt der Eisenbahn, und von dort aus mußten wir eine elende mexicanische Diligencia besteigen, um den Rest des Weges durch die trostlosen, nur selten von einer Hacienda unterbrochenen Steppen nach Parras, meinem Reiseziele, zurückzulegen. Aber was der Gegend auch an Reiz gebrach, das ersetzten die hochinteressanten, fesselnden Bilder, welche der Eisenbahnbau hier darbot. Hier auf der öden, flachen, vegetationslosen Steppe vollzieht sich die eiserne Eroberung Mexicos. Zum erstenmal seit Aeonen hört man hier den hellen Schall der Hammerschläge, mit welchen die Schienen, deutscher Stahl, an die Schwellen gepflöckt werden. Vor mir, so weit mein Auge sehen kann, zieht sich der schmale, gelbe Streifen, das gestern geebnete Bahnbett, nach Süden. Daneben stehen einige Frachtwagen mit Eisenbahnschwellen beladen, die von Wegearbeitern flink abgeladen und quer über das Bahnbett gelegt werden. Hinter ihnen stehen auf den letztbefestigten Schienen mehrere offene Waggons, mit Maulthieren bespannt. Auf den Waggons liegen parallel mit den Geleisen etwa fünfzehn je 30 Fuß lange Schienen. Zwei kräftige Arbeiter mit großen Zangen stehen an jeder Seite. Auf das Commando des Werkführers: „Fertig", erfassen die Arbeiter mit den Zangen je eine Schiene; „Drop" und die Schienen werden auf die bereitliegenden Schwellen fallen gelassen; das Maulthier zieht den Waggon um 30 Fuß weiter, und abermals fallen zwei Schienen. Hinter ihnen kommen je vier Mann mit großen Hämmern; kleine Jungen halten die Stahlnägel zum Anpflöcken der Schienen bereit — und kling, klang, fallen die Hämmer schwer auf die Nagelköpfe; im Handumdrehen sitzt die Schiene fest, die Arbeiter

Digitized by Google

eilen zur nächsten. Hinter ihnen kommen andere, die in ihren Lederschürzen die Stahlplotten und Schraubenbolzen zum Aneinanderschrouben der Schienen tragen. Einer hält die beiden Platten on die Schienen, der Andere schraubt sie fest, und die Eisenbahn ist fertig! Alles das geht so ruhig, so glatt, so schnell vor sich, daß on jedem Tage 1½ Kilometer Eisenbahn fertiggestellt werden und mit jedem Tage das Dampfroß um 1½ Kilometer der Landeshouptstodt nöher rückt, die Avontgarde der amerikonischen Invasion!

Hinter ihnen kommt die Telegraphenbrigade herangerollt. Auf einem offenen Wagen ist über ein horizontales Rad der Telegraphendraht gerollt. Ein Arbeiter, mit stachelbesetzten Steigeisen an den Füßen und einige Windungen Draht um den Arm geschlungen, klettert flink die eben aufgerichteten Telegraphenstangen hinauf zur Spitze und windet den Droht um die Porzellanfloschen, während zwei andere Arbeiter weiter vorn ihn kräftig spannen; flink geht's zur nächsten Telegraphenstonge, so daß dem Dompfroß der elektrische Funke ouf dem Fuße folgt. Ein Kupferdraht verbindet die fertige Leitung mit einem kleinen Telegraphenopparat auf dem Wagen, und wir, die wir hier mitten in der Steppe von Nordmexico stehen, sind nun mit der ganzen Alten und Neuen Welt, mit London und Calcutta in directer Verbindung! — So schreitet die amerikanische Cultur in Mexico vorwärts!

Aus der Gegenwart stiegen wir ins Mittelalter, ous dem Eisenbahnwagen in die Diligence. Der alte Morterkasten holperte und stolperte, von Maulthieren gezogen, über die öde Steppe. Nach mehrstündiger Fahrt wurden wir erst bei der Hacienda San Lorenzo durch frisches Grün überroscht, und nicht lange, nachdem wir sie passirt, sahen wir ouch schon Porros, unser Reiseziel, wie eine Oose vor uns liegen. Die Stadt mit ihren langen, am Nordabhange der Sierros sich hinziehenden Straßen und den sie auf allen Seiten umgebenden üppigen Obst- und Weingärten bot nach der langen Wüstenfahrt einen ungemein lieblichen Anblick dar, und mit Staunen blieben meine Blicke auf dem hübschen Oasenbilde haften. Ich hotte Parras, obschon eine Stadt von etwo 15.000 Einwohnern, bisher in keinem einzigen Werke über Mexico geschildert, und nur in den wenigsten überhaupt erwähnt gefunden. Selbst die englischen und französischen Mexicowerke der jüngsten Jahre enthalten keine Beschreibung dieser Oase des südlichen Coohuila, und doch verdient sie eine solche wohl. Koum hätte ich gehofft, hier eine so schöne, regelmäßig gebaute Stodt mit einer so hübschen, zu einem Blumengarten ausgelegten Plaza onzutreffen. Oder war es nur der lang entbehrte Anblick von Cultur, was sie mir so schön erscheinen ließ? Den niedrigen mörtelbeworfenen Wohnhäusern laufen breite, mit großen

Schieferplatten bedeckte Trottoirs entlang; Mexicaner in Kleidern von europäischem Schnitt, Frauen in ganz schmucken Toiletten, nur den mexicanischen Spitzenschleier über den Kopf geworfen, promenirten auf der Plaza, und auf den zahlreichen beschatteten Steinbänken derselben ruhten ganz elegante Gestalten. Während ich dem Strom der Spaziergänger folgte, hörte ich plötzlich hinter mir deutsche Worte fallen; also auch bis hierher ist der Deutsche gedrungen! Und nicht nur, wie ich später erfuhr, in vereinzelten Exemplaren, sondern es sind ihrer in Parras zehn oder elf Familien ansässig, zumeist Kaufleute, Schulmeister, Apotheker (wie in allen anderen Städten Mexicos), aber auch Weinbauer. Parras ist nämlich der Wein- und Obstgarten des Staates, und die



ärmeren Classen der Stadtbewohner sind fast ausschließlich in diesem beschäftigt. Leider sind die Mexicaner neben ihrer Friedfertigkeit und Höflichkeit auch rechte Müßiggänger. Sie leben nur von der Hand in den Mund, arbeiten gerade genug, um ihren Unterhalt zu fristen, und sind in ihren vielen Mußestunden so dem Spielteufel ergeben, daß sie diesem ihre ganze Habe opfern. So geschah es auch beispielsweise in Parras mit dem werthvollsten Gute, dem Wasser. Hoch über der Stadt sind in den Abhängen der Sierra tiefe Schachte gegraben worden, die vorzügliches und dabei reichliches Wasser liefern zu Trink-, Bade- und Bewässerungszwecken. Gegenwärtig sind nun alle Wasserrechte der Stadt in die Hände von sechs bis sieben Personen übergegangen! Ohne Wasserberechtigung hat aber ein Grundstück, selbst wenn es in den besten Theilen der Stadt gelegen wäre, keinen Werth, und so erklärt es sich, daß man hier

zuweilen ganz ungewöhnlich wohlfeilen Grundbesitz erwerben kann. Die werthvollsten Grundstücke sind indessen die wohlbewässerten Obst- und Weinhacienden, die zusammen wohl mehrere Tausend Acres Gärten umfassen und neben allen erdenklichen halbtropischen Obstgattungen auch vorzügliche, überraschend große Trauben liefern. Dieselben werden nicht nur zur Weinbereitung, sondern vielleicht in demselben Maße auch zur Destillirung von Cognac und Aguardiente, neben Pulque ein Nationalgetränk der Mexicaner, verwendet.

Aber nicht nur in Parras, auch in Aguas Calientes, Dolores, Hidalgo und Calvillo (weiter südlich gelegene Städte) wird die Rebe gezogen, und wenn der Weinbedarf des Landes noch lange nicht befriedigt wird, so hat dies in der schlechten Rebenzucht und Weinbereitung seinen Grund. Hier wäre dem wanderlustigen deutschen Weinbauer, der schon in Nordamerika und Californien so glänzende Erfolge erzielt hat, ein Feld für reichen Erwerb geboten.

Ich blieb nur zwei Tage in Parras und machte mich dann wieder auf den Weg nach der nächsten Eisenbahnstation der Mexican Centraleisenbahn, die heute mit Parras ebenfalls schon durch einen Schienenweg verbunden ist. Damals mußte ich den Weg noch zu Pferde zurücklegen. Er führte mich über trockenen Seeboden, einen Theil der Laguna von Parras, die nur zur Zeit der großen sommerlichen Regengüsse mit Wasser gefüllt ist. Dank dem absolut ebenen Boden ist die Anlage von Acequias (Bewässerungscanälen) mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden, und es wird denn auch das Wasser auf viele Meilen in die Runde geleitet, so daß die Umgegend von Parras ihrer reichen Ernte wegen berühmt ist. Der Handel dieser Oase liegt hauptsächlich in den Händen der Bewohner von Lerdo, einer an der mexicanischen Centralbahn, an ihrem Kreuzungspunkt mit dem Rio Nazas gelegenen, erst innerhalb der letzten 10 Jahre entstandenen Stadt, wo sich auch der Handel des überaus fruchtbaren, haciendenreichen Nazasthales concentrirt. Lerdo wird man selbst auf den neueren Karten noch vergeblich suchen, denn es ist eine moderne Eisenbahnschöpfung, an welcher auch zahlreiche Deutsche großen Antheil gehabt haben. Als Ende der Siebzigerjahre die ersten deutschen Pionniere hierherkamen, war Lerdo nur ein gewöhnlicher „Rancho", eine Farm. Jetzt hat es seine 15.000 Einwohner, eine hübsche Plaza und natürlich auch eine Alameda — wo gäbe es eine mexicanische Stadt ohne diese? — Eisenbahnverbindung mit verschiedenen Gebieten Mexicos, Telephon- und Telegraphenleitungen, ja sogar schon eine Stiergefecht-Arena. An der Spitze des Handels wie der Gesellschaft von Lerdo stehen die Deutschen. Von hier aus hat sich deutscher Einfluß über den ganzen, „die Lagune" genannten Distrìct verbreitet, und mehrere der besten Ranchos liegen sogar ganz in deutschen Händen.

Digitized by Google

XXIV.

Unter-Californien und das Goldminenfieber.

Seit Jahren schon wurde die Aufmerksamkeit der Zeitungsleser durch überschwängliche Berichte von großartigen Goldfunden auf jene ausgesprochenste Halbinsel der Neuen Welt gelenkt, die sich von der Südwestgrenze der Vereinigten Staaten über neun Breitengrade gegen Süden erstreckt und den Golf von Californien bildet. Diese Halbinsel ist das mexicanische Territorium Baja California, Nieder- oder Unter-Californien, und ihr goldverheißender Name mag nicht wenig dazu beigetragen haben, die Glaubwürdigkeit der erwähnten Berichte über den Goldreichthum dieses Landes zu erhöhen. Noch in den ersten Monaten 1889 durchliefen die amerikanischen Blätter wieder einmal Nachrichten von den „goldenen Bergen", die dort entdeckt worden wären und den Säcken voll Gold, welche die ersten Ankömmlinge in dem neuen Dorado binnen kürzester Frist aus dem Flußsande des Ensenadaflusses gewonnen hätten. Diese Nachrichten gingen auch in zahlreiche europäische Blätter über, und man kann gar nicht berechnen, wie viele Leser derselben den heimatlichen Herd verließen, um dort an den Gestaden des Stillen Oceans ihr Glück zu versuchen. Das Goldfieber ist eine gar schlimme Krankheit. Es tritt immer epidemisch auf und verlangt zahlreiche Opfer. Das hat man bei den ersten Goldfunden in Colorado, dem berüchtigten Pikes Peak-Schwindel aus dem Ende der Fünfzigerjahre, bei der californischen Goldhetze, in den Schwarzen Bergen von Dakota und in Nevada sattsam Gelegenheit gehabt wahrzunehmen. Aber so oft die Menschen auch von diesen goldenen Märchen angeführt wurden,

immer gehen noch Tausende bei jeder neuen Kunde von reichen Golddistricten auf den Leim. Die Amerikaner wissen das sehr genau, und wo immer die Landspeculanten des Westens Einwanderer hinlocken wollen, gelingt ihnen das einfach durch die Großartigkeit, mit welcher sie Lügen zu erfinden und in der Welt zu verbreiten wissen. Sie haben darin ein Geschick, das ebenso groß ist, wie ihre Gewissenlosigkeit und wie die Findigkeit, mit der sie sich stets aus der Sache zu ziehen wissen. Wer kennt nicht die Fabel von dem Hirten, der stets die Bauern dadurch zum Narren hielt, daß er „Ein Wolf, ein Wolf" rief? Einmal kam der Wolf wirklich, die Bauern aber ließen sich nicht sehen, und der Wolf fraß die Schafe. Moral: Wer einmal lügt u. s. w. Die Amerikaner haben einen ganz anderen Ausgang für diese Fabel. Als der Wolf nämlich wirklich kam, die Bauern aber hübsch zu Hause blieben, nahm der Hirt einfach seine Winchesterflinte und erschoß den Wolf. Moral: „Bist du zum Lügen aufgelegt, so laß dich durch nichts davon abschrecken, selbst wenn das ganze Dorf gegen dich sein sollte!"

Das neueste Land des Goldminenfiebers ist nun Baja California. Nördlich desselben liegt das große reiche Californien der Amerikaner, alta California, wie es die einstigen Herren desselben, die Mexicaner, nennen. Dort ist für Landspeculanten nicht mehr viel zu machen. Dank der vorzüglichen Eignung Californiens für Obst-, Wein- und Orangencultur ist jeder irgendwie benutzbare Fleck der Umgebung von Los Angeles und San Diego in festen Händen, und die Preise des Landes sind fast unerschwinglich hoch emporgeschraubt worden. Aber Unter-Californien lag bis auf die jüngste Zeit vollständig brach. Da es zu Mexico gehört und nicht eine staatliche Organisation, sondern nur eine aus wenigen Beamten bestehende Territorialregierung besitzt, hätten sich die wenigsten Einwanderer dorthin gewagt, selbst wenn in den vertrockneten Schluchten dieses wasserlosen Gebirgslandes, dieser amerikanischen Halbinsel Sinai, Milch und Honig flössen. Die gewaltigsten Länderstrecken waren dort demnach um wahre Spottpreise zu haben, und Jeder, der ein paar Silberdollars in der Tasche hatte, konnte sich eine ganze Quadratmeile Land dafür kaufen. Große Summen waren also bei einer etwaigen Speculation nicht zu verlieren, und so machte sich denn eine amerikanische „Colonisationsgesellschaft" daran, eine Strecke, die für ein europäisches Königreich ausreichen würde, zu kaufen und zu „colonisiren", d. h. zu parcelliren und die Parcellen wieder an Zuwanderer zu verkaufen. Porfirio Diaz, der gegenwärtige äußerst unternehmende Präsident Mexicos, den großen Vortheil einsehend, welchen die Besiedelung eines brach liegenden Territoriums dem Lande bringen könnte, unterstützte die Gesell-

Digitized by Google

schaft durch weitgehende Concessionen, zu denen auch die Steuer- und Militärbefreiung aller Ansiedler für die ersten zehn Jahre gehört.

Alsbald erschienen in gewissen nordamerikanischen Blättern Berichte von dem vorzüglichen Klima, dem fruchtbaren Boden, den ausgezeichneten Aussichten des neugefundenen Weizenparadieses Unter-Californien, und die Reclametrommel wurde im vergangenen Jahre in einer Weise gerührt, daß in der That eine ganze Anzahl abenteuerlicher „Farmprospectors" (Farmensucher) darauf hineinfielen. Aber sie genügten nicht, um das Unternehmen zu einem lucrativen zu machen. Nun hat die Geschichte der Besiedelung Amerikas deutlich bewiesen, daß es kein besseres, sicheres Colonisationsmittel gibt, als Gold! Ein Mesopotamien an Fruchtbarkeit ist weniger verlockend als eine Sahara, in deren Sand sich Goldkörner vorfinden! Kaum drang die Kunde von Goldfunden, wo immer sie auch gemacht wurden, in die Welt, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß aus aller Herren Länder Menschen dorthin strömen, daß sich binnen wenigen Monaten, ja Wochen, Tausende in dem sagenhaften Eldorado einfinden würden. So wurde denn auch in Unter-Californien wirklich Gold „entdeckt". Nicht nur die Colonisationsgesellschaft hatte das größte Interesse daran, diese Nachricht in Amerika und Europa auszuposaunen, auch die Eisenbahncompagnien sind daran in directester Weise betheiligt. Die Bevölkerung der an Unter-Californien grenzenden Territorien Nordamerikas ist so dünn gesäet, daß der Eisenbahnverkehr nothwendigerweise ein verhältnißmäßig sehr geringer ist. Ein bis zwei Züge täglich nach jeder Richtung genügen diesem spärlichen Verkehre vollkommen. Der Zustrom von Tausenden nach den westlichen Endpunkten der Bahnlinien bringt demnach Zehntausende von Dollars in die Cassen der Eisenbahnen.

So thaten denn auch diese in Amerika so ungemein einflußreichen Culturelemente ihr Mögliches, das Dorado Unter-Californien anzupreisen und die Geschichten von staunenswerthen, alles übertreffenden Goldfunden in die Welt zu senden. Was ist nun Wahres an der Sache?

Etwa 125 englische Meilen südlich der südlichsten Stadt des amerikanischen Californien, San Diego, befindet sich an der Bai de todos Santos das kleine mexico-indianische Dorf La Ensenada. Dorthin hatte sich zu Beginn dieses Jahres ein mexicanischer Verbrecher, Thomas Apperro, geflüchtet, der am 23. Februar zufällig in dem an der Küste steil ansteigenden trockenen Felsplateau einige Körnchen Gold fand. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Mär über das ganze Gebiet, und von allen Seiten strömten Indianer und Mexicaner herbei, um die Schätze zu heben. Ensenada selbst war innerhalb

24 Stunden seiner männlichen Einwohnerschaft entblößt, und am 1. März, also eine Woche nach dem ersten Funde, arbeiteten schon an 500 Männer mit Haue und Schaufel in dem neuen Golddistricte. Andere wuschen das Gold aus dem Flußsande, soweit das spärlich vorhandene Wasser das Goldwaschen eben zuließ. Die Agenten der amerikanischen „Land Company" hatten sich der Sache im Handumdrehen bemächtigt und telegraphirten die Kunde in den glänzendsten Farben über die ganze Welt, wie uns Europäern ja sattsam bekannt ist. Das Land strotze von Gold, und man brauche die schweren Klumpen nur einfach aufzuheben. Sofort setzten sich Abenteurer, Goldsucher und Taugenichtse aus allen Theilen der Vereinigten Staaten in Bewegung, um so rasch als möglich das gelobte Land zu erreichen. Aber der Weg aus den „Staaten" nach Süd-Californien ist gar weit. Die Eisenbahnreise nach San Diego, dem südlichsten Endpunkt der Southern-Pacificeisenbahn, kostet 100 bis 150 Dollars; in San Diego mußten sie Wagen oder Reitpferde miethen, um zunächst die etwa 15 englische Meilen entfernte Nordgrenze Mexicos zu erreichen. In dem dort gelegenen elenden Dorfe Tia Juana fand die Zollabfertigung statt, was die Zuwanderer trotz der verheißenen Steuerfreiheit eines weiteren beträchtlichen Theiles ihrer Baarmittel beraubte, denn der Eingangszoll nach Mexico ist sehr hoch und beträgt beispielsweise für Nahrungsmittel durchschnittlich die Hälfte des Werthes. Von Tia Juana bedarf es einer weiteren Reise von etwa 110 englischen Meilen über ödes, trockenes Land, um endlich La Ensenada zu erreichen.

Die ersten Ankömmlinge waren zum mindesten so glücklich, noch ein „Claim" (Anspruch) abstecken zu können und einige Dollars Gold zu waschen. Jene aber, die aus den entfernteren Gebieten der Vereinigten Staaten oder gar aus Europa kamen und zu der Reise neben ein oder zwei Wochen Zeit auch noch ein paar hundert Dollars Geld erforderten, hatten das leere Nachsehen. Sie waren in der tollen Jagd nach dem Golde zu spät gekommen und mußten sich als Arbeiter verdingen, um überhaupt ihr Leben zu fristen. Die Wenigsten besaßen die Mittel, zurückzukehren, und so sitzen sie augenblicklich auf dem Hochplateau von Ensenada fest. Aber auch die ersten Ankömmlinge waren nicht auf Rosen gebettet. Allerdings gelang es ihnen, in den Quebradas, den Gebirgsschluchten, täglich Goldkörner von 2 bis 4 Dollars, mitunter sogar bis 25 Dollars Werth zu finden. Aber dieses „Surface gold" (Oberflächegold), das von den Frühlingsgewässern ans Tageslicht gewaschen wurde, war bald gesammelt, und nur der nackte, harte, goldhaltige Quarz blieb ihnen übrig, mit dem sie ohne Maschinen, Stampfmühlen und Reductionswerke nichts

anfangen konnten. Die mexicanische Regierung schickte ihnen auch alsbald Commissäre und Militärbesatzung auf den Hals. Wohl hielten diese in anerkennenswerther Weise Ordnung in dem Lager; sie nahmen den tollen herbeigelaufenen Abenteurern die Revolver und die Würfel (zum Spiele) ab und duldeten weder Streit noch Spiel, noch Trunkenheit. In dieser Hinsicht zeichneten sich die Mexicaner stets vor ihren nördlichen Nachbarn, den Amerikanern, aus. Indessen forderten sie für ihre Sicherheitsmaßregeln auch beträchtliche Abgaben.

Jedem Goldgräber wurde es gestattet, sich ein „Claim" (Anspruch) von 20 Ellen im Geviert abzustecken, aber dafür hatte er 11 Pesos fuertes Eintragegebühr, 1 Peso für die Documente und 1 Peso für den Regierungs-



Pima-Indianer.

stempel zu zahlen. Außerdem mußten sie sich verpflichten, die Bearbeitung ihres „Claims" in den ersten vier Monaten zu beginnen und fortzuführen, widrigenfalls der Claim wieder an die Regierung zurückfiel. Wo aber war es möglich, innerhalb dieser kurzen Frist die Maschinen herbeizuschaffen und aufzustellen?

So ging es mit den Goldminen von Ensenada ebenso, wie mit so vielen anderen in Colorado, Nevada, Californien und Britisch-Columbien. Einige Wenige verdienten ein paar hundert Dollars, Hunderte aber verloren ihre Habe und sitzen nun in dem zauberhaften Paradiese, dem kahlen Felsplateau von Unter-Californien, fest — die alte Geschichte, die ewig neu bleibt, der alte Schwindel, auf den regelmäßig immer neue Gimpel auf den Leim gehen, ohne aus den Erfahrungen Anderer Nutzen zu ziehen. Vielleicht finden manche unter diesen gestrandeten Goldgräbern noch ein paar gute fruchtbare Stückchen Ackerboden, und dann wird mit ihnen die Parabel vom Weinberg und dem darin

Digitized by Google

vergrabenen Schatz in Erfüllung gehen — zu ihrem Nutzen, sowie auch zum Nutzen der „Lower California Land Company", die ja bei dem ganzen Goldminendrama möglicherweise diesen Ausgang im Auge hatte. Die unzweifelhaft im Santa Clara- und Ensenadadistrict vorhandenen Goldquarzadern werden aus den Händen der ersten armen Claimbesitzer in jene großer wohlhabender Gesellschaften übergehen. Diese. werden Stampfmühlen und Reductionswerke bauen und die Minen in rationeller Weise bearbeiten lassen. Ihnen wird die Ernte von jener Saat zufallen, welche den ersten Ankömmlingen so große Opfer gekostet hat.

Wäre Unter-Californien wirklich das Landwirthschaftsparadies, als welches es ausgeschrieen wird, so hätte es sich gewiß wohl in demselben Maße entwickelt wie das angrenzende Sonora oder wie Jalisco, denn es war schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt, ja Hernando Cortez selbst hatte es besucht, und die in seinem Gefolge reisenden Missionäre hatten unter den das Land damals bewohnenden Maricopas und Chichimecas Missionen gegründet, deren Ruinen überall zu sehen sind. Nur wenige dieser Missionen bestehen noch heute und bilden den Nucleus kleiner ärmlicher Ansiedelungen von Indianern und Mischlingen. Das Land ist bei einem Flächenraum von 155.000 Quadratkilometer (also der doppelten Ausdehnung des Königreichs Bayern) eines der am spärlichsten bevölkerten der Erde, denn es besitzt nur 30.000 Einwohner, was etwa der Bevölkerungsdichtigkeit des heutigen Sibirien entspricht.



Typische Landschaft im nördlichen Mexico.

Man wäre versucht zu glauben, Unter-Californien besitze dieselben klimatischen und Feuchtigkeitsverhältnisse, wie die nahen Staaten Sonora und Sinaloa. Aber während besonders das letztere großen Regenfall und Wasserreichthum besitzt, ist Unter-Californien einer der dürrsten, trockensten Landstriche Amerikas, ohne irgend welchen nennenswerthen Fluß, und selbst die spärlichen

kurzen Flußläufe, die vorhanden sind, haben nur zu gewissen Zeiten im Jahre Wasser. Diese Trockenheit ist der Fluch des Landes, das sonst wohl eine ähnliche Cultur erreicht haben würde wie Sinaloa. Das Klima ist dagegen günstiger als jenes von Sonora. Die Temperatur steigt selten über 90° F. und fällt niemals unter 60° F.

Die steinigen trockenen Plateaux im Innern des Landes haben als hauptsächlichste Vegetation Cactus und Agaven aufzuweisen, während die Höhenzüge mit Eichen- und Tannenwäldern bedeckt sind, die jedoch nur wenig für Bauhölzer geeignetes Material enthalten. An den Mündungen der Flußläufe und eine kurze Strecke laudeinwärts ihnen entlang ist die Vegetation dafür ungemein üppig. Palmen, Bananen und andere tropische Gewächse gedeihen in Fülle, allein diese Thäler bilden nur sozusagen Oasen in der Wüste. Die westlichen und nördlichen Theile der Halbinsel haben keine einzige nennenswerthe Ansiedelung, höchstens vereinzelte Ranchos aufzuweisen, und die einzigen „Städte" befinden sich an der Südostküste, am Golf von Californien. Dort liegt auch an einem großen vorzüglichen Hafen die 2000 Einwohner zählende Hauptstadt La Paz. Sonstige Orte von einigen Hundert Einwohnern ist die Silberminenstadt San Antonio, 100 Kilometer südwestlich von La Paz im Innern der Halbinsel gelegen, ferner die Minenstadt Loreto am Abhange des 2000 Meter hohen Cerro de Giganta, und endlich die Missionsorte Mulegé, St. Thomas und San Diego. Auf der flachen sandigen Insel Carmen, gegenüber Loreto, wird viel Salz gewonnen. Neben den Minen war früher die Perlenfischerei von Unter-Californien sehr einträglich, so daß sogar die Indianer Perlenschnüre trugen. In den letzten Jahren jedoch ist die Perlenfischerei sehr zurückgegangen, und nur in den Sommermonaten kommen einige Hundert Yaquis und Mayas von Sonora herüber, um hauptsächlich in der Bucht von Pechilinque Perlen zu fischen. Dagegen ist der Fischfang ungemein ergiebig; an den Seeküsten erscheinen auch zahlreiche Seehunde und gigantische Schildkröten, eine Quelle ganz beträchtlichen Gewinns für die Bewohner des Territoriums.

Die einzige regelmäßige Dampferverbindung mit dem Festlande sind die monatlichen Dampfer der Pacific Coast-Gesellschaft, die von San Francisco auf dem Wege nach Guaymas in La Paz anlegen. Zwischen San Diego im amerikanischen Staate Californien und Ensenada in Unter-Californien verkehren auch Localdampfer.

Digitized by Google



= Nach Mexico. =

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft

Hamburg.

Regelmäßige Dampferverbindung.

Zwischen Hamburg, Westindien und Mexico

auf der Aus- und Rückreise **Havre** anlaufend,
nach **St. Thomas, San Juan de Puerto Rico, Aguadilla, Mayaguez, Havana** und **Vera Cruz,**

am 7. jeden Monats von Hamburg abgehend.

Zwischen Hamburg, Westindien, Mexico und New-Orleans

nur auf der Ausreise **Havre** anlaufend,
nach **St. Thomas, San Juan de Puerto Rico, Mayaguez, Domingo City, Progreso, Vera Cruz, Tampico** und **New-Orleans**

am 22. jeden Monats von Hamburg abgehend.

Zwischen Hamburg und Westindien

auf der Aus- und Rückreise **Havre** anlaufend,
außerdem in Hauptlinie IV (17. jeden Monats) auf der Ausreise **Grimsby** anlaufend:

nach **St. Thomas, Ponce, La Guayra, Puerto Cabello, Curaçao, Colon, Sabanilla, Cartagena, Port Limon, Port au Prince, Gonaïves, Cap Haïti, Jacmel, Aux Cayes, Jeremie, Sanchez** und **Puerta Plata** mit Anschlüssen von **Colon** via **Panama** nach **allen Häfen des Stillen Oceans;** ab **Curaçao** Anschluß nach **Maracaybo** (ab **Hamburg** am 12. und 27.)

viermal im Monat laut Specialfahrplan.

Für beide mexicanische Linien werden **Durch-Connossemente** nach **Mexico City** via **Vera Cruz** gezeichnet.

Hinsichtlich aller näheren Bedingungen, sowie der Frachtraten verweisen wir auf die für die **westindisch-mexikanischen Linien** ausgegebenen Tarife.

Güter von Bremen, Copenhagen, Gothenburg, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Paris, Bordeaux und Grimsby etc. werden in Durchfracht angenommen.

Wegen Passage und Abschluß von Ueberfahrts-Verträgen wende man sich an die Passage-Abtheilung der Gesellschaft **Teichstraße 7** und **Bahnhofstraße 6.**

Der Vorstand.

= Nach Mexico über New-York. =

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **Bremen** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

I. Von Bremen nach New-York

wöchentlich zweimal, Mittwochs u. Sonnabends.

Die Schnelldampfer „Lahn", „Saale", „Trave", „Aller", „Ems", „Eider", „Fulda", „Werra", „Elbe", „Spree", „Havel" machen die Reise von Bremen nach New-York

in 8 bis 9 Tagen.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Galveston (Texas)

im Frühjahr und Herbst nach Bedarf.

IV. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 25. jeden Monats.

V. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jeden Monats.

VI. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VII. Von Bremen nach Australien

und den Samoa- und Tonga-Inseln

alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer des Nordd. Lloyd.

Schnelldampfer:
Lahn
Saale
Trave
Aller
Ems
Eider
Fulda
Werra
Elbe
Preußen
Bayern
Sachsen
Kaiser Wilh. II.
Spree
Havel

Neckar
Donau
Main
Rhein
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Straßburg
Weser
Hermann
Amerika
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronpr. Fr. Wilh.

Dampfer des Nordd. Lloyd.

Dresden
München
Karlsruhe
Stuttgart
Stettin
Lübeck
Danzig
Strauß
Albatroß
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Lloyd
Fulda
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Paul Fr August
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Reiter
Hercules
Quelle

Prospecte versendet und nähere Auskunft ertheilt

Norddeutscher Lloyd
Bremen.

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von Ed. Hölzel in Wien und Olmütz.

In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes.

Reise der Dr. Hans Meyer'schen Expedition in Usambara

von

Dr. Oskar Baumann.

Mit Illustrationen von Ludwig Hans Fischer und Franz Zimerman nach Skizzen des Verfassers, sowie nach Photographien und einer Originalkarte.

8°. Preis broseh. fl. 2.— = M. 3.60.

Der durch seine Reisen in Westafrika, speciell am Congo, auf der Insel Fernando Póo, ferner in Albanien und Montenegro in wissenschaftlichen und überhaupt gebildeten Leserkreisen wohlbekannte Verfasser gibt in obigem Werke eine Schilderung des herrlichen Gebirgslandes von Usambara, eines vielversprechenden, für europäische Colonisation äusserst günstigen Gebietes von Deutsch-Ostafrika. Seine besondere Darstellung des Reisens und des Lebens in der Wildniss, die Beschreibung der schweren Schicksale der Dr. Meyer'schen Expedition, der Desertion der Träger, des Verrathes des Usambara-Häuptlings Sembodja, des Ueberfalles und der Gefangenschaft bei Buschiri (dem jetzigen Hauptgegner Wissmann's), die klare Ausführung über die Handels- und Plantagenverhältnisse im tropischen Afrika, unterstützt durch vortreffliche Illustrationen und eine Originalkarte, sichern dem Buche eine weite Verbreitung. Alle Deutschen, seien sie Anhänger oder Gegner der Colonialpolitik des grossen Kanzlers, werden das kleine Buch mit grossem Interesse lesen.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Eine afrikanische Tropeninsel

FERNANDO PÓO

und die Bube.

Von

Dr. Oskar Baumann.

Mit Illustrationen und einer Karte.

8°. Preis fl. 1.50 = M. 2.50.

Der bekannte Verfasser hat im Jahre 1886 eine mehrmonatliche Explorationstour durch die Insel Fernando Póo unternommen und dabei mit scharfem Auge auf Land und Leute geachtet. Die Schilderung seiner Wanderung ist ausserordentlich lebendig und mit gutem Humor gewürzt, und die Charakteristik der vulcanischen Tropeninsel, sowie ihrer interessanten Bube-Bevölkerung weist in sehr geschickter Weise auf alle wichtigsten Punkte hin. Die dem Buche beigegebene Karte beruht auf den Originalaufnahmen des Reisenden.

Digitized by Google

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von Ed. Hölzel in Wien und Olmütz.

Dr. Wilh. Junkers
Reisen in Afrika
1875–1886.

Erster Band (1875–1878).

Nach seinen Tagebüchern unter der Mitwirkung von Richard Buchta herausgegeben von dem Reisenden.

Mit 38 Vollbildern, 125 Illustrationen im Text und 9 Karten.

Preis brosch. fl. 5.60 = M. 9.50, geb. in Prachtband fl. 7.— = M. 12.—.

Das Werk erscheint in 3 Bänden oder circa 30 Lieferungen.

Die Münchener „Allgem. Zeitung" Nr. 319 vom 10. November 1889 urtheilt über das Werk in einer längeren Besprechung u. A.:

„. . . . Man wird das Urtheil dahin fassen können, daß das Buch eines der liebenswürdigsten und lesenswerthesten, vor Allem aber eines der best und reichst illustrirten ist, welche über Afrika geschrieben worden sind. Der Verfasser tritt nicht mit sehr großen, gelehrten Prätensionen auf. Er schildert aber mit so schlichter Natürlichkeit und Anschaulichkeit, mit feinem Sinn für das Charakteristische an der Landschaft und für die Situation, daß man gerade nach dieser Richtung die werthvollste Belehrung empfängt. Die persönlichen Gefahren und Erlebnisse sind mit gutem Takte gerade so weit mitgetheilt, als es für die Kennzeichnung und das Verständniß der Situation nöthig ist. Ist es doch gerade in dieser Richtung so schwer, die rechte Mitte zu treffen. Denn es kann leicht geschehen, daß der Leser der endlosen Intriguen und Verhandlungen mit zahllosen Menschen, wie sie gerade bei afrikanischen Reisen so häufig sind, ebenso müde wird, als ihrer der Reisende einst geworden ist; während umgekehrt eine Reisebeschreibung, die sich alles persönlichen Elementes entkleidet, sich damit auch des wirksamsten Charakterisirungsmittels beraubt; Takt und guter Geschmack müssen hier eben das Richtige treffen, wie bei jedem Kunstwerk. Und als solches wird eine gute Reisebeschreibung wohl gelten dürfen. Wenigstens ist man berechtigt, auch diesen Maßstab an sie zu legen.

So wird also das Buch trefflich dazu dienen, die weiten Räume der Karte, die Dr. Junker über seine Reise in „Petermann's Mittheilungen" veröffentlicht hat und die einen ansehnlichen Theil Central-Afrikas in ungewöhnlich großem Maßstabe darstellt, mit wirklichen Vorstellungen von dem Aussehen und dem Wesen der Gegenden und Völker ausfüllen. Daß die zahlreichen Mittheilungen über die Zustände der Provinz, über ihre Verwaltung, über Charakter und Handlungsweise der betheiligten Persönlichkeiten, vor Allem Gordon's, Emin's und Gessi's, gerade jetzt von höchstem Interesse sind, versteht sich nach dem Obengesagten von selbst.

Eine besondere Erwähnung verdienen die sehr zahlreichen Illustrationen. Das Werk ist in dieser Richtung ein bahnbrechendes zu nennen. Vor Allem durch das aufgestellte Princip, nur Abbildungen von Künstlerhand zu bringen. Denn man muß sich nur erinnern, welche Qualität von Bildern gerade in reich illustrirten Reisewerken uns dargeboten zu werden pflegt: Dinge, bei denen man sich vergeblich fragt, ob denn die Künstler, welche Deutschland bekanntlich in so großer Zahl producirt, nur für illustrirte Zeitschriften und Wanderbilder, niemals aber für ernsthafte Bücher zu haben sind? Das „billig und schlecht" hat eben auch auf diesem Gebiete zu lange geherrscht. In dem vorliegenden Buche sind alle Illustrationen directe Reproductionen nach Originalzeichnungen von Künstlern. Für das Auge, das gewohnt ist, an Werke der bildenden Kunst, und wären sie noch so unbedeutend, auch künstlerische Anforderungen zu stellen, ist es eine wahre Erholung, hier nirgends der mechanischen Arbeit irgend eines Holzschneiders, sondern überall dem Strich eines bewußt schaffenden Künstlers zu begegnen.

Nach Inhalt und Ausstattung wird man somit Junker's Reisen unter die hervorragendsten Erscheinungen der deutschen Reise-Literatur rechnen dürfen."

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.